This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

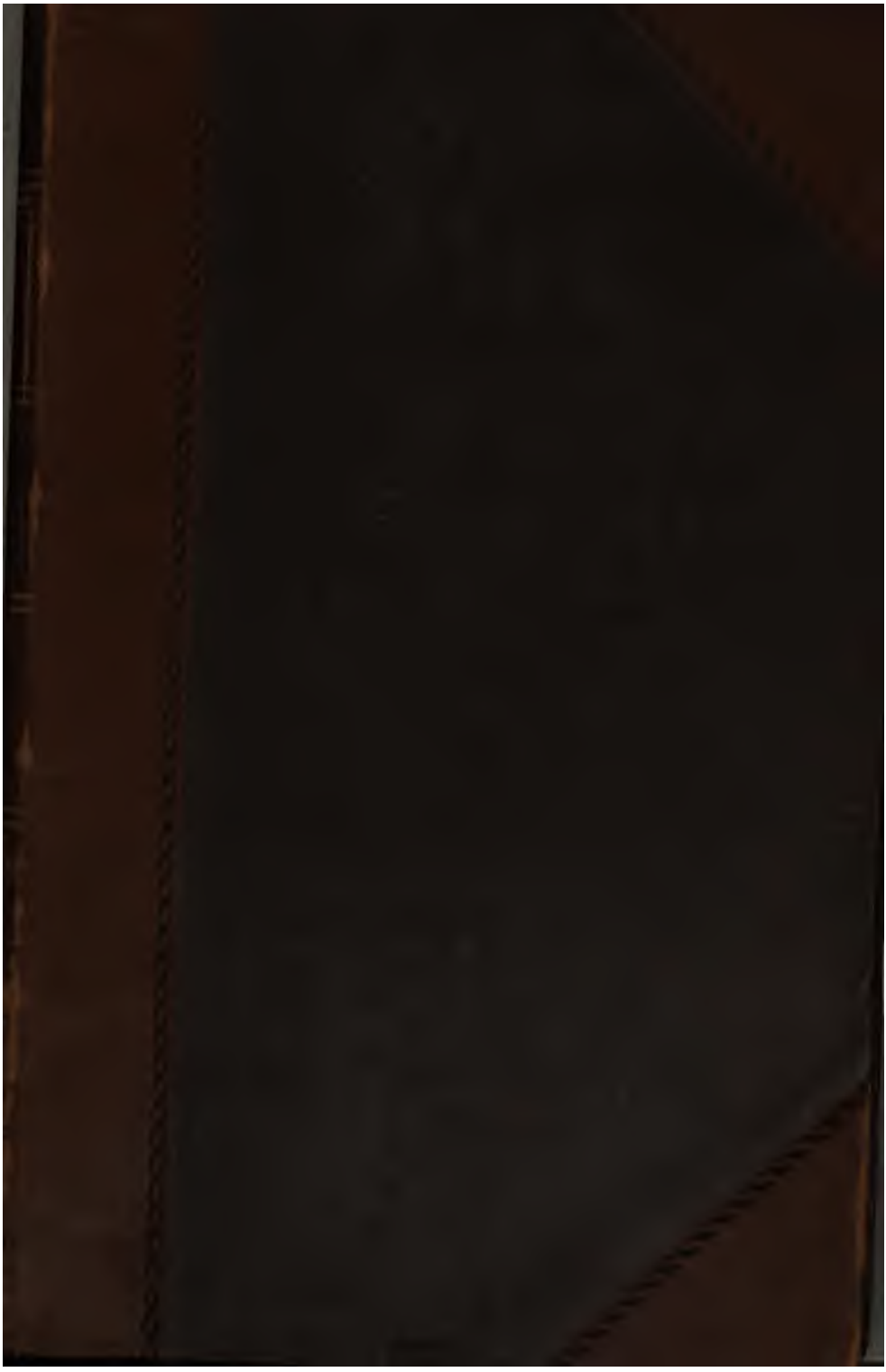
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



6000260190

6000280190

Reiſe

nach

Perſien und dem Lande der Kurden.

Von

Moritz Wagner.

Erſter Band.

Mit einem Vorläufer:

Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus.

Leipzig,

Arnoldiſche Buchhandlung.

1852.

203. c. 25

Heute ſcheint unſer armes Deutſchland der politiſchen Lectüre ſatt und müde zu ſein. Die patriotiſchen Wünſche, die glänzenden Hoffnungen von 1848 ſind nicht in Erfüllung gegangen. Die Sünden zweier extremen Parteien, Unverſtand und Treuloſigkeit haben das ihrige gethan, eine unerquickliche Gegenwart herbeizuführen, welche keinen befriedigt, wenige erfreut und niemand beruhigt. Der wahre deutſche Patriot ſitzt heute vor den kalten Ruinen ſeiner warmen Hoffnungen, trauernd wie vor der Leiche eines theuern Kindes, ohne von dem Glauben zu laſſen, daß der Geiſt ſeines Lieblings ſtill fort lebe in unſichtbaren Regionen, daß er ihn wieder ſchauen werde in einer ſchönern und geläuterten Geſtalt.

Für die Länder- und Völkerkunde ſcheint gegenwärtig friſche Empfänglichkeit zu keimen und mancher Leſer folgt uns vielleicht nicht unlieb aus Europa's trüber Nebeldämmerung, von der man nicht weiß, ob ſie uns die Nacht oder den Morgen bringen wird, nach den fernen Regionen Aſiens, in jene ſo wenig bekannten Länder, wo höchſt ſelten der Fuß eines Europäers wandelt und die noch kein deutſcher Augenzeuge geſchildert hat.

Aus zwei großen Urſachen muß uns der Orient immer intereſſant bleiben. Nicht nur leuchtete von dort der erſte Frühſtrahl der alten Völkercultur, ſondern eine nicht ferne Zukunft bereitet dort, wenn auch die abendländiſche Geſchichte in Thatloſigkeit, Langweile und Melancholie einen ſehr langen Winterſchlaf ſchlummern ſollte, welterſchütternde Ereigniſſe vor. Die beiden erſten Großmächte Europa's werden, durch natürliche Umſtände getrieben, welche mächtiger ſind als der Wille der Staatslenker, mählig aber unaufhaltſam näher gedrängt und ein ſtaatlicher Ko-

loß, der durch die Combination des europäiſchen Wiſſens mit dem mongoliſchen Geiſte der abſoluteſten Herrſchergewalt und des ſtarrſten Gehorſams eine Spannkraft im Innern und eine Schnellkraft nach Außen erlangt hat, wie ſie kein Staat und kein Deſpot alter und neuer Zeit, kein Seſoſtris, kein Tamerlan und kein Napoleon beſeſſen, wird in nicht ferner Zeit den Einen Fuß in die blühenden Ufer des Bosporus tief einſtampfen müſſen, um den andern Fuß, der auf dem Granitfelſen des Eismeeres ruht, bei wachſender Schwere des Körpers die rechte Balance zu halten und als ſcythiſcher Atlas auf ſeinen unbeweglichen Schultern nicht den Himmelsbau, aber die ungeheure Völkerlaſt ſo lange zu tragen, bis ſie durch innere Verwitterung zerfällt oder durch occidentaliſche Orkane über den Haufen geworfen wird.

Den Leſer, welcher jede politiſche Lectüre abgeſchworen, bitte ich das erſte Capitel, das eine leidenſchaftsloſe Würdigung der öſtlichen Politik des Fürſten Metternich von einem wahren und warnenden Freunde Oeſterreichs enthält, zu überſchlagen und mit dem zweiten Capitel zu beginnen, wo ich ihm in Konſtantinopel ſtatt des viel Beſchriebenen neue Gegenſtände zeigen kann, welche meine Vorgänger entweder vergeſſen oder gefliſſentlich ignorirt haben.

Von dort führe ich den Leſer zur eigentlichen Reiſe in die Länder jenſeits des ſchwarzen Meeres und des kolchiſchen Prachtgebirges ein. Diejenigen geehrten Leſer, welche am liebſten nur ganz Neuem, nämlich der Schilderung einer wahren terra incognita einige Aufmerkſamkeit widmen, mache ich vor allem auf den Beſuch der Gebirgsgegenden im Süden von Erzerum, wo die bis heute noch unbeſchrie-

bene Wiege des Euphrat und die Reſte einer großartigen vulcaniſchen Thätigkeit zu finden ſind, ſo wie auf die Streifzüge im Oſten, Süden und Weſten des großen Urmiaſee's, des perſiſchen todten Meeres, aufmerkſam.

Scheiterte auch meine Abſicht, das geheimnißvolle Rewandoz zu betreten, in das berüchtigte Mordloch Kurdiſtans und in das chriſtliche Alpenland Dſchulamerk einzudringen, ſo gelang es mir doch, einige nicht unwichtige Notizen über den Zuſtand dieſer faſt unbekannten Gebirgsländer in deren nächſter Nachbarſchaft zu ſammeln. Die Unterſtützung einiger verehrten Freunde ſetzte mich auch in den Stand, einen kleinen ethnographiſchen und naturgeſchichtlichen Anhang beizufügen, der einſtweilen gleich meinen vorausgegangenen Büchern über das ruſſiſche Armenien und über Kolchis als Vorläufer eines größern wiſſenſchaftlichen Werkes dienen möge, deſſen Herausgabe die ungünſtigen Zeitverhältniſſe mir bis jetzt nicht geſtattet haben.

München, im October 1851.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

I.

Seite

Vorläufer. Denkwürdigkeiten von der Donau. Officielle Empfehlungen in freien und in abſoluten Staaten. Fürſt Metternich und die Schriftſteller. Gedanken eines Freundes von Oeſterreich über deſſen Stellung zum Orient. Eine Audienz in der Staatskanzlei. Clemens von Hügel. General von Hauer. Metternichs öſtliche Politik. Die Intereſſen Oeſterreichs und Rußlands im Orient 1

II.

Denkwürdigkeiten vom Bosporus. Konſtantinopel. Der Kef. Pera. Sultan Abdul-Meſchid. Die Ulema. Der Großfürſt Konſtantin. Die Derwiſche von einer neuen Seite. Die Kleiderreform und ihre Bedeutung. Türkiſche Frauen. Die Sultanin Walide. Charakterzüge des Sultans. Geſchichtliche Rückblicke. Die praktiſchen Reſultate der Reform. Türkiſche Große. Riza und Reſchid Paſcha. Omer Paſcha. Die Stellung der europäiſchen Diplomaten von einſt und jetzt. Sir Stratford Canning und Graf v. Stürmer 44

III.

Dampfſchifffahrt nach Trapezunt. Die Vertheidigung des Bosporus. Die Differenzen der Schifffahrtsgeſellſchaften in der Levante. Herr v. Gherſi. Kolchiſche Küſtenlandſchaften. Der kaukaſiſche Sclavinnenhandel. Ankunft in Trapezunt. Abdallah Paſcha 139

IV.

Reiſe von Trapezunt nach Gumyſch-haneh. Naturcharakter. Reichthum der Mineralquellen. Kolchiſche Gebirgslandſchaften. Gefährliche Paſſagen. Das kluge Pferd. Vergleich der kolchiſchen Landſchaften mit dem Kaukaſus und der Schweiz. Geologiſche Beobachtungen. Gumyſch-haneh. Die Geſchichte eines polniſchen Flüchtlings aus dem Kaukaſus 163

Seite

V.

Von Gumyſch-haneh nach Erzerum. Geologiſche Verhältniſſe. Genis-kaleh. Baiburt. Ein türkiſcher Führer. Dorf Maſſat. Der Hoſchabunar. Ankunft in Erzerum 191

VI.

Die Hochebene und die Stadt Erzerum. Merkwürdigkeiten. Das Tſchifteh-Minaret. Der Bazar. Der Winter. Die Engländer. Converſationsfrüchte über den Orient. Diplomatenleben. Türkinnen. Verfall der Städte und der Sitten im türkiſchen Aſien 203

VII.

Eine Ruine bei Erzerum. Die Hochebene. Ausflug nach den Quellen von Elidſcha. Beſuch bei den Kraterreſten im Süden. Reiſe nach dem Sichtſchik. Beſteigung des Vulcans. Die alten Anſichten über die Quellen des Euphrat. Beſteigung des Giaur-dagh und der Euphratwiege 223

VIII.

Das Reiſen im türkiſch-perſiſchen Hochlande — Die Kurden. Karagös. Karawanenſkizzen. Sitten und Lebensweiſe der Pferde. Wölfe, Panther und Tiger. Aasgeier. Kurdiſche Roßdiebe. Stadt und Hochebene von Haſſan-kaleh. Kurdiſche Wohnungen. Bemerkungen über die Kurden. Naturcharakter. Topra-kaleh. Kloſter Utſch-kiliſſa. Bemerkungen über den armeniſchen Klerus. Diadin. Die Quellen des Murad. Der Ararat. Kurdiſche Räuber. Geologiſches. Beſuch in Bajaſid . . . 243

IX.

Abreiſe von Bajaſid. Paß Khaſi-göl. Ein Abenteuer mit kurdiſchen Räubern. Eintritt in Perſien. Gorawa. Vergleich des Naturcharakters von Armenien und Perſien. Die Hochebene und die Stadt Choi. Ankunft am Urmiaſee. Landſchaftscharakter. Zur Naturgeſchichte Aſerbeidſchans. Ankunft in Tabris. Lage und Beſchreibung der Stadt. Volksleben. Perſiſche Frauen. Eine perſiſche Schule. Der Bazar. Geſelligkeit. Die griechiſchen Kaufleute. Neſtorianerinnen. Temporäre Ehebündniſſe 308

I.

Vorläufer. Denkwürdigkeiten von der Donau. Officielle Empfehlungen in freien und in absoluten Staaten. Fürst Metternich und die Schriftsteller. Gedanken eines Freundes von Oesterreich über dessen Stellung zum Orient. Eine Audienz in der Staatskanzlei. Clemens von Hügel. General von Hauer. Metternichs östliche Politik. Die Interessen Oesterreichs und Rußlands im Orient.

Herr Guizot und Lord Aberdeen hatten mich bei dem Antritt meiner orientalischen Reise mit Cirkularempfehlungsschreiben an sämmtliche französische und britische Agenten in der Levante bereitwillig ausgestattet. Die Lenker freier Staaten haben keine Scrupel, ein wissenschaftliches Reiseunternehmen, wenn auch zeitgeschichtliche und politische Studien demselben nicht fremd sind, durch officielle Documente zu unterstützen. Auch in Berlin reichte die Fürsprache eines berühmten Gelehrten hin, mich mit einer ministeriellen Recommandation an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel zu versehen. Mehr Schwierigkeit hatte die Sache in Rußland, wo man bereits anfing, reisende Schriftsteller, selbst wenn ihre Zwecke wesentlich nur der Bereicherung der Naturgeschichte und der Länder- und Völkerkunde galten, mit mißtrauischen Augen zu betrachten, obwohl die Reihe von

„Enthüllungen" über Rußlands innere ſtaatliche Zuſtände aus engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Federn damals noch kaum begonnen hatte.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg hatte Anträge zu meinen Gunſten an das dortige Miniſterium der Volksaufklärung geſtellt und Sr. Excellenz der ruſſiſche Geſandte in Berlin Herr von Meyendorff hatte dieſe Anträge durch ſeine perſönliche Empfehlung unterſtützt. Es handelte ſich nicht um eine materielle Begünſtigung meiner Reiſezwecke. Ich hatte in St. Petersburg ausdrücklich die ſchriftliche Erklärung niedergelegt, von der ruſſiſchen Regierung und der kaiſerlichen Akademie eine finanzielle Unterſtützung zur Unterſuchung der Länder jenſeits des Kaukaſus weder verlangen, noch annehmen zu wollen, im Falle ſolche unverlangt angeboten würde. Nur ſchriftliche Befehle wünſchte ich an die ſüdruſſiſchen Civil- und Militairbehörden zum Schutz und zur Sicherheit meines Aufenthalts in jenen Provinzen, wo ich meine wiſſenſchaftlichen Forſchungen beginnen wollte.

Gerade dieſe Erklärung ſchien Mißtrauen zu erregen. Man war in St. Petersburg gewöhnt, jene ruſſenfreundlichen Reiſenden, welche über die Verhältniſſe im Zarenreich nur günſtige Berichte lieferten, gegen klingende Subvention nicht eben ſpröde zu finden. Faſt zu gleicher Zeit, wo ich meine Fahrt nach dem Orient antrat begaben ſich die Herren von Haxthauſen und Dr. Kolenati nach St. Petersburg. Erſterer wollte ſtaatsökonomiſche Notizen ſammeln und die ruſſiſchen Bauernverhältniſſe ſchildern, letzterer den Kaukaſus zu naturwiſſenſchaftlichen Zwecken bereiſen. Die ruſſiſche Regierung bewilligte jedem dieſer Herren dreitauſend Silberrubel Reiſegeld. Dem preußiſchen Baron von Haxthauſen wurde überdieß auf Koſten der Regierung ein miniſterieller Beamter als Begleiter und Dolmetſcher

beigegeben, welcher ſeine Forſchungen überwachen und dafür ſorgen ſollte, daß Herrn von Haxthauſen nichts mitgetheilt werde, was der Regierung ungünſtig oder mißliebig ſei. Dem Dr. Kolenati aber wurde eine ſpätere kaiſerliche Unterſtützung für Herausgabe ſeiner Werke in Ausſicht geſtellt. So glaubte man der guten Geſinnung oder mindeſtens der Discretion dieſer Herren über ruſſiſche Zuſtände verſichert zu ſein und hat ſich in dieſer Beziehung nicht getäuſcht.

An mich wurde von Seite verſchiedener Akademiker und Diplomaten gleichfalls das Anſinnen geſtellt, die Reiſe über St. Petersburg zu machen. Das ſei, hieß es, der gewöhnliche Weg deutſcher Forſcher, welche den ruſſiſchen Süden und beſonders den Kaukaſus bereiſen wollten. Eine zuvorkommende Aufnahme von Seite der einflußreichſten ruſſiſchen Staatsmänner und die beſten Empfehlungen des mächtigen Polizeiminiſters Grafen von Benkendorf wurden mir zugeſichert. Als mich all' dieſe ſchönen Verſprechungen nicht zu dem großen Umweg über die Newa lockten und meine beſtimmte Erklärung erfolgte, lieber auf jede ruſſiſche Empfehlung und Protection im Orient verzichten als die Reiſe über St. Petersburg machen zu wollen, ſchickte mir gleichwohl der ruſſiſche Unterrichtsminiſter Herr von Uwaroff zuletzt die gewünſchten Empfehlungsbriefe. Ein officielles Cirkular von Seite des ruſſiſchen Miniſteriums des Innern ſollte ich in Konſtantinopel finden.

Nur von Seite Oeſterreichs fehlte mir jede Recommandation. Bei meiner entſchiedenen Vorliebe, zwar nicht für die öſterreichiſchen Regierungsgrundſätze, doch für das öſterreichiſche Volk und den Staat, welcher als erſte deutſche Großmacht durch ſeine geographiſche und politiſche Lage berufen iſt, den deutſchen Namen und die deutſchen Intereſſen im Oſten zu vertreten und für deutſchen Geiſt und deutſche Bildung an der untern Donau Propa-

ganda zu machen, waren mir Empfehlungen an die öſterreichiſchen Agenten im Orient noch wünſchenswerther als an die Vertreter anderer Großſtaaten, welche dort mehr Anſehen genießen und größern politiſchen Einfluß üben, aber dem deutſchen Gemeinweſen und ſeinen Intereſſen ferne ſtehen. Ich beſchloß daher, die Reiſe über Wien zu machen, in der Hoffnung durch die Fürſprache einiger dortiger Gelehrten die gewünſchten officiellen Documente von Seiten der Staatskanzlei zu erlangen.

Fürſt Metternich pflegte in den Tagen ſeiner Allmacht durchreiſende Gelehrte und Schriftſteller nicht ungerne bei ſich zu ſehen. Er hatte gegen Männer der Feder nicht den barbariſchen Groll Sr. vandaliſchen Majeſtät Genſerich I. oder des Londoner Proletarierkönigs Hans Cade, welcher, nach Shakespeare, den Schreiber von Chatam blos wegen der Autorſchaft ſeines Namenszuges hängen ließ. Auch die furchtgepaarte Antipathie gegen Literatur und Literatenthum, wie wir ſie bei einem modernen Potentaten im Süden finden, welcher den Sophokles als politiſch anrüchig verbietet und auf Ueberſetzungen von Shakespeare und Schiller ſeine Sbirren und Jeſuiten ſpüren und hetzen läßt, war dem Fürſten Metternich fremd.

Man kann auch nicht ſagen, daß er gegen Bücherſchreiber die ſouveraine Verachtung eines mächtigen Autokraten im Norden getheilt habe, welcher am heiligen Oſtertage ſeine Gardekorporale küßt, ſeine Thürſteher umarmt und Baskirenhäuptlinge allergnädigſt zu Kammerbällen einladet, aber ſeit dem Buch des Marquis Cuſtine jeden irgend eines Autorgelüſtes verdächtigen Fremden durch Cherubim in der Leibhuſarenjacke von der Schwelle des Winterpalaſtes unerbittlich jagen läßt.

Schon weil er in der Jugend nicht mit Soldatenſpiel und Pferdedreſſur ſeine beſten Stunden vergeudet, vielmehr neben

ſeinen ſpeciellen Liebhabereien auch manche ſolide Kenntniſſe ſich angeeignet und durch allerlei Lectüre ſogar einen recht zierlichen Styl gewonnen, konnte der berühmte Staatsmann die Schriftſtellerprofeſſion, ſofern ſie ihm nicht allzu ſchroff entgegentrat, ziemlich wohl leiden. Gelehrte, Dichter, Geſchichtsſchreiber figurirten mit unter ſeinen nächſten Günſtlingen und ihnen konnte er ſogar leichte Anwandlungen von Liberalismus, deſſen ſich am wenigſten der Dichter ganz entſchlagen kann, durch die Finger ſehen. Hormayr, Metternichs bitterſter Feind, verſichert ſogar, derſelbe habe ſich in ſeinen Jugendjahren mit der lüſternen Anwandlung getragen, für das Gelehrtenfach ſich auszubilden, und bekanntlich iſt er während ſeiner ſo langen ſtaatsmänniſchen Laufbahn dem wiſſenſchaftlichen Dilettantismus in Mußeſtunden nie ganz untreu geworden.

In den langen Audienzen, welche der öſterreichiſche Staatskanzler öfters deutſchen wie fremdländiſchen Autoren gewährte, lag ſeinerſeits wohl eben ſo viel Behagen als Berechnung. War er doch nicht blos gebildeter Standesherr, virtuoſer Diplomat und feiner Salonmann, ſondern hatte auch den ſchmucken Redebau in nicht gemeinem Grade in ſeiner Gewalt und dabei ſtand ihm ein unerſchöpflicher Vorrath von Weisheitsſätzen, eine ſolche Fülle von tiefklingenden Redefiguren zu Gebot, daß er ſelbſt bei längern Unterredungen mit kenntnißreicheren und geiſtig überlegenen Männern nicht leicht auf den Sand gerieth, vielmehr der Biene gleich, die mit Blumenſchleim die Löcher ihres Zellenbaues füttert, auch ſeine Wiſſenslücken durch zierliche Redeblümelei zu verkleben wußte. Gelahrtheit und Ideenreichthum des Beſuchers haben den berühmten Staatsmann noch weniger aus der Faſſung gebracht, als Napoleons grollende Löwenſtimme bei der Dresdener Zuſammenkunft. Er kannte ja die ſchüchterne Natur, das gedrückte Weſen des deutſchen Doctors und Pro-

feſſors, der, wenn er in ſeiner Studirſtube über kecke weltumgeſtaltende Projecte brütet und ſeinen Gedankenflug bis zu den Wolken nimmt, doch einem großen Herrn gegenüber gar leicht das kühne Denken einbüßt, auch den ſtolzen Nacken zum Bücken bringt und das freie Oppoſitionswort in ein unterthäniges Compliment verwandelt. Fürſt Metternich aber beſaß alle Eigenſchaften, die ihm eine Ueberlegenheit ſichern mußten: eine wahrhaft imponirende Würde, Anmuth der Formen, volle Ruhe und Gemüthskühle. Und dabei hat ihn das Bewußtſein ſeiner ſtaatsmänniſchen Macht und Standeshöhe nie verlaſſen, auch wenn er ſich noch ſo huldvoll herablaſſend gebärdete. Füge man hinzu die ausgeſuchte Courtoiſie, den verbindlichen, faſt ſchmeichelhaften Ton, den er beſonders gegen Männer anzuklingen wußte, die er für ſein Syſtem ködern wollte, ſo mag man es wohl begreifen, daß es dem Fürſten Metternich gelungen, manch' ſchwaches Literatenherz zu erobern, welches vorher für ihn nicht ſehr warm geſchlagen, daß er nicht blos Deutſche und Franzoſen, ſondern auch polniſche und magyariſche Liberale in einer Audienz zu bezaubern verſtand und ſogar mehr als einmal einen grollenden Oppoſitionsmann verſöhnt entließ, welcher ohne ſo gnädigen Empfang dem öſterreichiſchen Staatskanzler ſeine Politik nimmer verziehen hätte. Sogar bei Koſſuth — unglaublich, aber wahr! — iſt das der Fall geweſen, und ich kenne einen Wiener Hofrath, der im Beſitze eines höchſt koſtbaren Originalbriefes des ungariſchen Dictators iſt, aus der Zeit, wo derſelbe noch ſimpler Journaliſt, Supplicant und armer Teufel war, und in Worten des Dankes überfließt, in der begeiſtertſten Verehrung für den „großen Staatsmann" ſchwärmt, der in einer langen Unterredung ſich ihm von ſo liebenswürdiger Seite gezeigt hatte. Fürſt Metternich war Menſchenkenner genug, um zu wiſſen, daß der Egoismus die große Triebfeder des menſchlichen

Handelns und daß Eitelkeit und Eigenliebe ein Grundton der meiſten Autorencharaktere iſt.

Kurze Zeit vor dem Antritt meiner orientaliſchen Fahrten ward auch mir — ungeſucht und faſt unerwünſcht kann ich aufrichtig und beſcheiden ſagen — die Auszeichnung zu Theil, zu einer Unterredung mit dem Fürſten Metternich gerufen zu werden. Ein bekannter Dichter und Vertrauter des Fürſten, welcher in der Allgemeinen Zeitung die meiſten Artikel für das Metternichſche Syſtem im Sinn und Auftrag ſeines Meiſters ſchrieb, hatte ihm von meinen Reiſezwecken geſprochen, und erhielt den Auftrag, mich zu benachrichtigen: daß der Staatskanzler in einer beſondern Audienzſtunde mich empfangen wolle, mich kennen zu lernen wünſche, daß er auch bereit ſei, mit Empfehlungsbriefen an den Internuntius und die Conſulate Oeſterreichs in der Levante mich auszuſtatten. Letztere Ausſicht überwand bei mir gewiſſe Bedenklichkeiten einer feſt begründeten politiſchen Ueberzeugung, ſowie die Furcht, möglicherweiſe ein paar Stunden antichambriren zu müſſen, was mir immer als das verhaßteſte Geſchäft in dieſer Welt erſchien. Der Zudrang zu den Vorzimmern Sr. Durchlaucht war bekanntlich ſo groß, daß ſelbſt mancher wohlbetitelte und bekreuzte Herr Monate lang den täglichen Gang wiederholen und auf des Vorzimmers rothſammtnen Divans lange bange Stunden des Harrens koſten mußte, bevor ſich ihm die Himmelspforte des fürſtlichen Empfangszimmers aufthat. Nur ganz Auserwählten wurde das Glück zu Theil, mitten aus den Audienzharrenden Hof- und Staatsräthen, Prälaten und Bankiers ꝛc. zu allererſt außer der Reihe gerufen zu werden. Als einen ſolchen Begünſtigten könnten wir unter Andern einen franzöſiſchen Romanſchreiber, Monſieur Balzac, nennen.

Den Abend vor dem bezeichneten Audienztag brachte ich in

der Geſellſchaft eines berühmten Gelehrten zu, der in orientaliſchen Dingen als Autorität gilt, früher als Beamter der Staatskanzlei mit dem Fürſten auf freundlichem Fuße ſtand, ſpäter ſich mit ihm entzweite und penſionirt wurde. Auf mein geäußertes Bedenken, ob es mir wohl gelingen werde, den Fürſten zu einer Aeußerung ſeiner Anſichten über die politiſchen Verhältniſſe des Orients zu vermögen, antwortete dieſer Gelehrte: „Stellen Sie immerhin an Metternich eine beſtimmte Frage. Er nimmt das nicht übel und iſt bei guter Laune mittheilſamer, als er als Diplomat vielleicht ſein ſollte. Auch hat mit den Jahren ſein Vergnügen zu ſchwatzen und ſich ſchwatzen zu hören merklich zugenommen. Nur Eines vergeſſen Sie nicht! Fallen Sie ihm nie in die Rede, ſolange er im Zuge iſt, ſonſt erinnert er ſich plötzlich, daß er alt und plauderhaft geworden. Immerhin mag der Fürſt wünſchen, bei Ihnen als einem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung ein paar Worte über die öſterreichiſche Politik im Orient fallen zu laſſen, denn ſonſt hätte er Sie nicht zur Audienz gerufen.“

Die öſterreichiſche Politik im Orient! Hat es ſeit dem Paſſarowizer Frieden im Wiener Cabinet eine orientaliſche Politik gegeben, die ihrer Mittel, ihres klar gezeichneten Ganges und nothwendigen Zieles ſich bewußt war? Wohl hatten Eugens glanzvolle Siege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts des römiſch-deutſchen Reiches verjährte Schmach und der ganzen Chriſtenheit gemeinſame Schande herrlich gerächt. Der Umſchwung der Verhältniſſe, der Beweis der überlegenen kriegeriſchen Macht Oeſterreichs war unwiderleglich dargethan. Nicht nur ganz Ungarn war von den Türken geſäubert, auch ein ſchönes Stück Serbiens und der Wallachei mit der wichtigen Donauſtadt Belgrad war von der Pforte an den „Cäſar von Wien“ abgetreten. Es entſtanden deutſche Anſiedlungen am ſerbiſchen Donauufer,

welche ſeitdem ſpurlos verſchwunden ſind.*) Der hochmüthige Türke, welcher zweimal in zwei Jahrhunderten mit ſeinem begeiſterten Allahgeſchrei Wiens Baſtionen erſchütterte, und erſt 30 Jahre vor dem Paſſarowizer Frieden ſeine Pferde im deutſchen Donauwaſſer hatte ſaufen laſſen, der brutale Eroberer von Byzanz, mit dem ſeines Barbarendünkels wegen diplomatiſch kaum verkehrt werden konnte — wie war er plötzlich ſo manierlich, ſo aſiatiſch artig gegen den Nemtſche-Giaur geworden, deſſen ſtarken Arm er bei Peterwardein und Belgrad erſt ſo empfindlich hatte fühlen lernen. Wie ſeltſam, faſt mährchenhaft klingt die Schilderung des türkiſchen Reichshiſtoriographen von der glänzenden Aufnahme, welche der kaiſerliche Friedensbotſchafter Graf Wirmond in Stambul gefunden, und der detaillirte Bericht über die ſieben mal ſieben Geſchenke, welche der Großherr mit einem Gefolge von unerhörter Zahl und Pracht nach Wien geſandt! — Und das war ſo wenige Jahre nach der Regierung jenes Sultan Mohamed IV., des türkiſchen Nimrod, welcher durch ſeinen Kaimakan den ruſſiſchen Botſchafter, weil er ſich nicht tief genug vor ſeinem Throne bücken wollte, mit Schlägen zur Thüre hinauswerfen ließ. Ja noch zwei Jahre nach dem Abſchluß des für Oeſterreich ſo ruhmvollen Paſſarowizer Friedens wurde dem moskowitiſchen Botſchafter, der bei Erneurung des Friedensvertrags zwiſchen Rußland und der Pforte, für ſeinen Herrn den Selbſtherrſcher aller Reußen, den Kaiſertitel begehrte, türkiſcherſeits feierlich erwiedert: die hohe Pforte erkenne nur zwei Kaiſer auf dieſer Erde an, nemlich den Padiſcha von Stambul und den „Betſch-tſchaſari" d. h. den Cäſar von Wien.

*) S. Drieſch und Ranke's Geſchichte der ſerbiſchen Revolution. Eine dieſer Ortſchaften hieß Zweibrücken und war von Pfälzern bewohnt.

Der Nemtſche-Giaur war alſo der einzige unter ſeinen ungläubigen Gegnern, den der Osmane als ſeinen ebenbürtigen Rivalen in Oſteuropa, als ſeinen verhaßten, aber mächtigen, im Waffenhandwerk wohl geübten Gegner behandelte. Immer wurde der Krummſäbel der Spahi und des Janitſcharen ſorglicher gewetzt, wenn es galt, den harten Damaszener an der wuchtigen Eiſenſchwere deutſcher Ritterſchwerter zu erproben, als wenn er gegen einen andern Feind aus der Scheide fuhr. Man braucht hierüber nur die türkiſchen Reichsgeſchichtsſchreiber bis zur Regierung Sultan Achmet III. nachzuleſen. Die Polen, die Venetianer, die Ruſſen, ſelbſt Frankreich und England waren damals in den Augen der Türken neben dem deutſchen Reiche nur Mächte zweiten Rangs. Selbſt der „weiße Schnurrbart“*) im Norden, der Schöpfer eines koloſſalen Reiches, welcher Schweden als Großmacht zertrümmerte, den Kaukaſus zittern machte, Perſien demüthigte und bis in die paradieſiſchen Gauen des Wunderlandes Maſenderan den wunderbaren Ruf moskowitiſcher Siege trug, hatte der Pforte keine ſo hohe Meinung von ſeiner Kriegsmacht beizubringen gewußt. Ja, er verdankte es ſogar türkiſcher Großmuth und den klingenden Diplomatenkünſten ſeines Kanzlers Schaffiroff, wenn in den Pruthſümpfen mit ſeiner Perſon nicht auch ſeine Krone ſtecken blieb.

Die Geſchichte hat ſeit dem Paſſarowizer Frieden von den Erfolgen Oeſterreichs im Orient gar wenig Rühmliches aufzuzeichnen. Kein Montecuculi, kein Eugen führte mehr die Adlerfahne und die gute deutſche Klinge gegen Halbmond und Roßſchweif, die für die unglücklichen Chriſtenvölker an der untern Donau die Symbole unerträglichen Tyrannenjoches blieben. Es

*) So nannten die Türken Peter den Großen.

ſchien mehr Schwäche und Schlaffucht, mehr thatloſe Unentſchloſſenheit, als falſche Großmuth oder politiſche Berechnung, welche das Wiener Cabinet unter der Leitung des Grafen Zinzendorf, welchen die Zeitgenoſſen als den beſten Koch und den ſchlechteſten Staatsmann Europa's bezeichneten, wie unter ſeinen Nachfolgern bewogen, aus den Verlegenheiten der Pforte keinerlei politiſche Vortheile zu ziehen, den einreißenden Verfall des osmaniſchen Staates, die Unzufriedenheit, die Aufſtände der ſchwer gedrückten Rajas nicht zur Gründung eines ſtarken chriſtlichen Donaureiches, von den Karpathen bis zu den Ufern des Pontus unter dem Heerbann Oeſterreichs als Oriflamme deutſcher Nation zu nützen, vielmehr es dem aufſtrebenden ehrlüſternen Nachbarn im Norden ganz allein zu überlaſſen, mit rauher Bärentatze von dem Goldreifen des ſinkenden Halbmondes ein Stück nach dem andern abzureißen.

Serbien und die Wallachei, ſogar der wichtige Donauhafen Belgrad, welchen Eugens Heldendegen für Oeſterreich gewonnen, gingen durch die zaghafte Schwäche des Wiener Cabinets, durch Succows Verrath, durch Wallis' diplomatiſche Unfähigkeit und die Feigheit eines Neipperg, der im Türkenlager mehr für ſein Leben als für Oeſterreichs Ehre zitterte, wieder verloren.

Gelegenheiten, dieſe Provinzen wieder zu erlangen, boten ſich in der Folge oft — man hat ſie nie benützt. Die türkiſche Reichsgeſchichte regiſtrirt zwei Decennien nach dem Frieden von Paſſarowiz die Trophäen des Sieges von Kruzka ſammt den diplomatiſchen Errungenſchaften des für Oeſterreich ſchimpflichen Belgrader Friedens und in den Phraſenſchwulſt orientaliſchen Styles miſcht der türkiſche Hofſchreiber all' ſeinen ätzenden Hohn über den geſchwächten und gedemüthigten „Nemtſche-Giaur" d. h. den deutſchen Ungläubigen. Der ehrliche und patriotiſche Hammer-Purgſtall aber wirft voll Verdruß ſeine Feder

Der Nemtſche-Giaur war alſo der einzige unter ſeinen ungläubigen Gegnern, den der Osmane als ſeinen ebenbürtigen Rivalen in Oſteuropa, als ſeinen verhaßten, aber mächtigen, im Waffenhandwerk wohl geübten Gegner behandelte. Immer wurde der Krummſäbel der Spahi und des Janitſcharen ſorglicher gewetzt, wenn es galt, den harten Damaszener an der wuchtigen Eiſenſchwere deutſcher Ritterſchwerter zu erproben, als wenn er gegen einen andern Feind aus der Scheide fuhr. Man braucht hierüber nur die türkiſchen Reichsgeſchichtsſchreiber bis zur Regierung Sultan Achmet III. nachzuleſen. Die Polen, die Venetianer, die Ruſſen, ſelbſt Frankreich und England waren damals in den Augen der Türken neben dem deutſchen Reiche nur Mächte zweiten Rangs. Selbſt der „weiße Schnurrbart“ *) im Norden, der Schöpfer eines koloſſalen Reiches, welcher Schweden als Großmacht zertrümmerte, den Kaukaſus zittern machte, Perſien demüthigte und bis in die paradieſiſchen Gauen des Wunderlandes Maſenderan den wunderbaren Ruf moskowitiſcher Siege trug, hatte der Pforte keine ſo hohe Meinung von ſeiner Kriegsmacht beizubringen gewußt. Ja, er verdankte es ſogar türkiſcher Großmuth und den klingenden Diplomatenkünſten ſeines Kanzlers Schaffiroff, wenn in den Pruthſümpfen mit ſeiner Perſon nicht auch ſeine Krone ſtecken blieb.

Die Geſchichte hat ſeit dem Paſſarowizer Frieden von den Erfolgen Oeſterreichs im Orient gar wenig Rühmliches aufzuzeichnen. Kein Montecuculi, kein Eugen führte mehr die Adlerfahne und die gute deutſche Klinge gegen Halbmond und Roßſchweif, die für die unglücklichen Chriſtenvölker an der untern Donau die Symbole unerträglichen Tyrannenjoches blieben. Es

*) So nannten die Türken Peter den Großen.

ſchien mehr Schwäche und Schlaffſucht, mehr thatloſe Unentſchloſſenheit, als falſche Großmuth oder politiſche Berechnung, welche das Wiener Cabinet unter der Leitung des Grafen Zinzendorf, welchen die Zeitgenoſſen als den beſten Koch und den ſchlechteſten Staatsmann Europa's bezeichneten, wie unter ſeinen Nachfolgern bewogen, aus den Verlegenheiten der Pforte keinerlei politiſche Vortheile zu ziehen, den einreißenden Verfall des osmaniſchen Staates, die Unzufriedenheit, die Aufſtände der ſchwer gedrückten Rajas nicht zur Gründung eines ſtarken chriſtlichen Donaureiches, von den Karpathen bis zu den Ufern des Pontus unter dem Heerbann Oeſterreichs als Oriflamme deutſcher Nation zu nützen, vielmehr es dem aufſtrebenden ehrlüſternen Nachbarn im Norden ganz allein zu überlaſſen, mit rauher Bärentatze von dem Goldreifen des ſinkenden Halbmondes ein Stück nach dem andern abzureißen.

Serbien und die Wallachei, ſogar der wichtige Donauhafen Belgrad, welchen Eugens Heldendegen für Oeſterreich gewonnen, gingen durch die zaghafte Schwäche des Wiener Cabinets, durch Succows Verrath, durch Wallis' diplomatiſche Unfähigkeit und die Feigheit eines Neipperg, der im Türkenlager mehr für ſein Leben als für Oeſterreichs Ehre zitterte, wieder verloren.

Gelegenheiten, dieſe Provinzen wieder zu erlangen, boten ſich in der Folge oft — man hat ſie nie benützt. Die türkiſche Reichsgeſchichte regiſtrirt zwei Decennien nach dem Frieden von Paſſarowiz die Trophäen des Sieges von Kruzka ſammt den diplomatiſchen Errungenſchaften des für Oeſterreich ſchimpflichen Belgrader Friedens und in den Phraſenſchwulſt orientaliſchen Styles miſcht der türkiſche Hofſchreiber all' ſeinen ätzenden Hohn über den geſchwächten und gedemüthigten „Nemtſche-Giaur" d. h. den deutſchen Ungläubigen. Der ehrliche und patriotiſche Hammer-Purgſtall aber wirft voll Verdruß ſeine Feder

weg und läßt ſeine osmaniſche Geſchichte unvollendet, um nicht der Trompetenbläſer ruſſiſcher Triumphe ſein zu müſſen.

Seitdem vegetirt der „Betſch-tſchaſari“ im Andenken der Türken als eine ſagenhafte Geſtalt, als eine jener morſchgewordenen Herrlichkeiten, welchen nach des Morgenländers fataliſtiſcher Vorſtellung der alte Fluch der Vergänglichkeit auf die Stirne gegraben iſt. Joſeph II. mattgeführter Feldzug hatte kein günſtiges Reſultat. Der moskowitiſche Zar nahm ſeitdem in der Machtvorſtellung der Orientalen den Platz des römiſch-deutſchen Imperators ein und mit dem Padiſchatitel, den jenem die Pforte in Folge ſeiner erprobten Waffenüberlegenheit nicht länger vorenthalten konnte, trat ſie ihm die ſchönſten Küſtenländer des ſchwarzen Meeres ab.

Zu Baktſchi-ſarai, in der mährchenhaften Tartarenſtadt, wiegte, nach Münnich's und Dolgorucki's Siegen die große Katharina ihren majeſtätiſchen Leib auf den wohligſeidenen Divankiſſen deſſelben Chanpalaſtes, wo einſt Maria Potozka, die unglückliche Heldin in Puſchkins vielbekanntem Gedicht, unter den Dolchen eiferſüchtiger Haremsfurien verblutet war. Die Tartarenmacht, die goldene Horde waren vor den moskowitiſchen Donnerbüchſen und den Koſakenlanzen zerſtoben, gleich wie die luftigen Gebilde der Fata morgana in den Steppen vor den rauhen Nordſtürmen. Im ſchwarzen Meer, wo man vor 80 Jahren außer einigen elenden Koſakenbooten kein ruſſiſches Schiff geſehen, dominirt heute faſt ausſchließlich nur die ruſſiſche Kriegsflagge. Vom Dnieper bis zum Phaſis, den einſt die goldlüſternen griechiſchen Vließſucher beſchifften, zieht ſich heute die lange Reihe von aufblühenden Städten und Seehäfen, zum Theil von deutſchen Auswanderern bevölkert, denen es dort nicht vergönnt iſt, unter deutſchem Schutze zu leben und zu wirken.

Aber nicht blos nach Oſten ſtreckte der nordiſche Briareus

ſeine tauſend begehrlichen Finger aus. Nach allen Himmelsgegenden war ſein Appetit der gleiche. Alle Provinzen und Völker, die im Bereiche ſeiner ſcharfen Krallen lagen, wurden, ungefragt ob gerne oder nicht, in des Hunderthändigen Umarmung geriſſen. Finnland, Polen, die Küſtenländer am Kaſpiſchen See, Beſſarabien, die Krim, das herrliche Kolchis, ſie hatten der ruſſiſchen Ländergier nicht genügt. Auch an der Donau herauf, wo durch hiſtoriſche Rolle und politiſche Stellung Oeſterreich die erſte Anwartſchaft gebührte, wandelte der Koloß mit Siebenmeilenſtiefeln unaufhaltſam vorwärts, die ehernen Füße in beide Ufer ſtampfend. Die Sulinamündungen ſperrten ruſſiſche Schlagbäume. Die Moldau und Wallachei bekamen ruſſiſchen Schutz und ruſſiſche Garniſonen, Serbien wurde Rußlands Protektorat gnädig gewährt. Selbſt in Gegenden, welche weit von der ruſſiſchen Grenze liegen, wie in dem Bergland Montenegro wurde das ruſſiſche Schutzpanier aufgeſteckt und der unbändige Stamm der Tſchernogorzen bequemte ſich einen Vladika zu ernennen, der ſeinen Jahresgehalt aus den Händen des Seckelmeiſters Sr. Majeſtät des Kaiſers aller Reußen bezieht.

So hatte ſich mit ſchweigender Zuſtimmung oder mindeſtens bei vollkommener paſſiver Reſignation Oeſterreichs der ruſſiſche Einfluß rings um die öſterreichiſchen Oſtgrenzen eingeniſtet, wo er nicht hingehörte —, der ruſſiſche Herrſcherton war überall laut geworden, wo Oeſterreich ſeiner Stellung, ſeinem Intereſſe, ſeiner Würde und ſeiner Zukunft ſchuldig war, dieſe fremde Einmiſchung nicht zu dulden, wo es eine ſelbſtthätige Rolle, die ihm Natur und Nothwendigkeit als ſelbſtſtändiger Großmacht auferlegten, nicht zurückweiſen durfte, wollte es nicht ſeine Stellung im Oſten an der wichtigſten und baufälligſten Seite ſeines großen Staatsgebäudes mit eigenen Händen untergraben und zerrütten

den Prälaten und theologiſchen Profeſſoren zu Salamanka Rede ſtehen mußte, da ſein geiſtiges Auge auf der andern Hemiſphäre einen neuen Welttheil erblickte, wo der edle Galilei wie ein armer Sünder Buße that, weil er für dieſen Erdball die Bewegung in Anſpruch nahm, wo großen Denkern, wie dem Machiavell und dem Keppler, Kerker und Folter drohten, wo Lactantius und Sanct Auguſtinus oder eine Stelle im Brief Petri an die Hebräer mehr Autorität hatten, als alle mathematiſchen Beweiſe und ſonnenklaren Thatſachen, dieſer tauſendjährige Hemmſchuh, in welchen die menſchliche Denkkraft durch die Herrſchaft der Kirche eingeſpannt worden, war geſprengt. Der dumpfe mittelalterliche Geiſt mit ſeinem Fanatismus und Aberglauben war vom Geiſt der Freiheit und der Toleranz, welchen die Reformation geweckt, zurückgedrängt worden. Letztere rief nun raſch jene Reihe hochwichtiger Entdeckungen und Erfindungen in allen Zweigen des Wiſſens hervor, welche dem zurückgehaltenen Gang der Civiliſation beflügelte Eile gaben, mächtige Reformen und Veränderungen im Staatenmechanismus und Völkerleben hervorbrachten und noch zahlreichere Ideen von wünſchenswerthen Verbeſſerungen in Umlauf ſetzten.

Dieſem großen weltlichen Reformgedanken, welcher der kirchlichen Reformation im chriſtlichen Europa auf dem Fuße folgte, haben die mahomedaniſchen Reiche zu ſpät Gehör gegeben und daraus keimte ihr Verderben. Ein Jahrhundert des Zurückbleibens läßt ſich nicht mit Sprüngen nachholen ohne große Inconvenienzen, ohne die Maſchine aus den Fugen zu treiben.

Wäre gleichzeitig mit Peter dem Großen, der wie Cuſtine ſo treffend ſagt, das wichtige Problem einer Combination des europäiſchen Wiſſens und Verſtandes mit dem Geiſte Aſiens durch den kühnen Griff ſeiner Rieſenfauſt zu Stande gebracht und damit den Grundſtein zu einem Weltreiche ſo eigenthümlicher

Art gelegt, wäre damals ein Reformator auf dem Throne Osmans geſeſſen, der, wenn auch nicht das Genie des großen Zaren, doch die Energie und den redlichen Willen eines Mahmud II. gehabt, ſo hätte ſich das Türkenreich wahrſcheinlich noch zur rechten Zeit erſtarkt und auf Jahrhunderte hinaus ſeine Exiſtenz und Macht gerettet. So aber wollte das Schickſal, daß Janitſcharenaufruhr den ſchwachen Achmet III. damals auf den Thron erhob, den ſeine Soldateska zwang, in alttürkiſcher Weiſe fortzuregieren und daß unter den Nachfolgern des klugen Großweſirs Muſtapha Köprili keiner war, der mit ſeinen Fußſtapfen ſtaatlicher Verbeſſerung und gerechter Behandlung der Raja trat. Rußland allein blieb im Beſitze des Geheimniſſes, 60 Millionen Menſchen der verſchiedenſten Racen und Religionen mit Hülfe der adminiſtrativen Einrichtungen Europa's auf orientaliſche Weiſe zu beherrſchen und zugleich dem Regierungsmechanismus eine Schnellkraft zu geben, die ſelbſt das ungeheure Hemmniß übergroßer räumlicher Ausdehnung beinahe zu überwinden verſtand.

Damals, wo der kriegeriſche Geiſt in den moslemiſchen Völkern Vorderaſiens noch nicht gebeugt, der Glaube an ihren guten Stern durch die ſpätern unglücklichen Kriege noch nicht erſchüttert war, damals würde das von Stambul aus gegebene Beiſpiel der Reform in Verwaltung und Heerweſen anregend auf den ganzen moslemiſchen Orient gewirkt und dem großen Völkercomplex einen neuen prometheiſchen Lebensfunken eingehaucht haben, ehe ihn Erſtarrung und Lahmheit befallen, der türkiſche Padiſcha hätte für ganz Vorderaſien die Rolle des großen Zaren ſpielen können. Aber die Vernichtung der Janitſcharenmiliz, welche am allerwenigſten von einer Reform im Kriegsweſen hören wollte, mußte dann gleichzeitig mit der Vernichtung der ruſſiſchen Strelitzenmacht eintreten. Zum Unſtern der Türkei kam ſie und

mit ihr das Mittel der Rettung um ein volles Jahrhundert zu ſpät. Ein dauernder Neubau von Byzanz ſollte nicht durch türkiſche Hände gelingen und der Fluch, den der ſterbende Mameluk Kurt-bai dem Enkel Osmans, ſeinem Henker, zugerufen: „Auch eure Zeit wird kommen und euer Reich in Nichts zerſtäuben!“ — er wird in Erfüllung gehen.

Oeſterreich hatte dem verfallenden Osmanenſtaat gegenüber die Wahl zweier Wege. Entweder feſte Allianz *mit* Rußland zur ſchnellen oder allmähligen Vernichtung des Türkenreichs, wenn deſſen Ruin als unabänderlich galt, und gleichmäßige Theilung des osmaniſchen Erbes, oder feſtes Trutz- und Schutzbündniß mit der Pforte und andern Großmächten *gegen* Rußland zur Erhaltung der Türkei, wenn man dieſe Erhaltung von höchſter Nothwendigkeit im Intereſſe Oeſterreichs und Europa's betrachtete und an deren Möglichkeit glaubte.

Jeder andere Weg konnte nur zum Nachtheil Oeſterreichs ausſchlagen, konnte nur zu politiſchen Niederlagen führen, am allermeiſten das traurige Syſtem des Nichtsthuns, des paſſiven Zuſchauens, während jeder neue Krieg im Oſten das Zarenreich mit einer ſchönen Provinz vergrößerte und deſſen militairiſche Macht durch ſtete Uebung ſtärkte.

Nicht Scrupel des Rechtsſinnes oder der Dankbarkeit konnten das Wiener Cabinet abhalten, den Verfall des Türkenſtaates zu ſeiner Arrondirung gegen das illyriſche Dreieck hin zu nützen und ſich die Donauherrſchaft bis zu ihrer Mündung zu ſichern. Wahrlich der Türke hatte ſich gegen Oeſterreich nie durch Großmuth ausgezeichnet, noch durch ſeinen Rechtsſinn von Invaſionen abhalten laſſen. Er war an der Donau ſtets erobernd aufgetreten, ſolange er ſeine Stärke fühlte und hatte eine freundnachbarliche Miene gegen den römiſch-deutſchen Kaiſer erſt dann angenommen, als er das Sinken der Kräfte ſpürte.

Das vergangene Jahrhundert, wo Oeſterreich dieſe entſagende Großmuth gegen den ungläubigen Nachbarn übte, hat überhaupt nicht glänzende Zeugniſſe hiſtoriſcher Dankbarkeit aufzuweiſen. Der Staat, welcher den Kara-Muſtapha unter die Mauern von Wien geſchickt, um die Kaiſerſtadt mit Feuer und Schwert einzunehmen, wurde in ſeiner ſpätern Schwäche geſchont, während der Staat, der ſeinen Heldenkönig Sobieski unter die Mauern von Wien geſandt, um die Kaiſerſtadt von ihren barbariſchen Drängern zu befreien, in ſeiner ſpätern Schwäche erobert und getheilt wurde. Doch das ſoll nur geſagt ſein zur Wahrung des alten Satzes: daß im Wörterbuch der Politik das Wort „Dankbarkeit“ noch keine Stelle gefunden, und zum Beweiſe, daß es ein andrer Grund geweſen ſein muß, welcher Oeſterreichs ſo uneigennützige und entſagende Politik gegenüber dem verfallenden Osmanenſtaat motivirte.

Um das Räthſel der Metternichſchen Politik im Oſten zu löſen, ward unter den Politikern viel hin und her geſonnen und geredet. Das Treffendſte hierüber hat wohl vor Jahren einmal Thiers auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer geſagt.

Fürſt Metternich empfing mich damals in derſelben huldvollen Weiſe, womit er manches Autorenherz gewonnen. Die Kunde des Orients, ſagte er, liege ihm ſehr am Herzen, auch leſe er in ſeinen Mußeſtunden nichts lieber, als naturwiſſenſchaftliche Bücher. Ueber die Liebe zur Wiſſenſchaft fielen recht ſchöne Worte, meinem Reiſeunternehmen wurde die volle fürſtliche Theilnahme zugeſagt und die gewünſchten Empfehlungsbriefe ſollten mir eingehändigt werden. Der Fürſt wollte ſich meiner afrikaniſchen Reiſeberichte noch recht genau erinnern, ſagte mir hierüber viel Verbindliches, und ich mußte ſeine Güte um ſo höher anſchlagen, als ich einigen Grund hatte zu glauben, daß

er dieſe Berichte nie geleſen, ſondern nur durch den Baron Z... Vortheilhaftes davon ſprechen gehört.

Sr. Durchlaucht war von demſelben Günſtling auch unterrichtet, daß neben der Fauna und der Geologie der orientaliſchen Länder möglicherweiſe auch deren ſtaatliche und geſellſchaftliche Zuſtände einen Theil meiner Studien abſorbiren, und daß vielleicht einige Früchte dieſes Studiums ſchwarz auf weiß d. h. in Beilage-Aufſätzen der Allgemeinen Zeitung ſichtbar werden könnten, welche zu jener Zeit als das einzige im Kaiſerſtaat erlaubte große deutſche Blatt einer Bedeutung und eines Anſehens in Oeſterreich genoß, wie ſie heute bei dem Ueberfluß an Journalen, bei der Ueberſättigung des Publicums ſchwerlich irgend einem Blatt mehr zu Theil wird.

Fürſt Metternich, der mit mir höchſt geſprächig ein Stündchen in ſeinem Arbeitzimmer auf und ab ging, berührte zuletzt die Politik. Als ich an ihn die Bitte ſtellte, mir ſeine Anſichten mitzutheilen, wie ein Deutſcher die orientaliſche Frage vom deutſchen Standpunkt aufzufaſſen habe, ſchwieg er einen Augenblick und über ſein fein und edel geſchnittenes ariſtokratiſches Geſicht ſpielte ein Zug, den man faſt für eine Anwandlung von Verlegenheit hätte halten können, wenn ſolche bei einem ſo redeflüſſigen und wortgerüſteten Großdiplomaten überhaupt denkbar wäre. Sr. Durchlaucht geruhte mir zu ſagen, daß ſein Freund und Vertrauter Baron Clemens von Hügel, der ſeine Anſichten über die türkiſche Frage genau kenne, mich hierüber des Nähern und Beſtimmtern belehren werde. Nach einigen indifferenten Aeußerungen kam jedoch der Fürſt ſelbſt wieder auf die große öſtliche Angelegenheit zu ſprechen, die einzige, welche damals die europäiſchen Großmächte neben ihren innern Verlegenheiten ſehr ernſtlich beſchäftigte. Ich glaube die Aeußerungen des berühmten Staatsmannes hier nicht wörtlich wiedergeben zu dürfen und

bemerke nur, daß die Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer friedlichen und erhaltenden Politik Oeſterreichs der kurze Sinn der ziemlich gedehnt und allgemein gehaltenen Bemerkungen war. Durch eine kleine Pauſe im ergiebigen Redefluß ließ ich mich gegen den Rath des Hofrath von *** zur interruptiven Zwiſchenfrage verleiten: ob die erhaltende Politik auch da an ihrem Platze ſei, wo man durch die übergroße Ausdehnung des Nachbars Gefahr laufe, Licht und Luft zu verlieren, und ob die Friedensliebe ſo weit gehen dürfe, fremdes Protectorat in Ländern zu dulden, welche Oeſterreichs Grenze berühren, bei Völkern desſelben Stammes, deſſen Repräſentanten auch unter öſterreichiſchem Szepter ſtehen?

Dieſe Zwiſchenfrage und vielleicht mehr noch der nicht ganz unterwürfige Ton, in dem ſie ausgebracht worden und den man in der Staatskanzlei faſt ausſchließlich zu hören gewöhnt war, mißfielen ſichtlich und ſchnitten leider die Converſation ab. Man ſchien ſich plötzlich zu erinnern, daß Zurückhaltung zum diplomatiſchen Weſen gehöre, und gab mir zu verſtehen, daß auch hinſichtlich dieſes Punktes der genannte Baron den Auftrag erhalten werde, ſich meiner Unkenntniß und Wißbegierde zu erbarmen und mich zu belehren, warum die öſtliche Politik ſo und nicht anders ſein könne und dürfe. Ueberdieß bereiſe gegenwärtig der General von Hauer die türkiſchen Donauländer in einer politiſchen Miſſion, und ich könnte dieſen Diplomaten, der mich beſtens aufnehmen würde, in Belgrad finden. Die Audienz war zu Ende. „Wir müſſen uns noch einmal ſprechen," ſagte Fürſt Metternich im huldvollſten Ton und der letzte durchdringende Blick der ſchönen ruhigen blauen Augen ſchien zu fragen: ob ich wohl auch ſo beglückt und entzückt von ſo freundlicher Herablaſſung von dannen ziehe, wie andere Literatoren?

Auf die Unterredung mit dem Vertrauten des Staatskanzlers,

dem Baron Clemens von Hügel, war ich nun um ſo geſpannter, weil ich aus ſeinem Munde endlich in die eigentliche Geheimlehre des öſterreichiſchen Reſignationsſyſtems im Oſten eingeweiht zu werden und über die türkiſche Frage ganz neue Geſichtspunkte eröffnet zu ſehen hoffte. Baron Clemens von Hügel war Staatsarchivar, figurirte neben Jarcke, Pilat und dem Schaffhauſer Ex-Antiſtes Hurter unter den Commis der Staatskanzlei, war von jeher ein Freund des Metternichſchen Hauſes und vom Fürſten ſpeciell beauftragt, ihm alle intereſſanten und leſenswerthen Zeitungsartikel anzuſtreichen. Derſelbe nahm mich wie alle ihm vom Fürſten Empfohlenen mit ungemeiner Artigkeit auf und ich fand in ſeinem Salon Männer, welche den Orient aus eigener Anſchauung kannten, z. B. den kenntnißreichen Bergrath Ruſſegger und den berühmten indiſchen Reiſenden Karl von Hügel. Viel ward dort über die Levante geſprochen, nur gerade das hütete man ſich zu berühren, was im Munde öſterreichiſcher Politiker das Nächſte und Wichtigſte hätte ſein ſollen: die Machtverhältniſſe Rußlands und Oeſterreichs im Oſten und den nothwendigen Gang, welchen die Wiener Politik einſchlagen mußte, um den ſcythiſchen Herkules, der alle Völker, die ihm im Wege ſtanden, in ſeinen Armen erſtickte oder ſeinem Rieſenleibe aſſimilirte, ſich vom Leibe zu halten oder ihm mit ebenbürtiger Kraft entgegen zu treten, mit andern Worten: um das verlorne Gleichgewicht und den preisgegebenen Einfluß Oeſterreichs an der untern Donau wiederherzuſtellen.

Mögen Diplomatenkünſte eine gewaltſame Löſung der großen Frage auch noch lange hinausſchieben, immer muß man auf den Moment gefaßt und der Kriſe gewachſen ſein. Was wird nun Oeſterreich thun, wenn das ruſſiſche Protectorat der Donaufürſtenthümer ſich in ein bleibendes Beſitzthum verwandelt, wenn zuletzt auch Byzanz und mit ihm der Brückenkopf des Pontus,

das Thor des levantiniſchen Handels und der öſtliche Schlüſſel des Archipelus und Mittelmeeres in ruſſiſche Hände übergehen? — Man wollte nichts von ſolchen Gefahren wiſſen, man ignorirte die Werften, die Kriegshäfen und die Flotten von Nicolajeff und von Sebaſtopol, dieſe Damoklesſchwerter, die an langen Pferdehaaren gebunden über dem Scheitel Stambuls und des armen Sultans ſchweben. Man ſprach lieber von der auſtraliſchen Flora, welche in Hietzings Gewächshäuſern ſo ſtattliche Vertreter hatte, von den prächtigen Papageien, die dem Baron Karl Hügel vom Ganges zur Donau gefolgt, vom Wunderland Faſoglo, wo Bergrath Ruſſegger nach Gold gegraben, von Mehemed Ali und Rundſchit-Singh, vom blauen Nil und blauem Dunſt. Man machte es wie der Vogel Strauß, der da glaubt durch Begraben der Augen im dicken Federpelz dräuenden Gefahren zu entgehen und meinte vielleicht mit jenem römiſchen Cäſar, daß die Dinge nicht geſchehen, wenn man nicht von ihnen rede, und daß in großen Uebeln Stummſein der beſte Talisman ſei.

Dank meiner beharrlichen Zudringlichkeit gelang es mir zuletzt dennoch, den doctrinären Baron Clemens von Hügel zu einem politiſchen Privatiſſimum über den Orient zu bewegen. Leider habe ich davon gar wenig profitirt. Herr von Hügel verſtand es meiſterhaft, Parade zu machen mit einem Wuſt gehaltloſer Scheingedanken, mit Rhetorik und philoſophiſchen Redensarten, die Leerheit ſeines Hirns zu verblümeln und nichtigen Worten einen Anſtrich von Gedankentiefe zu geben. Auf gewiſſe Menſchen hat er damit manchmal Eindruck gemacht, beſonders in den erſten Augenblicken. Näher betrachtet erkannte der nüchterne Beobachter bald die geiſtige Dürre, die Armuth an geſunden Ideen. Man konnte von dem ſeligen Staatsarchivar, wie Shakſpeare von jenem Venetianer ſagen: „Seine vernünftigen

Gedanken ſind zwei Weizenkörner in zwei Scheffeln Spreu verſteckt; ihr ſucht den ganzen Tag, bis ihr ſie findet, und wenn ihr ſie habt, ſo verlohnen ſie das Suchen nicht."

Im erſten Augenblick war ich verwundert, warum gerade ihn Fürſt Metternich zum Dolmetſcher ſeiner Anſichten, zum Ausleger der öſtlichen Politik Oeſterreichs wählen konnte. Bei längerm Nachdenken erſchien mir dieſe Wahl ungemein klug. War doch die öſtliche Politik, wenn nicht der ſchwärzeſte und anrüchigſte, doch der politiſch ſchädlichſte Fleck im Metternichſchen Syſtem und bedurfte allerdings des diplomatiſchen Myſteriums und der rhetoriſchen Nebelkappe mit dogmatiſch-doctrinellem Aufputz, um dem nüchternen Auge zu verbergen, wie verwittert, wie faul dieſer Fleck war.

Wenige Wochen nach meinem Abſchied von Wien traf ich an der türkiſchen Donau den General von Hauer, der von einem Ausflug in Bulgarien eben im Begriffe ſtand, nach Belgrad zurückzukehren. Er war ein geiſtvoller, kenntnißreicher Mann, ausgeſtattet mit feinem Beobachterauge, von einnehmenden weltmänniſchen Manieren. Vor der Mehrzahl der Diplomaten hatte er neben ſeiner mittheilſamen Offenheit auch ein Herz voraus, welches nicht verſchloſſen war den edelſten Regungen der Humanität. Er äußerte warmes Mitgefühl mit dem ſchauderhaften Loos der Chriſten in Bulgarien und Bosnien und erzählte mir hierüber aus ſeinen eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen eine Reihe von haarſträubenden Thatſachen.

In Bosnien erſchien ihm die Lage der Chriſten als ziemlich hoffnungslos. Die bosniſchen Chriſten haben nicht die numeriſche Ueberlegenheit für ſich, wie die Serben und Bulgaren. Die Dränger, die Unterdrücker ſind dort weniger die alten Stocktürken, als die eingebornen Moslims, die Nachkommen jener Bosniaken, welche zur Zeit der türkiſchen Invaſion das Kreuz

verließen, um dem ſtärkern Halbmond zu huldigen, und, wie alle Neubekehrten, die wüthendſten Verfolger, die brutalſten Schinder ihrer frühern Glaubensgenoſſen und Landsleute wurden. Dieſer zahlreichen, hochfahrenden, kriegeriſchen Kaſte gegenüber hatten die in Sclaverei verdorbenen, an Elend und Mißhandlung gewöhnten, waffenſcheuen Chriſten keine Erlöſung zu hoffen, ohne bewaffneten fremden Beiſtand, der ihnen zuletzt nicht von ihrem chriſtlichen Nachbar, ſondern von den Türken ſelber unter Anführung eines tapfern Renegaten ihres Stammes kommen ſollte nach langen bangen Jahren des drückendſten Sclavenlooſes.

In Bulgarien hausten damals die Arnauten, welche der von regelmäßigen Truppen entblößte Paſcha wegen vermeintlicher Gefahr zu ſeinem Schutze herbeigerufen hatte und ſie nicht mehr los werden konnte. Früher hatte ſich derſelbe als Feſtungscommandant von Belgrad beliebt gemacht und ſich als ganz honetter Türke gezeigt. Seitdem ſchien er vollkommen eingeſchüchtert durch ſeine wilde Soldateska und ließ deren Gelüſten freien Lauf. Da verging kein Tag, wo dem öſterreichiſchen Agenten nicht Gräuel aller Art zu Ohren kamen, wie die gedungenen Landsknechte Albaniens Knaben und Jungfrauen ſchändeten und die Männer an den Beinen aufhängend mit dem Kopfe über glühenden Kohlen zappeln ließen, um ihnen das Geſtändniß vergrabnen Silbers zu erpreſſen, das oft nur in der habſüchtigen arnautiſchen Einbildung exiſtirte. Solchem entmenſchten Wüthen gegenüber dünkte dem armen Bulgaren das harte aber reguläre Herrſchen und Walten des ruſſiſchen Kreishauptmanns und Steuereinnehmers, der Knute und des Pletj noch wie eine Erlöſung und wie gerne wäre man in Bulgarien ruſſiſch geworden! Die nach der Wallachei ausgewanderten Bulgaren faßten den Plan, ſich der Feſtung Braila zu bemächtigen, um mit den dort erbeu-

teten Waffen ihren unterdrückten Brüdern zu Hülfe zu kommen. Der Plan wurde entdeckt und hatte noch ärgern Druck zur Folge. Wer die Lage der Dinge in Bulgarien und die Behandlung des Volkes ſah, dem mußte allerdings ſelbſt das trübe Loos der großruſſiſchen Muſchiks noch als beneidenswerth erſcheinen, und er konnte jenen bangen Klageton des ſlaviſchen Dichters richtig würdigen:

„Der ganzen Welt erſcheint Aurora,
Nur am Balkan iſt kein Tag.
In einem Meer von bittern Thränen
brennt die tiefe Wunde,
welche die Knechtſchaft ſchlug."

Ehe die Bulgaren ihre Hände nach Rußland ausſtreckten, hatten ſie wie die Serben, wie die Bosniaken an Wien gedacht. Die Hoffnung, unter dem Schirm Oeſterreichs ein milderes Loos zu finden, als unter dem rechtgläubigen Zaren, überwand ihre religiöſen Bedenklichkeiten. Die Bulgaren ſandten geheime Bevollmächtigte an die öſterreichiſchen Conſulate in Jaſſy, Bucareſt und Galacz. Getreu ihrer Inſtruction erwiderten dieſelben, daß von Oeſterreich nichts zu erwarten ſei, indem das Wiener Cabinet es nicht für angemeſſen halte, ſich in die innern Verhältniſſe der Türkei zu miſchen.

Der öſterreichiſche Internuntius hatte keinen Schritt zur Befreiung Bulgariens von den Arnauten gethan. Erſt als Herr von Titoff für die gequälten Rajas das Wort nahm, kam die Abhülfe ſchnell und der an Mannszucht gewöhnte Nizam erſetzte Albaniens ſcheußliche Soldateska. Den Donauchriſten aber ſollte damit recht anſchaulich gemacht werden, von wo allein Linderung ihres Looſes zu hoffen ſei.

Dennoch hatten auswanderungsluſtige Bulgaren, über 400 Familien, ſich nicht an den ruſſiſchen Generalconſul Daſchkoff, ſondern an den General von Hauer mit dem Bittgeſuche gewendet,

daß ſeine Regierung ihnen geſtatten möge, auf öſterreichiſchem Gebiet ein Aſyl gegen die Quälereien der türkiſch-albaneſiſchen Wütheriche zu finden. Sie flehten nur um einen Fleck Erde, auf dem ſie ihr Haupt ruhig niederlegen und für ihr Brod arbeiten konnten, ohne mißhandelt zu werden, ohne täglich für Hab' und Leben zittern zu müſſen. General Hauer unterſtützte das Geſuch dieſer Chriſten auf das wärmſte. Aber das Wiener Cabinet weigerte ſich beharrlich darauf einzugehen, ſolange die Bulgaren ſich nicht in aller Form aus dem türkiſchen Unterthanenverbande losgelöſt und von der Pforte den gültigen Ferman zur Auswanderung erhalten haben würden. Natürlich wagten die Unglücklichen nicht, der Pforte oder dem Paſcha ein ſolches Geſuch vorzulegen. Das bloße Project einer Auswanderung hätte, wäre es zur Kenntniß der türkiſchen Beamten gekommen, nur vermehrten Druck, nur ärgere Mißhandlung zur Folge gehabt.

Aber nicht nur die um Schutz und Hülfe flehenden Hände jener geduldigen, unkriegeriſchen Gräko-Slaven an der untern Donau und am ſchwarzen Meer, deren Wohnſitze die öſterreichiſche Grenze nicht berühren, wurden von der Wiener Staatskanzlei zurückgeſtoßen. Auch die näher wohnenden reinen Slaven im Türkengebiete, die Tſchernogonzen, ein kraftvolles, kampfmuthiges Geſchlecht, welches getreu dem Mahnſpruch Byrons an geknechtete Völker nur durch die eignen Waffen Befreiung gehofft und errungen, nun aber zur Wahrung ihrer Quaſi-Unabhängigkeit das Protectorat ihres Gebirgslandes gerne in die Hände eines chriſtlichen Monarchen gelegt hätte, wandten ſich im Laufe ihres langen Befreiungskampfes mehr als einmal bittend nach Wien. Man leſe, was darüber der kenntnißreiche Cyprian Robert in ſeiner geſchichtlichen Darſtellung von Montenegro ſagt. Es bedurfte einer ziemlich langen Zeit, einer öfters

wiederholten kalten und verächtlichen Zurückweiſung von Seite Oeſterreichs, bis die Tſchernogonzen enttäuſcht und entmuthigt ſich entſchloſſen, den Schutz des Zaren ſtatt des Cäſars von Wien anzurufen. Kaiſer Alexander nahm die Botſchaft freundlich auf und verſicherte das tapfere Völkchen ſeiner Theilnahme, die nicht blos in Worten beſtand.

Später verſuchte der Vladika Peter II., obwohl in Rußland erzogen, noch einmal mit dem Wiener Cabinet in freundlichen Verkehr zu treten, es für die Idee eines auſtro-ſlaviſchen Donaureiches unter der Oberherrlichkeit des öſterreichiſchen Kaiſers zu gewinnen. Nach der Anſicht gründlicher Kenner hing es ſelbſt damals noch von Oeſterreich ab, durch den leiſeſten Wink eine Erhebung ſämmtlicher chriſtlicher Völker an beiden Stromufern hervorzurufen und ſeine Herrſchaft bis zum ſchwarzen Meer als der natürlichen und nothwendigen Grenze eines auſtro-ſlaviſchen Reiches auszudehnen. Der Vladika reiſte perſönlich nach Wien, um die Anerkennung als Vaſall Oeſterreichs zu erlangen. Als man ihn dort nicht officiell empfangen wollte und mit Geringſchätzung behandelte, reiſte er nach St. Petersburg, fand dort die ehrenvollſte Aufnahme, die beſtimmte Zuſicherung des ruſſiſchen Protectorats, die Ernennung als Mitglied der Synode und einen Jahresgehalt von 80,000 Rubeln, den ihm der ruſſiſche Conſul von Raguſa regelmäßig ausbezahlt.

Wenn nach ſolchen Vorgängen, nach ſo gefliſſentlicher Selbſtübertölpelung das Anſehen Oeſterreichs in den türkiſch-ſlaviſchen Grenzlanden immer tiefer ſank, der Einfluß Rußlands immer höher ſtieg und der Glaube immer feſter wurzelte, daß Befreiung aus dem Türkenjoch und Herſtellung eines chriſtlich-danubiſch-pontiſchen Reiches nicht von der deutſchen Donau, ſondern einzig nur von der Newa zu erwarten ſei, ſo war das die ganz na-

türliche Folge eines mit aller Starrheit und traurigen Conſequenz feſtgehaltenen unſeligen Syſtems.

Mochte man das räthſelhafte Benehmen des Wiener Cabinets, welches mit unbegreiflicher Uneigennützigkeit Alles that, um die Sache ſeines Rivalen und Concurrenten im Oſten zu fördern, ihm ſelbſt die Wege zeigte, wo es ſeine Vorpoſten bis dicht an die Ferſen Oeſterreichs vorſchieben konnte, mochte man dieſe Politik deuten wie man wollte, immer konnte man noch zu ihrer Entſchuldigung ſagen, daß Montenegro nur ein Ländchen von 120,000 Seelen ſei, zu unbedeutend, als daß man ſich um das dortige Protectorat und die Vaſallenſchaft des Vladika kümmere. Zwar hat ſchon ſeit Tſchernoi-Iwo's Zeiten das kleine Volk ſeine große Tüchtigkeit im Kriegshandwerk bewährt, hat auch einmal in einer gewaltigen Schlacht die vereinte Türkenmacht aufs Haupt geſchlagen, und ſeine Unabhängigkeit war ſeitdem von der Pforte durch Verzichtleiſtung des Haratſch ſtillſchweigend anerkannt. Aber immer konnte man nicht beſtreiten, daß die Tſchernogonzen höchſtens 20,000 Bewaffnete ſtellen können und ſich ungerne außerhalb ihrer Berge ſchlagen, demnach als Bundesgenoſſen im Oſten nicht von höchſter Wichtigkeit ſind.

Aber warum die Wiederholung derſelben Politik gegen Serbien, das auch vor der Thüre Oeſterreichs gelegen, ein ſchönes fruchtbares, von einem tüchtigen ſtreitbaren Volk bewohntes Land, in welchem für eine Million deutſcher Anſiedler noch recht wohl Raum wäre? Als nächſte Nachbarn Oeſterreichs, welche, obwohl die meiſten Bekenner der griechiſchen Kirche, doch mehr als einmal ihre beſondere Hinneigung zu Oeſterreich an Tag gelegt wie noch die letzten Kriegsjahre gezeigt haben, als Genoſſen eines Stammes, dem ein ſehr großer und ſtreitbarer Theil von den Völkerſchaften des Kaiſerſtaates, vor allem ſeine treuen

Grenzwächter angehören, als Bewohner eines der ſchönſten Uferſtriche des großen Stromes, der die Lebenspulsader Oeſterreichs iſt, durften die Serben, welche 80,000 Bewaffnete ſtellen können und in verſchiedenen Zeiten die ganze Türkenmacht im Schach hielten, nicht mit derſelben politiſchen Gleichgültigkeit behandelt werden, wie das arme und kleine Felsland Montenegro. Am allerwenigſten durfte man den nordiſchen Koloß dort im Süden an der offnen Thüre Oeſterreichs feſten Fuß faſſen und unter dem Namen des Protectorats Anſprüche auf den künftigen Beſitz eines Landes aufkeimen laſſen, welches, wenn einmal das Erlöſchen der flackernden Türkenlampe zur feſten Thatſache geworden, Oeſterreich als natürliches Erbe angewieſen iſt.

Werfen wir einen Blick auf die neueſte Geſchichte Serbiens und ſeine heroiſchen Befreiungskämpfe aus den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts, wie ſie uns Slade, Walſh, Ranke, Cyprian Robert übereinſtimmend ſchildern, ſo erregt die Wiener Politik gegen das tapfere Volk, das nach Zerbrechung ſeiner Ketten ſich Oeſterreich in die Arme werfen, das neben der Woiwodina, die größtentheils durch ſerbiſche Auswanderer bevölkert iſt, als ein Glied ſeiner Völkerfamilie eingereiht zu werden begehrte und als die ſtreitbare Avantgarde des Kaiſerſtaates im Oſten ſich voranſtellen wollte, das äußerſte Befremden. Rußland hatte ſeit langer Zeit ſeine Partei in Serbien, beſonders unter dem Adel, aber die eigentliche patriotiſche Partei, an deren Spitze Tſcherni-Georg ſtand, ließ ſich nicht von Rußland gewinnen. Dieſer edelſte Held der ſerbiſchen Revolution, deſſen Sohnes Haupt heute der ſerbiſche Fürſtenhut bedeckt, arbeitete aus allen Kräften der ruſſiſchen Partei entgegen, wollte nichts von einer Unterwerfung unter den Zaren hören und ſchickte, nachdem er die Türken ſiegreich aus dem Lande geſchlagen, ſeinen Freund Jugowitſch nach Wien, um beſtimmte

Unterwerfungsvorſchläge zu machen und dem Kaiſer von Oeſterreich das Patronat Serbiens anzubieten.

Das Wiener Cabinet, die Serben wie ſpäter die Griechen als Rebellen betrachtend wies dem Abgeſandten verächtlich die Thüre, während das Petersburger Cabinet, das ſonſt in conſervativer und legitimer Geſinnung wahrlich nicht hinter Oeſterreich zurückſteht, ſeine Auffaſſung von Völkerbewegungen nicht in ſo beſchränkt doctrinärer Form faßte, um die durch den barbariſchen Türkendruck, durch das Gebot der Nothwehr zur Vertheidigung des Heiligſten hervorgerufenen ſerbiſchen Freiheitskämpfe mit anderwärtigen Inſurrectionen auf gleiche Linie zu ſtellen. Es war nicht ſo täppiſch uneigennützig, um das Schutzgeſuch und die Annäherung eines ſo tapfern Volkes zurückzuweiſen, machte ſich vielmehr die bornirte Anſicht, die man in Wien von Momken und Haiduken hatte, zu Nutzen und erfaßte mit einem glücklichen Griff, was Oeſterreich nicht aufheben wollte, obwohl es damals nur die Mühe des Bückens bedurfte, um zum Beſitz einer ſchönen Grenzprovinz zu gelangen, Rußland unterſtützte im Jahr 1809 den ſerbiſchen Aufſtand mit einem Hülfsheer. Die Bewegung verbreitete ſich nach Bosnien, ſelbſt die ſtammverwandten Tſchernogonzen ſtiegen von ihren Felſen und kamen dem Tſcherni-Georg jubelnd entgegen. Es hatte einen Augenblick den Anſchein, als werde das ganze Volk ſerbiſchen Stammes, zuſammen über 4 Millionen Seelen ſtark, ſich zu einem Staat unter ruſſiſchem Schutz vereinigen.

Als aber Rußland 1812 durch Napoleons furchtbare Uebermacht bedroht einen für den damaligen Moment höchſt vortheilhaften Frieden ſchloß und von der Pforte ſogar die ſchöne Provinz Beſſarabien abgetreten erhielt, ließ es dafür als Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit gegen den gefälligen Großherrn die Serben im Stiche und der ruſſiſche Conſul Nedoba that Alles, um de-

ren Widerſtand gegen die vorrückenden Heere der Türken zu lähmen. Das wiedereroberte Serbien wurde drei Jahre lang mit Gräueln heimgeſucht, die an die Blüthezeit alttürkiſchen Wüthens unter Selim II. und Murad IV. erinnern. Miloſch, der alte Schweinehirte und neubeſtallte Ober-Knäs, half als Adoptivſohn des grauſamen Soliman Paſcha von Belgrad eine Zeit lang eifrig mit, den unzufriedenen Woiwoden die Köpfe abzuſchlagen, die unruhigen Momken lebendig zu ſchinden, die angeſehenſten Knäſe wie wilde Thiere in ihren Zufluchtsſtätten zu verfolgen, um ſie der türkiſchen Juſtiz in die Hände zu liefern. Erſt als Miloſch merkte, daß es ihm trotz ſeines Bluteifers nicht gelungen, den türkiſchen Argwohn zu beſchwichtigen, als er für ſeine eigene Haut fürchtete, trat er an die Spitze eines neuen Aufſtandes, der einen glücklichern Erfolg hatte, als der frühere.

Zwei Jahre zuvor war der ſerbiſche Prieſter Renadowitſch als Abgeſandter vieler ſerbiſcher Edeln, die zu den Haiduken in die Wälder geflohen, nach Wien gegangen, um die Theilnahme des Kaiſers Franz an dem Schickſale ſeines unglücklichen Vaterlandes anzuflehen und wiederholt um den Schutz und Beiſtand Oeſterreichs zu betteln. Er hatte auch eine Audienz bei Metternich und erhielt höflich kühle Worte mit der Verſicherung, daß Oeſterreich nichts, gar nichts für Serbien thun werde. Derſelbe Prieſter wiederholte ſein Geſuch und ſeine Verſuche 1815 zur Zeit des Wiener Congreſſes, klopfte vergeblich an allen Thüren*) und brachte ſeinen Landsleuten in die Berge die troſtloſe Bot-

*) „Il alla d'un souverain à l'autre les conjurant les larmes aux yeux d'avoir pitié d'un million d'hommes. Les jeunes monarques, les elegants diplomates riant de la naiveté de ce barbare se le renvoyaient les uns aux autres. Les plus serieux lui demandaient avec etonnement qu'est ce donc que la Serbie?“ (Cyprien Robert „Les slaves de la Turquie.“)

ſchaft, daß nichts, gar nichts zu hoffen ſei von den Großmächten der Chriſtenheit, keine Waffenhülfe, nicht einmal ein Fürſprecherwort gegen das unerträgliche Paſchajoch und daß die einzige Rettung Serbiens in dem Muth ſeiner eigenen Söhne liege.

„Erbliche Sclaven, wiſſet ihr es nicht,
Wer frei ſein will, muß führen ſelbſt den Schlag.“

Das große Wort des britiſchen Dichters ſpukte damals als Geiſt in den Verſen der wandernden Haidukenſänger und erzeugte jene Thaten, deren Einzelnheiten wir nicht zu erzählen brauchen. Wer kennt nicht Serbiens glorreichen Befreiungskampf und ſeine Folgen!

Wenn Rußland in ſeinem Feldzuge von 1829 den Beiſtand des Fürſten Miloſch gegen die Türken verſchmähte, die Erhebung der Donauvölker nicht begünſtigte und mit dem Protectorat der Donaufürſtenthümer und Serbiens ſich begnügte, ſo geſchah dies nicht blos im Bewußtſein ſeiner Uebermacht gegen den ſchwachen Sultan, die ſolcher Hülfe nicht bedurfte, ſondern auch um die politiſche Wichtigkeit, die ſtaatliche Selbſtſtändigkeit und die militairiſche Stärke Serbiens nicht zu vermehren. Rußland hat in der orientaliſchen Frage ein ſehr beſtimmtes Syſtem, das es bis jetzt mit ebenſo rühmlicher Conſequenz, als wunderbarem Erfolge geführt hat. Die chriſtlichen Donauprovinzen der Pforte ſollen ſich weder unter das Schutzpanner Oeſterreichs ſtellen, noch darf in ihnen ein ſtaatlicher Embryo zum kräftigen Leben erwachen, welcher den Kern einer ſüdſlaviſchen Völkerunion bilden und zu einem nationalen Gemeinweſen den Grund legen könnte, das dem künftigen Herrſcher Rußlands in dieſen Gegenden im Weg ſtünde. Auch gut türkiſch ſollen die Völker nicht geſinnt ſein, zur Verjüngung und Erſtarkung des gebrechlichen Osmanenſtaates mittelſt chriſtlicher Elemente nicht mitwirken, keinem osmaniſchen Neubau durch

Verſöhnung und Gleichberechtigung der Chriſten und Moslims ſoliden Kitt zuführen. Rußland nimmt an der türkiſchen Donau ausſchließlich für ſich die ganze Zukunft in Anſpruch, will allein Erbe des Sultans werden ohne Theilnehmer, ohne Concurrenten. Auf dieſe Bedingung hin will es freilich gemäßigt ſein, will ſeine Eroberungen und Erfolge nicht übereilen, ſondern ſeine Parteigänger und die Thorheiten ſeiner Rivalen und Gegner für ſich arbeiten laſſen, bis die gereifte Frucht ihm von ſelber in den Schoos fällt. Oeſterreich aber ſoll ſeiner öſtlichen Aufgabe entſagen, ſoll vergeſſen, daß es einſt an der türkiſchen Donau die erſte Rolle geſpielt, daß es Belgrad und die Wallachei beſeſſen. Es ſoll ſich in Entſagung üben und Geduld lernen, bis der ruſſiſche Doppeladler in eigener Perſon geflogen kommt, um auf derſelben Belgrader Citadelle, wo im vergangenen Jahrhundert Eugens Heldenarm die Farben Auſtria's pflanzte, ſeinen Horſt zu bauen und dem Adler am andern Ufer gegenüber triumphirend ſeine kräftigeren Klauen zu zeigen, die ſo viel geſchickter im Greifen ſind.

Das Metternichſche Syſtem ſowohl in der öſtlichen Politik, als überhaupt, wurde von ſeinen ſtaatsmänniſchen Gegnern weniger ſeines Inhalts, als ſeiner Inhaltloſigkeit wegen verurtheilt. Schärfer und richtiger als Herr Thiers in jener berühmten parlamentariſchen Rede vom 22. Januar 1846 über die orientaliſche Frage hat die Feder eines geiſtvollen norddeutſchen Diplomaten dieſes Syſtem in ſeiner dürftigen Blöße gezeigt. Wie hoch auch die Verehrer und Anhänger des Fürſten Metternich deſſen politiſche Weisheit erhoben, immer ſchien ſich doch deren Geheimlehre auf die Formel zu reduciren: Oeſterreich kann für organiſche Staatenentwickelung, für verfaſſungsmäßige Völkerfreiheit nichts thun, ohne aus den Fugen zu gehen, alſo ſoll in der ganzen übrigen Welt auch nichts gethan werden.

Oeſterreich kann die Autorität über ſeine Völker nicht als organiſche, ſtaatsbildende, ſondern nur als ſimple Autorität, als mehr oder weniger aufgelegte Gewalt erhalten, alſo muß ſie auch in der übrigen Welt nur in dieſem Sinne gefaßt, nur in dieſem Sinne erhalten werden. „Jede alte Autorität als ſolche, ſelbſt den Halbmond wider das Kreuz müſſen wir ſchützen, damit keine neue ſich bilde, deren Conſequenzen uns ſprengen würden.“

Andere blinde Anhänger des Metternichſchen Syſtems, von denen Viele ſchon aus ſybaritiſcher Genußſucht, wie Friedrich Genz, oder in Ermanglung jeglichen Verſtändniſſes des gebieteriſchen Ernſtes der Zeit, ſowie jeglicher Sehergabe in die bewegte Zukunft dem bequemen Stabilitätsprincip huldigten, glaubten in deſſen Politik nach Oſten, wie nach Weſten die feinſten Fäden, die tiefſten Motive zu erkennen, haben aber nie vermocht, uns von der profunden Weisheit des Syſtems eine beſtimmte, genügende Erklärung zu geben. Die, welche in der ſeltſamen Zurückhaltung und Sprödigkeit des Wiener Cabinets im Oſten das Reſultat einer tiefen ſtaatsmänniſchen Combination zu erkennen vermeinten, ignoriren wohl, welchen Antheil die Grillen und die Schwäche des Alters, der Hang nach Ruhe, die Befriedigung mit den halbvermoderten diplomatiſchen Lorbeeren von 1815 und beſonders die Furcht vor der franzöſiſchen Demokratie an dieſem Syſtem der Unthätigkeit, des Geſchehenlaſſens hatten. Wenige dachten an das treffende Wort eines erhabenen Denkers, daß je gemeiner und je alltäglicher die Gründe ſind, die wir im Allgemeinen den wichtigſten Handlungen der Staatsmänner unterlegen, deſto näher wir der Wahrheit ſind, deſto ſeltener wir uns täuſchen.

Solange die öſtliche Gefahr noch ferne ſtand, ſolange das gewaltige Uebergewicht Rußlands wieder ſichtbar war und Oeſter-

Verſöhnung und Gleichberechtigung der Chriſten und Moslims ſoliden Kitt zuführen. Rußland nimmt an der türkiſchen Donau ausſchließlich für ſich die ganze Zukunft in Anſpruch, will allein Erbe des Sultans werden ohne Theilnehmer, ohne Concurrenten. Auf dieſe Bedingung hin will es freilich gemäßigt ſein, will ſeine Eroberungen und Erfolge nicht übereilen, ſondern ſeine Parteigänger und die Thorheiten ſeiner Rivalen und Gegner für ſich arbeiten laſſen, bis die gereifte Frucht ihm von ſelber in den Schoos fällt. Oeſterreich aber ſoll ſeiner öſtlichen Aufgabe entſagen, ſoll vergeſſen, daß es einſt an der türkiſchen Donau die erſte Rolle geſpielt, daß es Belgrad und die Wallachei beſeſſen. Es ſoll ſich in Entſagung üben und Geduld lernen, bis der ruſſiſche Doppeladler in eigener Perſon geflogen kommt, um auf derſelben Belgrader Citadelle, wo im vergangenen Jahrhundert Eugens Heldenarm die Farben Auſtria's pflanzte, ſeinen Horſt zu bauen und dem Adler am andern Ufer gegenüber triumphirend ſeine kräftigeren Klauen zu zeigen, die ſo viel geſchickter im Greifen ſind.

Das Metternichſche Syſtem ſowohl in der öſtlichen Politik, als überhaupt, wurde von ſeinen ſtaatsmänniſchen Gegnern weniger ſeines Inhalts, als ſeiner Inhaltloſigkeit wegen verurtheilt. Schärfer und richtiger als Herr Thiers in jener berühmten parlamentariſchen Rede vom 22. Januar 1846 über die orientaliſche Frage hat die Feder eines geiſtvollen norddeutſchen Diplomaten dieſes Syſtem in ſeiner dürftigen Blöße gezeigt. Wie hoch auch die Verehrer und Anhänger des Fürſten Metternich deſſen politiſche Weisheit erhoben, immer ſchien ſich doch deren Geheimlehre auf die Formel zu reduciren: Oeſterreich kann für organiſche Staatenentwickelung, für verfaſſungsmäßige Völkerfreiheit nichts thun, ohne aus den Fugen zu gehen, alſo ſoll in der ganzen übrigen Welt auch nichts gethan werden.

Oeſterreich kann die Autorität über ſeine Völker nicht als organiſche, ſtaatsbildende, ſondern nur als ſimple Autorität, als mehr oder weniger aufgelegte Gewalt erhalten, alſo muß ſie auch in der übrigen Welt nur in dieſem Sinne gefaßt, nur in dieſem Sinne erhalten werden. „Jede alte Autorität als ſolche, ſelbſt den Halbmond wider das Kreuz müſſen wir ſchützen, damit keine neue ſich bilde, deren Conſequenzen uns ſprengen würden.“

Andere blinde Anhänger des Metternichſchen Syſtems, von denen Viele ſchon aus ſybaritiſcher Genußſucht, wie Friedrich Genz, oder in Ermanglung jeglichen Verſtändniſſes des gebieteriſchen Ernſtes der Zeit, ſowie jeglicher Sehergabe in die bewegte Zukunft dem bequemen Stabilitätsprincip huldigten, glaubten in deſſen Politik nach Oſten, wie nach Weſten die feinſten Fäden, die tiefſten Motive zu erkennen, haben aber nie vermocht, uns von der profunden Weisheit des Syſtems eine beſtimmte, genügende Erklärung zu geben. Die, welche in der ſeltſamen Zurückhaltung und Sprödigkeit des Wiener Cabinets im Oſten das Reſultat einer tiefen ſtaatsmänniſchen Combination zu erkennen vermeinten, ignoriren wohl, welchen Antheil die Grillen und die Schwäche des Alters, der Hang nach Ruhe, die Befriedigung mit den halbvermoderten diplomatiſchen Lorbeeren von 1815 und beſonders die Furcht vor der franzöſiſchen Demokratie an dieſem Syſtem der Unthätigkeit, des Geſchehenlaſſens hatten. Wenige dachten an das treffende Wort eines erhabenen Denkers, daß je gemeiner und je alltäglicher die Gründe ſind, die wir im Allgemeinen den wichtigſten Handlungen der Staatsmänner unterlegen, deſto näher wir der Wahrheit ſind, deſto ſeltener wir uns täuſchen.

Solange die öſtliche Gefahr noch ferne ſtand, ſolange das gewaltige Uebergewicht Rußlands wieder ſichtbar war und Oeſter-

reich bei dieſer Politik des uneigennützigen Entſagens doch einer ſcheinbar ſoliden und dauerhaften Ruhe genoß, mochte es erklärbar ſein, daß Viele wirklich in tiefer Ueberzeugung die ſeltſame Anſicht theilten, Oeſterreich bei ſeiner künſtlichen Zuſammenſetzung könne nichts als den trägen Schwerpunkt Europa's bilden und müſſe ſich der activen Politik nach Außen möglichſt entſchlagen. Aber dieſes Syſtem politiſcher Dürre und Leere hatte weder nach Außen, noch im Innern die ſegensreichen Erfolge, an welche nur jene eine Zeit lang glaubten, die gegen die alte Warnung den Tag vor dem Abend zu loben pflegen. Sie hat nicht die Ausdehnung Rußlands nach einer Seite hin gehemmt, wo Oeſterreichs nächſte materielle Intereſſen, ſein mercantiliſcher Verkehr, die Ausfuhr ſeiner Induſtrie weſentlich gefährdet wurden; ſie hat weder die ruſſiſche Beſetzung der Donaumündungen, noch die ausſchließliche Beherrſchung des ſchwarzen Meeres durch Rußland, noch deſſen überwiegenden Einfluß in Serbien, noch das fortſchreitende Siechthum der Türkei zu hindern vermocht. Im Innern aber hat dieſe faule Ruhe weit traurigere Früchte getragen.

Indem man verſäumte, den Völkern nach Außen hin einen thätigen Impuls zu geben, der Coloniſation, dem Handel und blühenden Verkehr jene großartige Fernſicht durch die Thore der Levante zu zeigen, indem man jene Sehnſucht der Völker nach Ruhm und Thaten, welche mit den ſiegreichen Befreiungskriegen von 1813 und 1814 ſo mächtig erregt worden, nicht nach einer Seite hin lenkte, wo ſie die wichtigſten Intereſſen Oeſterreichs ſchirmen und verfechten und ſeine militairiſche Kraft in ſteter Uebung und Friſche erhalten konnten, indem man den traurigen Verſuch vorzog, jene edlen Gefühle wieder in Schlaf zu lullen, und eine zahlreiche Polizei ſtatt eines ſtarken ſiegreichen Heeres zum Schirmvogt der ſtaatlichen Sicherheit zu beſtellen, da keim-

ten die innern Gefahren und es entſtanden jene unheilvollen einſeitigen Nationalitätsbeſtrebungen mit ihren Trennungs- und Selbſtſtändigkeitsgelüſten, welche tief im Mark des öſterreichiſchen Staatsbaues wühlten. Da man im Innern keine öffentliche Beſprechung der Verhältniſſe zuließ, keine politiſche Oppoſition duldete, ſo bildete ſich die nationale Oppoſition aus, welche in einem gemiſchten Staate die gefährlichſte iſt. Man ſcheute ſich nach Außen hin mit einem Syſtem der Kraft und der That aufzutreten, man wollte im Oſten nicht Mitbewerber um die Prämie herrenlos gewordener Länder ſein, nicht die Phantaſie der Völker dort beſchäftigen und durch die Idee von Ruhm, Macht und Größe die Gemüther gewinnen. Jenes glühende Element, das in Tagen der Verlegenheit ſo ſehr genützt hatte, ſollte erſtickt werden, als man ſeiner nicht mehr bedurfte, aber es glimmte doch in der Stille fort und nahm nur eine fatalere Richtung. Das mit Unrecht als glücklich geprieſene Stillleben der öſterreichiſchen Regierungsperiode, welche den Befreiungskriegen folgte, hat jene böſen Dünſte erzeugt, die ſpäter als Sturmwolken der Revolution über unſern Köpfen brauſten, und die alte Lehre beſtätigt, daß apathiſche Ruhe in den öffentlichen Zuſtänden dem Staate nimmer zum Segen gereicht, vielmehr unſichtbar den Kern deſſelben hohl frißt, bis das heimlich gezeugte Unheil in allgemein offenem Verderben ausbricht. Wo Staatsmänner in hartnäckiger Verblendung den zeitgemäßen Reformen im Innern wie der nothwendigen Kraftentwickelung nach Außen Raum zu geben verſäumen, da werden die Nachfolger ſtets genöthigt ſein, in Sprüngen das nachzuholen, was früher durch ein mäßiges Vorwärtsſchreiten mit ſo viel weniger Anſtrengung zu erreichen war.

Saluſt ſagt irgendwo: daß Staaten und Regierungen ſich nur durch dieſelben Mittel erhalten können, durch die ſie entſtanden ſind, und die Wahrheit dieſes Ausſpruchs haben die

Staatengeſchichten der ſpäteren Jahrhunderte nicht verneint. Der öſtliche Ländercomplex Oeſterreichs bildete ſich und erſtarkte durch die politiſche Nothwendigkeit, einem übermüthigen und eroberungsſüchtigen Nachbarn eine ſtarke kriegeriſche Fronte zuzukehren. Alle Racen, alle Völker ſchaarten ſich daher unter das Panier des deutſchen Kaiſers zur Abwehr der gemeinſchaftlichen Gefahr. Aber auch nach der Demüthigung des Halbmondes bedurfte Oeſterreich gleich wie Rußland einer energiſchen Leitung ſeiner Angelegenheiten im Oſten, um die rohen Kräfte ſeiner Völker zu beſchäftigen, ſie in Disciplin und Einigkeit zu erhalten. Jene trübſten Blätter der Geſchichte Oeſterreichs von 1848 und 1849, wo ſeine Völker an der Theiß und an der Donau ſich gegenſeitig würgten, würden nicht als finſtere Geſpenſter in Gegenwart und Zukunft ſchauen, hätte man das ritterliche Blut der Magyaren und den Streitmuth der Südſlaven wie vormals in Thätigkeit erhalten, bei den oft wiederholten öſtlichen Kriſen ſie berufen, die Macht und die Intereſſen des Kaiſerſtaates dort wie früher zu verfechten. Die Ungarn waren ein ziemlich treues Volk, ſolange in den Türkenkriegen und anderwärts ihrem feurigen Thatendrang Raum gegönnt war, frühere partielle Aufſtände des Adels hatten beim Volke geringen Anklang. Die dreiunddreißigjährige träge Ruhe, die abſolute Unthätigkeit im Oſten brachten die Ideen und umſtürzenden Tendenzen des Weſtens in dieſe Provinzen, erzeugten die Unabhängigkeitsgelüſte, das Völkergezänke, den Sprachenſtreit und die Eiferſucht der Nationalitäten, aus welcher Drachenſaat die Furien des Bürgerkrieges hervorgingen.

Die Ruſſen rühmen ſich bekanntlich ihrer hiſtoriſchen Beſtimmung: „qu'ils sont chargés de traduire la civilisation européenne aux Asiatiques.“ Oeſterreich aber hat ſo gut wie Rußland nach zwei entgegengeſetzten Himmelsſtrichen eine ſolche doppelte Aufgabe zu erfüllen. Gegen den Weſten iſt

ſeine Stellung naturgemäß conſervativer und abwehrender Art. Es widerſteht jenen weſtlichen Doctrinen, die wenigſtens nicht in ganzer Ausdehnung für Völker paſſen, welche auf der Scala der Cultur noch eine ziemlich tiefe Stelle einnehmen. Aber Oeſterreich mußte dem Weſten die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, die Erfindungen der Technik, die organiſirende Kraft, das Genie der Civiliſation entlehnen. Noch mehr als ſeine geographiſche Lage beruft Oeſterreich ſeine deutſche Bildung und Tüchtigkeit zur Rolle des Völkerführers an der öſtlichen Donau. Im Weſten dem conſervativen Syſtem huldigend iſt ſeine Aufgabe nach dem Orient entſchieden eine progreſſive. Dort ſoll es Propaganda machen für abendländiſche Cultur und Geſittung. Nur wenn es letztere Aufgabe zugleich erfüllt, genügt Oeſterreich ſeiner hiſtoriſchen Miſſion und überzeugt die Welt von der Nothwendigkeit der Exiſtenz und Macht eines aus ſo verſchiedenen Nationalitäten gemiſchten Staates. Zugleich würde Oeſterreich in der unentnervten Kraft, in der Disciplin und dem ſtreitbaren Sinn ſeiner öſtlichen Völkerſtämme die Mittel der Verjüngung und des Widerſtandes gegen weſtliche Stürme finden, gleich jenem Rieſen Antäus, welcher durch Berührung der Muttererde unverſiegbare Stärke ſchöpfte.

Ein Verkennen dieſer Doppelaufgabe Oeſterreichs aber wird ſich immer durch Verbreitung innerer Fäulniß rächen. Nicht ungeſtraft entzieht man ſich einer Miſſion, welche Natur und Bedürfniß auferlegen. Eine tiefe Wahrheit enthält die Behauptung jenes ſcharfſinnigen Geſchichtsforſchers, daß es eine innere Nothwendigkeit, ein unwiderſtehliches Geſetz ſei, welche den civiliſirteren Menſchen aus ſeinem väterlichen Boden in die minder cultivirten Länder hinaustreibt, um ſie bald erobernd und verheerend, bald belehrend und bildend zu zwingen, an ſeinen Vorzügen Theil zu nehmen. Denn die Geſittung ſei ihrer Natur nach

erobernd, ſie vernichte, was ihr entgegenſtrebt und könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis alle mit ihr im Gegenſatz ſtehenden Elemente auf dem Erdboden verſchlungen ſind.

In der klaren Erkenntniß, in der beharrlichen Durchführung dieſer zweifachen Beſtimmung beſteht das Geheimniß der Stärke wie des Einfluſſes, welchen Rußland gleichmäßig nach Europa, wie nach Aſien hin behauptet. Rußland hat unter ſeinem Scepter noch weit mehr verſchiedenartige Völker zuſammenzuhalten, welche zum größern Theil mit innerſtem Widerwillen dem Commandoruf von der Newa gehorchen. Dieſe innern Verlegenheiten haben das Petersburger Cabinet nie abgehalten, nach Außen hin ſtark und unternehmend zu ſein. Trotz ſeiner Polen, trotz ſeiner Kleinruſſen, Finnen, Tartaren und Kaukaſier hat es jede Gelegenheit benützt, Einfluß und Territorium nach Süden und Oſten hin zu erweitern. Selbſt jenes Uebel, welches Kaiſer Nicolaus als das größte „fléau de la Russie“ bezeichnete: die übergroße räumliche Ausdehnung bei verhältnißmäßig dünner Bevölkerung hat Rußland nicht gehindert, raſtlos vorwärts zu ſchreiten und die Völker des Orients zu zwingen, ſich unter ſeiner Macht zu beugen und an ſeinen Culturzuſtänden Theil zu nehmen. Weit entfernt durch dieſe Völkermehrung an innerer Kraft zu verlieren hat es vielmehr ſtets neue Elemente innerer und äußerer Stärke aus ihnen zu wecken gewußt.

Rußland hat einen großen Theil des aſiatiſchen Handels an ſich geriſſen, ſeine Induſtrie nährt und erhält ſich durch die Ausfuhr nach den neuerworbenen Provinzen, die trockenen Steppenländer im Süden wurden angebaut und bevölkert, ſeitdem ihnen Rußland durch Beſitznahme der Norduſer des ſchwarzen Meeres die Mittel zu einer großartigen Exportation gegeben. Im Pontus entſtanden ſeine Flotten, in den Flächen der Ukraine, am Don und Kuban ſeine Militaircolonien, ſeine Reiterheere, de-

ren unerſchöpfliche Maſſe und kriegeriſcher Charakter Rußlands militairiſche Macht verdoppelten und ihm 1812 die Kraft gaben, die Invaſion von ganz Europa ſiegreich zurückzuſchlagen. Indem es die Völkerſchaften Kleinrußlands militairiſch organiſirte, in oft wiederholten Kämpfen gegen Türken, Perſer, Tartaren und Kaukaſusvölker ihren Muth, ihre Disciplin und Ausdauer ſtählte, wurde Rußland die erſte Militairmacht der Welt. Ohne dieſen Ländererwerb und die oft wiederholten öſtlichen Waffengänge wäre es der ruſſiſchen Regierung nimmer gelungen, jene turbulenten Steppenländer, die für Rußland früher eine Quelle der Schwäche und Verlegenheit waren, an Ordnung, Arbeit und Disciplin zu gewöhnen, welche jedem Anfang von Cultur, allen beſſeren und freieren Zuſtänden vorausgehen müſſen.

Im Abendlande hat man ſich oft verwundert, wenn man geleſen, daß die nomadiſirenden Stämme der Nogaier, daß die Kalmükenhorden durch einen Ukas gezwungen wurden ſtill zu ſtehen, ſich Dörfer und fixe Wohnſitze zu bauen, daß der vagabundirende Zigeuner aus ſeiner Höhle gejagt und gezwungen wurde, ſeinen Bart zu ſcheeren, am Pfluge zu gehen oder die Matroſenjacke zu tragen, daß der Jude ſich ukasmäßig kleiden mußte, wie andere Leute, daß der krimſche Tartar durch ruſſiſche Kartoffelinſpectoren zum Kartoffelbau gezwungen wurde u. ſ. w. Das Mittel war ein widerwärtiges, gewaltſames, aber bei dem Charakter und dem Culturzuſtand jener Völker ſchnell wirkſam, wie der Erfolg lehrte. Denn die Nogaier wurden aus wilden Roßdieben friedliche Bauern, der Zigeuner ward menſchenähnlicher, der Jude kleidete ſich wie andere honette Leute, dem Tartaren ſchmeckten am Ende die Kartoffeln.

Wie wenig beneidenswerth auch das Schickſal der Völker iſt, die unter ruſſiſchem Scepter leben, wie ſtrenge wir das ruſſiſche Verfahren in Polen und in den Oſtſeeprovinzen verdammen:

faſſen wir den ruſſiſchen Staat in ſeiner ganzen Erſcheinung und beſonders in der großartigen Vollführung ſeiner öſtlichen Miſſion auf, ſo mildern wir doch einigermaßen unſer Verdammungsurtheil gegen ſo vieles Häßliche in den innern ruſſiſchen Zuſtänden. Fühlt die heutige Generation im Orient auch mehr den Druck als den Segen dieſer ruſſiſchen Zwangscultur, die folgenden Geſchlechter werden immerhin auch deren Wohlthaten genießen. Das eben unterſcheidet den ruſſiſchen Despotismus im Orient von dem Nachbardespotismus der Paſchas und Sardaren, daß er eben ſo ſehr die Kunſt des Schaffens, als des Zerſtörens verſteht, daß er doch mehr aufbaut als zertrümmert. Ein vergleichender Blick auf den heutigen Zuſtand der Länder am Pontus und Caspiaſee, in deren Beſitz ſich Rußland und die Moslemiſchen Nachbarſtaaten theilen, reicht hin, dieſe Wahrheit anſchaulich zu machen.

Der ruſſiſche Halbring an dieſen Binnenmeeren iſt von Natur der minder begünſtigte. Der Großherr beſitzt am kolchiſchen Küſtenſaum, der Schah in Gilan und Maſenderan Provinzen von paradieſiſcher Fruchtbarkeit. Aber Städte und Dörfer fallen in Ruinen, die Bevölkerung ſchwindet und verarmt. Eine gewiſſe Irregularität in dem türkiſchen und perſiſchen Despotismus vermehrt deſſen Druck, verdoppelt ſeinen Fluch. Rußland hat in ſeinen großentheils ſterilen pontiſchen und caſpiſchen Küſtengegenden Städte, Häfen, Landſtraßen gebaut, und wie ſehr auch die Ukaſe als ſtarre Formeln ruſſiſcher Willkür mit dem läſtigen Gefolge ihrer quälenden Formalitäten und im Geleite von unglaublicher Beamtencorruption einem noch kräftigern Aufblühen dieſer Gegenden, wie ſie im Genuſſe geſetzlicher Freiheit kommen müßte, im Wege ſtehen, ſo iſt es nichts deſtoweniger Thatſache, daß alljährlich die Bevölkerung der neuen ſüdruſſiſchen Städte und deren Wohlſtand zunimmt, daß unaufhörlich neue

Ortſchaften, neue Anſiedlungen in früher unbewohnten Steppenwildniſſen entſtehen, daß die Bodencultur und mit ihr Handel und Induſtrie in ſtetem Fortſchreiten begriffen iſt und daß die Regierung dabei immer noch hinreichende Summen erübrigt, um Feſtungen, Docks und Kriegshäfen zu bauen und von der Sulinamündung bis zu den Eisgipfeln Armeniens, vom finniſchen Meerbuſen bis zum ſandigen Strande von Baku, wo die dem Erdboden entſtrömenden ewigen Gasflammen heute als die Wachtfeuer der ruſſiſchen Avantgarde leuchten, ihre Heere und Flotten ſchlagfertig zu halten.

Wer durch die Ereigniſſe der letzten Jahre nicht überzeugt worden, daß eine ſtarke, ruhmgekrönte Führung der auswärtigen Angelegenheiten weit eher geeignet ſei, innere Schwierigkeiten auszugleichen, als eine Politik der Schwäche und des faulen Friedens, für den hat die Geſchichte aufgehört eine Leuchte zu ſein. Rußland hat trotz ſeinem Vorwärtsſchreiten im Orient, trotz ſeinen Triumphen über Schah und Sultan, trotz der ſcharfen Bewachung Polens und des Kaukaſus eine Armee von 190,000 Mann, zum großen Theil aus Kriegern ſeiner eroberten Steppenländer beſtehend, dem benachbarten Kaiſerſtaat, den ein dreiunddreißigjähriger Friede mehr erſchlaffte als erſtarkte, zur Bekämpfung ſeiner inſurgirten Völker zu Hülfe ſenden können. Eben weil Rußland jene dreiunddreißig Jahre auf andere Weiſe genützt, nicht in fauler Ruhe ſich einwiegte, nicht ſo blöde uneigennützig war, um das Patronat herrenlos gewordener Länder, die Oeſterreich früher ſelbſt beſeſſen, zurückzuſtoßen, eben deshalb konnte Rußland den Triumph erleben, daß ein ruſſiſcher Feldherr von einem öſterreichiſchen Kronland ſprechend zu einem ruſſiſchen Kaiſer ſagen konnte: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer kaiſerlichen Majeſtät!“

II.

Denkwürdigkeiten vom Bosporus. Konſtantinopel. Der Ref. Pera. Sultan Abdul-Meſchid. Die Ulema. Der Großfürſt Konſtantin. Die Derwiſche von einer neuen Seite. Die Kleiderreform und ihre Bedeutung. Türkiſche Frauen. Die Sultanin Walide. Charakterzüge des Sultans. Geſchichtliche Rückblicke. Die praktiſchen Reſultate der Reform. Türkiſche Große. Riza und Reſchid Paſcha. Omer Paſcha. Die Stellung der europäiſchen Diplomaten von einſt und jetzt. Sir Stratford Canning und Graf v. Stürmer.

„Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die ſich die Schickſalsfäden des menſchlichen Geſchlechts hängen: Jeruſalem, Rom und Konſtantinopolis; das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegenſatz des univerſellen weltbeſeligenden Chriſtenthums. Solange unſer Geſchlecht die Erde bewohnt, wird es unauflösbar dem magiſchen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan bleiben. Wer in Konſtantinopel mit Kraft regiert, dem wird die Welt gehorchen. Hier iſt die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Looſe für Europa's Zukunft werden zu Konſtantinopel geſchrieben!"

Als ein geiſtreicher Kenner des alten und modernen Byzanz dieſe Bedeutung von Konſtantinopolis in faſt prophetiſcher Weiſe hervorhob, hatte man in Europa noch Luſt und Weile,

ſich mit orientaliſchen Dingen zu befaſſen. Das türkiſche Reich und die Kriſe, in welches ſein bevorſtehender Fall alle Großmächte ſtürzen könnte, waren ſtereotype Leitartikel der politiſchen Zeitungen. Vom Bosporus her glaubte man ſie langſamen, aber unaufhaltbaren Trittes kommen zu ſehen jene Weltkataſtrophe, welche nach dreißig Friedensjahren Europa's Völker wieder auf gemeinſame Tummelplätze der Schlachten führen ſollte.

Im germaniſchen Mittelpunkt Europa's ſah das ſtaatliche Hausweſen damals ſo feſtgebaut, ſo wohl geordnet, ſo ruhetuſſend aus, daß man überall nur Speculanten à la hausse fand und jene Hellſeher, die unter der ſtarren Kruſte die unterirdiſchglühenden Kräfte erkannten und nahe Eruptionen weisſagten, als Träumer, als Peſſimiſten verlachte. Selbſt jene politiſchen Sturmvögel und irrenden Lanzknechte aller Revolutionen, die Emigranten Polens hatten ſich an den Gedanken gewöhnt, daß vom Occident her kein ihre Pläne und Abſichten förderndes Ereigniß ſo bald zu erwarten ſei. „Weſtliche Erſchütterungen, ſagt ein der polniſchen Sache beſonders ergebener Schriftſteller, welche die Polen in den Stand ſetzen werden, das Verlorne nachzuholen, werden nicht mehr kommen. Aber Polen wartet auf große öſtliche Ereigniſſe.“

Während es in Frankreich unter dem Bürgerkönig Ludwig Philipp, dem Viele erſt ſeit ſeinem Falle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, liberal, aber für lärmende Freiheitsmänner zu regelmäßig-conſtitutionell und für Franzoſen zu politiſch-hausbacken, zu langweilig herging, herrſchte in Oeſterreich ein politiſcher Schlaf, der nur betäubte, nicht ſtärkte noch erfriſchte. In Preußen aber war nicht einmal jene erſte liberale Abſchlagszahlung von 1847 für die Schulden des Thrones von 1813 und 1814 gemacht, welche ſpäter die Gläubiger d. h. die Nation ſo wenig befriedigte. England im Genuſſe eines auf hiſtoriſchem Boden

entſtandenen, durch Brauch und Erfahrung geregelten parlamentariſchen Lebens weckte eine Reihe ſolider Reformen, um welche das glückliche Inſelland, das den vollen Sonnenſchein der Freiheit ohne Stürme und Gewitter hat, von den Völkern des europäiſchen Feſtlandes mit Grund beneidet wird.

Damals alſo herrſchte in Europa ein lebhaftes Intereſſe für das Morgenland, und die Schaaren der Touriſten, des häuslichen Stilllebens überdrüſſig, ſteuerten nach den Donaumündungen oder Dardanellen. Die meiſten hatten wohl keinen andern Zweck ihres bosporiſchen Pilgerganges, als die Befriedigung ihrer Schauluſt, den Wunſch eigenäugig jene höchſten maleriſchen Reize zu bewundern, welche die Hand Gottes und des Menſchen auf eine einzige glückliche Stelle, den Berührungspunkt zweier Meere und zweier Welttheile freigebiger ausgeſtreut hat, als auf irgend einem andern Fleck der bekannten Oberfläche unſeres Planeten. Vom europäiſchen Galatathurm, vom aſiatiſchen Bulgurlu, von den Platanen- und Cypreſſenhügeln Ejubs herab weideten ſchauluſtige Touriſten die entzückten Augen an den ewigen Herrlichkeiten von Europa's und Aſia's Grenzgeſtaden.

Andere Wallfahrer, in denen der Natur- und Landſchaftsſinn minder ausgeprägt war, beſchauten ſich mit mehr Vorliebe und Neugierde den byzantiniſchen Wunderbau der Aja Sophia ſo prächtig ſelbſt in ihrer türkiſchen Verſtümmelung, die Goldmoſaik der kühnen Kuppelwölbung, die Säulen von Porphyr und Granit, die einſt die ſchönſten Denkmale der Hellenen zierten. Manche weſtliche Touriſten zog noch mehr das Studium des morgenländiſchen Volkslebens an, und der Bazar, der Sclavinnenmarkt, die alten Theriakbuden an der Solimanieh, der Beiramzug und die Derwiſchtänze wurden von ihnen eifriger heimgeſucht, als die Wunder der Natur und Kunſt. Manche auch

haben in den Holzpaläſten von Pera und Bujukdereh ausſchließlich diplomatiſche Wiſſenſchaft und hohe Politik ſtudirt.

Schwerlich kann man von irgend einem orientaliſchen Neiſecandidaten ſagen, daß ihm ſeine Specialität gefehlt habe, nicht einmal von jenen, welche überſättigt von abendländiſcher Langweile auf einmal die morgenländiſche koſten und ſtatt daheim in ſchlechter Oper oder blaſirtem Salon zu gähnen, auf türkiſch-byzantiniſche Manier unter dem Platanenſchatten der ſieben Hügel Scherbet ſchlürfend oder aromatiſche Tſchibukwolken blaſend, den Genuß des Kef kennen lernen wollten.

Der Kef iſt das träumeriſche Nichtsthun des Orientalen, das etwas ganz anderes iſt, als eine deutſche Langweile beim Verdauungsgähnen und weit genußreicher ſelbſt als das berühmte dolce far niente des Italieners. Zum Vollgenuß dieſes ſüßen Nichtsthuns hat Italien wohl die verklärte Himmelsbläue und ihren wohligen Hauch, nicht aber das zauberiſche Bild und das rauſchende Leben eines Chryſokeras von Byzanz. Wo fände man aber auch anderswo dieſe türkiſchen Platanenkaffeehäuschen, die vielen Mokkaſchlürfer und Nargilehdampfer, die, ohne ſich den Kopf mit deutſcher Philoſophie oder occidentaliſcher Literatur zu zerbrechen, ohne irgend einen beſtimmten Gedanken ſo ſorglos und ſelig herabträumen auf jenes Wunderbild zu ihren Füßen, das dem „Beinbrecher" Osman, dem Ahnherr Abdul-Meſchids, am Vorabend ſeiner Hochzeit mit der ſchönen Schaichtochter als unvergleichliches Glanzbild im Schlafe vorſchwebte, lange bevor es ſeine Nachkommen ſahen und beherrſchten!

Man verſichert, daß in mancher ehrbaren und arbeitſamen Philiſterſtadt Deutſchlands das complete Nichtsthun die ärgſte aller erſinnlichen Qualen wäre. In Rom oder Florenz ſchlendert ſich's ſchon angenehmer In Napoli könnte man den ſchweigenden Camaldolenſer oder den auf dem Bauche ruhenden Lazarone

um den Genuß poetiſcher Ruhe beneiden. Aber das eigentliche Myſterium des Kefgenuſſes wird erſt in der konſtantiniſchen Kaiſerſtadt offenbar, bei deren Anblick Prokeſch den römiſchen Imperatoren die Ueberſiedlung nach dem Orient verzieh, obwohl ſie damit den Grund zum Verderben eines ſo ruhmvollen Weltreiches gelegt. „Sieh Napoli und ſtirb!“ heißt der bekannte italieniſche Lobſpruch. „Sieh Stambul und du ſollſt nimmer des Augenzaubers los werden!“ hat ein moderner Byzantiner als Gegenſpruch geſagt.

Erſchrecke nicht geehrter Leſer und befürchte von mir keine neue umgearbeitete Auflage all' der gedruckten Beſchreibungen Konſtantinopels, die wir aus männlichen wie weiblichen Federn von den Tagen der Lady Montague bis auf Frau Ida Pfeiffer die Weitgereiſte und Frau Ida Hahn-Hahn die Frommgewordene in freigebigſter Fülle empfingen. All' jene Merkwürdigkeiten und Accidentien der Siebenhügelſtadt, z. B. der Leanderthurm, welchem die Ignoranz eines Reiſenden zu dieſem falſchen Namen verholfen, die zaubriſchen Prinzeninſeln, die Cypreſſenfriedhöfe, wo die Todten ruhen und die Liebenden klagen, ſogar die Taubenmoſchee und Scutari's brüllende Derwiſche laſſen wir mit all' den vielgeſchilderten Curioſitäten möglichſt in Ruhe, obwohl ein ſcharfes Auge, ein fragluſtiger Mund und ein feiner Pinſel, wie wir ſolche bei dem Bremer Kohl vereinigt finden, den vielbeſchriebenen Gegenſtänden wohl noch manche neue Seite abzugewinnen wüßten.

Auch von Stambuls Antiquitäten und alten Geſchichten will ich ſchweigen und es Andern überlaſſen, von den wunderſchönen Säulen des Dianatempels zu Epheſus, von den Porphyrſäulen des Baalbeker Sonnentempels, welche Aurelianus geraubt, überhaupt von der Steinpracht, die von den ſchönſten Monumenten der Griechen nach Konſtantinopel zum Schmuck der Sofienkirche

wanderte, einen neuen deſcriptiven Verſuch zu wagen oder noch-mals von den vier und zwanzig Belagerungen und ſechs Er-ſtürmungen zu erzählen, welche dieſe Stadt des Unglücks und der Herrlichkeit von den Tagen des Alcibiades bis auf Moha-med II. auszuhalten hatte. Wie grauſig hier die Türken und ihr blutlechzender Padiſcha gehaust, weiß ſelbſt im ignoranten Pera wohl jeder Schulknabe auswendig. Faſt noch populärer iſt die Kunde von den Lateinergräueln unter Balduin und Dan-dolo. Von den frommen chriſtlichen Kreuzfahrern, welche die edelſten Kunſtdenkmale der Griechen mit roher Wuth zerſchlugen, vor deren Vandalenfauſt ſelbſt das Wunder der erzbildenden Kunſt, jene Helena mit den fliegenden Haaren und den lächeln-den Lippen „deren Geſtalt Liebe athmete und einflößte“ keine Schonung fand, von jenen begeiſterten occidentaliſch-chriſtlichen Rittern, welche ihre orientaliſch-chriſtlichen Mitbrüder von By-zanz mit allen erdenklichen Gräueln von Mord und Zerſtörung beglückten, hätte ſelbſt der wilde Seldſchuken-Häuptling Moha-med noch Lectionen nehmen können im Vandalismus, in ent-menſchter Barbarei.

Bei einem flüchtigen Blick auf die trümmerhaften Mauer-zinnen von Konſtantinopolis mit ihren eingemauerten Säulen-knäufen und Altären, die, wie Hammer ſagt, „unwiderſtehliches Zeugniß ablegen vom Alter des Baues, wie von der Barbarei der Erbauer,“ ſchleichen ſolche Reminiscenzen faſt wider Willen des Schreibers in die Feder. Doch verſcheuchen wir die vergan-genen Zeiten mit ihren mehr elegiſchen, als frohen Erinnerun-gen. Wenden wir uns zur Gegenwart und zu ihren milderen Erſcheinungen, von den rauhen lateiniſchen Rittern und vom wilden Sultan Mohamed zu Pera's glatten Diplomaten und zum ſanften Abdul-Meſchid, von denen Intereſſanteres zu berichten iſt, als von Theriakbuden und Derwiſchen. Zwar

von Pera weiß Jedermann, daß es eine der lebenvollſten Vorſtädte Konſtantinopels iſt, eigentlich mit Galata eine große Stadt für ſich bildend, gleichſam das chriſtliche Konſtantinopel dem mahomedaniſchen gegenüber. Das letztere iſt das große winkelige, engſtraßige, labyrinthartig gebaute eigentlich türkiſche Stambul und von Pera, Galata und dem Fanar völlig getrennt durch den berühmten Hafen Chryſokeras oder das goldene Horn — von den Alten ſo genannt wegen ſeines Reichthums an Schiffen. Wie ein majeſtätiſcher Strom zieht ſich derſelbe mitten durch das herrliche Konſtantinopel, die Waſſerſcheide zwiſchen Franken und Türken bildend, empfängt an der einen Seite den Zufluß der „ſüßen Waſſer" und mündet an der entgegengeſetzten Seite breit und ſtattlich in den Bosporus. Galata und Pera halten ſich für ſo beſondere Städte, daß man dort ſeinen Bekannten ſagt, man gehe nach Konſtantinopel, wenn man das goldene Horn durchſchifft, um dem Bazar oder dem Hippodrom einen Beſuch zu machen.

Pera mit ſeinen Buden, Garküchen, Kirchen, Kaffeehäuſern und Geſandtſchaftshotels krönt die Höhe eines der ſieben Hügel des Chryſokeras und zieht ſich von da amphitheatraliſch an dem ſteilen Abhang hinab, deſſen tiefern Theil die Vorſtadt Galata mit ihrer faſt ausſchließlich mercantiliſchen und induſtriellen Bevölkerung einnimmt. Daß Pera aus leichten zierlich gebauten Holzhäuſern beſteht, unter welchen nur hie und da inſelartig einige Steingebäude auftreten, daß dieſe Vorſtadt alle fünfzehn bis zwanzig Jahre einmal von einem großen Brande niedergemäht wird, um alsbald phönixartig, aber eben ſo brennbar-hölzern wieder zu erſtehen, weiß jeder Leſer. Ebenſo darf als bekannt vorausgeſetzt werden, daß mitten unter den geräuſchvollen Quartieren der Lebenden die ſtillen Wohnſitze der Todten ohne Ringmauerhülle eingeſtreut liegen, ſchöne liebliche Friedhöfe voll

immergrüner trauernder Cypreſſen und ſeltſamer Steinfiguren. So werden die Peroten inmitten der Augenwonne, die ſie auf ihrer Terraſſenhöhe genießen, auch an das Ende aller irdiſchen Herrlichkeit erinnert. Die unheimliche Gegenwart ſo vieler Gräber inmitten des bosporiſchen Paradieſes hat beſonders franzöſiſchen Reiſebeſchreibern Stoff gegeben, ihre Federn in erhabener Rhetorik zu üben.

Daß Pera außer ſeinen Hauptſtraßen, die es ſeiner größten Länge nach durchſchneiden, faſt nur winkelige, düſtere Gäßchen hat, welche nebſt einer genügenden Maſſe von Schutt, Koth und Aeſern auch eine Unmaſſe von ſchakalartigen halbwilden Hunden beherbergt, deren biſſiger Zahn bei Tage die Waden der Vorübergehenden bedroht, während bei Nacht freche Ratten aus allen Löchern kriechend ſich ein Stelldichein auf offener Gaſſe geben und dem heimgehenden Laternenträger über die Füße laufen, daß Pera außerdem die Reſidenz der geſchickteſten Barbiere, der drehenden Derwiſche und der gewiegteſten Diplomaten iſt, welch' letztere im politiſchen Barbieren und Drehen hier die wahren Lehrbuden bewohnen — dergleichen perotiſche Zuſtände müſſen wir gleichfalls den meiſten Leſern als bekannt vorausſetzen und verweiſen in Betreff der Einzelnheiten auf deutſche, engliſche und franzöſiſche Reiſebeſchreibungen. Mit Uebergehung petrographiſcher und zoologiſcher Curioſitäten beginnen wir ſogleich mit der Anthropologie der türkiſch-byzantiniſchen Kaiſerſtadt.

Gleich am erſten Tage meines Aufenthalts in Konſtantinopel hatte ich das Glück, Sr. Hoheit dem Sultan zu begegnen, ſo wie ich am erſten Tage meines Beſuches in Rom in gleicher Weiſe vom Zufall begünſtigt Seine Heiligkeit den Papſt geſehen. Es war ein Freitag, wo der Großherr ſeine Andacht in einer der Hauptmoſcheen Stambuls zu verrichten pflegt. Als ich mit dem griechiſchen Fremdenführer über den At-meidan ſpazirte, bemerk-

ten wir zahlreich harrende Volksgruppen in den Höfen und vor den Pforten der großen Achmet-Moſchee. Türkiſche Weiber in weißer Kopfhülle, Mouſſelinehoſen und gelben Pantoffeln, die auf den Treppenſtufen oder an der Hofmauer kauerten, waren darunter in beträchtlicher Mehrzahl. Schauluſt und Neugierde ſind auch in der Türkei vorherrſchender beim ſchönen Geſchlecht, als bei dem ſtarken. Auch ſind ſie mächtiger als das Gebot weiblicher Zurückgezogenheit und als die männliche Eiferſucht, denen ſie gleichſam zum Trotze Befriedigung ſuchen.

Im Moſcheenhofe erblickten wir über zwanzig Pferde, worunter ein ſchlanker, prachtvoll gezäumter arabiſcher Silberſchimmel von ebenſo anmuthiger Haltung als mildem Temperament, denn er ſtand ſehr geduldig unter der Hand des ſchwarzen Jokey, ohne zu ſchnauben oder zu bäumen. Dieſes zierlich ſanfte Thier war eines von den Lieblingsroſſen Abdul-Meſchids. Als die Moſcheenthüre ſich endlich öffnete, wurde das Roß dicht an die unterſte Stufe geführt. Ein ſchlanker türkiſcher Herr erſchien unter der Pfortenwölbung und ſchritt in ſteifer Haltung etwas unſichern Trittes die Stufen hinab, wo ihm ſchwarze Sclaven in die Steigbügel und auf den Sattel halfen und der wohldreſſirte arabiſche Schimmel den ſchweigenden Herrſcher durch die ſchweigenden Volksgruppen trug. Ehrfurchtsvoll wichen dieſe zurück, neigten das Haupt und legten die Hand auf die linke Bruſt.

Abdul-Meſchid war damals zwanzig Jahre alt, ſah aber bereits wie ein gereifter Dreißiger aus. Um die mandelförmig geſchnittenen Augen, deren mildſchöner Ausdruck von Manchen gerühmt worden iſt, welche damals aber mehr trübe und hohl als ſanft leuchtend aus den dunkelbläulichen Rändern blickten wie Nebelſterne aus einem höhenrauchigen Horizont, lagerten ſich bereits einige Falten, ebenſo um den Mundwinkel. Die

Wangen waren eingefallen, die Haut hing ſchlotterig vom ovalen Geſicht, das keineswegs ſtramm und geſpannt war, wie es Fallmerayer ſpäter beſchreibt. Der geiſtreiche Fragmentiſt mag mir verzeihen — ſeine Schilderung von der Geſtalt und Phyſiognomie des jungen Sultans ſcheint mir etwas unter dem Nimbus ſeiner Serailaudienz, unter der beglückenden Wirkung geſchrieben, welche der ſtumme aber gnädige Blick des audienzgebenden Türkenherrſchers auf den vorgeſtellten deutſchen Profeſſor übte, deſſen Bruſt ſpäter der Niſchan d. h. türkiſche wohl verdiente Verdienſtorden zieren ſollte.

Vielleicht hat auch ſpäter mit der gebeſſerten Geſundheit die Geſtalt des Sultans ſich verſchönert oder der Geſichtsſchnitt ſich ſo veredelt, wie ihn uns der geniale Fragmentiſt beſchreibt. Möglich daß Dr. Spitzers Stahlpillen und Abmahnung von der allzueifrigen Haremsfrequenz im Bunde mit des Serailkochs Krafthühnerbrühen und Burgunderbädern dieſes phyſiſche Wunder bewirkt, die geſunkene Nervenkraft wieder belebt, die Muskelfaſer neugeſtärkt und Seiner Hoheit ſchlotterige Geſichtshaut ſo ausgeſpannt hat, wie ſie der deutſche Gelehrte in der erwähnten Audienz mit ſelbſteigenen Augen geſehen. Hat doch Abdul-Meſchid noch die ſchöne Jugend für ſich, wo ſich die Natur ja gerne bequemt, die arme Kunſt der Aerzte zu unterſtützen!

Damals aber ſah der junge Sultan wie ein leibhaftiger Candidat des Hoſpitales, faſt mitleiderregend aus und glich der Schilderung, welche uns der deutſche Bildhauer Streichenberg von ihm machte. Derſelbe hat aber Sr. Hoheit jedenfalls näher und genauer betrachtet, als der Fragmentiſt, denn er war ja berufen, das Bildniß des Padiſcha in Elfenbein zu ſchnitzen. Herr Streichenberg war als Künſtler nicht eben erbaut von dem magern Körper und der ſchlappen Geſichtshaut eines noch ſo jungen Fürſten. Er mußte, um nicht Mißfallen bei dem er-

habenen Beſteller zu ernten, es jenem deutſchen Sculptor gleichthun, welcher von ſeinem königlichen Mäcen beauftragt, deſſen Hand und Bein für eine berühmte Tänzerin zu modelliren, ſich ſtatt der magern Realität die ſchwellende Idealität vom Bildner des Apoll von Belvedere als Muſter entlehnte und dafür gebührendes Lob und Lohn empfing. Dem Bildhauer Streichenberg kam der großherrliche Körper ganz ſo wie mir vor, nemlich dürre, ſchlaff, engbrüſtig und verwelkt. Noch zwei Jahre ſpäter, als ich den Sultan in der feierlichen Proceſſion des Kurban-Beiram wieder erblickte, äußerte ein neben mir ſtehender Renegat: „Wenn ich der Sultan wäre und ſo wie er ausſähe, ich würde mich nie öffentlich ſehen laſſen!“

Trotz ſeiner angenommenen ſteifen Haltung hatte Abdul-Meſchid etwas vorzeitig Greiſenhaftes; ſein Gang war ſchwankend, ſein Blick ſtier und gläſern. Er trug den gewöhnlichen blauen Schnürrock der Reform nach polniſchem Schnitt, lange und enge rothe Unterhoſen wie ein franzöſiſcher Offizier und nach der in Stambul damals herrſchenden Mode einen ſehr hohen rothen Fäß auf dem Kopf, deſſen voller blauſeidener Buſch nach allen Seiten regelmäßig herabfiel, der aber des diamantnen Schloſſes und des Reiherbuſches entbehrte, die der Großherr bei Feierlichkeiten zu tragen pflegt. Nur der Niſchan blitzte unter dem Halſe. Den arabiſchen Silberſchimmel dirigirte er mit Leichtigkeit, wie es bei einem ſo vollſtändig dreſſirten und ſanften Thiere auch ein ſchwacher Knabe könnte. Sein Auge blickte in gerader Linie ſtarr über die beturbanten Köpfe oder weißen Hüllen der Volksgruppen hinweg, deren männlicher Theil die Hand aufs Herz legend ſich ehrfurchtsvoll beugte, aber keinen Jubelſchrei laut werden ließ, welcher in der Türkei ebenſo wenig Brauch und Sitte iſt, als der kaiſerliche Gegengruß. Selbſt das gnädige Lächeln, das heute abendländiſchen Herrſchern bei öffent-

lichen Erſcheinungen ſo geläufig iſt, hat die ottomaniſche Hofetiquette noch nicht angenommen.

Der türkiſche Padiſcha iſt noch heute unbeſchränkter Autokrat in ſeinem Lande, ſein Wille iſt Geſetz, über Leben und Eigenthum ſeiner Unterthanen hat er volle Gewalt. Nur die Seraileticquette iſt noch mächtiger als der Sultan und ſelbſt der kräftige Mahmud II., deſſen Fauſt die Janitſcharen niederſchmetterte und den alttürkiſchen Fanatismus brach, hat an den Feſſeln der Etiquette nicht ernſtlich zu rütteln gewagt, höchſtens nur den einen oder andern Ring dünner gefeilt.

Dicht hinter dem Großherrn ritt der Kißlar-Aga, der ſchwarze Eunuchengeneral, in der Stufenreihe osmaniſchen Hofranges ſtets der Nächſte nach dem Padiſcha. Dieſer hohe Hofbeamte war ein fetter Sudanneger, der ſich in ſeiner Würde mit all' dem Aufgebot ſeiner ſchwarzen Gravität breit und wichtig machte. Dunkelfarbig wie er war der Gaul, auf dem er ritt. Dem Kißlar-Aga folgte ein bildſchöner junger Türke, deſſen dichter, rabenſchwarzer Bart zu dem ſehr weißen Teint contraſtirte. Sein Geſichtsſchnitt war orientaliſch edel, das ſchöne Auge hatte einen ſinnenden, faſt träumeriſchen Ausdruck, der freilich etwas affectirt ſchien. Neben der trüben Geſtalt des früh gealterten Sultans, neben der Affenfratze des Oberhaupts der Verſchnittenen nahm ſich die Figur dieſes jungen Türken beſonders vortheilhaft aus. Kein Wunder, wenn ſie neben ſolcher Männerumgebung auch Sultaninnen wohl gefiel. Es war Riza Paſcha, der damals allmächtige Serailgünſtling, der Favorit der Walide oder Sultanmutter, einer in ihren vorgerückten dreißiger Jahren noch ſchönen und genußſüchtigen Cirkaſſierin.

Dieſer ſchwarzbärtige Türke mit den feinen Zügen, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich drei Jahre ſpäter auf eine ganz eigenthümliche Weiſe machte, dirigirte ganz allein die hohe

Politik im osmaniſchen Reich und der alte lahme Großvezir Rauf Paſcha war eine Marionette, die nach dem Takte tanzte, den Riza anſchlug. Dem Riza Paſcha, der damals noch kein eigentlicher Großwürdeträger, ſondern nur einfacher Serailintendant war, in dieſer Eigenſchaft aber den Vortheil hatte, im großherrlichen Palaſt zu wohnen und den Zugang zu den Ohren Seiner Hoheit immer zur Verfügung zu haben, folgte der weiße und ſchwarze Hoflakaientroß im einfachen Coſtüme der Reform, aber alle auf reichgeſchirrten Pferden ächt morgenländiſchen Geblütes aus dem großherrlichen Marſtall. Sie ritten über den At-meidan dicht am Obelisken des Theodoſius vorüber, einem der wenigen Alterthümer, welche heute noch den durch die Türken verkleinerten und verunſtalteten byzantiniſchen Hippodrom zieren. Dort ſtand eine Gruppe von Engländern unter Anführung ihres griechiſchen Cicerone den ägyptiſchen Granit betaſtend und an der beſchädigten Inſchrift buchſtabirend, welche beſagt, daß Theodoſius die durch Erdbeben umgeſtürzte Säule wieder aufgerichtet habe.

Ich weiß nicht, ob Abdul-Meſchid Geſchichte kennt und von der Wanderung dieſes Obelisken von Aegypten nach Athen, von Athen nach Byzanz und von deſſen Inſchrift jemals Notiz genommen. Letztere erzählt ohne orientaliſchen Lobesſchwulſt von einem ſeiner Vorfahren auf dem byzantiniſchen Thron ganz einfach den von ſich ſelbſt rühmenden Act, daß er einem gefallenen Denkmale wieder glücklich auf die Füße und zu erhabener Stellung verholfen. Sicher ſchien, daß die Wiederaufrichtung der geſtürzten Monumente von Byzanz nicht zu den drückenden Herrſcherſorgen und Gedanken gehörte, mit welchen der junge Haremskaiſer ſich damals abgequält und den Kopf zerbrochen. Auch weilte ſein ſtarres Auge mit keinem Blick auf der alten Säule. Nicht einmal die engliſche Touriſtengruppe in ihrem

ſeltſamen Reiſeaufzuge mit weiten Sackpaletots und weißen Hütenvon unmeßbarer Ränderbreite vermochte die Aufmerkſamkeit Seiner ottomaniſchen Hoheit auch nur eines flüchtigen Moments zu fixiren, obwohl ſämmtliche engliſche Lorgnetten und Operngucker herausfordernd genug auf das Sultanantlitz gerichtet waren. Bei Audienzen wird es bekanntlich ſchon als eine unnennbare Gunſt und Gnade gerühmt, wenn der Sultan den Vorgeſtellten auch nur eines ſtummen Blickes würdigt. Heute war Seine Hoheit nicht in dieſer gnädigen Laune oder vielleicht verbietet ihm auch die Hofetiquette, außerhalb ſeines Audienzſaales einem ſterblichen oder unſterblichen Gegenſtande — (und wär's auch ein ägyptiſcher Obelisk oder ein Engländer im Reiſeaufzuge) frei und offen wie andere ehrliche Leute ins Geſicht zu ſehen. Genug, der junge Sultan behielt ſeinen fixen Blick, ſo ſtarr vor ſich hingewendet, als ſchaue er wie ein magnetiſirter Hellſeher ins Geiſterreich. Immer gleichmäßig bedächtigen Schrittes ritt er nach dem Chryſokeras hinab, wo ihn eine der großen Barken des Serails erwartete, um ihn nach ſeinem Sommerpalaſt am Bosporus zu tragen.

Unter ſeinem Gefolge waren einige bevorzugte Schwarze, welche auf dem altberühmten byzantiniſchen Rennplatze der Grünen und der Blauen der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, mit ihren Pferden die Fantaſia zu machen d. h. ſie bäumen, ſchäumen, ſchnauben zu laſſen und dabei ihre Bändigerkunſt und Sattelfeſtigkeit zu zeigen. Das aber brachte den großherrlichen Vorreiter nicht aus ſeiner erhabenen Ruhe heraus. Die Seraileunuchen dürfen ſich ſchon hie und da mehr Freiheit herausnehmen, als ein Anderer. Das Volk widmet ihrer öffentlichen Erſcheinung, ſelbſt wenn ſie einzeln durch die Straßen reiten, immer noch mehr Reſpect, als einem Ferik-Paſcha mit ſämmtlichem Dienertroß.

Als der Großherr mit ſeinem Haremsoberſtwachtmeiſter und Reitergefolge längſt aus den Augen verſchwunden, zog durch das Hofthor der Achmet-Moſchee eine andere berittene Gruppe, die noch ungleich populärer erſchien, als Abdul-Meſchid und ſein Kißlar-Aga. Es waren Ulemas, Doctoren des alten Glaubens, im alttürkiſchen Kleiderſchnitt mit wulſtigen Turbans ſchon äußerlich den ſtarren Gegenſatz zwiſchen der alten und neuen Zeit zur Schau tragend.

In ihrer Mitte ritt ein ſilberbärtiger, wohlgenährter Greis mit hellen, heiteren Augen und gutmüthig ſchmunzelnden Lippen. Es war der Mufti oder Scheich-el-Islam, das Haupt der Ulemas und der geſammten Prieſterſchaft, deſſen Fetwa in der osmaniſchen Geſchichte eine ſo gewaltige Rolle ſpielt.

Vor dieſem ſilberbärtigen Hohenprieſter und den langbärtigen Ulemas beugte ſich das Volk noch tiefer, drückte die Hand noch feſter aufs Herz, als vor dem dünnbärtigen Sultan und vor dem bartloſen Kißlar-Aga. Der Mufti und ſeine Collegen ſchauten aber auch nicht ſtarr vor ſich hinaus in leere Regionen, ſondern blickten den Menſchen, den Gliedern ihrer Gemeinde, freundlich und vertraulich ins Geſicht. Ueberdieß warf der Mufti von Zeit zu Zeit kleine Münzen unter das Volk aus, was natürlich ſeine Popularität nur ſtärken konnte. Es drängte ſich aber auch Alles herbei aus der Nachbarſchaft des At-meidan, was irgend Turbane und weite Hoſen trug und Paras liebte, um dieſen Vertretern der guten alten Zeit, die man mit Recht oder Unrecht für ſtille Anhänger des Janitſcharenthums und für Gegner Reſchid Paſcha's hält, ſammt ihren fliegenden Münzen die gebührende Ehre zu bezeugen. Jede Spur von neutürkiſcher Reform war verſchwunden in dieſem Haufen, kein Fäß, kein Schnürrock und keine langen engen Hoſen mehr ſichtbar außer den meinigen. Damit ſtand ich Ungläubiger als

der einzige Repräſentant der neuen Zeit und der Reform inmitten dieſes altgläubigen Haufens. Anwandlungen des alten Fanatismus waren auch wieder bemerkbar, Haß und Groll funkelnde Augen richteten ſich auf den Giaur mit dem Hute und hie und da wurden ein paar Schimpfworte hörbar. Dabei hatte es aber auch ſein Bewenden. Der Fanatismus iſt heute wenigſtens zahmer geworden und grollt lieber wie der Uhu in ſcheuer Zurückgezogenheit. Vor einigen Jahrzehnten hätte man ſich nicht einzeln mit dem Hute unter das Portal der Achmet-Moſchee wagen dürfen, ohne Mißhandlungen zu befürchten.

Der Mufti und die Ulemas ſchlugen eine dem Gefolge des Padiſcha entgegengeſetzte Richtung ein und ritten über den Atmeidan zufällig nach derſelben Himmelsgegend, wo Mekka liegt, gefolgt von der Maſſe und ihren Segenswünſchen. Das alte Stocktürkenthum, der Janitſcharengeiſt, der Reformhaß, als deſſen incarnirte Vertreter die Ulemas gelten, hat in Stambul noch heute weit mehr ſtille Anhänger, als man in den Geſandtſchaftshotels von Pera und im Occident glaubt oder zugeben will.

Meinem erſten Frühlingsaufenthalt in Konſtantinopel folgte zwei Jahre ſpäter ein Sommer- und Winterbeſuch, bevor ich die Reiſe nach Perſien und dem Kurdenlande antrat. Oft hatte ich da Gelegenheit den Sultan in der Nähe zu betrachten, wenn er öffentlich erſchien. Einmal ſah ich ihn ſogar durch die Hauptgaſſe Pera's reiten, wo das geſchäftige oder ſpazirende fränkiſche Publicum ſich beeilte, vor Sr. Hoheit ehrerbietig und barhaupt Spaliere aus dem Stegreif zu bilden. Auch Sr. Excellenz der k. k. Internuntius, Hr. von Stürmer, der neucreirte Graf, befand ſich hier zufällig unter den Gaffenwandlern und machte vor Sr. Hoheit eine überaus tiefe Reverenz ebenfalls aus dem Stegreif. Wenn Sr. Excellenz vielleicht

glaubte, als Repräſentant einer europäiſchen Großmacht beſſer wegzukommen als einer der gewöhnlichen Budenhalter, Kaffeeſieder oder Barbiere Pera's, die den Sultan auf ſeiner Paſſage grüßten, ſo hat ſich Sr. Excellenz empfindlich getäuſcht. Denn der Sultan pflegt in rigoroſer Befolgung der alten Etiquette keine Ausnahme zu machen und ſelbſt eines europäiſchen Großmachtgeſandten edel gebogene Naſe, wenn ſie ſich noch ſo tief zur Erde ſenkt, wird ſo wenig als der nakte Fuß des zerlumpten Hamal oder Laſtträgers eines kaiſerlichen Gegengrußes, ja nicht einmal eines herablaſſenden Blickes gewürdigt. Hat man doch erſt ſeit wenigen Jahren dem alten demüthigenden Brauche entſagt, daß der dem Sultan vorgeſtellte europäiſche Geſandte von zwei Kämmerlingen an den Armen ſo lange feſtgehalten wurde, als die Audienz dauerte. Hohl und ſtier wie auf dem At-meidan ſchaute des Großherrn trüber Blick auch in der Perotengaſſe über die entblösten fränkiſchen Köpfe hinweg.

Auch auf dem Waſſer hatte ich ein paar Mal das Glück, Sr. Hoheit dem Türkenherrſcher zu begegnen. Einmal im großen Ruderkaik vom alten Serail zum neuen gondelnd. Ein andermal auf dem wunderſchönen Promenadeſchiffchen, das ihm Mehemed Ali von Aegypten als Präſent geſchickt, durch das goldene Horn und den Bosporus auf- und abdampfend. Letzteres Fahrzeug mit Gold, Schnitzwerk, Purpurſammt und Scharlachſeide reichlich decorirt, erinnerte mich an den in gleicher bunter Herrlichkeit ſtrahlenden venezianiſchen Bucintoro, von welchem Goethe mit einem Worte ſagt, daß es eine „Prachtgaleere" ſei. Konnte es mit dieſem auch als Kunſtwerk nicht den Vergleich aushalten, ſo hatte es dafür den Vortheil, vom Dampfe beflügelt zu ſein, deſſen Schweißtropfen und Maſchinenſeufzer nicht das menſchliche Gefühl empören wie das Schwitzen und das

wirkliche Seufzen jener kettenraſſelnden Galeerenſclaven der alten Republik Venedig.

Abdul-Meſchid bedient ſich übrigens äußerſt ſelten dieſes zierlichen Promenadedampfſchiffchens. Man ſagt aus Sparſamkeit der theuern engliſchen Kohlen wegen. Das ſchmucke Schiffchen ſoll gegenwärtig ganz ungenützt im Chryſokeras verfaulen.

Einen Ausdruck des Entzückens oder mindeſtens der Befriedigung über die maleriſchen Wunder des Bosporus konnte ich auf dem jungen Sultangeſicht nicht wahrnehmen, als das Prachtſchiff mit ihm über den blauen, beweglichen Kryſtallgürtel hinglitt, der hier Aſia und Europa in ſo reizender Form umwindet. Mir hatte es immer geſchienen, daß wenn ſchon der Touriſt, der pinſelnde Landſchäftler, der moderirteſte Liebhaber von lebendig großartigem Bilderſchmuck, wenn er nicht ein Herz von Stein oder Leder hat, den pitoresken Reizen des Bosporus den Tribut ſeines freudigen Staunens nicht vorenthalten kann, ſo müſſe den einzigen Mann, dem es gegönnt iſt, mit den Augen des Beherrſchers auf dieſe reizenden Weltufer zu blicken, ein ganz anderes Maß von Hochgefühl und Wonnegenuß beſeelen. Wie viel prächtiger vielleicht wäre der Monolog des Schillerſchen Fiesko über befriedigte Herrſcherluſt ausgefallen, hätten der Dichter und ſein Held den Morgenſtrahl über das ſo viel herrlichere Byzanz ſchimmern geſehen, ſtatt über das marmorne Genua. Aber fehlte vielleicht dem gebornen Herrſcher, dem Erbbeſitzer der Reiz der Neuheit, das Vergnügen der Errungenſchaft, und muß man nothwendig Eroberer oder Uſurpator ſein, um hier den rechten Vollgenuß des Herrſchergefühles zu empfinden? Vielleicht hat die beſtändige Wiederholung des ſchmeichleriſchen Wiegenliedes, welches der Eunuchen aufgeworfene Pavianlippen wie der friſche Roſenmund der Odalisken dem türkiſchen Kronprinzen ſchon in den Windeln vor-

ſingen: daß hier ſeinen Wünſchen und Gelüſten keine Grenze gezogen ſei, daß hier kein Geſetz Geltung habe als ſein Wille und ſeine Laune, eine mehr erſchlaffende als reizende Wirkung gehabt und das Vermögen der Freude an dem Beſitze verkümmert?

Gegen die frühe Blaſirtheit eines byzantiniſchen Throninhabers wüßten wir freilich ein gutes Heilmittel. Man geſtatte neben den Eunuchen und Haremsnymphen auch redlichen Traumdeutern und vorwärtsblickenden Hellſehern den Zutritt zu den Serailgemächern und laſſe ſie dem glückverwöhnten Herrſcher laut verkünden, was ſie errathen und erſchauen. Auch Hiſtorien leſe man dem Sultan, beſonders die Geſchichte vom Kalifengeſchlechte und wiederhole ihm, ſo oft er ſchlafen geht, die Weisſagung Kurt-bais des Mameluken, deren buchſtäbliche Erfüllung unaufhaltſam näher rückt. Noch hat kein Seher den Muth gefaßt dem Großherrn zu ſagen: wenn die Hedſchira um ein neues Säculum reicher geworden, dann wird dein Reiherbuſch die ſtolzen Federn tief geſenkt haben. Bleich und fahl wird der Halbmond und mit ihm Osmans Hausgeſtirn geworden ſein, um nimmer wieder zu glänzen und von deinem majeſtätiſchen Geſchlecht, das die Geſchichte zweier Welttheile mit ſeinem Kriegsruhm füllte, wird in Europa nichts übrig ſein, als das bischen Staub unter den vergoldeten Lappen der Sultanmoſchee. Wenn ſolche Verkündigung aus Abdul-Meſchid auch keinen großen Peter machen und das Unabwendbare nicht abwenden würde, ſo wäre es doch vielleicht ein probates Mittel gegen Ueberdruß und Schlaffheit.

Als ein paar Jahre ſpäter ein anderer Sprößling von einem ebenſo erlauchten Geſchlecht durch den Bosporus ſchiffte, da hat der Anblick dieſer Weltufer mit ihren Paläſten, Thürmen und Tempelkuppeln eine ganz verſchiedene Wirkung hervorgebracht.

Seine kaiſerliche Hoheit der jugendliche Großfürſt Konſtantin beſuchte die Stadt, die ſeinen Namen trägt. Die Rajas ſteckten die Köpfe zuſammen und die ruſſiſchen Agenten in Konſtantinopel waren nie geſchäftiger und ſelbſt die kleinen Türken wußten auswendig, daß nicht nur der Gründer von Konſtantinopolis, ſondern auch der letzte unglückliche Kaiſer, der hier rühmlicher als ſein Volk gefallen, den gleichen Namen geführt, wie dieſer ruſſiſche Kaiſerſohn, der ſo voll Jugendkraft und Hoffnung herabſah auf dieſes Land der Herrlichkeit. „Ha, welch' ein Bild!“ rief er voll Ueberraſchung, als er auf der luftigen Galerie des Galatathurmes von zahlreichem Gefolge umgeben hinblickte über die Rieſenſtadt, über die Meere und die Welttheile, deren Schläfe ſie wie die Goldreife eines Diadems umwindet. „Aber wie ſchade, daß der Halbmond dieſes Bild verunſtaltet,“ bemerkte deutlich vernehmbar einer der griechiſchen Peroten, die dem Prinzen als Führer folgten. — „Wie ſchön müßte ſich das Doppelkreuz ausnehmen auf der Kuppel der Aja Sofia!“ — „Und wie majeſtätiſch der Doppeladler dort an der Seraiſpitze!“ flüſterten andere Stimmen aus dem Gefolge gleichfalls hörbar genug, um zu dem großfürſtlichen Ohre zu gelangen.

Konſtantin hat darauf nichts erwiedert und überhaupt keine öffentliche Aeußerung gethan, die ihn compromittiren konnte. Aber auf der Thurmhöhe iſt er lange ſtehen geblieben und hat über die Brüſtung lange hinausgeſchaut nicht mit dem trüben Blick der Ueberſättigung, ſondern mit den leuchtenden Augen des Verlangens. Und als die Sonne unterging hinter dem Marmorameere und auf die Spiegelfenſter des Sultanſchloſſes ihren letzten Feuerkuß drückte, da ſchwebte, wie man erzählt, ein eigenthümlicher Ausdruck über dem edlen Geſichte des Kaiſerſohnes Konſtantin, dem die Konſtantinopolis, die

Kaiſerſtadt, damals eben auch einmal „zu den Füßen lag.“ Und er hat das zaubervolle Bild tief eingeſenkt in ſeine heiße Bruſt, und er wird des glühenden Eindrucks nimmer loswerden.

Auch bei den tanzenden Derwiſchen bin ich dem jungen Großherrn mehr als einmal begegnet. Er ſuchte ſie und ihren wunderlichen Gottesdienſt lieber heim, als den der heulenden Derwiſche von Scutari, bei welchen er meines Wiſſens nur ein einziges Mal im Laufe ſeiner Regierung geweſen iſt. Das grauenhafte Bild dieſer türkiſchen Mönchsandacht paßt nicht für ſeine ſchwachen Nerven. Auch verließ Abdul-Meſchid den Heulergottesdienſt noch ehe derſelbe den Höhepunkt andächtiger Verzückungen erreicht hatte, noch ehe den taumelnden Mönchen Blut und Schaum aus dem Munde floſſen wie tollen Hunden. Das gebräuchliche Sultangeſchenk, ſagte man mir, ſei auch nicht im Verhältniß zu der fürchterlichen Anſtrengung der Derwiſche von Scutari geweſen, die ihrem Gott und ihrem Padiſcha zu Ehren ein Brüllconcert zum Beſten gaben, das alle Bärenkehlen Sibiriens und Andaluſiens geſammte Bullochſenlungen beſchämte. Beſſer zufrieden mit der kaiſerlichen Munificenz waren die Derwiſchdreher, die mit ihren ſanften Flageolettönen und zierlichem Walzen Abdul-Meſchids zartem Geſchmack ſchon viel beſſer behagen. Die Dreher-Derwiſche ſind überhaupt die Ariſtokraten unter den türkiſchen Mönchen, wohnen und kleiden ſich reinlicher und beſſer, als ihre Collegen, die Heuler-Derwiſche, und ſind beſonders bei den höhern und reichern Ständen Konſtantinopels beliebt, während der türkiſche Plebs die Heuler mehr bewundert und ſie für inſpirirter, für heiliger hält.

Eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte des Orients iſt, wie trotz des ausdrücklichen Koranverbots die geiſtlichen Orden bei allen islamitiſchen Völkern ſich eingeſchlichen und alle Zeitſtürme überdauernd in der Gunſt des Volks und

der Großen ſich erhalten haben. „Es iſt kein Mönchthum im Islam," ſagt Mohamed. Aber ſchon 30 Jahre nach dem Tode des Propheten gab es Mönche in Arabien. Die Neigung des Arabers zu einem einſamen und beſchaulichen Leben gewann das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und eine andere Stelle des Korans: „Die Armuth iſt mein Ruhm" mußte zum Deckmantel des Mönchthums dienen. Seitdem haben ſich in Arabien, Perſien und der Türkei die Orden der Fakirn (Armen) und der Derwiſche (Thürſchwellen) ſo ſehr vermehrt.

Die Derwiſche Konſtantinopels ſind kluge Leute. Sie wiſſen der Zeit Rechnung zu tragen und halten es mit verſchiedenen Parteien, haben ihre Freunde unter den Alttürken, wie unter den Reformern, und theilen in dieſem Punkte das Schickſal der römiſchen Kapuziner, die auch zur Zeit, wo die Mazzini und Sterbini in Rom ſtatt des Papſtes das Regiment führten, nicht nur vom Volke geduldet, ſondern ſogar populär waren. Wie man im Ruinenhofe des römiſchen Coliſeums Freitags Kapuzinaden zu Gunſten der italieniſchen Revolution hörte, ſo hat man in Stambul auch Derwiſche geſehen, welche das Volk zum Kampfe gegen die Janitſcharen für Mahmud II. aufwiegelten, als dieſer am kritiſchſten Tage ſeiner Regierung die Fahne des Propheten öffentlich aufſteckte und durch ſchlechtgeſchulte Nizam-Rekruten und bewaffnete Volkshaufen jene übermüthige Miliz zu Paaren trieb und niederkartätſchte. Die türkiſchen Derwiſchnaſen haben etwas von Talleyrands ſcharfem politiſchen Geruche und wittern den Ausgang jeder Kataſtrophe, indem ſie ſich zu rechter Zeit dem Sieger anſchmiegen. In frühern Jahren, als die Janitſcharenmacht auf ihrer höchſten Höhe ſtand, hatten ſich die Derwiſche auch oft bei deren gelungenen Revolten gegen die Sultane betheiligt.

Es iſt nicht unmöglich, daß zur freundlichen Vorliebe Mahmuds und Abdul-Meſchids für die Derwiſche von Pera auch die

Politik das ihrige beigetragen. Beide hohe Herrſcher dachten vielleicht, dieſe Mönche mit den gewandten Beinen und den ſchwindelfreien Köpfen würden ſich leicht in die neue Bewegung hineindrehen und den neuen Tact zu den neuen Tänzen lernen. Seit der Janitſcharenvernichtung iſt auch ihre Tanzmuſik ſanfter und lieblicher geworden, und Abdul-Meſchid findet ein beſonderes muſikaliſches Wohlbehagen an dem Tönen der Derwiſchpfeifen. Wenn damit dem artiſtiſchen Geſchmack Sr. Hoheit eben kein glänzendes Zeugniß ausgeſtellt iſt, ſo beweiſt es doch ſeine Vorliebe für ſanfte Melodien.

Der berühmte Pianiſt Leopold von Meyer hat ſich auch einmal auf beſondere Recommandation des Internuntius vor Sr. Hoheit producirt. Abdul-Meſchid hörte den deutſchen Virtuoſen geduldig drei Stücke ſpielen, kehrte ihm ſodann ſtumm majeſtätiſch den Rücken und ſchickte ihm durch ſeinen Kämmerling eine koſtbare Diamantendoſe. Doch ſoll er bald darauf zum Dragoman einer hohen Geſandtſchaft geäußert haben: er könne nicht begreifen, daß man in Europa von dieſem Künſtler und ſeiner Kunſt ſo viel Aufhebens mache. Seine Spieldoſen und Spieluhren und ſogar die Derwiſchpfeife gefielen ihm weit beſſer. Der Sultan beſitzt von Lachauxdefonds' muſikaliſchen Maſchinen eine reiche Collection und hört ſie ſo gerne, daß er gewöhnlich ein halb Dutzend zugleich und durcheinander ſpielen läßt, z. B. den Druidenmarſch der Norma mit dem Brautjungfernchor des Freiſchützen, die Tugendtemplerarien aus der Zauberflöte und die Räuberromanze aus dem Fradiavolo.

Ich war anfangs ungläubig, als man mir dieſen bezeichnenden Zug hinſichtlich der eigenthümlichen Richtung des Kunſtſinns und des gewiß ſeltſam organiſirten Trommelfells Sr. Hoheit Ohren erzählte. Aber die Sache verhält ſich wirklich ſo, wie mir der wohl unterrichtete Page, der mich im verlaſſenen

Sommerſerail von Kadi-Köi herumführte, erzählte und auch zu gleicher Zeit die Spielwerke aller im Prachtſaal anweſenden Uhren und Doſen muſiciren ließ. Auch den Divan zeigte er mir, welchen der Großherr gewöhnlich einnimmt, wenn er den muſicirenden Automaten zu lauſchen pflegt.

Dieſem Divan gegenüber ſtanden koſtbare Porzellanvaſen mit den Bildniſſe J. kaiſ. Majeſtäten des Zaren und der Zarin aller Reußen. Kaiſer Nicolaus hatte ſie dem Sultan geſchenkt. Selbſt auf dem Porzellan nimmt ſich die kraftvolle Rieſengeſtalt und das martialiſche Geſicht des Kaiſers ſehr gut aus. Der Vaſenmaler hat dem Zar eine Haltung und Miene gegeben, als commandire er eben ſeine Grenadiere. Als Contraſt ſtellte ich mir dieſem Bilde gegenüber den türkiſchen Großherrn in ſeiner ſchmalen, ſchmächtigen Geſtalt auf dem behaglichen Sammtdivan vor, den harmloſen Herrſcher, der lieber im Harem ruht, als auf dem Marsfeld galoppirt, und lieber der Spieluhren und Derwiſchpfeifen ſanfte Weiſen, als Küraſſe klirren und Zwölfpfünder donnern hört.

In der großen Proceſſion des Kerban-Beiram ſieht man den Sultan mit all' dem äußeren Pomp eines aſiatiſch-europäiſchen Herrſchers öffentlich erſcheinen. Das orientaliſch-occidentaliſche Zwitterweſen, welches ſeit der Reform der osmaniſche Hof und Staat angenommen, iſt mir bei dieſem berühmten Islamfeſte am meiſten aufgefallen. Der Sultan, der Großvezir, die Muſchirs, die Feriks und die einfachen Paſchas, die Divanmitglieder, alle hohen und niedern Beamten vom Civil und Militair, welche in unabſehbarer Reihe über den At-meidan ritten, trugen die europäiſche Kleiderform, nemlich boutonnirte Uniformröcke mit Epauletten, goldgeſtickten Krägen und Aufſchlägen, den Rangniſchan und den Verdienſtniſchan mehr oder minder mit Brillanten beſäet am Halſe oder auf der Bruſt, den

Säbel am geſtickten Gürtelband und lange, occidentaliſch enge Hoſen. Nur der Kopf mit dem Barte und dem rothen Fäß ohne ſchattenwerfenden Lederſchild war ganz morgenländiſch.

Da oben am raſirten Kopfe endigte die großherrliche Kühnheit in der Kleiderreform. Eine Bedeckung der Stirne mit einem Rande durfte damals wohl der energiſchſte Sultan nicht wagen. Denn ſie gilt als das äußere Zeichen des Giaurthums und ein Türke, der mit einem Hut oder Stirnſchirm in Konſtantinopel über die Straße ginge, würde vom türkiſchen Pöbel als Abtrünniger, als Apoſtat noch heute geſteinigt. Daß der gläubige Moslem beim Gebet mit ſeiner Stirne den Boden berühre, iſt bei allen Islamſecten ſtrengſte Kirchenvorſchrift, und das Tragen des Lederſchildes am Kopfe würde nach Türkenmeinung der Verhöhnung eines religiöſen Geſetzes gleich kommen.

Ein kühner Europäer im Dienſt der Pforte hat dem Sultan Mahmud gerathen, er ſolle ſich auch über dieſes Vorurtheil des dummen Volks wegſetzen und den Nizamſoldaten Lederſchilde an den Fäß nähen laſſen, den ſie dann beim Gebet umdrehen und ſo dem Ceremoniell nachkommen könnten. Aber Mahmud, obwohl ein paſſionirter Neuerer, erſchrak über dieſen Vorſchlag, deſſen Ausführung zu einer Zeit, wo der alttürkiſche Fanatismus noch wenig gebändigt war und da und dort in hellen Flammen emporſchlug, ihm leicht hätte den Thron koſten können.

Die Aenderung des Kleiderſchnitts nach abendländiſcher Mode hatte ihre größte Bedeutung dadurch, daß ſie zum erſten Mal ein altes tiefwurzelndes ebenſo religiöſes als nationales Vorurtheil gewaltig erſchütterte. Die geiſtige Kluft zwiſchen dem mahomedaniſch-ſtationären Orient und dem chriſtlich-progreſſiven Occident hatte in der Verſchiedenheit der Tracht den ſichtbaren Ausdruck gefunden. Der Türke haßte den Franken

nicht der engen Hoſen wegen, aber er haßte die Hoſen der fränkiſchen Beine wegen, die darin ſteckten. Als er nun den Sultan und ſeine großen und kleinen Beamten ſelber den engen Rock und die engen Beinkleider der Franken tragen ſah, mußte er dieſe reſpectiren. Das Symbol des Frankenhaſſes war damit zerſtört. Die Europäer, welche es mit dem Sultan hielten und in ſeinem Dienſt ſtanden, bequemten ſich gerne zu einer Conceſſion in Betreff des Kopfputzes und trugen den unpraktiſchen Fäß nach türkiſcher Manier ohne Schutz gegen die brennende Sonne.

Mit dieſer Kleiderreform war in Stambul die Brücke zur Annäherung zwiſchen Orient und Occident geſchlagen. Alle ſpäteren Aenderungen, alle Umänderungen im Militair- und Staatsweſen folgten dann zum Erſtaunen leicht. Der Anblick ihres Padiſcha in chriſtlich-abendländiſchen Hoſen war wohl das größte Aergerniß, das tiefſte Bekümmerniß, das man dem rechtgläubigen Alttürken anthun konnte. Von den ſpäteren Neuerungen, obwohl ſie viel weſentlicher in das alte Staatsunweſen eingriffen, hat die fanatiſche Maſſe doch keine mehr gewurmt und gekränkt. Der Stocktürke gewöhnte ſich daran, daß man ihm ſeine Söhne wegnahm und unter den Nizam und in die engen Frankenkleider ſteckte, ſie exercirte und disciplinirte und daß man ſtatt der bisher geltenden orientaliſchen Prügelweiſe die occidentaliſche Prügelmanier einführte. Er gewöhnte ſich daran, daß der Großherr mancherlei europäiſche Kurzweil im Serail trieb, die italieniſche Oper von Pera beſuchte, die Geſundheitspflege ſeines geheiligten Leibes einem Giaurdoctor anvertraute und ungläubige Franken ſelbſt zur Paſchawürde erhob. Er gewöhnte ſich daran, daß man den Pagen des Serails und der Jugend der höhern Stände franzöſiſch lehrte und ſie in die Hauptſtädte der Ungläubigen ſchickte, um dort deren Geiſt und Wiſſen ein-

zuſaugen. Er gewöhnte ſich daran, daß der Giaur-Freund Reſchid zur höchſten Reichswürde emporſtieg, daß man die Rajas menſchlicher als bisher behandelte und ſie den moslemiſchen Unterthanen der hohen Pforte beinahe gleichſtellte, daß man auch den Hattiſcherif von Gülhaneh und das Tanzimat als weitumfaſſende, wenn auch bis zur Stunde noch Papier gebliebene Verbeſſerungen proclamirte.

All' dieſen Neuerungen aber mußte der kühne und wahrhaft todesmuthige Entſchluß Sultan Mahmuds, Kaftan und weite Hoſen gegen den engen Rock und die ſchmalen Beinkleider Europa's zu vertauſchen, zuvor Bahn brechen. An den Bart hat ſich der Sultan-Reformator nicht gewagt, wie der große Peter, der ſeinen reformirten Ruſſen auch die Bocksbärte ſtutzte. Mahmuds Rathgeber und reformfreundliche Günſtlinge erinnerten ſich vielleicht jener Epiſode der Osmanengeſchichte, wo der Bartverluſt eines einzigen rechtgläubigen Moslem, des alten Turkomanen Suklumkodſcha, einen der furchtbarſten reicherſchütternden Aufſtände hervorrief, welcher den großen Eroberer Selim auf ſeinem Throne zittern machte.

Die neue Kleiderordnung, welche in der Hauptſtadt des Orients das Signal zu einer Umgeſtaltung der alttürkiſchen Inſtitutionen, der Sitten und theilweiſe ſelbſt des Volkscharakters gegeben, hat den äſthetiſchen Geſchmack nicht befriedigt. Gerade bei der feſtlichen Beiram-Proceſſion wird es recht augenfällig, was der Orient an buntem Zauber für uns verloren hat, ſeitdem unſer unſchönes Coſtüme dort Eingang gefunden.

Dieſe fettwanſtigen und krummbeinigen Paſchas, wie karikirt, wie unvortheilhaft ſehen ſie aus in ihren boutonnirten Uniformen! Früher, wo das weite, faltige Gewand mißgeſtaltete Körperformen verhüllen half, hielt man die Türken für ſchöne Leute. Jetzt gehört in Konſtantinopel ein ſchöner Mann im Re-

formrock zu den Ausnahmen. Die ſtädtiſchen Türken ſind ſelten ſchlank und fein gebaut und der hohe muskulöſe Wuchs, welchen man unter Arabern, Perſern und tiroliſchen Zillerthalern ſo häufig ſieht, fehlt in der Türkei beinahe gänzlich. Ebenſo erinnert unter den osmaniſchen Städtern gar nichts an die herrlichen Rittergeſtalten Tſcherkeſſiens, obwohl von weiblicher Seite ſoviel tſcherkeſſiſches Blut in den Adern der vornehmen Türken rollt. Die ruhende Lebensweiſe, die Haremserziehung des Knaben bis zur Zeit ſeiner Mannbarkeit, das frühe Tſchibukdampfen und Kaffeſchlürfen und die üppigen Geſchlechtstrieblaſter haben das ihrige gethan, die urſprünglich ſchöne und kraftvolle osmaniſche Race merklich zu entarten.

Man kann ſich jetzt keinen ſchneidendern Contraſt denken, als jene edlen Herosgeſtalten im weſtlichen Kaukaſus mit ihren ſchlanken Leibern, ihren muskelſtraffen Gliedern, ihrem leichten ſchwebenden Gang, ihrer ſtolzen Haltung und ihrem feurigen, durchbohrenden Blick, aus welchem kühnes Bewußtſein ihrer Manneskraft und kriegeriſcher Geiſt blitzt, und dieſe meiſt kurzen, unterſetzten, ſehr oft fettleibigen und ſchwammigen Stambultürken der reicheren Stände mit ihren zuweilen ſchönen, noch öfter ſchlaffen Geſichtern, Schmerbäuchen und kurzen Scheerbeinen, mit ihrer phlegmatiſchen Haltung und träumeriſchen Miene — wie ſie ſo ſeelenruhig und denkfaul in der Bazarbude oder vor dem Kaffehauſe oder daheim auf dem Diwan kauern, Tſchibukwolken blaſend und den Kef genießend, während der Tſcherkeſſe ſein Streitroß tummelt oder wie eine Gemſe über ſeine Felſen klettert und ſo in ſteter Uebung die unverdorbene Kraft und Schönheit ſeiner Race bewahrt.

Unter den vornehmeren Türken des Beiramzuges waren Riza Paſcha, Mehemed-Ali Paſcha von Tophana, der Schwager des Sultans, und der alte Kapudan, Tahir Paſcha die ein-

zigen ſchönen Männer. Unter den übrigen Großwürdenträgern waren viele wahrhafte Karikaturen, unter deren Fettwanſtlaſt die ſchlanken Pferde keuchten. Der alte Großvezir Rauf Paſcha war ein hinfälliger Greis, welcher Mühe hatte ſich im Sattel zu halten. Selbſt unter den vielen Soldaten und Offizieren bemerkte man ſelten eine ebenmäßig geformte, noch ſeltener eine athletiſche Geſtalt, und nicht Ein Mann war unter den Tauſenden wahrnehmbar, welcher an die koloſſale Figur des Kaiſers Nicolaus oder eines Potsdamer Grenadiers aus der Zeit König Friedrich Wilhelm I. erinnerte. Am übelſten ſah der Sultan ſelbſt aus. In ſeinem engen Rock unter der Laſt der Epauletten, des Reiherbuſches, ſeiner Goldſchnüre und Diamanten ſaß er etwas vorwärts gebückt auf ſeinem prachtvoll geſchirrten Schimmel. Die gewaltigen Federbüſche ſeiner Leibgarde zu beiden Seiten verdeckten faſt die ſchmächtige Geſtalt. Hinter ihm ritt wie gewöhnlich der dicke Kißlar-Aga im Vollgefühle ſeiner ſchwarzen Großwürde und dann kam ſchwarz und weiß das übrige Hofgefolge.

Ueber den At-meidan zu beiden Seiten des Zuges aber wogte ein ungeheurer Menſchenſchwarm und hier war der Orient wieder vorherrſchend mit ſeinen bunten Farben, ſeinen bauſchigen Turbans, ſeinen flatternden Gewändern, ganz ſo maleriſch und mährchenhaft, wie ihn ſich die deutſche Jugend träumt! Alles Gepränge und Feſtgewand — vom Padiſcha bis zum Hamal, der heute einmal keine Laſten trägt und vom feinſten türkiſchen Knaſter dampft. Gar ſauber und hübſch ſehen die türkiſchen Knaben aus, buntfarbig angezogen, hübſche roſige Geſichter und gar nette Kerlchen darunter. Hunderte und hunderte von prächtigen vergoldeten Gitterwagen, ebenſo unbequem für die Fahrenden als augenſchmeichelnd für die Zuſchauer, tragen halb verhüllte Frauen, deren ſchwarze Augen frei und ſchauluſtig zwi-

ſchen der weißen Mouſſelinehülle ſtehen und in das Gewühle hineinlugen. Der Haus- und Eheherr trippelt manchmal zu Fuße hinter dem Frauenwagen her, bewacht ſeine Weibsleute mit den Augen und ſieht recht komiſch aus.

Auf das weibliche Coſtüme hat ſich die türkiſche Kleiderreform leider nicht erſtreckt. Höchſtens mag in den letzten Jahrzehnten der untere Theil der weißen Geſichtshülle um einige Linien tiefer als früher unter das feine Näschen gerückt ſein. Von den Frauengeſichtern in Konſtantinopel iſt gleichwohl ſoviel offen, daß man mit einiger Einbildungskraft von dem Enthüllten auf das Verhüllte ſchließen und der ſcharf ſehende Kenner ziemlich genau errathen kann, ob das Geſicht hübſch iſt oder nicht. Dagegen fehlt dem Urtheil über die plaſtiſche Schönheit der Geſtalt jeder Anhaltspunkt, da unter dem unausſtehlich weiten Mantel die Körpercontouren dem Auge gänzlich entrückt ſind.

Ein Amerikaner hat einmal geſagt, daß man den Bildungszuſtand eines Volkes am beſten an der Art erkenne, wie es ſeine Frauen behandle. Je mehr Achtung, Vertrauen und Freiheit die Frauen in einem Lande genießen, deſto höher müſſe auch die Stufe ſein, die daſſelbe in der Culturſcala unſerer Erdenländer einnehme. Wenn dieſe Behauptung richtig iſt — und bis zu einem gewiſſen Grade iſt ſie's ſicher —, ſo hat ſich die wahre Civiliſation des Türkenvolks trotz aller Reformexperimente und Nachäffereien europäiſcher Moden in der That wenig gehoben. Das Loos der türkiſchen Frauen hat ſich im Laufe der drei letzten Jahrzehnte nicht geändert. Heute wie früher heirathet das Mädchen ohne freie Wahl, in der Regel ohne ihren Gatten vor dem Hochzeittage geſprochen oder auch nur einmal geſehen zu haben. Der Mann heirathet aus Sparſamkeit in der Regel nur Eine Frau, weil er nach morgenländiſcher Sitte für ſie zahlen muß,

ſtatt von ihr Mitgift zu erhalten. Mehr als neunzehn Zwanzigtheile der männlichen türkiſchen Bevölkerung macht aus Mittelloſigkeit vom Recht der Polygamie keinen Gebrauch und in Konſtantinopel iſt ſogar die ſchändliche halbmörderiſche Sitte des Kinderabtreibens ſtark in Blüthe. Dagegen heirathet aber auch faſt jeder Türke, und ſelbſt der Aermſte ſetzt ſeinen letzten Sparpfennig daran, eine Frau zu bekommen. Kein Geſetz und keine Verordnung erſchwert oder verkümmert dieſes natürlichſte Recht des Menſchen; keine Obrigkeit und kein Stadtmagiſtrat ſtellt ſelbſt an den zerlumpteſten Taglöhner oder Bettler, wenn er auf Freiers Füßen geht, das unſinnige Verlangen ſeine Subſiſtenzmittel aufzuweiſen oder ſelbſt nur die Frage, ob er auch im Stand ſein werde, ſeine Frau und künftigen Kinder zu ernähren.

In der Regel wird in den türkiſchen Frauengemächern nicht viel gearbeitet und ich zweifle, ob die fleißigſte Türkin in Stambul in dieſem Punkte mit einer Nürnberger oder Bremer Bürgerfrau, wenn letztere auch nur mit mäßigſter Emſigkeit ihrem Hausweſen vorſteht, den Vergleich aushielte. Sticken und Weben ſind in der Regel die einzigen Haremsarbeiten und nächſt der ſinnlichen Liebe ſind der Tanz, der Putz und das Baden die Hauptvergnügungen der orientaliſchen Frauen, welche bei methodiſcher Verkümmerung jeder Pflege des Verſtandes und Gemüthes nicht viel anders aufwachſen als die Hausthiere. Kein Weib lernt leſen oder ſchreiben, oder erhält irgend eine geiſtige Bildung. Nicht einmal die Religion wird ihnen gelehrt, nicht einmal das Gebet iſt ihnen gegönnt.

So ſind die Orientalinnen bei aller körperlichen Schönheit für Männer, denen dieſes „ſtarre Bild“ nicht genügt und die vor Allem beim Weibe Gemüth und Anmuth ſuchen, ziemlich reizlos. Natürliche Fähigkeiten fehlen den Frauen des Morgen-

landes nicht. Dafür bürgt ja noch immer der Glanz der Augen, der feurige Blick. Welch' einen andern Zauber aber würde dieſer Blick üben, wenn etwas Geiſt und Liebreiz aus ihm ſpräche, nicht blos die brennende Sinnlichkeit.

Im Abendlande haben wohl Wenige einen Begriff bis zu welchem Grade geiſtiger Erniedrigung und Stupidität ſelbſt Gottes ſchönſte Geſchöpfe herabſinken können, wenn zur gänzlichen Vernachläſſigung der intellectuellen Bildung noch die Verkümmerung der perſönlichen Freiheit durch viele Generationen hindurch dazu kommt. Ich habe im Orient nicht nur chriſtliche Orientalinnen, vornehmlich Georgierinnen, Griechinnen, Armenierinnen, ſondern auch türkiſche und tartariſche Frauen nicht ſelten in der Nähe beobachtet. In den größern Städten Anatoliens werden jetzt bei abnehmendem Fanatismus und zunehmender Entſittlichung und Armuth junge Türkinnen häufig in die Conſulathäuſer gelockt. Es ſind hübſche Statuen, in deren Zügen nicht einmal jener Aphroditeausdruck wohnt, deſſen holden Reiz der griechiſche Meiſel doch ſelbſt dem todten Marmor einzuhauchen wußte. Selbſt jene Europäer, welche in ihrer anatoliſchen Einſamkeit nicht eben ſehr wähleriſch ſind, geſtanden mir, daß ſie der ſchönſten eingebornen Frauen bald überdrüſſig geworden. Ein franzöſiſcher Conſul, welcher noch heute im Innern Kleinaſiens wohnt und ein großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts iſt, verſicherte mich, daß er die häßlichſte ſeiner Landsmänninnen, ſofern ſie nur Bildung und Grazie hätte, den blendendſten Schönheiten des Morgenlandes vorziehen würde. Er, der faſt jeden Abend eine hübſche junge Türkin oder Armenierin in ſeinen Armen hielt, klagte mir in ganz wehmüthigem Tone ſeine Sehnſucht nach gebildetem weiblichem Umgang.

Aehnliche Bemerkungen hörte ich ſpäter in Perſien aus dem

Munde faſt ſämmtlicher Europäer, welche dort mit Neſtorianerinnen temporäre Ehen geſchloſſen. Einer meiner deutſchen Freunde, welcher mit mir in Pera weilte, kam eines Tages in Feuer und Flammen nach Hauſe, als er eine bildſchöne ſechszehnjährige Armenierin mit zart roſigem Teint und den prächtigſten Augen im Kreiſe ihrer Familie geſehen. Er wollte ſie beſitzen, ſie heirathen, nach Deutſchland ſie heimführen. Aber die öde Leere im Kopfe dieſes reizenden Bildes erkältete ſeine Leidenſchaft ebenſo ſchnell wieder, als ſie der erſte Anblick entzündet hatte, und er gab die Bekanntſchaft bald wieder auf, als er merkte, daß das ſchöne Geſchöpf für ein zartſinniges Geſpräch gar nicht empfänglich war, daß er nichts mit ihr reden konnte, als über die beſchränkten Gegenſtände im engen häuslichen Kreiſe. In allen Punkten wäre der mahomedaniſche Orient noch eher zur Annahme europäiſcher Reformen und Sitten zu gewinnen, als hinſichtlich der Befreiung des Weibes. Wenn heute ein türkiſcher Geſetzgelehrter offen für das Chriſtenthum in die Schranken treten und den Satz, daß dem Propheten Jeſus vor dem Propheten Mahomed, dem Evangelium vor dem Koran der Vorzug gebühre mit mehr Glück und Erfolg predigen würde, als jener türkiſche Ulema Kabis, welchen deshalb vor drei Jahrhunderten des Mufti Fetwa zum Tode verdammte, wenn ſelbſt alle chriſtlichen Glaubensdogmen von den Mahomedanern adoptirt würden: das Schickſal des Weibes würde doch ſchwerlich ein anderes werden. „Man kann uns beſiegen, uns knechten, uns in Stücke reißen; aber das Weib geben wir nicht frei" äußerte einmal ein kolchiſcher Türke zu einem gelehrten deutſchen Reiſenden. Das Schickſal der Chriſtinnen in Anatolien und Perſien iſt von dem ihrer moslemiſchen Schweſtern wenig verſchieden, oft noch kläglicher.

Seltſam aber iſt es, daß nicht nur jene Türken, welche das

gebildete Europa in ſeinen Hauptſtädten geſehen, ſondern auch ein guter Theil jener höheren türkiſchen Stände, welche das Leben und die Sitten der Franken nur aus den Salons und Bällen der Geſandtſchaften und Conſulate kennen gelernt, der Anmuth und Lieblichkeit europäiſcher Damen volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen und den Reiz, welchen Geiſt, Bildung, Grazie, Heiterkeit, gewandte Haltung, geſchmackvolle Toilette oder ſelbſt ein leichter Anflug von Coquetterie hübſchen Frauen verleihen, wohl zu würdigen wiſſen.

„Ach wenn wir Frauen hätten wie ihr! dann wären wir ganz zufrieden und es gäbe keine unnatürlichen Laſter unter uns. Aber die unſrigen ſind ſo gar entſetzlich dumm!“ So klagte mir einmal der junge Hekhim Mehemed Effendi, ein gebildeter Türke, welcher in der mediciniſchen Schule von Galata Serai zum Doctor promovirt war. „Und warum erzieht ihr eure Frauen nicht beſſer? Warum vergönnt ihr ihnen nicht ein bischen Freiheit und Bildung?“ entgegneten wir dem türkiſchen Doctor. „O dann würden unſre Weiber ganz ſchlecht, leichtfertig und untreu werden, die vertragen die Freiheit nicht wie die eurigen. Türkinnen ſind von anderm Stoff und Blut.“ Aehnliche Antwort erhielten wir in der Regel auch von andern Türken. Egoismus, Eiferſucht und Mißtrauen, dieſe Grundelemente des orientaliſchen Charakters haben dem ſchwächern Geſchlechte ſeine natürlichen Rechte geraubt, ſeine geiſtige Pflege verkümmert. Noch heute ſind dieſe Grundlaſter der Türken und der andern aſiatiſchen Völker ſo ſtarr, ſo unvertilgbar als ſie je geweſen. Und ſo dürfte wohl die Frauenemancipation die letzte von den Reformen ſein, welche von Europa den Weg nach dem Morgenlande findet.

Jene freilich, welche den Fortſchritt der Geſittung als unaufhaltſam betrachten, ſind der Anſicht, der Türke werde ſich auch hierin endlich zu Conceſſionen verſtehen, werde dem

lich auch immer als ein gütiger Gebieter, als ein freigebiger Gönner zeigte, ihm Haus und Hof, Pferde und Niſchandiamanten und fette Renten ſchenkte, wurde mir die Gutmüthigkeit als ein Grundzug ſeines Naturells geſchildert. Dasſelbe ſagten mir die deutſchen Serailgartendirectoren von Kadi-Köi, welche öfters mit dem Großherrn beſonders wegen Verſchönerungsprojecten perſönlich verkehrten. Aehnliches ſagen alle Europäer, Türken und Rajas, welche der Auszeichnung genoſſen, vom Padiſcha empfangen zu werden, eine Gnade, die jetzt auch öfter zugetheilt wird als in früherer Zeit. Immer hat der Sultan die Vorgeſtellten wenigſtens mit den Augen gütig empfangen und ſich bei den Audienzen ſo freundlich und leutſelig benommen, als es ihm die alten Feſſeln der Serailetiquette geſtatteten. Geniale Züge wußte man nie von Abdul-Meſchid zu erzählen, aber der wohlwollenden ſehr viele. Er iſt nicht eben prachtliebend und verſchwenderiſch, gilt in den Augen vieler Türken ſogar für ſparſam. Doch hat er oft und gerne geſchenkt, beſonders Doſen und Niſchandiamanten. Weder die Europäer, welche der Pforte Dienſte geleiſtet, noch die türkiſchen Beamten, am allerwenigſten ſeine Günſtlinge und Lieblinge und die von der Sultanin Walide Empfohlenen hätten Grund, über Knauſerei zu klagen, obwohl von einzelnen unerſättlich geldgierigen Menſchen ſolche Klagen wohl mitunter laut geworden. Weit mehr noch als Jochmus Paſcha, geweſener Türkengeneral und ſeliger deutſcher Reichsminiſter, oder der Leibarzt Dr. Spitzer, deſſen kräftige Stahlpillen den ſchlaffen Sultanmuskeln neue Spannkraft gaben, könnte Abdul-Meſchids feiſter Hofnarr die Generoſität ſeines Herrn rühmen. Dieſen Spaßmacher pflegt der Sultan bei Anwandlungen muthwilligen Frohſinns in einen der Brunnenbehälter des Serails zu werfen und ſich an dem Geplätſcher des dicken Geſellen zu ergötzen, der es ſeiner fetten

Conſtitution verdankt, daß er nicht ſchon zehnmal erſoffen iſt. Der harmloſe Sultan lacht dann recht herzlich, wenn ihm ein ſo geiſtreicher Spaß einmal beſonders gut gelingt. Dem Narren wird das kalte Bad gewöhnlich mit ein paar hundert Beuteln verſüßt und für dieſe Summe läßt ſich der Kerl wohl noch oft und gerne ins Waſſer werfen.

Für die Europäer und die Künſte ihrer Civiliſation hat Abdul-Meſchid mäßige Vorliebe, keine eigentliche Paſſion, keinen Enthuſiasmus, aber auch keine alttürkiſche Abneigung. Er ſteht den Reformern immerhin näher als den Stocktürken, ſchwankt aber doch manchmal, möchte es mit beiden Parteien nicht verderben. Vielleicht iſt das in ſeiner und ſeines Reiches Lage das Klügſte, das Vernünftigſte, das Erſprießlichſte, was er thun kann. Weder durch die alttürkiſche Energie eines Bajaſid Wetterſtrahl, noch durch den Reformeifer eines Muſtapha Köprili wäre jetzt noch die Zukunft des osmaniſchen Staates zu retten. Eher würde jedes Extrem in irgend einer Richtung die Kataſtrophe ſeines Untergangs beſchleunigen. Allah hat es am Ende mit ſeinen Türken wohlgemeint, daß er ihnen auf den osmaniſchen Thron zu guterletzt noch einen ſo milden und wohlgeſinnten Padiſcha beſcheerte, der ein löbliches Beſtreben hat, ſeine Unterthanen gerecht regiert und glücklich zu ſehen, wenn auch die zu dieſem Zweck befohlenen Maßregeln gar manchmal das Gegentheil bewirkten.

Ein Charakter wie der Abdul-Meſchids auf dem Throne iſt in der osmaniſchen Geſchichte eine völlig neue Erſcheinung. Die Türken haben Herrſcher von den verſchiedenartigſten Anlagen und Leidenſchaften gehabt: Helden im Felde wie Suleiman, Helden in üppiger Liebe wie Sultan Ibrahim, Helden im Haſenjagen wie Mohamed IV. Aber unter all' den hohen, knorrigen und krüppelhaften Aeſten und Zweigen, welche der

ſtolze Stammbaum Osmans trieb, erblickt man keinen, der nur harmloſen und freundlichen Schatten warf, wie der gegenwärtige. Ein ſolcher Charakter war nicht möglich in jenen rohen, blutſchwangern Jahrhunderten, wo man in der Türkei die kleinen Leute pfählte und die großen erdroſſelte, während man im gemüthlichen Deutſchland folterte und Hexen verbrannte, in der freien Schweiz Menſchen wegen Bibelleſens oder ähnlicher Vergehen lebendig bratete oder in eiſernen Keſſeln ſott, und wo ſelbſt die geiſtreichſten Könige Frankreichs eine Luſt fanden, für ſtörriſche und verdächtige Subjecte unter ihren getreuen Unterthanen die raffinirteſten Martern zu erſinnen. Die rauhe Atmoſphäre jenes derben Zeitalters ließ keinen milden Organismus gedeihen, am allerwenigſten auf der Höhe des Thrones. Blutdurſt und Grauſamkeit waren im Orient wie in Europa lange herrſchende Epidemien. Und bevor die Buchdruckerkunſt ihre Wunder übte, den Geiſt erhellte, die Bildung verbreitete und die Charaktere zähmte, zuletzt auch eine neue Weltmacht, die öffentliche Meinung erzeugte, war der gute Herrſcher auf dem Thron, wie Kaiſer Alexander von Rußlands Dynaſten ſagte, nur ein „heureux hazard.“

Die erſten Spuren einer gewiſſen Scheu vor dem mißbilligenden Urtheil Europa's zeigten ſich bei der Pforte erſt gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts unter der Regierung Mahmuds I., wo zugleich der rebelliſche Uebermuth der Miliz den höchſten Grad von Frechheit erreicht hatte, und der gemeine Janitſchar Patrona Chalil mehr Einfluß auf die Leitung der Staatsgeſchäfte beſaß, als der Sultan und der Großvezir. Dem Verlangen der Rebellen, daß man die unter Achmet III. an den Ufern der ſüßen Waſſer angelegten Luſthäuſer verbrenne, wurde die kaiſerliche Antwort ertheilt: „zum Verbrennen gebe ich meine Erlaubniß nicht. Was würden die Höfe und Völker der Chri-

ſtenheit von uns denken? Ich erlaube nur, daß man ſie abbreche.“ Der Geſchichtsſchreiber des Osmanenſtaates legt mit Recht hohe Bedeutung auf dieſe erſten Symptome der Scheu vor der öffentlichen Meinung gebildeterer Völker. Die Einführung einer erſten Druckerei in Konſtantinopel durch den ungariſchen Renegaten Ibrahim war dieſem bedeutungsvollen Zeichen faſt unmittelbar vorhergegangen.

Einem unheilbar zerrütteten Staatsweſen konnte der Einfluß Europa's und ſeiner Reformideen nicht wieder auf geſunde Beine verhelfen. Auch der klügſte politiſche Heilkünſtler, ſelbſt wenn Reiherbuſch und Diadem das Gewicht ſeines Doctorhuts vermehrt hätten, konnte nicht wieder gut machen was an einem kranken Organismus anderthalb Jahrhunderte geſündigt und verſäumt hatten. Die Geſchichte ſelber rief jenen ſtümperhaften Experimentatoren, welche mittelſt der Moden und Künſte Europa's dem alt und krüppelhaft gewordenen Türkenſtaat die frühere Kraft und Größe wieder einzuimpfen hofften, ihr verhängnißvolles „Zu ſpät!“ zu. Aber Einen unendlichen Gewinn haben dennoch im Türkenlande die Größten wie die Kleinſten aus der Einführung der Reform gezogen. Sitten und Charaktere ſind milder geworden, die tyranniſchen Gelüſte der Herrſchenden, wenn auch einzelne häßliche Züge z. B. die Judenverfolgung in Damaskus, die Arnautengräuel in Bulgarien und die Folterluſt des Abdullah Paſcha von Trapezunt bis in die neueſte Zeit hereinſpuken, ſind doch nicht der Schatten deſſen mehr, was ſie noch zu Anfang unſers Jahrhunderts waren.

Es wird eine ziemliche Zeit währen, bis die Beſtimmungen des Hattiſcheriffs von Gülhaneh und des Tanzimats für die Unterthanen der Pforte ſich ſo wohlthätig, für die Finanzen und Hülfsquellen des Reichs ſich ſo heilbringend erweiſen werden, als es in der Abſicht des menſchenfreundlichen Großherrn und des

reformeifrigen Vezirs Reſchid Paſcha lag. Der bis in den Grund verdorbene Charakter der höhern türkiſchen Stände, aus welchen in der Regel die Beamten hervorgehen, die tiefe und allgemeine Corruption dieſer Beamtenwelt ſelber erſchwert in unglaublichem Grade die Ausführung auch der dringendſten und wohlgemeinteſten Reformen. Aber das Princip der Gerechtigkeit und Billigkeit in der Verwaltung und Juſtizpflege, wie in der Steuererhebung für alle Unterthanen ohne Unterſchied des Glaubens durch jene Documente von der Höhe des Thrones herab feierlich anerkannt und verkündigt war immerhin ein großer Act, an welchen ſich in Betracht der Stellung der Pforte zu Aſien und der Wirkung ihres Beiſpiels ſelbſt auf die fernſten Länder islamitiſchen Glaubens vielleicht eine weltgeſchichtliche Bedeutung knüpft. Der Einfluß dieſer vom Türkenherrſcher proclamirten humanen Reformideen muß ſich früher oder ſpäter ſelbſt auf Rußland erſtrecken, in deſſen aſiatiſchen Provinzen die Beamten nicht beſſer hauſen als Paſchas und Sardaren. Wenn es des Schickſals Wille iſt, daß ein ruſſiſcher Kaiſer dereinſt einen Doppelthron in Byzanz errichtet, kann er den unterworfenen Völkern am Ende nicht weniger bieten als Abdul-Meſchid. Oder er müßte ganz und gar über das Urtheil der Geſchichte ſich hinwegſetzen, deren Schreiber mit brandmarkenden Zügen auf ihre Tafel das Factum zeichnen würde: „daß ein türkiſcher Padiſcha humanere Abſichten mit ſeinen Völkern und eine mildere Hand für ſeine Unterthanen gehabt, als der chriſtliche Selbſtherrſcher aller Reußen.“

Wenn die gegenwärtige Generation in der Türkei von den guten Regierungsgrundſätzen, welche der islamitiſche Türkenherrſcher zur Beſchämung von mehr als Einem reformfeindlichen Dynaſten der Chriſtenheit laut im Angeſicht der Welt adoptirte, auch nur geringe Milderung ihres Looſes ſpüren ſollte, für die

Zukunft wird der ausgeſtreute Same nicht verloren ſein. Noch ſteckt freilich zu viel dumpfer Fanatismus in der Maſſe der mahomedaniſchen Bevölkerung, noch ſind die Rajas zu unglücklich, um des Sultans weiſe, edle Abſichten zu würdigen; aber eine aufgeklärtere und dankbarere Generation wird dereinſt vielleicht das Andenken eines Herrſchers ſegnen, der noch immer Macht genug hatte, ſehr viel Böſes zu thun und doch nur Gutes that. Hätte ihm die Natur nur die Hälfte der Doſis von Energie verliehen, als er redlichen Willen beſitzt, hätte er nur halb ſo viele Stunden den ernſten Staatsgeſchäften geopfert, als er in Liebeleien vergeudet, hätte er nicht in früher Jugend ſchon im Prinzenkerker des Serails des „Geiſtes beſte Hälfte“ verpraßt, Abdul-Meſchid würde vielleicht nicht nur ein gutes Andenken, ſondern einen großen Reformatornamen in der Geſchichte des Orients hinterlaſſen.

Durch Einführung der europäiſchen Reformen hat freilich auch der Sultan perſönlichen Gewinn gezogen, der um ſo günſtiger ins Gewicht fällt, als ihm derſelbe in der Gegenwart zu Gute kommt, nicht erſt auf künftigen Genuß zu vertröſten braucht. Der Sultan hat mit der Reform, mit der militairiſchen und adminiſtrativen Ordnung und Disciplin ſeine perſönliche Sicherheit gewonnen, ſeinen Thron gegen innere Stürme gefeſtigt. Wer die osmaniſche Geſchichte geleſen, wird die Herrſcher inmitten der Fülle von Glanz und Genuß nicht ſonderlich beneidet haben. Der Mann, der über Leben und Eigenthum von Millionen verfügte, mußte unaufhörlich für das ſeinige zittern. Mitten in der üppigen Pracht ſeines Seraillebens, in den Umarmungen ſeiner Odalisken ſah er wie jener Dionyſosgünſtling am dünnen Roßhaar die ſcharfe Schwertesſpitze über ſeinem Haupte ſchweben.

„Der Aufruhr,“ ſagt Hammer-Purgſtall, „war lange eine

ſtehende Regierungsform im osmaniſchen Reiche.“ Durch Janitſcharenmeuterei und Sultanmord war der türkiſche Despotismus trotz der ſcheinbaren Unbegrenztheit des Willens und der Launen des Herrſchenden dennoch beſchränkt. Sultan Ibrahim, der ausſchweifendſte aller türkiſchen Herrſcher, konnte eine Zeitlang dem tollſten Tyrannenhumor fröhnen, konnte alle Kaufläden ſeiner Hauptſtadt plündern, um ſeinen Palaſt mit ihren Schätzen zu bereichern, konnte dem Verbote des Korans zum Trotz acht Weiber heirathen, konnte Poſſenreißer und Schalksnarren zu den höchſten Reichsämtern erheben, einen Zigeuner zum Janitſcharen-Aga, einen Taſchenſpieler zum Kapudan-Paſcha ernennen, konnte Zobel- und Ambraſteuern ausſchreiben und ſein Volk auf eine ſelbſt in der Türkei unerhörte Weiſe brandſchatzen. Niemand mahnte den Herrſcher, mit den Ausgeburten ſeiner Tollheit ſich zu mäßigen, alles ſchwieg und gehorchte. Aber hinter dem Vorhang der Bühne grollte die Meuterei und lauerte die unheimliche Geſtalt Kara-Ali's des Sultanhenkers. Was nützte da dem Zobel und Ambra liebenden Wüſtling das genoſſene Uebermaß von Macht und Pracht, als er im ſtinkenden Ausguſſe des Serails ſchmachtend einem elenden Tode durch Henkershand entgegen zitterte!

Die Sultane haben, ſeitdem Europa die neue Kriegskunſt erfunden und beſſer disciplinirte Heere als die Türken geſchaffen, auf den Genuß des Kriegsruhmes und der Machtvergrößerung, auf das Vergnügen, Giaurländer zu verwüſten und Giaurvölker zu knechten, verzichten müſſen. Wenn jetzt einem neuen Padiſcha bei ſeiner Thronbeſteigung der Säbel umgürtet wird, umgaukeln ihn nicht mehr die alten Welteroberungsträume, und Abdul-Meſchids Vater war der letzte Sultan, der zum Janitſcharen-Aga das bedeutungsvolle Wort ſagte: „Wir ſehen uns wie-

der beim rothen Apfel!“ *) Dagegen genießt er jetzt ruhigen Schlaf. Kein Heuwagen ſperrt ihm den Weg, keine verſchmähte Reisſchüſſel preßt ihm den Angſtſchweiß aus der Stirne und jagt ihm das Blut aus den Lippen. **) Längſt ſchon iſt die militairiſche Subordination durch Strenge befeſtigt, und die Caſernenzucht hält alle meuteriſchen Gelüſte nieder, die alten Stocktürken, die Janitſcharenfreunde, mögen ſich heute noch oft im ſtillen Grimm die Nägel kauen, aber ſie kennen ihre Ohnmacht den geordneten Reihen des Nizam gegenüber.

Der Sultan kann heute auch ohne Gefahr menſchlich ſein und ſelbſt Großmuth üben, ſolange die Disciplin ſeines Heeres nicht wankt. Seit der Vernichtung der Janitſcharen hat die Humanität von Oben herab im türkiſchen Orient bedeutende Fortſchritte gemacht. Todesurtheile ſind jetzt ſelten, die Prügelſtrafe wird lange nicht ſo häufig angewendet als in Rußland und Polen. Der türkiſche Herrſcher braucht auch nicht mehr nach ſeiner Thronbeſteigung den Henker ſeiner Blutsverwandten, ſeiner Brüder zu machen. Mehr noch als die Rohheit des Zeitalters und der Beſitz ſchrankenloſer Macht machten Argwohn und Furcht vor Aufruhr und Verſchwörung die frühern türkiſchen Herrſcher zu Ungeheuern. Das Staatsgeſetz Mohameds II., welches dem Pa-

*) Wenn ein neuer Sultan am Tage der feierlichen Säbelumgürtung an den Caſernen der Janitſcharen vorüber ritt, nahm er aus den Händen des Janitſcharen-Oberſten eine Schale Scherbet an, die er mit Dukaten gefüllt zurückſtellte und dann die Worte hinzuſetzte: „Wir ſehen uns wieder beim rothen Apfel,“ ſo nennen die Türken die Stadt Rom.

**) Der Ruf: „ein Heuwagen ſperrt den Weg!“ war das gewöhnliche Signal der Janitſcharen-Aufſtände. Eben ſo drohend war das Zeichen, wenn bei der Soldaustheilung die übliche Reisſchüſſel von den Janitſcharen unberührt blieb.

diſcha den Brudermord nicht nur erlaubt, ſondern zur Pflicht macht, wird wohl nicht mehr zur Anwendung kommen. Dieſes ſchauderhafte Mordgeſetz hatten Mufti und Ulemas durch ihren beiſtimmenden Ausſpruch ſanctionirt, auf eine Stelle des Korans ſich ſtützend: „Unruhe iſt verderblicher als Todtſchlag,“ welche im weiteſten Sinne zur Sicherung der Ruhe ausgelegt allerdings jeden Mord heiligt. Es brandmarkt dieſes Geſetz, wie der alte Hammer kräftig ſagt, mit blutigen Zügen das vom Eroberer gegebene osmaniſche Staatsrecht und ausſchließlich das osmaniſche zur ausſchließlichen Schande vor allen Barbaren.

Der römiſche Geſchichtsſchreiber Juſtinus bemerkt, daß es in Perſien gleichſam zur Verherrlichung des Thrones gehöre, wenn Vater- oder Brudermörder denſelben beſteigen. Aber von einem Geſetz, welches den Brudermord als rechtmäßig zur Sicherung des Thrones erklärt, wußte ſelbſt der Codex des perſiſchen Despotismus nichts und dasſelbe war dem osmaniſchen Staat allein vorbehalten.

„Die meiſten Geſetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrſchaft gelangt, ſeine Brüder hinrichten laſſe, zur Sicherung der Ruhe des Staates; ſie ſollen darnach handeln.“ Osman, der Gründer des Reiches, hatte mit Durchpfeilung ſeines Oheims das erſte Beiſpiel des Verwandtenmords, Bajaſid der Wetterſtrahl durch die Hinrichtung ſeines Bruders beim Regierungsantritt das erſte Beiſpiel des Brudermords gegeben. In ſeine Fußſtapfen war ſein Urenkel Mohamed II. getreten; aber er wollte den Brudermord nicht nur ausüben, ſondern auch als rechtmäßig ſtempeln, und ſein Beiſpiel ſollte nach obigem Ausſpruch als Geſetz gelten. Auch der große Suleiman ließ ſeine beiden hoffnungsvollen Söhne Muſtapha und Bajaſid ſammt ihren fünf

kleinen Kindern in einer Anwandlung von argwöhniſcher Laune erwürgen.

Abdul-Meſchid verdankt es der Reform, welche ſowohl dem Throne Sicherheit gewährte, als auch ihren mildernden Einfluß auf Charaktere und Sitten behauptete, daß er von der Verſuchung, in den blutigen Fußſtapfen ſeiner Ahnen zu wandeln, frei geblieben iſt. Jenes brudermörderiſche Staatsgeſetz, welches auch vor der Reform nicht immer in praktiſcher Uebung war, iſt heute als gänzlich beſeitigt zu betrachten. Der Bruder des Sultans, ein ſchöner junger Prinz, der klüger und kräftiger, aber nicht ſo harmlos gutmüthig ausſieht wie Abdul-Meſchid und das Ebenbild ſeines Vaters Mahmud ſein ſoll, darf jede Woche ein paarmal friſche Luft ſchöpfen und in einem Ruderkaik durch den Bosporus fahren. Er genießt mehr Freiheit als irgend ein kaiſerlicher Prinz ſeit der Regierung Mohameds III. genoſſen. Von der Zeit des letzt genannten Sultans datirt ſich der ſtrenge Brauch, nach welchem alle kaiſerlichen Prinzen, ſelbſt der Thronfolger im Serail eingeſperrt wurden und dasſelbe nie verlaſſen durften. Mohamed III. war der letzte der osmaniſchen Kronprinzen, welche als Statthalter von der Hauptſtadt entfernt der Thronbeſteigung harrten. Alle folgenden Sultane ſind aus dem Dunkel des Kronprinzenkerkers, welcher der „Käfig“ heißt, unmittelbar an das volle Licht des Thrones getreten, ohne früher in der Provinz freie Luft geathmet und als Statthalter das Regieren verſucht zu haben. Gründliche Forſcher und Kenner des Orients ſchreiben auch dieſem Umſtand theilweiſe das Sinken des osmaniſchen Staats zu.

Der moraliſche Fortſchritt in Bezug auf die kaiſerlichen Familienbande iſt freilich kein vollkommener. Ein innig brüderliches Verhältniß zwiſchen dem Großherrn und ſeinem Bruder exiſtirt nicht. Letzterer wird beaufſichtigt, darf mit keinem Paſcha

verkehren, überhaupt weder Beſuche machen noch annehmen. An ein cordiales Familienverhältniß, wie es bei europäiſchen Höfen zuweilen ſtattfindet, iſt in Stambul vorläufig gar nicht zu denken. Von der altosmaniſchen Brudermordpolitik bis zur Bruderliebe im chriſtlichen Sinn wäre der Sprung auch gar zu wunderbar. Immerhin aber verdient es als eine der Segnungen der Reform hervorgehoben zu werden, daß der Sultan bei ſeiner Thronbeſteigung ſich nicht mehr das Kainszeichen an die Stirne malt und daß die unglücklichen Sultanbrüder nicht mehr bei jedem Raſſeln der Thüre ihres Käfigs an die finſtere Erſcheinung Kara-Ali's zu denken brauchen.

Wie die Sultane, die osmaniſchen Prinzen und der große plebejiſche Haufe im Türkenſtaate durch den Nizam Dſchedid d. h. die neue Ordnung eine Beſſerung ihres Looſes gewonnen, ſo auch der türkiſche Große. Eine eigentliche Ariſtokratie nach dem Muſterbilde Europa's oder Perſiens hat im Osmanenſtaat nie exiſtirt, die Großwürdenträger gingen nach der Laune des Sultans oder des in ſeinem Namen herrſchenden mächtigſten Staatsmannes (welcher nicht immer der Großvezir war) aus den Serailpagen, den Janitſcharen, den Renegaten und dem gemeinen Haufen hervor. Allmählig hat zwar der Brauch zugenommen, daß man die Söhne der Paſchas und anderer Beamten bei Aemtervergebung mehr berückſichtigte; aber eine erbliche, mit Rechten und Privilegien ausgeſtattete Ariſtokratie wie im monarchiſchen Europa oder eine Oligarchie wie in den Republiken Italiens und der Eidgenoſſenſchaft hat der Osmanenſtaat nie gekannt. Die Gnade des Herrſchers allein erhob den Unterthan und warf ihn wieder in den Staub. Nur der Brauch, hohe Beamte mitunter aus der allerniederſten Volkshefe zu nehmen, iſt allmählig abgekommen. Einzelne Familien z. B. die Köprili haben eine Reihe von berühmten Paſchas und Großveziren geliefert.

Die türkiſchen Großen haben ihrerſeits erſt mit der Reform die Sicherheit ihrer perſönlichen Exiſtenz gewonnen. Keine Meuterrotte wagt mehr ihre Köpfe zu begehren und die großherrliche Despotenlaune hat, wie geſagt, die Zeit gemildert. Die wilde Brutalität der Abkömmlinge Osmans hatte bereits ſeit dem Carlowitzer Frieden, der erſten großen Demüthigung des Halbmonds, beträchtlich abgenommen und keine koloſſalen Schreckensgeſtalten wie Mahomed II., wie Selim I., wie Murad IV., große Eroberer und noch größere Scheuſale verherrlichten und ſchändeten mehr den türkiſchen Thron. Doch dauerten die Hinrichtungen abgeſetzter Großwürdenträger noch lange fort und die Vermögensconfiscationen reichen bis zum Regierungsantritt Abdul-Meſchids. Unter all' den wunderlichen Eindrücken, welche der Leſer der osmaniſchen Geſchichte empfängt, iſt vielleicht keiner ſo wunderlich als der Umſtand, daß es ſo viele ehrlüſterne Thoren in einem Staate gab, wo der Ehrluſt in der Regel ein ſo böſes Ende bevorſtand. Das diamantne Halsband, an welchem der amtliche Siegelring der Großvezire befeſtigt war, konnte als warnendes Symbol der ſeidenen Schnur gelten, welche dem abgenommenen Siegelring ſo häufig folgte. Was nützte „Freundſchaft, Liebe, Gunſt der Herrſcher, welche ſo ſchnell kam und ſchwand wie ein Sonnenblick am Decemberhimmel?" Der große Suleiman hatte den berühmten Renegaten Ibrahim, den Eroberer von Tabris und Bagdad, lange wie ſeinen liebſten Freund behandelt, hatte ihm gegenüber die ſtrenge Etiquette ganz abgeworfen, ſogar das Schlafzimmer mit ihm getheilt, ihn mit Ehren und Schätzen überhäuft. Und am Ende reichte der wüſte Traum einer einzigen Nacht bei dem argwöhniſchen Sultan hin, den Freund und Günſtling erwürgen zu laſſen!

Heute erdulden gefallene Großvezire und abgeſetzte Paſchas nur gelinden Hausarreſt in der Hauptſtadt oder anſtändige Ver-

bannung nach einer fernen Provinz, wo ſie ohne ſtrenge Beaufſichtigung ziemlich ungenirt leben können. Der Hausarreſt iſt mehr angerathen als erzwungen. Der ernannte Nachfolger fürchtet gewöhnlich die Intriguen des abgeſetzten Vorgängers und läßt ihn warnend mahnen, ſich für einige Zeit der Politik und der Umtriebe zu entſchlagen. Der Paſchatitel und das Vermögen bleibt jetzt faſt immer dem in Ungnade Gefallenen. Man begnügt ſich bei jenen, deren Raub und Reichthum notoriſch ſind, ſie um Bezahlung einer gewiſſen Abſchlagsſumme höflich zu mahnen, welche aber natürlich nicht in den Säckel des Staats, ſondern in die Taſchen der neuen Machthaber, der Hofleute und einflußreichen Divanmitglieder fließt.

Riza Paſcha, welcher in den erſten Jahren der Herrſchaft Abdul-Meſchids als deſſen Spielkamerad aus früheſter Knabenzeit der allmächtige Mann im Staate war und deſſen Politik faſt ausſchließlich leitete, hatte ſich durch Beſtechungsgelder ein ungeheures Vermögen erpreßt, das ihm faſt ungeſchmälert gelaſſen wurde. Seine Nachfolger waren um ſo geneigter, den gefallenen Günſtling zu ſchonen, als ſie wohl vermutheten, daß es ſeiner Ränkekunſt und dem Einfluſſe der Walide gelingen werde, ihn früher oder ſpäter wieder auf den Seſſel der Gewalt zu heben. Iſt doch der junge Großherr gutmüthig und verſöhnlich und zeichnet ſich auch hierin rühmlich vor ſeinen Vorgängern aus, welche den unheimlichen Wahlſpruch Murads IV. „die Rache altert nicht, wenn ſie auch ergraut“ mehr oder minder adoptirt hatten. Höchſt ſelten kam in früherer Zeit ein gefallener Günſtling zum zweiten Mal zu Würden und Ehren. Riza's Einfluß iſt jetzt wieder merklich geſtiegen und dem reformeifrigen Reſchid Paſcha iſt er der gefährlichſte Rival. Der wahre Grund ſeines erſten Sturzes, welcher ſo plötzlich erfolgte, daß die Spürnaſen in den perotiſchen Geſandtſchaftshotels darüber höchſt verblüfft

waren, iſt nie genau bekannt geworden. Was man darüber in den Zeitungen geleſen, ſind vage Vermuthungen perotiſcher Plauderer und Neuigkeitsjäger, aber ohne einen Schatten von Zuverläſſigkeit. Es hält überhaupt noch heute ungemein ſchwer, über das, was ſich innerhalb des Serails begibt, etwas Sicheres zu erfahren. Dieſes Serail mit ſeinen vielen Gebäuden, Menſchen, Intriguen und Laſtern inmitten der türkiſchen Hauptſtadt bildet für ſich eine kleine abgeſchloſſene Welt, durch deren chineſiſche Mauer man nicht ſchauen kann und aus deren myſteriöſen Räumen mehr unverſtändliches Lispeln als vernehmbarer Laut hervordringt. Selbſt den Geſandtſchaften gelingt es nicht immer, Genaues zu erfahren, obwohl jede derſelben ihre Kundſchafter beſoldet. Am beſten unterrichtet ſind in der Regel die Ruſſen, weil ſie zu dieſem Zwecke mehr Geld ſpenden als die andern und in Konſtantinopel ein zahlreicheres Corps von Spionen und Agenten unterhalten, als alle übrigen Geſandtſchaften zuſammengenommen. Das Geld aber beſitzt im Orient allein die Zaubergewalt, Geheimniſſe zu enthüllen. Man hat mehr als Einen politiſchen Grund angeführt, um die plötzliche Ungnade jenes mächtigen Günſtlings, welcher ſo lange faſt ausſchließlich den Ohren ſeines Gebieters ſoufflíren durfte, zu erklären. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß Riza einfach nur das Opfer einer kleinen Haremsintrigue war. Im Harem aber machten ſich neben dem Einfluſſe der Walide allmählig noch andere Einflüſſe geltend. Die ſchwarzen Eunuchen dienen für Geld noch gerne als Vermittler des Verkehrs zwiſchen türkiſchen Parteihäuptern und dem Frauenhauſe des Serails. Ueber das Verhältniß Riza Paſcha's zur Sultanin Walide iſt man nie gehörig aufgeklärt worden. Man wußte nur, daß letztere dem ehemaligen Lieblingspagen Sultan Mahmuds eine Zeitlang hold war und ſeine politiſche Macht unterſtützte. Sie beſuchte auch, wie geſagt, die Frauen

Riza Paſcha's öfter als andere Paſchafrauen. Dadurch ſcheint das Gerücht eines intimen Verhältniſſes entſtanden zu ſein, welches bei den häuslichen Einrichtungen Stambuls ziemlich unbeweisbar bleibt.

Als der Vertreter einer Art von Mittelpartei zwiſchen den Alttürken und den entſchiedenen Reformern hatte Riza Paſcha's politiſche Stellung eine hohe Bedeutung. Klugheit und Ränkeſucht ſind die vorherrſchendſten Züge ſeines Charakters. Stolz und ehrſüchtig weiß er ſich gleichwohl nach den Umſtänden zu mäßigen. Er begnügte ſich mit dem factiſchen Beſitze der Gewalt und deren pecuniären Vortheilen, die äußere Ehre aber überließ er dem alten Großvezir Rauf Paſcha, welcher neben ihm eine vollkommene Null war. Einer der Dragomane der öſterreichiſchen Internuntiatur erzählte mir, daß, als es ſich einmal handelte, für einen öſterreichiſchen Künſtler die Erlaubniß zu einer öffentlichen Vorſtellung zu erhalten, der alte Großvezir ſich nicht getraute, einen ſo geringfügigen Act ſeiner adminiſtrativen Gewalt ohne Riza's Beiſtimmung zu üben und den Dragoman erſuchte, zuvor noch die Genehmigung des letztern einzuholen. Riza wußte in jenem ſchwachköpfigen und gutmüthigen Greiſe den rechten Strohmann zu wählen, um ſeine Herrſchſucht zu befriedigen, ohne zu viel Neid zu erregen, ohne zu großes Aufſehen zu machen. Gegen eine wirkliche Erhebung des jungen Riza auf den Großvezirpoſten hätten ſich damals die Graubärte im Diwan doch etwas geſträubt und alle verdeckten Batterien ihrer Machinationen und Ränke ſpielen laſſen, in welchen die höhere Claſſe in der Türkei wohl von keinem Volke der Welt übertroffen wird.

Riza Paſcha hat gegen die Europäer eine tiefe perſönliche Antipathie, die er den Umſtänden nach zu verbergen ſucht, da er wohl einſieht, daß ſeine Macht nicht hinreichen würde, den europäiſchen Einfluß ganz vom Hofe zu verdrängen. Die Stellung

der Geſandtſchaften, der hofmeiſternde Ton, welchen die Großmächte zuweilen gegen die Pforte anſtimmen, wurmt ihn und verletzt ſeinen Hochmuth. Er hat alle jungen Türken, welche in den europäiſchen Hauptſtädten erzogen und gebildet worden, von höhern Aemtern und jeglichem Einfluß auf den Großherrn fern zu halten gewußt. Groll, Neid und Eiferſucht gegen ſeinen Rivalen Reſchid, das Haupt der Reformpartei, leitete die Grundſätze ſeiner Politik und motivirte die meiſten Maßregeln ſeiner Verwaltung. Er hat übrigens zu klaren Verſtand, um nicht einzuſehen, daß es mit dem alten Stocktürkenthum für immer vorbei iſt, daß der Geiſt und die Energie der frühern osmaniſchen Zeit, auch wenn ſie in der Nation wieder geweckt werden könnten, doch nicht mehr die alten Wunder gegenüber der Disciplin und der geſteigerten Kriegsmacht Europa's zu üben vermöchten und daß die gegenwärtigen Machthaber, er ſelbſt mit inbegriffen, von einem wiederauflodernden Feuer des Volksfanatismus wahrſcheinlich zuerſt gefreſſen würden. Seine Partei iſt ziemlich negativ und farblos und ſaugt ihre Lebenskraft einzig nur aus dem gegenſeitigen Haſſe und Mißtrauen zwiſchen den Alttürken und den Reformern. In neueſter Zeit hat er ſich den letztern mehr genähert, weil er wohl eingeſehen, daß die Alttürken ihre Partie für immer verloren haben.

Reſchid Paſcha der Reformer iſt ein ſoviel beſprochener öffentlicher Charakter, daß wir ihn dem Leſer wohl nicht zu zeichnen brauchen. Ueber den politiſchen und moraliſchen Werth dieſes Staatsmannes lauten die Urtheile verſchieden und ſeine Bewunderer haben ihn eben ſo übertrieben hochgeſtellt, als ihn die Gegner unverdienterweiſe in den Koth gezerrt. Reſchid iſt für die Türken der Dolmetſcher europäiſcher Bildung, der Vertreter der Zeit, der Mann der Nothwendigkeit unter den herrſchenden Verhältniſſen. Er iſt weder ein Rieſengeiſt wie der

große Peter, der das Genie, den Muth und die Macht hatte, ſeinem widerſtrebenden Volke den Fortſchritt aufzuzwingen, noch ein hochherziger und edelſinniger Schwärmer wie Joſeph II., deſſen Kraft und Talent nicht im Verhältniß ſtand zu ſeinem edlen Wollen. Man hat den türkiſchen Staatsmann falſch beurtheilt, wenn man ihn blos als einen von franzöſiſcher Modeſucht berückten Experimentenmacher und Charlatan ſchilderte und ſeine guten Seiten nicht gelten laſſen wollte. Wäre er gar nichts als ein eitler Projectmacher, er würde ſich nicht ſo lange in der Macht behauptet haben, würde nicht bei jeder neuen politiſchen Combination immer wieder auf die Schaubühne treten, nachdem ſeine politiſchen und perſönlichen Gegner im Beſitze der Gewalt noch ſchneller ihre Hülfsmittel erſchöpft und noch kläglicher Fiasco gemacht hatten. Reſchid Paſcha iſt kein Reformator aus Enthuſiasmus, aus Humanitätsſchwärmerei oder aus Eitelkeit. Er geht dieſen Weg aus kluger Ueberzeugung, weil er einſieht, daß ein morſches Schiff immer noch beſſer ſich erhält, wenn es mit dem Strome ſchwimmt als wenn es im Kampfe gegen die reißenden Fluthen nur ſeinen Leck vergrößert. Wer einmal die Lage der Türkei dem übermächtigen nordiſchen Nachbarn und dem gebildeten Europa gegenüber klar ins Auge gefaßt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß eine Rückkehr zum alten Syſtem ein Ding der reinen Unmöglichkeit iſt, daß jeder derartige Verſuch den Schiffbruch unaufhaltſam herbeiführen müßte, der wird ſchwerlich andere Mittel zur Rettung oder auch nur zur momentanen Erhaltung des Reiches vorzuſchlagen haben. Der entſchiedene Rückſchritt iſt im osmaniſchen Staate nicht möglich, weil ihn die Zeit und die Verhältniſſe nicht dulden würden, und ein kräftiger, geſunder Fortſchritt iſt eben ſo unerreichbar, weil das ganze Räderwerk des Staatsmechanismus zu roſtig, zu abgenützt, zu wurmſtichig iſt. So bleibt nichts übrig

als ein mäßig progreſſiver Gang, ein Laviren mit dem lecken Fahrzeug, welches ein Segeln mit vollem Luftzuge nur in den Grund bohren würde. Dieſe Aufgabe hat Reſchid mit mehr Klugheit und Geſchick zu löſen unternommen, als irgend einer ſeiner Collegen. Ein glänzender Erfolg hat ſeine Reformverſuche nicht gekrönt; aber ein ſolches Reſultat wäre unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht denkbar, ſelbſt wenn ein begabterer Miniſter die Zügel leitete und ein mit mehr Geiſt und Willenskraft ausgeſtatteter Padiſcha als der gegenwärtige auf dem Throne ſäße. Wer immer auch in Zukunft berufen ſein mag, die Politik des osmaniſchen Staates zu leiten, der wird von Verſuchen und Experimenten anderer Art durch die Macht der Nothwendigkeit ſelber immer wieder auf die Bahn zurückgedrängt werden, welche Natur und Lage der Dinge dieſem Staate für die Gegenwart angewieſen. In der türkiſchen Geſchichte wird der Name Reſchid nicht neben den der großen Staatsmänner früherer Zeiten, neben einem Mehemed Sokolli oder Achmed Köprili, glänzen; aber wir zweifeln, ob letztere unter den veränderten Zeitverhältniſſen glücklichere Geſchäfte gemacht hätten, als er. Es gibt Lagen und Zuſtände, die aller Weisheit, aller Erfindungskraft ſpotten, ſo wie das größte menſchliche Genie ſeine Ohnmacht fühlt im Streite gegen übergewaltige Naturkräfte. Ein Suleiman auf dem Throne und ein Köprili auf dem Großvezirſtuhl würden heute ſo wenig als der harmloſe Abdul-Meſchid und der moderniſirte Reſchid die Zukunft des türkiſchen Staates retten können, ohne wie dieſe für die Gegenwart eine wohlthuende Erſcheinung zu ſein, ohne das Andenken menſchenfreundlicher Abſicht der Nachwelt zu hinterlaſſen.

Zwiſchen den Staatsmännern Reſchid und Riza ſtand damals Rifaat Paſcha, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, als verſöhnender Vermittler. Er war ein cordialer, ge-

müthlicher Türke, und ſeiner angenehmen Formen wegen beſonders bei der europäiſchen Diplomatie beliebt, welche ihn auf alle mögliche Weiſe zu ſtützen ſuchte. Ich ſah dieſen Staatsmann öfters in den diplomatiſchen Salons von Pera, wo er unter allen höhern türkiſchen Beamten der willkommenſte Gaſt war und den behaglichſten Eindruck machte. Seine Bonhomie lag freilich mehr in ſeinem äußern Weſen. Das was man Gemüthlichkeit im deutſchen Sinne nennt, iſt bei türkiſchen Großen nicht zu finden. Wer Riſaat Paſcha aus längerm Verkehr kannte, gewann ihn lieb als einen jovialen, verträglichen Mann von gleichmäßiger Stimmung, entdeckte aber auch eine nicht geringe Gabe von diplomatiſcher Pfiffigkeit und Verſtellungskunſt, ohne welche ſich kein Türke lange auf dem Poſten eines Reis-Effendi behaupten würde. Riſaat Paſcha gehört zu jenen geſchmeidigen Staatsmännern, deren ſich ſelbſt Großvezire von verſchiedenen politiſchen Richtungen gerne bedienen und die jedem Hof gut dienen, ſolange er mächtig und glücklich iſt.

Eine der merkwürdigſten Geſtalten der neueſten türkiſchen Geſchichte iſt Omer Paſcha, der Renegat. Ich war dieſem Manne von einem preußiſchen Offizier, welcher früher im türkiſchen Heer gedient und nach der Schlacht bei Niſib ſeinen Abſchied genommen hatte, empfohlen und fand eine ſehr cordiale Aufnahme. Omer Paſcha war eben von ſeinem ſiegreichen Feldzuge gegen die aufrühreriſchen Albaneſen zurückgekehrt und ſpazirte mit Oberſt von Gutſchkowski, meinem verehrten Freunde, plaudernd auf dem Verdeck eines Dampfers, als ich ihn zum erſtenmale ſah. Er ſteckte den Empfehlungsbrief ungeleſen zu ſich, ſchüttelte mir die Hand und lud mich in ſein Hauptquartier nach Albanien ein, wohin er in den nächſten Tagen zurückzukehren gedachte. Eine hohe, breitſchulterige, athletiſche Geſtalt ſtrotzend von Geſundheit und Sehnenkraft, ein ſehr martialiſches Geſicht, aus

welchem Energie und feſter Charakter, aber auch ein gewiſſer Zug von Gemüthlichkeit ſpricht, ein ruhiges Selbſtbewußtſein ſeiner Tüchtigkeit, eben ſo fern von hochmüthiger Arroganz wie von Schüchternheit, dieſe Züge ſeines äußern Weſens und Benehmens ſind ihm als ſehr empfehlenswerthe Qualitäten neben andern bedeutenden Eigenſchaften des Charakters und Geiſtes bei den Türken gut zu ſtatten gekommen. Seine Manieren haben etwas Feines und Angenehmes, ſeine Converſation iſt behaglich und das Ohr jedes Anweſenden hängt an ſeinem Munde, wenn er kriegeriſche Begebenheiten und Züge aus ſeinem thatenreichen Leben erzählt. In ſeiner Erſcheinung liegt ein Anſtrich von Biederkeit und ſoldatiſchem Freimuth, doch nicht ohne eine gute Doſis orientaliſcher oder ſlaviſcher Feinheit und Schlauheit. Solche Eigenſchaften neben großer militairiſcher Tüchtigkeit bedurfte er aber auch, um als Renegat in der modernen Türkei ſein Glück zu machen. Für jeden Andern wären die Wege zu Glanz und Würde viel zu ſchlüpferig oder zu holperig geweſen und würden ſchwerlich zum wünſchenswerthen Ziele des Ehrgeizes geführt haben ohne Straucheln oder Beinbruch. Auch die Geſchichte mußte das ihrige dazutragen, denn ohne die Zerwürfniſſe im Türkenſtaate, ohne die ärgſten Verlegenheiten der Pforte würde man zu den Dienſten eines tapfern, mit Feldherrntalent begabten Renegaten ſchwerlich die Zuflucht genommen haben. Wie im letzten Jahrhundert würde man das Obercommando der Heere und die Leitung der Feldzüge lieber einem bequemen, impotenten, kriegsunkundigen Großvezir überlaſſen haben, der mit ſeinem Harem ins Feld geritten wäre und Ulemas und Derwiſche in ſeinen Kriegsrath gezogen hätte.

Zur Zeit, wo die türkiſche Geſchichte noch von Waffenruhm und Siegen ſtrahlte, ward es den Renegaten nicht ſchwer, ſich unter Türken zu fördern. Die alten Sultane ſahen nicht auf

Nationalität und Herkunft ihrer Diener. Sie wählten dieſelben aus den verſchiedenſten Ländern, die ſie erobernd durchzogen hatten, wie aus den verſchiedenſten Schichten ihrer Unterthanen. Gezwungene und freiwillige Renegaten bildeten in früheren Jahrhunderten die wahre Stütze der osmaniſchen Macht. Chriſtenkinder, welche man mit Gewalt ihren Eltern entriß, ſie zum Dienſte des Serails oder Heeres erzog und durch ſie die gelichteten Reihen der Janitſcharen und Sipahis erſetzte, halfen mit ihrem Blute zum feſten Kitt des türkiſchen Staatsgebäudes, zur Zerſtörung ihrer Heimathländer mächtig mit. Die Aufhebung des tyranniſchen Brauches, Chriſtenkinder gewaltſam für den Kriegsdienſt auszuheben und zur Annahme des Islam zu zwingen, ſcheint erſt gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgt zu ſein. Ranke in ſeinen trefflichen hiſtoriſchen Fragmenten bezeichnet das Aufgeben dieſes Brauches als das größte Glück, welches den Griechen und Serben begegnen konnte, die nie an Selbſtſtändigkeit hätten denken, nie einen Aufſtand in der Hoffnung des Erfolges hätten wagen können, wenn man fortgefahren, ihre beſte Jugend zur Sclaverei abzuführen und zum Waffendienſte gegen ihre Eltern und Brüder zu erziehen. Erſt nachdem die Sultane dieſes eben ſo nützliche als ſchändliche Mittel aufgegeben, erſchien in den Gebirgen Griechenlands der erſte Klephte, den die Lieder feiern, Chriſtos Millionis.

Auch die meiſten Großvezire und Großwürdenträger des osmaniſchen Reiches zur glänzendſten Epoche ſeiner Geſchichte unter Soliman und Selim waren Renegaten, z. B. Ibrahim, Ali, Ruſtem, Mehemed Sokolli, Barbaroſſa das „große Raubthier der Meere" u. ſ. w. Nicht durch turkomaniſche Rohheit und Unausſchließlichkeit, bemerkt der Geſchichtsſchreiber des osmaniſchen Reichs, ſondern durch griechiſche und ſlaviſche Feinheit und Liſt, durch albaniſche und dalmatiſche Unerſchrockenheit und Treuloſig-

keit, durch bosniſche und kroatiſche Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch all' dieſen Renegaten gemeinſame Tapferkeit und Gewiſſenloſigkeit, durch die Talente und Herrſchergaben von Eingebornen der eroberten Länder iſt das türkiſche Reich als Koloß aufgeſtiegen, der den Nacken der Völker niedertrat, welche durch Renegaten und Sclavenſinn ihre eigenen Eingeweide zerfleiſchten.

Als die osmaniſche Macht zu ſinken und der Einfluß des Harems, der Pagen und Eunuchen auf die verweichlichten Sultane zu ſteigen begann, wurde auch der Brauch, die oberſten Stellen mit talentvollen Fremden und religiöſen Ueberläufern zu beſetzen immer ſeltener. Die Serailcamarilla fand es ihrem perſönlichen Vortheil angemeſſener in die hohen Stellen ihre Creaturen einzuſchieben. Man macht in der Geſchichte des Türkenſtaates eine ähnliche Bemerkung wie in der Geſchichte faſt aller Monarchien und Republiken Europa's. Solange die Staaten jung, aufblühend, kräftig ſind, iſt dem Talent, auch wenn es in niedrigſter Sphäre geboren, der Zutritt zu den Aemtern und Würden nicht verſchloſſen. Später, wenn die Staaten altern, regen ſich immer mehr die ausſchließenden Tendenzen des Patriciats oder derer, welche im Genuſſe der Macht ſind. Den Capacitäten der untern Schichten der Geſellſchaft und beſonders den Fremden wird es dann weit ſchwerer gemacht emporzukommen. In der Geſchichte der kleinſten Cantonsrepubliken der helvetiſchen Eidgenoſſenſchaft findet man in dieſer Beziehung die gleiche Erſcheinung, wie im Türkenreiche und in den mächtigſten monarchiſchen Staaten Europa's. In den letzten zwei Jahrhunderten der türkiſchen Geſchichte ſehen wir nur ſelten einen Renegaten zur Paſchawürde gelangen und bis auf die neueſte Zeit, wo der tapfere Kroat Omer im Moment großer Noth als eine hiſtoriſche

Figur auftauchte, hatte keiner mehr einen berühmten Namen hinterlaſſen.

Auch Omer Paſcha hatte Anfangs einen ſehr ſchweren Stand. Es fehlten ihm nicht die Neider, die Stellenjäger, die Intriguanten, die ſich redlich Mühe gaben, ihm mitten in ſeiner politiſchen Carriere ein Bein zu unterſtellen, ſeine Dienſte zu verkleinern, ihn zu verläumden und zu verderben. Mehr noch als ſeine Leiſtungen im Felde bewundern wir ſeine ſchlaue Klugheit, ſeinen Tact, ſeine Geduld und Ausdauer dieſem Kreuzfeuer von Cabalen gegenüber. Kein Mittel ward verſchmäht, kein Verſuch geſcheut, den Emporkömmling beim Großherrn anzuſchwärzen. Als Omer Paſcha bereits gegen Druſen, Maroniten, Albaneſen und Kurden der Pforte die weſentlichſten Dienſte geleiſtet und ſein Kriegstalent erprobt hatte, ließ man ihn noch immer auf einer ziemlich tiefen Stufe der höhern osmaniſchen Rangclaſſe ſtehen. Er war noch einfacher Paſcha nach drei ſiegreich beendigten Feldzügen zur Zeit, wo der einfältige junge Mehemed Ali, Paſcha von Tophana, der ſchönſte und dümmſte Mann von Konſtantinopel, der kein anderes Verdienſt um den Staat hatte, als daß er eine Unmaſſe des feinſten Knaſters conſumirte, einige zwanzig Taſſen Mocca täglich ſchlürfte, ſehr lange ſchlief und eine Schweſter des Sultans heirathete, bereits die Ferikwürde mit dem entſprechenden Demantniſchan erhalten hatte. Zum Glück arbeiteten die politiſchen Ereigniſſe mächtig für den lange verkannten und ſchlecht belohnten Renegaten Omer. Als die Stürme der letzten Revolutionsjahre hereinbrachen, die Bewegung ſich der türkiſchen Grenze näherte und ſogar Theile des türkiſchen Reichs berührte, da fand man eben wieder keinen paſſendern Kriegsmann, dem man das Commando eines ſchlagfertigen Heeres anvertrauen konnte, als den tapfern Kroaten, um die Ruſſen und die eigenen Völker zu überwachen. Omer löſte

auch hier ſeine Aufgabe mit dem gewöhnlichen Tact, mit derſelben Klugheit, die ihm nicht weniger als ſein militairiſches Talent in den glücklich beendigten Feldzügen zu ſtatten gekommen iſt. Die Fürſtenthümer wurden nach hergeſtellter Ruhe von den Truppen des Suzerains und des Protectors geräumt, ohne daß es zu einer Colliſion gekommen wäre. Der jüngſte bosniſche Aufſtand erforderte mehr noch als die Empörungen in Albanien und Kurdiſtan einen Mann, welcher mit Kriegskenntniß, Energie und Feſtigkeit auch politiſche Klugheit und diplomatiſche Gewandtheit paarte. Noch iſt die Geſchichte der jüngſten bosniſchen Ereigniſſe zu wenig aufgeklärt und der Erfolg nicht hinreichend geſichert, um über die dortigen Leiſtungen Omers ein Wort zu ſprechen.

Das Glück, das Verdienſt und die Beharrlichkeit dieſes merkwürdigen Renegaten haben zuletzt alle Cabalen ſeiner Gegner zu Schanden gemacht. Omer wurde zur hohen Würde eines Muſchirs erhoben und führt in Bosnien den Seriaskiertitel. Reſchid Paſcha durfte ſich ſeinerſeits Glück wünſchen, daß ihm ein ſo kluger Kopf und eine ſo kräftige Fauſt bei Ueberwindung der innern Schwierigkeiten des Staats zu Gebote ſtand. Die Fähigkeiten dieſer beiden Männer ergänzen ſich gegenſeitig, Beide bilden die mächtigſten Hebel und Träger des Reformgedankens. Was uns perſönlich bei Omer Paſcha ſo überaus wohl gefiel, war die ſchlichte Einfachheit ſeines Auftretens. Er verſchmäht den lächerlichen Prunk und Pomp, mit welchem die Paſchas von ächttürkiſchem Blute ſich ſo gern umgeben. In Konſtantinopel ſah ich ihn gewöhnlich nur von einem einzigen Diener begleitet im einfachſten Anzuge ohne Brillant-Niſchan durch die Straße wandeln, oder in einem gewöhnlichen Kaik durch das goldene Horn fahren. Niemand hätte ihn als einen Großwürdeträger erkannt. Andere Paſchas ſah ich nie öffentlich erſcheinen ohne

einen langen Schweif von Dienern, Pfeifenträgern und Kawaſſen. In ſeinen mündlichen Schilderungen des albaneſiſchen Feldzuges geſtand uns Omer Paſcha aufrichtig alle Gebrechen und Fehler ein, an welchen das neue türkiſche Heerweſen litt. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir Omer Paſcha neben Reſchid als das ſtärkſte Werkzeug der Reformpartei und als die wichtigſte Erſcheinung der osmaniſchen Zeitgeſchichte bezeichnen und ihm eine noch wichtigere künftige Rolle weisſagen als die vergangene.

Großwürdenträger von alttürkiſchem Gepräge trifft man gegenwärtig weder in der Hauptſtadt noch in den Provinzen mehr. Dieſe Menſchenſorte iſt ausgeſtorben, wie in Deutſchland das Geſchlecht der Ritter. Im türkiſchen Beamten-, wie im Militairſtande iſt jetzt Alles verändert und, wenn nicht immer reformirt, doch moderniſirt. Charaktere wie Djezzar Paſcha von Acre oder der alte Reſchid, welcher Griechenland verwüſtete und, wie ſein Arzt erzählt, nie Appetit zum Eſſen ſpürte, wenn er nicht Menſchenblut vergießen ſah, kommen nicht mehr vor. Selbſt Mehemed Ali von Aegypten und der alte Chosrew waren nicht vollkommene Typen der altosmaniſchen Paſcharace, ſondern ſchon etwas vom modernen Türkenthum angeſteckt. Zur Zeit meines Aufenthalts in Konſtantinopel exiſtirte noch der letzte Paſcha-Moikan der alten Zeit, ein ächter Seldſchuke in Blut und Seele, der an grimmiger Energie, an Fanatismus und Frankenhaß dem berühmten Würger-Paſcha von Syrien nicht nachſtand, obwohl er ſcheinbar gezähmt war und die engen Hoſen der Reformer trug. Es war Tahir Paſcha, der alte Wütherich von den griechiſchen Inſeln grauſigen Andenkens. Herr von Titoff, ein genauer Kenner aller intereſſanten Perſönlichkeiten im Türkenſtaate, machte mich auf den merkwürdigen Mann als den letzten Repräſentanten der alten Paſcharace beſonders aufmerkſam, und Graf von

Stürmer bewilligte gütigſt meine Bitte, mich demſelben durch einen Dragoman der k. k. Internuntiatur vorſtellen zu laſſen.

Tahir bekleidete damals wieder die Würde eines Kapudan-Paſcha. Er war mehr als einmal ſchon im Beſitze dieſer hohen Stelle geweſen und vielleicht der einzige von den verſchiedenen Inhabern derſelben, welcher durch nautiſche Bildung und Kenntniſſe dieſem Amte gewachſen war. Er hatte bekanntlich die türkiſche Flotte ſchon in der großen Seeſchlacht von Navarin commandirt. Den Europäern war er nie gewogen. Aber von jenem Tage an, wo durch den combinirten Angriff der drei erſten Seemächte der Welt ſeine ſchöne Flotte zerſtört wurde, ſoll ſein Haß unauslöſchlich geworden ſein. Ich fand einen Mann von etwa ſiebenzig Jahren mit völlig weißem Bart und Schnurrbart, aber noch ſehr rüſtigem Ausſehen. Unter allen osmaniſchen Großen, die ich geſehen, hatte er allein eine bedeutende Phyſiognomie. Das Profil war ſcharf zugeſchnitten, eine edle Stirne, eine Adlernaſe, die überaus ſcharf blickenden Augen von dichten Brauen umſchattet waren leicht geröthet. In ſeinem durchdringenden Falkenblick ſprach ſich ſein Charakter aus; Strenge und Energie wohnten als der hervorſtechendſte Ausdruck in ſeinen Zügen. Im Geſpräche wußte er ſich zu beherrſchen und zeigte die Würde und imponirende Ruhe eines orientaliſchen Häuptlings. Seine wie der Aasgeier kreiſchende Stimme ſuchte er zu dämpfen und es gelang ihm ſogar ein paarmal im Geſpräche mit uns ganz behaglich zu lachen. Man hätte dann beinahe vergeſſen können, daß man einem alten nur halb gebändigten Tiger gegenüberſaß. Aber wenn er im Geſpräche auch in faſt gemüthlichem Tone wie ein Kater zu ſchnurren wußte, der harte, grimmige Blick ſeines buſchigen Augenpaares verrieth das Raubthier, deſſen leutſeliges Weſen nur Larve war. Er ſprach das Italieniſche ziemlich correct und fertig. Während der Converſation richtete er den Blick ſel-

ten auf den Gaſt, ſondern betrachtete meiſt die hölzerne Löwenfigur, die ihm gegenüber auf dem Divan lag.

Wir ſprachen zuerſt von dem Marſchall Marmont, der in ſeinem Buche mit beſonderm Lob der Thätigkeit dieſes türkiſchen Admirals gedachte. Derſelbe Dragoman der Internuntiatur, der mich ihm vorſtellte, hatte auch den franzöſiſchen Marſchall bei ihm eingeführt. Die Erwähnung des Lobes im Buche Marmonts ſchien zu gefallen. Der dort angeführten Bemerkung, daß unter den Matroſen, die ſo flink am Takelwerk des türkiſchen Linienſchiffes emporſtiegen und mit ſo exemplariſcher Genauigkeit manövrirten, keiner ſei, der nicht nach des Admirals Verſicherung ein paar hundert Stockſtreiche erhalten habe, wollte ſich Tahir Paſcha nicht mehr erinnern. Indeſſen war der äußerſte Grad von ſcheuer Furcht, mit welchem ſich ihm ſelbſt die höheren türkiſchen Marineoffiziere in unſerer Gegenwart näherten, immerhin auffallend genug. Sogar der Kapudan-Beg, Obercommandant des Admiralſchiffes Mahmudieh, der mich einſt am Borde ſo freundlich und heiter empfangen, hatte hier eine düſtere, gedrückte Miene, als er ſeinem Vorgeſetzten gegenüberſtand. Es ſchien ihm gar nicht wohl zu Muth und unſern Gruß wagte er in Gegenwart des graubärtigen Meiſters kaum zu erwiedern.

Wir plauderten unter Anderm auch von Algerien. Herr von Raab erzählte dem Tahir Paſcha, daß ich dieſes Land einige Jahre bereiſt und den Feldzug der Franzoſen nach Konſtantine begleitet hätte. Tahir fragte mich, ob ich den Abdel Kader geſehen, und ſchien ſich für dieſen Beduinenhäuptling als tapfern Verfechter des Islamismus in Afrika ziemlich lebhaft zu intereſſiren. Freilich fiel es ihm als Türken etwas ſchwer, die Größe und den Kriegsruhm eines Häuptlings der Araber anzuerkennen, die nach osmaniſchen Begriffen ſo tief unter der Türken-

race ſtehen. Ein türkiſcher Dey als Herrſcher Algeriens wäre ihm immer noch lieber als der gefeierte Emir der Beduinen geweſen, und beſondern Nachdruck legte er auf die Bemerkung, daß einſt 18,000 Türken hinreichend geweſen, ein Land und Volk in ſtummer Unterwürfigkeit zu halten, gegen welches das mächtige Frankreich eine Armee von faſt 100,000 Mann ins Feld führte und ſeine Hülfsquellen in einem endloſen Kriege ohne Erfolg vergeudete. Freilich, meinte er, ſei das zu einer Zeit geweſen, wo die Türken auch anderwärts noch große Proben ihrer kriegeriſchen Kraft gegeben und die Mittel, die man dort angewendet, ſeien alttürkiſche geweſen, durch welche man immer zum Zwecke gekommen. Das Aufgeben der alten Methode, die Völker in Ruhe und Gehorſam zu erhalten, habe dem osmaniſchen Staate wenig Segen gebracht. Es zuckte bei dieſen Worten ein ſeltſamer Ausdruck in ſeinem blutrünſtigen Auge und um ſeine ſtrengen Lippen ſpielte ein faſt höhniſcher Zug.

Ob der alte Tahir wirklich von der feſten Ueberzeugung durchdrungen war, daß man dem Staat wieder auf den alten Höhepunkt des Anſehens und der Macht verhelfen könne, wenn man in den Fußſtapfen der alten Sultane wandelnd jeden Schrei der Unzufriedenheit mißhandelter Völker in Blutſtrömen erſäufen und im Heer das alte Syſtem der Hinrichtungen und des Terrorismus an die Stelle der neuen Ordnung und Mannszucht ſetzen würde, könnten wir nicht mit Sicherheit bejahen. Er hat auf den peloponneſiſchen Inſeln zur Zeit des Befreiungskrieges und ſpäter noch in Candia die alte Methode verſucht und damit eben nicht glänzende Reſultate erreicht. Auch in Bosnien, wo er im verfloſſenen Jahr als Statthalter ſtarb, hatte er noch öfters ſeine blutdürſtigen Anwandlungen, wenn ſich das arme Volk nur muckſte. Doch hat er dort noch weniger ausgerichtet und den eigentlichen Widerſtand gegen ſeine Autorität nicht bei den geknech-

teten Rajas, ſondern bei den Häuptlingen moslemiſchen Glaubens und bosniſchen Blutes gefunden, deren ſtarren Unabhängigkeitsſinn er nicht brechen konnte. Der alte Tiger war überhaupt ſchon etwas morſch geworden, ſeine Tatzen waren ſteif, ſeine Zähne ſtumpf. Er gab in Serajewo knurrend den Geiſt auf, ärgerlich, daß es mit der alten Praktik eben nicht mehr wie vormals gehen wollte. So ſehr er übrigens die moraliſche Einwirkung der Reformideen Europa's auf die türkiſchen Verhältniſſe und auf den Volkscharakter haßte, ſo gerne anerkannte er die Ueberlegenheit der Europäer in techniſchen Dingen und ließ ſich darin gerne belehren. Den Engländer Walker Paſcha, welcher die türkiſche Marine inſtruirte, konnte er perſönlich nicht ausſtehen, aber er zollte ſeinen Verdienſten als tüchtiger Seemann Anerkennung. Jeder Vorſchlag techniſcher Verbeſſerung im Arſenal war ihm willkommen. Als ich Tahir Paſcha ſpäter wieder einmal beſuchte, bat er mich, ihm die Anwendung des Löthrohrs zu zeigen. Wir machten den Verſuch bei einem eiſenhaltigen Mineral aus Aidin. Neugierig brachte er ſeine Adlernaſe der Löthrohrmündung möglichſt nahe, um nicht nur das glühende Metall zu ſehen, ſondern auch den Knoblauchgeruch des Arſeniks zu riechen. Sein Gefolge und ſeine Untergebenen mögen ſeinen Haß gegen den mildernden Einfluß der Reform wider die alte barbariſche Willkür und Härte ſchwerlich getheilt haben. Sie waren gewiß froh, daß durch die veränderten Zeitumſtände dem Tiger ein Maulkorb angelegt war, daß er im engen Schnürrock der Reform ſich doch minder willkürlich bewegen konnte als früher im pelzverbrämten Paſchakaftan, daß jetzt nicht jedes Runzeln ſeiner Stirne den Untergebenen Marter oder Tod verkündigte. Die ſubordinirten Beamten im Osmanenſtaate haben ſo gut wie die höchſten volle Urſache, den Werth der praktiſchen Einführung des Niſami-Dſchedid d. i. der neuen

Ordnung in ihrem perſönlichen Intereſſe nicht gering anzuſchlagen.

Es gibt außer dem Sultan, den Großen und dem Volk noch eine Kategorie von Leuten am goldenen Horn, welche gerechte Urſache hätte, die praktiſche Wirkung der Reform, nemlich die allſeitige Charaktermilderung zu ſegnen. Wir meinen die europäiſche Diplomatie von Pera, ihren Anhang und ihre Schützlinge. Die Herren Diplomaten ſind heute nicht mehr Schimpf und Mißhandlungen ausgeſetzt wie vormals, ſie brauchen nicht mehr von der Hand höfiſcher Sclaven ſich den Nacken beugen zu laſſen, wenn ſie im Audienzſaal vor ſeiner osmaniſchen Hoheit erſcheinen. Sie haben nicht mehr die rohen Inſulten des türkiſchen Pöbels, die Mißhandlungen frecher Janitſcharenrotten zu fürchten. Sogar am Beiramfeſte können heute die feinen Herren vom diplomatiſchen Corps mit hübſchen modiſch gekleideten Damen am Arme über den Hippodrom ſpaziren, um die große Sultanproceſſion anzuſchauen, ohne mehr jenes wuthſchnaubende Geſchrei eines fanatiſchen Pöbels zu hören, welches noch Herr von Prokeſch in ſeinen orientaliſchen Denkwürdigkeiten ſo erbaulich ſchildert. Die Begleitung eines einzigen Kawaſſen iſt heute ſelbſt bei dieſem Feſte, wo der türkiſche Fanatismus ſich ſonſt am wildeſten zu gebährden pflegte, hinreichend, den Europäer vor jeder Beleidigung zu ſchützen. Man ſieht jetzt ſogar ſchauluſtige Türken höflich Platz machen, wenn ſo ein Giaurdiplomat mit ſeinem türkiſchen Geleitsmann durch das Gedränge ſchreitet.

Welche Demüthigungen mußten früher die Abgeſandten der erſten Großmächte ſich gefallen laſſen! Wie ſchimpflich behandelte man die heute ſo reſpectirten und gefürchteten Herren in den Holzpaläſten von Pera und Bujukdereh noch unter Sultan Mohamed IV., deſſen Regierung bis nahe an den Beginn des

18. Jahrhunderts reicht! Zu welch' ſeltſamen Betrachtungen wird man geſtimmt, wenn man in den Schilderungen des osmaniſchen Reichshiſtoriographen und in den Geſandtſchaftsberichten die Einzelnheiten über Empfang und Behandlung der hohen Diplomatie Europa's von Seite des Sultans und der türkiſchen Großwürdenträger lieſt!

Frankreich, das mächtige, glorreiche Frankreich, der Pforte älteſter und bewährteſter Verbündeter in Europa, mußte es unter ſeinem Ludwig XIV., den die Franzoſen mit Vorliebe den Großen nennen, geſchehen laſſen, daß ſein Botſchafter Monſieur la Haye vom Großvezir Mohamed Köprili mit dem Seſſel geprügelt, ſpäter von deſſen Sohn Achmet ein Jude geſcholten und, als der Botſchafter zum Degen greifen wollte, von einem Tſchauſch beohrfeigt wurde. Der Imperator des römiſch-deutſchen Reiches mußte es geſchehen laſſen, daß der Dragoman der kaiſerlichen Botſchaft unter demſelben Mohamed IV. zu verſchiedenen Malen auf die Erde niedergelegt und durchgebläut ward. Die polniſche Republik zur Zeit ihrer größten Macht unter Sobieski, dem Befreier Wiens, mußte den Schimpf hinnehmen, daß man ſeinen Geſandten, weil er ſeinen Nacken vor dem Sultan nicht tief genug beugen wollte, beinahe todt ſchlug. Und der Botſchafter Sr. Majeſtät des Zars aller Reußen mußte ſich vom Kaimakan ein Schwein ſchelten laſſen, als er für ſeinen Herrn die Anerkennung des Kaiſertitels begehrte. Faſt mährchenhaft kommt uns bei einem vergleichenden Blick auf die Gegenwart die detaillirte Schilderung der Audienz vor, welche dem ruſſiſchen Botſchafter am 25. Januar 1668 von Mohamed IV. allerhuldvollſt gewährt wurde. Als der Botſchafter ſich vor dem Padiſcha nicht tief genug beugen wollte und dem ceremoniellgemäßen barbariſchen Drucke der Hände der einführenden Kämmerer auf den Hintertheil des Kopfes unbeugſamen Nacken entge-

genſtemmte, riſſen ſie ihn zu Boden, worüber ſich ſein Dolmetſch ſo entſetzte, daß er kein Wort vorzubringen im Stande war. Der Sultan befahl dem Kaimakan, den Botſchafter hinauszuprügeln. Der Kaimakan ſchlug auf den Botſchafter, Secretair und Dolmetſch mit eigner Hand zu und warf ſie hinaus.

Erſt nachdem Eugens Heldenarm die Türken in blutigen Schlachten geklopft hatte, wurden dieſe gegen die europäiſchen Diplomaten ein wenig manierlicher. Der Carlowizer Friede war die erſte tiefe Demüthigung der Pforte. Die Geſandten der europäiſchen Coalition, welche die Ratification der Friedensverträge nach Konſtantinopel brachten, wurden im Vergleich mit frühern Zeiten beinahe gut empfangen. Dem kaiſerlichen Botſchafter Grafen von Oettingen wurden vor den Geſandten Rußlands, Polens, Venedigs ſogar beſondere Auszeichnungen zu Theil, indem von ſeinem Gefolge eine dreimal größere Zahl als von den andern zur Audienz gelaſſen wurde und beim üblichen Gaſtmal im Serail dem Grafen von Oettingen allein eine auserleſene Schüſſel mit geſottenen Fiſchen ſervirt wurde.

Aber nur England allein kann ſich unter den Großmächten rühmen, daß es nie eine ſchimpfliche Beleidigung ſeines Geſandten von Seite der Pforte ruhig hingenommen hat, ſelbſt zu einer Zeit, wo Britannien noch keineswegs den Dreizackſcepter über alle Meere ſchwang. Als nach der Thronbeſteigung Mohameds IV., welcher als ſiebenjähriges Kind auf den Herrſcherſitz gelangte, in jener Epoche der äußerſten Confuſion im Türkenreich, wo es außer den gewöhnlichen Janitſcharen- und Sipahisaufſtänden auch Pagen- und Eunuchenrevolutionen und ſogar eine große Kaufmannsrebellion im Bazar gab, der engliſche Geſandte von dem damals allmächtigen Mufti aufgefordert ward, den engliſchen Conſul in Smyrna abzuſetzen, weigerte ſich derſelbe entſchieden und blieb unerſchüttert, als ihn der Mufti

bedrohte und in einen Stall einſperren ließ. Bald ward der Geſandte befreit und der Mufti zu Englands Genugthuung abgeſetzt, denn die Pforte ſcheute ſchon damals den Krieg mit dieſem Inſelſtaate. Der officielle osmaniſche Reichshiſtoriograph ſchrieb damals halb bewundernd halb ärgerlich folgende Worte nieder: „Dieſen verfluchten engliſchen Botſchaftern fehlt es nicht an großem Gehirne, und ſo wie die Engländer in ihrem Handel und Wandel auf ihrer Zuſage beſtehen, und von ihrem Worte, wenn auch dadurch der Kopf fiele, nicht abgehen, ſo iſt auch ungeſchliffene Rauheit das Erfoderniß ihrer Natur.“

Während die geſchmeidigen Geſandten von andern höflichen Großmächten in Stambul beohrfeigt und durchgebläut wurden und nichts erreichen konnten, ſind die Engländer mit ihrer Grobheit gewöhnlich gut gefahren und haben ihre Zwecke bei den Türken durchgeſetzt ohne Ohrfeigen einzuſtecken. Bis auf die neueſte Zeit haben wir geſehen, wie raſch man ſich dort bequemte der britiſchen Energie Conceſſionen zu machen. Wir erinnern hier nur an die tragi-komiſche Geſchichte des Engländers Churchill, eines einfachen Kaufmanns und Zeitungscorreſpondenten und an die glänzende Satisfaction, welche Lord Ponſonby damals foderte und durchſetzte. Bei ganz ähnlichen Vorfällen, welche Schützlinge der öſterreichiſchen Internuntiatur und der preußiſchen Geſandtſchaft betrafen, wurde jede Satisfaction verweigert und der reclamirende Geſandte noch obendrein ausgelacht. Statt langer Redensarten und diplomatiſcher Winkelzüge hat der engliſche Botſchafter gleich mit Dreidecken und ſchwimmenden Donnermaſchinen gedroht und der Sultan und die Großen erinnerten ſich dann trotz der ſteinernen Vorwerke der Dardanellen, daß ihre hölzerne Hauptſtadt und Paläſte nicht bombenfeſt ſeien und beeilten ſich zu unterzeichnen, was Altenglands grobe Boxerdiplomatie begehrte.

In den heutigen Verhältniſſen der ruſſiſchen Diplomatie zur Pforte hat man gleichfalls Anlaß über den Contraſt der Zeiten nachzudenken, wenn man oben erwähnte Epiſode aus der Regierung Mohameds IV. mit dem ſüßen Redeblumenduft, mit der äußerſten orientaliſchen Courtoiſie vergleicht, welche gegenwärtig dem ruſſiſchen Botſchafter bei der Audienz und dem Gaſtmahl im Serail oder bei einem Feſte im ruſſiſchen Botſchaftshotel von Seite der hohen Pfortebeamten zu Theil wird. Hinter ihren Schmeicheleien und Artigkeiten birgt ſich natürlich das tiefſte Mißtrauen. Denn kein Türke iſt ſo vernagelt, um nicht einzuſehen, daß der Moskof der natürliche und gefährlichſte Feind des osmaniſchen Staates iſt, auf deſſen ſchöne Erbſchaft er unabläſſig lauert. Um ſo mehr Urſache hat man freilich die Leiſtungen der diplomatiſchen Kunſt auf beiden Seiten zu bewundern, welche nach Talleyrands Wort ſich der menſchlichen Sprache ſo trefflich zu bedienen weiß, ihre Gedanken zu verbergen. Jede Audienz des Herrn von Titoff beim Sultan oder Großvezir iſt für den Lehrling in der Diplomatie und Verſtellungskunſt, dem man vergönnt im Gefolge ſeines Meiſters dabei zu erſcheinen, mindeſtens eben ſo inſtructiv, wie für den weisheitsdurſtigen Studenten Mephiſtophs Vorleſung im Fauſtſchen Doctormantel. Das iſt gegenſeitig ein ſüßes Freundſchaftsteln, ein brüderliches Herzensbündeln, das bis zu Thränen rühren könnte. Mit allem Aufwand orientaliſcher Phraſeologie werden dem ruſſiſchen Botſchafter von Riſaat, Riza, Ali oder Reſchid Paſcha die feinſten Complimente gemacht wegen der edelmüthigen und aufrichtigen Freundſchaftsgeſinnungen ſeines erhabenen Gebieters, der es mit der Erhaltung, Macht und Wohlfahrt des osmaniſchen Reiches ſo gut, ſo redlich, ſo ungemein uneigennützig meine. Dafür werden ihm aber auch die Wünſche für die Erhaltung der Größe, der Macht und des

Ruhmes im Zarenreiche nicht minder aufrichtig erwiedert. Von der Rauhheit, womit der berühmte Großvezir Mohamed Köprili, von der Kälte und dem ächttürkiſchen Sarkasmus, womit ſein Sohn Achmet die Repräſentanten der europäiſchen Großmächte abzufertigen pflegte, iſt in dieſen modernen türkiſchen Großwürdenträgern jede Spur verſchwunden. Sie ſind ſo liebenswürdig, ſo aalglatt, ſo ſalonfähig wie irgend ein europäiſcher Diplomat der Talleyrandſchen Schule. Ja in der Intriguen- und Verſtellungskunſt ſind ſie ganz unübertroffen. Jeder Morgenländer bringt eine gewiſſe Anlage ſchon mit ſich auf die Welt und wenn der kleine Orientale in der Wiege wie ein Brüllaffe ſchreit oder ſtumm wie ein Hecht iſt, ſo darf man bei ihm ſchon diplomatiſche Gründe vorausſetzen.

Aber auch die ruſſiſchen Diplomaten ſind große Virtuoſen in ihrer Kunſt und wenn ſie von den Orientalen durch einen gewiſſen angebornen Tact übertroffen werden, ſo übertreffen ſie dieſelben ihrerſeits an Thätigkeit. Was die unerſchöpfliche Erfindungsgabe in Ränken und Cabalen betrifft, ſo würde es ſchwer ſein zu entſcheiden, ob der Orientale oder der Slave hiefür mehr Anlage, mehr natürlichen Inſtinct beſitzt. Daß das Petersburger Cabinet in der Wahl ſeiner Agenten gewöhnlich eine ſehr glückliche Hand hat, wird ihm in der Levante von Freund und Feind zugeſtanden. Bei Audienzen und Conferenzen der ruſſiſchen Diplomaten in Stambul zeigen auch ſie, daß ihre Vorrathskammer von Verbindlichkeitsfloskeln und Höflichkeitsphraſen reich beſtellt iſt und dem Sultan und dem Miniſter wird des Zaren warme Freundſchaft, ſeine unintereſſirten großartigen Tendenzen und ſeine redliche Theilnahme an Freud und Leid der Pforte, welcher Rußland der zuverläſſigſte, treueſte und wohlmeinendſte Nachbar und Freund ſei, in den gewandteſten Redensarten betheuert. Und das Alles geſchieht beiderſeits ohne

zu lachen und mit einer Miene als ob man an die Aufrichtigkeit und Geradheit der gegenſeitigen Verſicherungen felſenfeſt glaube! Nur das feinſte Beobachterauge vermöchte hinter dem blauen Schnürrock des cordial ſchmunzelnden Riſaat oder Ali den Fuchsſchwanz und unter dem goldgeſtickten Frack und hinter den eingezogenen Süßigkeit athmenden Lippen des ruſſiſchen Diplomaten den rauhen Pelz und das Gebiß des Wolfes zu erkennen.

Der ruſſiſche Geſandte bewohnt auf der Terraſſe des Hügels von Pera, an dem ſchönſten Punkte des koloſſalen Amphitheaters einen Palaſt, der an Pracht und Größe unter allen Geſandtſchaftshotels der Welt ſeines gleichen ſucht. Derſelbe ſieht einer Citadelle ähnlicher als einem Botſchafterpalaſt, iſt aus den ſolideſten Steinen, die mit großen Koſten zu Schiffe aus dem Archipel herbeigeführt worden, vollkommen feuerfeſt gebaut und manche glauben, daß er auch bombenfeſt ſei und bei kräftiger Vertheidigung wenigſtens jedem Anlaufe des türkiſchen Pöbels Trotz bieten könne. Sollte je der türkiſche Fanatismus zu guterletzt vor ſeinem Untergang noch einmal in heller Flamme aufflackern vor dem völligen Erlöſchen und die fränkiſche Bevölkerung von Pera und Galata mit einer ſiciliſchen Vesper bedrohen, die ihr öfters ſchon geweisſagt worden, ſo würde der neue ruſſiſche Botſchafterpalaſt das Centrum eines Widerſtandes bieten, den man bis zum Einlaufen der ruſſiſchen Flotte im Bosporus vielleicht mit Erfolg führen könnte. Feuerwaffen wären in den Häuſern und Buden von Pera in genügender Zahl vorhanden und wenn der vorherrſchend mercantiliſche Charakter dieſer fränkiſchen Bevölkerung auch wenig entſchloſſene Energie beſitzt, die Verzweiflung würde ſie doch wohl zur kräftigen Vertheidigung anſpornen. Denn wehe den Franken der Siebenhügelſtadt, wenn im nächſten Ruſſenkriege vor dem Schluß der Kataſtrophe die Reformpartei unterliegen und der blut-

ſchnaubende Grimm der alten Fanatiker und Janitſcharenfreunde noch einmal die Oberhand für kurze Zeit gewinnen ſollte und die Franken dann wehrlos der Wuth erhitzter Pöbelrotten preisgegeben wären! Schon jetzt wenn eine Feuersbrunſt das fränkiſche Quartier verheert, flüchtet Alles mit ſeiner koſtbarſten Habe nach der ruſſiſchen Kanzlei und dem Botſchafterhauſe, die beiden einzigen erprobten feuerfeſten Gebäude Pera's, an welchen ſich ſelbſt die Wuth jenes fürchterlichen Flammenmeeres vom October 1844, deſſen unglaublich raſche Verheerungen wir von der Höhe der perotiſchen Friedhöfe herab betrachteten, gebrochen hat.

So friedlich, ſo regelmäßig und bürgerlich geſchäftig es auch heute in Pera hergeht, ſo legt ſich doch kein Haus- oder Ladenbeſitzer vollkommen ſorglos zu Bett. Wer einmal das furchtbare Schauſpiel eines Brandes im hölzernen Konſtantinopel erlebt hat, der verliert weder die Erinnerung der geſehenen Zerſtörung, noch die Furcht ihres Wiederkommens. Die Brände ſind in der Regel angelegt aus politiſchem Haß oder aus Privatgroll, und entſtehen faſt immer bei Nacht, was ihre Schauer und Gefahren nicht wenig vermehrt. Neben dieſer Feuerangſt, die beſonders die Begüterten drückt, hat noch mancher von den alten Bewohnern, die ſich der Janitſcharenzeiten und beſonders der Gräuelſcenen nach dem Aufſtande Morea's noch lebhaft erinnern, Stunden böſer Ahndung, türkiſche Bartholomäusnachtträume, die mehr als Einem reichen Wucherer von Galata und Pera den Genuß vergällen, wenn er am Abend müde von Zählen der türkiſchen Beſchliks, die ihm ſein Geſchäft eingebracht, das Haupt zum Schlafe ſenkt und dann wie graue Nebel die Sorgen und Ahndungen künftiger Dinge über ſein Haupt hinſchweben.

Die Jugend freilich und die ſpätern Ankömmlinge, die erſt

nach der Einführung der neuen Ordnung und Sicherheit in den fränkiſchen Stadtquartiren ſich niedergelaſſen, theilen wenigſtens nicht in Bezug auf letztern Punkt die Beſorgniſſe der Grauköpfe, gehen munter ihren Geſchäften und Zerſtreuungen nach und denken, wenn ſie in der Nachtſtunde von der Oper oder von den Kaffehäuſern des kleinen Campo mit ihren Papierlaternen nach Hauſe ſchleichen, mehr an die wirklichen Aeſer und Ratten, über die man dort in der nächtlichen Gegenwart ſtolpert, als an den möglichen Blut- und Modergeruch einer Kataſtrophe, deren Kommen ſich chronologiſch nicht beſtimmen läßt. Am wenigſten geben ſich die Herren Diplomaten die Miene, als ob ſie der Verwirklichung von Schreckensgerüchten, die wie dunkle Sagen durch die niedern Volksſchichten Stambuls ſchleichen, irgend Glauben ſchenkten. In den Winterabenden wird in den Stein- und Holzpaläſten von Pera Converſation nach dem Salonmuſter europäiſcher Reſidenzſtädte gepflogen, auch bei größern Soiréen ziemlich munter getanzt und mit mäßiger Fröhlichkeit poculirt. Man ſieht hier die Elite der Geſellſchaft von Pera und die ausgezeichneten Fremden, welche vor 1848 mit Empfehlungsbriefen an die Geſandtſchaften verſehen in großer Zahl nach Konſtantinopel reiſten. Ich habe in den verſchiedenen Geſandtſchaftshäuſern manchen großen und kleinen Soiréen und Feſten beigewohnt, wo die jungen Attachés der öſterreichiſchen Internuntiatur durch eine in diplomatiſchen Salons ſonſt nicht häufige Gemüthlichkeit, die Franzoſen durch elegante Formen und Geſchwätzigkeit, die Ruſſen durch ihren Tact, die Engländer durch ſteife Trockenheit, aber auch durch mehr Geiſt als andere ſich charakteriſirten. Unter den Türken, die übrigens nur bei großen Bällen und Feſteſſen in den Geſandtſchaftshotels erſcheinen, konnte man auf den erſten Blick jene, welche ſich in den europäiſchen Reſidenzſtädten aufgehalten

und an die dortigen Umgangsformen ſich gewöhnt hatten, von jenen unterſcheiden, welche den Orient nie verlaſſen und das ernſte gravitätiſche Weſen auch im Reformrock nicht abgelegt haben. Der ruſſiſche Botſchafter Herr von Titoff gab damals, wo der Bau der großartigen Botſchaftscitadelle zwar beendigt, die Pariſer Meubels aber noch nicht eingetroffen waren, nur kleine Soiréen, die aber die Dame des Hauſes, eine anmuthreiche Polin, beſonders anziehend zu machen wußte. Herr von Titoff ſchien keine beſondere Eile zu haben, ſein hölzernes Häuschen mit dem koloſſalen Steinpalaſt zu vertauſchen. Letzterer blieb ziemlich lange unbewohnt, wurde aber öfters als Gegenſtand der Neugierde von Einheimiſchen und Fremden beſucht und beſchaut. Auch die türkiſchen Großen beſuchten zu verſchiedenen Malen den Bau und ſchienen ſtill verwundert über die großartige Feſtung, welche der Moskof-Zar unter dem Namen eines Botſchafterpalaſtes auf dem Perahügel mit ungeheuren Koſten aufführen ließ. Die Ruſſenfreunde unter den Griechen und Armeniern äußerten ziemlich laut, daß dieß das künftige Wohnhaus des ruſſiſchen Generalſtatthalters von Byzanz ſein werde.

Im gleichen Fall wie der ruſſiſche Botſchafter befand ſich auch der franzöſiſche. Der neue Palaſt, der lange nicht ſo großartig aber weit ſchöner und geſchmackvoller gebaut iſt als der ruſſiſche, war noch unvollendet und Herr von Bourqueney gab wegen beſchränkten Locals nur kleine Geſellſchaften. Der politiſche Einfluß dieſes Diplomaten war nicht im Verhältniß zur Macht des Staates, den er vertrat. Herr von Bourqueney verdankte ſeinen Poſten weniger ſeinem diplomatiſchen Talent und ſeinen Verdienſten, als dem rein perſönlichen Wohlwollen und der Protection des Herrn Guizot, deſſen Geſandtſchaftsſecretair Herr von Bourqueney in London war. Auch der preußiſche Geſandte Herr von Lecoq machte eine unbedeutende Figur. Er galt für

einen guten wohlwollenden Mann von geſundem Hausverſtande, der aber für einen Diplomaten zu wenig Gewandtheit der Formen beſaß und auch in ſeiner äußern Erſcheinung nichts weniger als für ſich einnahm oder imponirte. Von dem Eindruck der äußern Erſcheinung des Diplomaten hängt aber im Orient wie anderwärts gar häufig der Erfolg ſeiner diplomatiſchen Miſſion ab. In geſelliger Beziehung ſpielte der öſterreichiſche Internuntius Graf von Stürmer, deſſen Haus der Vereinigungspunkt aller fremden und einheimiſchen Notabilitäten war, die erſte Rolle. Wäre ſein diplomatiſches Verdienſt eben ſo groß wie ſein geſelliges geweſen, wir würden nur Preiswürdiges von ihm erwähnen können. Ein ſtationärer Gaſt im öſterreichiſchen Internuntiaturhotel war der bekannte Hamburger, General Jochmus, ein vom Lächeln der Fortuna ſeltſam beſtrahlter Glücksritter, damals Ferik-Paſcha in türkiſchen Dienſten, ſpäter Reichsminiſter unter der kurzen Herrlichkeit des deutſchen Reichsverweſers, ein liebenswürdiger Geſellſchafter von eben ſo ſchöner Geſtalt, als einnehmenden Manieren, in den meiſten Geſandtſchaftspaläſten ſehr gerne geſehen, als Schachſpieler faſt noch bedeutender denn als Militair.*)

Der hervorragendſte Mann durch politiſchen Einfluß wie durch Geiſt, Charakter, Energie und Edelſinn in der perotiſchen Diplomatenwelt war und iſt bis heute der Engländer Stratford Canning. Die Natur hat dieſen Mann auch äußerlich vor türkiſchen und fränkiſchen Collegen günſtig ausgeſtattet. Eine ſehr

*) General Jochmus hat bekanntlich die türkiſche Armee in Syrien commandirt zur Zeit, wo Ibrahim Paſcha mit ſeinen Aegyptiern ſich anſchickte, den Rückzug durch die Wüſte anzutreten. Als Jochmus in Damaskus einzog, wo das Schachſpiel ſeit langer Zeit in Ehren ſteht, forderte er die beſten Schachſpieler zu einem Wettkampfe auf und blieb Sieger.

edle Geſtalt mit jener angeborenen, ruhig-würdevollen Majeſtät wie ſie Britannia's Adel charakteriſirt, ohne einen Zug von Affectation oder Comödiantenweſen — eine gedankenreiche Stirne, deren Falten genugſam verrathen, was dieſer Kopf im Leben ſchon gearbeitet und geſonnen hat, ein herrliches tief blaues Augenpaar, deſſen bedeutender Blick eine Fülle von großen Charakterzügen zu offenbaren ſcheint und beweiſen will, daß mit hohen ſtaatsmänniſchen Gaben ein edles, warmes, theilnahmvolles Gemüth ſich wohl einigen laſſe.

Durch das Schreiben eines berühmten deutſchen Gelehrten, welcher neben ſeinem bedeutenden Wiſſen und ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit beſonders durch ſeinen Eifer für die griechiſche Sache ſich ſeit langer Zeit hervorgethan, wurde ich bei Stratford Canning eingeführt und fand eine angenehme, faſt herzliche Aufnahme. Als derſelbe hörte, daß ich geſonnen ſei, eine Reiſe nach dem Kaukaſus zu unternehmen, lud er mit mir noch an demſelben Abend Herrn Longworth, den Gefährten Bells während deſſen abenteuerreichen Aufenthaltes im Tſcherkeſſenlande zur Tafel und verhalf mir zu einer eben ſo nützlichen als belehrenden Bekanntſchaft. Nach meiner Rückkehr aus dem Kaukaſus wünſchte der engliſche Botſchafter eine ausführliche Schilderung der dortigen Zuſtände und äußerte ohne Scheu ſeine warme Sympathie für die Sache der tapfern Kaukaſier, welche die Politik des engliſchen Cabinets nicht thätig unterſtützen zu dürfen glaubte, deren heroiſchen Widerſtand gegen die koloſſale Uebermacht Rußlands aber jeder Engländer, gleichviel ob Hochtory, Whig oder Radicaler mit Theilnahme betrachtete und mit ſeinen wärmſten Wünſchen begleitete. Als ich im dritten Jahr meiner orientaliſchen Fahrten mich zur Reiſe nach Kurdiſtan bereitete, wo ich das geheimnißvolle Bergland Dſchulamerk, die Alpenrepublik der chriſtlichen Neſtorianer, welche kurz zuvor der

mörderiſche Stahl Beder-Chans mit allen Gräueln heimgeſucht hatte, zu bereiſen beabſichtigte, ſprach Herr Canning mit tiefem Mitgefühl von dem traurigen Schickſal dieſes intereſſanten Chriſtenvolks, welches ſeine kraftvolle Fürſprache bei der Pforte vielleicht vom Untergang gerettet hat. Die letzte Unterredung, die ich mit dieſem edelherzigen Staatsmann hatte, betraf Griechenland und der Brite ſprach ſeine Liebe für die griechiſche Sache und ſeine Freude an der jüngſten Revolution, welche die Vertreibung der Baiern zu Folge hatte, mit ſo viel Energie und Feuer aus, wie ich in ähnlicher offener Weiſe noch keinen Diplomatenmund reden gehört.

Nicht die politiſche Laufbahn Stratford Cannings zu ſchildern iſt unſere Abſicht. Sie gehört der Zeitgeſchichte an und jeder Kenner der orientaliſchen Verhältniſſe wird die Kraft und Standhaftigkeit zu würdigen wiſſen, welche dieſer Staatsmann bei den wichtigſten Lebensfragen des türkiſchen Reiches entfaltet hat. Nur einige Züge ſeiner Perſönlichkeit, welche in ſeltſamem Contraſt zu dem Charakter ſeiner europäiſchen und orientaliſchen Collegen ſteht, wollen wir hier berühren.

Kein Metier iſt in der Regel geeigneter, ein von Natur warmes Herz zu erkälten und edle Gefühle zu erſticken, als das Metier des Diplomaten, welcher jede Regung von Philanthropie zu unterdrücken ſich gewöhnt und die Lüge und Intrigue als gewöhnliche Mittel zur Förderung ſeiner Zwecke gebraucht. Wenn ein Diplomat trotzdem offenherzig, edelſinnig, human bleibt und warmes Mitgefühl für den Unterdrückten und Mißhandelten, Haß gegen den Dränger, tiefen Widerwillen gegen alles Schlechte und Gemeine bewahrt, ſo gehört dazu gewiß ein hoher Adel des Herzens, ein außerordentlicher Menſch. Daß ein ſolcher ſich auf einem Geſandtſchaftspoſten nicht nur lange behaupten, ſondern den Winkelzügen und Geheimkünſten ſeiner Collegen gegen-

über ſogar diplomatiſche Triumphe erringen kann, iſt freilich nur dem Vertreter eines großen und freien Staates wie England gegönnt. Wenn einmal alle Großſtaaten Europa's das Glück haben werden, einen gleichen Grad von Freiheit wie England nicht nur zu beſitzen, ſondern auch zu verdienen, dann wird ehrenhafte Offenheit und Redlichkeit bei den hohen Diplomaten zweifelsohne eben ſo bräuchlich werden, als gegenwärtig Verſtellung, Gemüthskälte und Intrigue in der Regel als empfehlenswerthe Beigaben eines Diplomatencharakters gelten. Allerdings ſind nicht alle Repräſentanten Englands im Ausland vom Schlage Cannings. Es gibt diplomatiſche Stellungen, in welchen ein ſo offener und energiſcher Charakter gegenüber der Zurückhaltung und Geſchmeidigkeit politiſcher Rivalen ſchlechte Geſchäfte machen und das Intereſſe Englands vielleicht nur gefährden würde. Ueberhaupt dürfte der Zeiger der Zeit und der Geſchichte noch manche Decennien zu laufen haben, bis eine ehrliche Politik in der Welt nach allen Seiten hin möglich und nothwendig werden wird.

Sir Stratford Canning iſt als Philanthrop und ehrlicher Mann wirklich eine ſeltene Erſcheinung im alten Byzanz, wo ſeit ſo vielen Jahrhunderten Tyrannei und Sclavenſinn, Corruption und Lüge ihren Sitz aufgeſchlagen. Die modernen Byzantiner haben für dieſen Staatsmann theils Haß, theils Bewunderung, ohne ihn zu verſtehen. Großherziger Sinn und edle Regung des Gemüths ſind dem byzantiniſchen Charakter ſo fern, ſo gänzlich fremd, der Egoismus iſt hier ein ſo überwiegendes Grundelement, daß man mit Recht die ſchöne Ausnahme eines menſchenfreundlichen Charakters beſonders unter den modernen byzantiniſchen Großen zu den außerordentlichſten Raritäten zählt. Nichts deſtoweniger klopft der Unterdrückte, der Verfolgte, der Unglückliche, beſonders wenn er Raja iſt, ge-

wöhnlich zuerſt an der Pforte des britiſchen Botſchafterhauſes, von wo ihm oft Troſt, Fürſprache und Hülfe wird, auch wenn kein politiſches Intereſſe im Spiele iſt und kein einflußreicher Protector ihn empfiehlt. Manch ſchöne Züge erfuhren wir in Pera. „Aber was mag doch dem engliſchen Botſchafter daran gelegen ſein, daß man dieſen Raja ſo behandelt hat" hörte man oft türkiſche Serail-Schreiber und Paſchas verwundert fragen, wenn wieder einmal der engliſche Dragoman zum Großwezir, zu Riza oder Rifaat Paſcha kam, um für dieſen oder jenen armen Teufel im Namen ſeines Gebieters Recht zu begehren. Das iſt ein alter Grundſatz im Orient, daß ſich niemand um das Wohl oder Weh ſeines Nächſten bekümmert. „Was ſcheert Dich der Tod dieſes Fellah? War er vielleicht dein Vetter?" fragten die Ulema von Cairo verwundert den Sultan Bonaparte, als dieſer den Mörder eines Bauern beſtraft wiſſen wollte.

Man frage Männer, welche lange Jahre im Orient gelebt, viel mit Türken und chriſtlichen Byzantinern verkehrt haben, Männer wie den viel beſchäftigten Wiener Dr. Spitzer, des Sultans Leibarzt oder den Bergrath Paulini oder den preußiſchen Oberſt von Kutſchkowski, was ſie vom Charakter der höhern Stände im Byzantiniſchen und beſonders von den türkiſchen Großen in Stambul halten? O das iſt wieder einmal ein recht troſtloſes Nachtſtück der göttlichen Schöpfung und man könnte mit Hamlet verwundert fragen: wozu eigentlich ſolche Geſellen zwiſchen dem Himmel und der Erde herumkriechen? In welchem Pfuhl von Entartung, raffinirter Schlechtigkeit und bodenloſer Verworfenheit watet der Erzähler, indem er uns all' ſeine Beobachtungen und Erfahrungen vom Charakter der Stambul-Türken mittheilt. Von Uneigennützigkeit, Patriotismus, loyalem Sinn, Freundſchaft, Redlichkeit, treuer Hingebung und all' jenen Tugenden, welche im Abendlande zwar auch nicht ſo ge-

mein wie Brombeeren ſind, aber doch von Einzelnen praktiſch geübt werden, iſt im Orient kaum die leiſeſte Spur zu finden, wenigſtens ſicherlich nicht unter den höheren Ständen. Dagegen wuchern hier überall Selbſtſucht und Heuchelei, Neid und Cabale, Corruption und Niederträchtigkeit; ein Schauerbild faſt ohne Einen verſöhnenden Zug!

Da iſt nun freilich ein europäiſcher Diplomat, der noch Wärme des Gefühls beſitzt, das Schlechte haßt und in ſeiner hohen Stellung gerne dem Niedrigſten ein freundlicher Beſchützer iſt, eine ganz abnorme Erſcheinung. Als ſolche wird er ſelbſt von ſeinen fränkiſchen Collegen betrachtet, denn auch in ſeiner amtlichen Thätigkeit zeigt Herr Canning dieſelbe ehrliche Geradheit, die gleiche mannhafte Offenheit verbunden mit jener Energie, die man oft als Trotz und Eigenſinn ausgelegt hat. Daß der Wahlſpruch des ſeligen Talleyrand wie des noch nicht ſelig gewordenen Herrn von Titoff: Der Menſch und der Diplomat habe die Zunge zur Verhüllung ſeiner Gedanken bekommen, am Ende doch Ausnahmen zuläßt, beweiſt Herr Canning, welcher in großen Fragen mit ſeiner Offenheit mehr durchgeſetzt hat als all' ſeine Collegen mit ihrer Zweideutigkeit und ihrem geheimnißvollen Weſen. Den Divan-Großen iſt er läſtig und unangenehm; ſie können ihn nicht ausſtehen, haben aber doch vor ihm einen unausſprechlichen Reſpect und laufen doch zu ihm, ſich Raths zu erholen, wenn zufällig eine unangenehme ruſſiſche Note eintrifft oder die ruſſiſche Flotte von Sebaſtopol eine zu lange Uebungsfahrt nach Süden vornimmt. Auch ſeinen fränkiſchen Collegen iſt er läſtig, auch ſie haſſen den ſtolzen Briten, und ſein offenes ehrliches Auge. Welch' eine miſerable, geknickte, ſchimmlige Figur machte doch allzeit Herr von — r neben ihm mit dem gezwungenen ſüßſauren Lächeln, wobei er ſich immer ein wenig in die Lippen biß, vielleicht weil er ſich nicht getraute,

in Gegenwart des Briten ſeine ſtumpfen Zähne zu zeigen oder ſich nicht merken laſſen wollte, wie oft ſie ihm klapperten. Unvergeßlich wird allen fränkiſchen und türkiſchen Diplomaten und Politikern jenes Gaſtmahl ſein, wo Herr Canning mit der Würde eines britiſchen Parlamentsredners den Trinkſpruch auf Erhaltung des türkiſchen Reiches und auf den jungen Sultan ausbrachte. Mehr noch als die ſchönen Worte imponirten Haltung und Ton der Stimme. Von den großen blauen Augen flammten Blitze wie aus den ehernen Mündungen eines Admiralſchiffes, wenn es ſalutirt und der Ton glich dem höflichen aber warnenden Donner, der noch keine Projectile ſchleudert, aber deren genug in petto hat. Die anweſenden Herren Ruſſen machten kühle Miene zur fatalen Situation und leckten verlegen den Schaum von den Champagnergläſern mitanſtoßend: auf die ewige Dauer des osmaniſchen Reiches!

Der Neſtor der fränkiſchen Diplomatie in Pera war Graf von Stürmer, welcher vor nicht langer Zeit den Internuntiaturpoſten geräumt hat, der bis zur Stunde noch unbeſetzt iſt. Die Urtheile über die diplomatiſchen Fähigkeiten und Leiſtungen dieſes Staatsmannes waren unter den Kennern der Verhältniſſe in Stambul ziemlich übereinſtimmend. Mehr Verſchiedenheit der Anſichten herrſchte über ſeinen perſönlichen Werth und Charakter. Unſerer Gewohnheit und unſern Grundſätzen getreu, ſtets die lichten Seiten eines öffentlichen Charakters vor deſſen Schatten und Falten hervorzuheben, wollen wir nächſt der bereits mit gebührendem Lobe anerkannten Hoſpitalität beſonders ſeines feinen und leutſeligen Weſens, ſo wie ſeiner Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde rühmend erwähnen.

Ein Empfehlungsſchreiben des Fürſten Metternich that freilich bei dem Herrn Grafen nicht immer die gehoffte Wirkung. Denn da die Zahl der Reiſenden von Rang, Titel und Geburt,

denen es nicht ſchwer fiel durch ihre Geſandtſchaften eine Recommandation der Staatskanzlei für die Internuntiatur zu erlangen, im Orient immer größer wurde, ſo hatten dieſe Empfehlungsſchreiben in den Augen des Herrn von Stürmer, wie er ſich ſelbſt einmal ausdrückte, nur die Bedeutung von „Papierfetzen" und wollten nur ſo viel ſagen als „verſchaffen Sie dem Herrn N. N. einen Ferman für die Aja Sophia und laden Sie ihn einmal zu Tiſche ein."

Den Höhegrad liebenswürdigen Benehmens, deſſen man im Internuntiaturhotel fähig war, lernte nur der Grafen- und Fürſtenſtand oder ein höchſt Betitelter, am allermeiſten aber ein berühmter Autorname kennen, wie der des geiſtvollen Fragmentiſten oder der Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn. Herablaſſend gnädig aber war man gegen alle, auch gegen den recommandirten deutſchen Gelehrten und Plebejer. Doch wurde irgend eine ſchriftliche Empfehlung als unerläßlich betrachtet. Ohne dieſelbe war der deutſche Reiſende wirklich in Gefahr als Vagabund betrachtet, des Internuntiaturſchutzes, welcher zwanzig Piaſter koſtet, für unwürdig erklärt und der preußiſchen Kanzlei als Schützling überantwortet zu werden. Ob die Anſichten einiger Herren bei der preußiſchen Geſandtſchaft feſt begründet waren, wiſſen wir nicht. Genug, in der preußiſchen Kanzlei herrſchte die fixe Idee: die öſterreichiſche Internuntiatur beeile ſich, alle Deutſchen aus den Zollvereinsſtaaten unter ihren Schutz zu nehmen, ſobald die Reiſenden vornehme oder mindeſtens reiche Herren ſeien. Dagegen ſei allen Individuen und Pechvögeln, die in Schickſalsnöthen möglicherweiſe eine reelle Unterſtützung von Seite der Geſandtſchaft in Anſpruch nehmen könnten, die öſterreichiſche Kanzleithüre feſt verſchloſſen.

Die Natur hat Herrn von Stürmer weder ſo freigebig wie

den doppelt geadelten Stratford Canning, noch ſo boshaft ſtiefmütterlich wie Sr. Excellenz den **ſchen Geſandten ausgeſtattet. Eine trockene hagere Geſtalt, welche allerdings dem Bildner des Apolls oder Dionyſos als Modell nicht gepaßt hätte, die eher der Schauſpieldirector Maſter Crummles für die Hungerleiderrollen auf ſeinem Theater gern engagirt haben möchte. Die Formen übrigens hofmänniſch geſchmeidig, eben ſo geſchickt die Naſe ſehr hoch zu tragen, als ſie nach Umſtänden zu ſenken und den Nacken zu krümmen. Der Kopf mit ſchwarzen, ſtark grau untermiſchten Haaren ſpärlich bedeckt, das Geſicht nicht eben genial, doch nicht ohne geiſtreichen Ausdruck, ein gewiſſer düſterer Zug oder verdroſſene Eſſigmiene vorherrſchend, die aber durch Uebung eben ſo leicht und ſchnell durch ein verbindliches und wohlwollendes Honiglächeln, oder durch eine dienſtbefliſſene Kammerherrnmiene verdrängt werden konnte. Sonderliche Achtung und Zuneigung hat Herr von Stürmer auch bei den Türken nie genoſſen. In diplomatiſchen Geſchäften aber hatten ſie lieber mit ihm als mit Herrn Canning zu thun wegen der Geſchmeidigkeit ſeines Weſens und vielleicht auch in Folge einer gewiſſen geiſtigen Wahlverwandtſchaft. Herr von Stürmer war überhaupt ſeinem Charakter nach mehr Orientale als Europäer. In Pera geboren, der Sohn eines perotiſchen Diplomaten war ihm das perotiſche Blut und der perotiſche Sinn als Kind ſchon mit der Luft zugekommen. Von Pera jedoch könnte ein ſtrenger aber nicht ungerechter Beurtheiler dasſelbe ſagen, was Herr Kohl dem Kenner eines andern pontiſchen Ortes in den Mund legt: „Die ganze Stadt iſt von einem Ende zum andern aus Lug und Trug zuſammengeſetzt. Kein Stein iſt hier ehrlich auf den andern zu liegen gekommen und wenn der liebe Gott einmal über ſie Gericht halten will, ſo darf nicht mehr davon übrig bleiben als von Sodom und Gomorrha.“ Es gibt

keinen aufrichtigen Kenner des Orients, welcher über den falſchen, ſelbſtſüchtigen, intriguanten Charakter dieſer modernen Byzantiner nicht längſt ſein Urtheil geſprochen hätte. Für die Geſandtſchaften der beiden deutſchen Großmächte iſt es vom größten Uebel, daß zu den wichtigen Dragomanſtellen vorzugsweiſe Perote verwendet werden. Von nationalem Sinn, von patriotiſcher Hingebung, von Ehr- und Pflichtgefühl iſt in dieſen Menſchen keine Spur zu finden. Schamlos kriechend vor den Hohen und Mächtigen ſind ſie gegen die plebejiſchen Schützlinge der Geſandtſchaften voll frechen Uebermuths und ihre Dienſte in der Regel den Meiſtbietenden feil. Wir wären im Stande zum Belege dieſer Anklagen eine Reihe von Thatſachen mitzutheilen und berufen uns auf die übereinſtimmende Anſicht aller, welche perotiſche Perſonalverhältniſſe kennen und den Muth haben, die Wahrheit zu ſagen.

Herr von Stürmer wurde zum Chef der Internuntiatur zweifelsohne aus dem Grunde ernannt, weil man in der Wiener Staatskanzlei glaubte, ein geborner Perote, genauer Kenner aller byzantiniſchen Winkelzüge und Molchkanäle, werde dort mehr ausrichten und durchſetzen als ein anderer Diplomat, der ſich ſein Meiſterdiplom in den politiſchen Werkſtätten des Occidents geholt. Daher berief die Wiener Staatskanzlei den Herrn von Stürmer, welcher verſchiedene Miſſionen ſelbſt bis jenſeits des Oceans begleitet und Napoleon in ſeinem Exil hatte mit bewachen helfen, wieder nach dem Bosporus, wo in einem Labyrinthe politiſcher Zuſtände ein ſtaatskluger Theſeus mit einem verläſſigen Leitfaden wohl an ſeinem Platze geweſen wäre, um den rechten Ausweg zu finden und dem in der Nähe lauernden Minotaurusrachen die Beute zu entreißen. Herr von Stürmer hat aber dieſer Aufgabe nicht genügt. Er hat ſeinem greiſen Meiſter in der Staatskunſt nicht den rechten Weg gezeigt, iſt

vielmehr ſelber immer tiefer und täppiſcher in die orientaliſchen Wirrgänge hineingerathen zum ſchadenfrohen Hohngelächter der ſlaviſchen Minotaurusgeſellen, welche den Wegweiſer mit ſüßem Vogelleim beſtrichen, an dem der arme Diplomat mit ſeinen Federn hängen blieb wie ein verlorner Spatz. Weder in den großen politiſchen Fragen, noch in den kleinſten Differenzen mit den türkiſchen Behörden war Herrn von Stürmer ein diplomatiſcher Triumph gegönnt. Dagegen hat er das ſeine redlich beigetragen, um den Namen des Nemtſche-Giaur bei den Türken lächerlich und verächtlich zu machen und es wird eines tüchtigen Nachfolgers, eines Staatsmannes von Kopf und Herz bedürfen, um durch ehrenhaften Ruf und eben ſo feſte als kluge politiſche Haltung im Intereſſe Oeſterreichs wieder gut zu machen, was Herr von Stürmer dagegen ſündigte.

Gleich mein erſter Beſuch im Internuntiaturgebäude begann mit einem recht trüben, niederſchlagenden Eindruck. Ich traf den zweiten Dragoman Herrn Ritter von Raab im Geſpräch mit einem öſterreichiſchen Schiffseigenthümer, der bei ihm einigen Troſt für getäuſchte Hoffnungen holen wollte. Das Schiff, die ganze Habe dieſes Mannes, war wenige Jahre vor der franzöſiſchen Expedition gegen Algier von einem Barbaresken-Corſaren weggenommen worden. Es beſtehen beſtimmte Verträge zwiſchen Oeſterreich und der Pforte, daß letztere als Souverain der Barbaresken-Staaten für jeden gegen die öſterreichiſche Schifffahrt verübten Raub eines Corſaren von Tunis, Tripolis oder Algier verantwortlich ſei und Schadenerſatz leiſte. Die Foderung war bereits wiederholt durch viele Jahre hindurch nutzlos betrieben worden, bis der unglückliche Schiffseigenthümer durch andere Unfälle gänzlich zu Grunde gerichtet ſich entſchloß, ſelbſt über Wien nach Konſtantinopel zu reiſen. Er hatte erzherzogliche und ſtaatskanzleiliche Empfehlungsbriefe an Herrn von Stürmer über-

bracht. Da die Rechtmäßigkeit der Foderung auf Staatsverträge begründet, von der türkiſchen Regierung nicht geläugnet werden konnte, ſo hoffte der öſterreichiſche Kaufmann dießmal um ſo ſicherer zur Befriedigung ſeiner Anſprüche zu kommen, als Oeſterreich kurz zuvor in der ſyriſch-ägyptiſchen Streitfrage durch thätige Mitwirkung ſeiner Flotte bei der Eroberung von Saida und St. Jean d'Acre der Pforte ſo große und uneigennützige Freundſchaftsdienſte geleiſtet hatte. Von engliſcher und franzöſiſcher Seite waren ähnliche Reclamationen an die Pforte öfters geſtellt und dieſe Foderungen von Kaufleuten und Schiffseigenthümern auch in der Regel tractatmäßig befriedigt worden. Nur die öſterreichiſchen Unterthanen hatten große Mühe zu ihren Geldern zu kommen aus dem einfachen Grunde, weil der öſterreichiſche Internuntius nie wagte, ein kräftiges Wort für ihre Sache zu reden oder der Pforte im Falle der Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeiten mit Zwangsmaßregeln zu drohen. Man hatte ſich in Stambul ohnehin gewöhnt, den alten Gegner Oeſterreich, den früher ſo gefürchteten Rivalen an der Donau, als ſo unkriegeriſch und kraftlos, ſo politiſch matt und morſch zu betrachten, daß man von dieſer Seite her keinenfalls energiſche Maßregeln fürchtete.

Herr von Stürmer hatte die Papiere des Trieſtiner Schiffseigenthümers geprüft und zu ſeinem ſtillen Verdruße alles in Ordnung gefunden. Gegen die Rechtsgültigkeit der Anſprüche ließ ſich nichts ſagen. Dennoch bedeutete der Internuntius dem Mann: es ſei jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, an die geldverlegene Regierung Sr. Hoheit des Sultans eine Foderung zu ſtellen. „Aber mein Gott, wann ſoll einmal dieſer rechte Zeitpunkt kommen!“ jammerte der ruinirte Mann — „ſeit fünfzehn Jahren betreibe ich meine Foderung. Engliſche, franzöſiſche und ruſſiſche Kaufleute ſind für ihre oft minder begründeten An-

ſprüche auf Verwendung ihrer Geſandtſchaften zu ihrem Gelde gekommen und ich habe für die meinigen noch keinen Para erhalten!“ Aus dem Manne ſprach der Ton der Verzweiflung; Herr von Stürmer zuckte kühl die Achſeln und kam immer wieder auf ſeine naive Erklärung zurück: daß für derlei Reclamationen noch immer der rechte Moment nicht gekommen. Der öſterreichiſche Schiffseigenthümer verließ Konſtantinopel, ohne auch nur für ſeine Reiſeſpeſen eine Entſchädigung erhalten zu haben. Nie werde ich den Fluch vergeſſen, den dieſer unglückliche Familienvater beim Scheiden von Pera ausſprach.

Wie ich aus dem Munde verſchiedener Attachés der öſterreichiſchen Internuntiatur und Zöglingen der orientaliſchen Akademie, trefflicher junger Männer, eben ſo hervorragend durch geiſtige Bildung als durch Patriotismus, denen das diplomatiſche Handwerk auch das Herz noch nicht erkaltet hatte, ſpäter erfuhr, waren ähnliche wohlbegründete Reclamationen öſterreichiſcher Kaufleute öfters ſchon vorgekommen, aber in der Regel wegen allzu lauer Betreibung von Seite des Chefs der Internuntiatur unbefriedigt geblieben.

Herr von Stürmer hatte freilich keine Urſache, perſönlich mit der Pforte unzufrieden zu ſein und den Sultan des Mangels an dankbarer Erkenntlichkeit für die im ſyriſch-ägyptiſchen Streite geleiſtete Hülfe anzuklagen. Nach glücklicher Vertreibung Ibrahim Paſcha's aus Syrien befahl Sr. Hoheit der Sultan den Botſchaftern Englands und Oeſterreichs ein ſehr reiches Diamantengeſchenk einzuhändigen. Da Lord Ponſonby die Annahme eines ſolchen Geſchenks mit ſeiner Würde unvereinbar hielt, ſo beſchloß man im Serail für den praktiſchen Beweis der Erkenntlichkeit eine zartere Form zu wählen und ließ einen ſehr koſtbaren Brillantſchmuck für die Damen der beiden Botſchafter von dem kaiſerlichen Hofjuwelier fertigen. Unter dieſer Form hatte der

britiſche Stolz nichts mehr gegen die Annahme des Demantgeſchenkes einzuwenden. Lady Ponſonby empfing den beſtimmten Schmuck, welchen Lady Canning ſich wahrſcheinlich eben ſo wie ihr Gemahl verbeten haben würde. Herr von Stürmer hätte dagegen für ſeine Gemahlin das baare Geld den Diamanten vorgezogen, beſonders da er wußte, daß die Hofjuweliere bei ſolchen Gelegenheiten einen ſtarken Profit nehmen. Er ließ daher, gleich nachdem er Kenntniß von der huldvollen Abſicht Sr. Hoheit erhalten, durch einen ſeiner Dragomane im Serail ſagen: ſeine Frau Gemahlin ſei nicht putzſüchtig und ziehe den Baarwerth des beſtimmten Schmucks den gefaßten Diamanten vor. Im Serail wunderte man ſich über den unzarten Wink, glaubte aber doch den Wünſchen Sr. Excellenz des k. k. öſterreichiſchen Internuntius entſprechen zu müſſen und die ſchöne Baarſumme von einer halben Million Piaſtern wanderte pünktlich und vollzählig in die Gewölbe des Internuntiaturhotels. Wenn Herr von Stürmer ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, die Sache werde in Pera unbekannt bleiben, ſo hat er ſich empfindlich getäuſcht und die Spurweite perotiſcher Naſen nicht gehörig berechnet. Es gibt in der Welt kein ärgeres Klatſchneſt als die Frankenſtadt am goldenen Horn. Ueberdieß hatte Herr von Stürmer dort viele Feinde, die gern alles Nachtheilige weiter plauderten und keinen einzigen Freund, der ſich Mühe gegeben hätte, es zu vertuſchen. Selbſt die Attachés in der Internuntiatur hatten für ihren Meiſter nur den amtlich gefoderten Reſpect, ſonſt aber keine freiwillige Pietät. Die garſtige Geheimgeſchichte von der Baarzahlung des kaiſerlichen Schatzmeiſters ſtatt des Diamantdiadems, welches das ehrwürdige Haupt der Frau Gräfin von Stürmer zu ſchmücken beſtimmt war, machte wie ein Lauffeuer die Runde durch alle geſellſchaftlichen Kreiſe von Pera und Galata und bildete das gewöhnliche Tagesgeſpräch. Als Herr von

Stürmer davon Wind bekam, beſchloß er durch einen genialen Streich die perotiſchen Spürnaſen auf eine falſche Fährte zu locken und die boshaften Gloſſenmacher in den übrigen Geſandtſchaftspaläſten zu beſchämen.

Von den beſten Juwelieren des Bazars wurde der ſchönſte Brillantſchmuck für den öſterreichiſchen Internuntius zur Anſicht beſtellt unter dem Vorwande, daß man Muſter davon brauche für Beſtellungen aus Wien. Natürlich beeilten ſich die türkiſchen Juweliere dem Wunſche Sr. Excellenz zu willfahren und ſchickten ihre beſten Muſter in der Hoffnung reicher Beſtellungen. Die meiſten Attachés der fremden Geſandtſchaften wurden bald darauf im Palaſt der Internuntiatur zu einem Gaſtmahl geladen. Als das Deſſert ſervirt war, kam Herr von Stürmer auf den Sultan und ſeine galante Freigebigkeit für Damen zu ſprechen und erſuchte die Gräfin, den anweſenden Herren den ſchönen Schmuck zu zeigen, welchen ſie von Sr. Hoheit erhalten habe. Groß war die Bewunderung der prächtigen demantſtrahlenden Schmuckſachen und noch größer die Verwunderung über die irrigen Gerüchte, welche man hinſichtlich der Metamorphoſe des Schmuckes in Ducaten verbreitet hatte. Die Herren glaubten der Quelle, von der ihnen die Notiz zugekommen, ſo ſicher zu ſein und Herr von Stürmer weidete ſich an ihrer Beſchämung! So diplomatiſch fein aber das Kunſtſtück war — in politiſchen Fragen hatte ſich der Botſchafter nie ſo erfindungsreich gezeigt — die Sache wurde dennoch entdeckt. Den Spürnaſen perotiſcher Spione bleibt auch das Feinſte nicht verborgen. Den Bazarjuwelieren wurde der Schmuck wieder zurückgegeben und man denke ſich das Ziſcheln und das boshafte Halloh in ſämmtlichen Salons, Kaffehäuſern und Barbierſtuben von Pera und Galata, als auch dieſer Schluß der Geſchichte an den Tag kam.

Daß die großherrliche Freigebigkeit und die gefällige Bereit-

willigkeit, mit der man ſich im Serail verſtanden, unnütze Diamanten in den Vollwerth von Ducaten zu verwandeln, den öſterreichiſchen Internuntius zu Gegendienſten und Gefälligkeiten gegen den Sultan und die Pforte verband, iſt erklärbar. Wir finden es begreiflich, daß nach ſo eclatanten Beweiſen kaiſerlicher Huld und Gnade Herr von Stürmer nicht ſehr zudringlich mit Foderungen war, wenn es galt die rechtmäßigen Anſprüche öſterreichiſcher Unterthanen zu befriedigen. Auch bei Anlaß der Dampfſchifffahrts-Differenzen im ſchwarzen Meer zeigte er auffallende Läßigkeit wie wir im folgenden Capitel ſehen werden. Wenn öſterreichiſche Schützlinge von fanatiſchen Türken inſultirt oder mißhandelt wurden, hat die Internuntiatur nie energiſch Genugthuung gefodert und noch weniger erhalten. Die öſterreichiſche Kanzlei ließ ſich für ihren Schutz zwanzig Piaſter von jedem Schützling bezahlen und wenn letzterer in den Fall kam, dieſen Schutz einmal anzurufen, durfte er mit Zuverſicht vertrauen, von ſeiner Schutzmacht officiell im Stiche gelaſſen zu werden. Selbſt in einzelnen Fällen, wo Graf Stürmer in Anſehung der Perſon des Mißhandelten Satisfaction fodern zu müſſen glaubte, wurde er von den türkiſchen Großen noch verſpottet und ausgelacht. Letzterer Fall ereignete ſich kurz vor meiner Abreiſe von Konſtantinopel, wo ein deutſcher Reiſender, welcher Herrn von Stürmer von hoher Hand empfohlen war, von einem Offizier der Serailwache gröblich mißhandelt wurde. Der Dragoman Herr von Steindel wurde zu Riza Paſcha geſchickt, um Satisfaction zu bitten. Letzterer empfing ihn mit Verachtung, verſprach zwar die Abſetzung des Offiziers, beförderte ihn aber gleich in der nächſten Woche zu einer noch höhern Charge.

Wenn Herr von Stürmer die vollkommenſte Gleichgültigkeit gegen jede Beeinträchtigung öſterreichiſcher Privatintereſſen,

gegen jede Beleidigung öſterreichiſcher Schützlinge zeigte, ſo erwarteten doch ſelbſt ſeine Gegner nicht, daß die Schwäche, die Mattherzigkeit und die unpatriotiſche Geſinnung eines Botſchafters ſo weit gehen könne, Inſulten ſelbſt gegen die Flagge des Staates, den er vertrat, ruhig hinzunehmen. Die ärgſte Scandalgeſchichte in dieſer Beziehung hatte ſich kurz vor meiner Ankunft in Konſtantinopel zugetragen. Bei einem Streite zwiſchen öſterreichiſchen Matroſen und türkiſchem Pöbel am Hafen war ein Volkshaufe auf ein öſterreichiſches Schiff gedrungen, hatte die Mannſchaft geprügelt, die Flagge herabgeriſſen und vor den Augen der türkiſchen Wache am Ufer dieſe Flagge unter wildem Gelächter mit Füßen getreten und mit ſtinkenden Excrementen überſchüttet. Die Beamten und Artilleriſten von Tophana ſahen dem Scandal mit ruhiger Gleichgültigkeit zu und mehr als Ein fetter Effendi im Schnürrock lachte dabei, daß ihm der Bauch wackelte.

Die ganze deutſche Bevölkerung war über die rohe Gewaltthat empört und ſchickte eine Deputation an den Internuntius mit dem Geſuche, eine eclatante Genugthuung für Oeſterreichs beſchimpfte Flagge zu fodern. Herr von Stürmer hoffte bei dieſer Gelegenheit einmal auf wohlfeile Weiſe Energie zeigen und ſeine Gegner, die ihn ſo oft der Schwäche und Feigheit beſchuldigten, beſchämen zu können. Er ſtellte an die Pforte die ſchriftliche Foderung, daß der Paſcha von Tophana ihn öffentlich um Verzeihung wegen des Vorgefallenen bitten müſſe, daß derſelbe ſodann die öſterreichiſche Flagge feierlich auf den Maſten von Tophana aufziehen und die Kanonen der Land- und Schiffsbatterien dieſelbe begrüßen ſollen. Die Pforte ſchien anfangs die Foderung zuzugeſtehen und Herr von Stürmer lud an dem feſtgeſetzten Tage alle öſterreichiſchen Unterthanen ein: daß ſie Augenzeugen der glänzenden Genugthuung ſeien, welche die

Pforte der verletzten Ehre und der beſchimpften Flagge Auſtria's gewähre.

In feierlicher Proceſſion verfügte ſich Sr. Excellenz der Internuntius mit ſeinen Secretairen, Dragomanen, Attachés und Kawaſſen nach dem großen Hofe der Artilleriecaſerne von Tophana, gefolgt von einem Schweife öſterreichiſcher Schützlinge, die heute einmal ganz ſtolz waren ob der Genugthuung, die nach ſo vielen Demüthigungen endlich einmal der verletzten öſterreichiſchen Nationalehre zu Theil werden ſollte. Als aber der Internuntius in Tophana ankam, fand er zu ſeinem Verdruſſe von der türkiſchen Behörde, die ihn dort empfangen ſollte, keine Spur. Man ließ ihn lange warten; Verdruß und Beſchämung war in allen Geſichtern zu leſen. Nicht einmal die gewöhnlichen Pfeifen und der Kaffe, die unerläßlichen Höflichkeitsbezeugungen im Orient, wurden dem uniformirten Repräſentanten der deutſchen Großmacht gebracht. Endlich erſchien Mehemed Ali, Paſcha von Tophana in Begleitung einiger Diener in möglichſt ſchlechter Kleidung und mürriſchen Angeſichts. Als Herr von Stürmer ihn mit einem Vorwurf begrüßte, daß er ihm nicht einmal den Tſchibuk und Kaffe geſchickt, entſchuldigte ſich der Paſcha, daß er hier nicht zu Hauſe ſei, bemerkte aber höhniſch, er wolle dem Botſchafter das Verlangte aus der nächſten Kaffekneipe holen laſſen, was auch geſchah.

Zugleich erklärte aber der Paſcha, daß auf dem hohen Maſte von Tophana die öſterreichiſche Nationalflagge nicht aufgezogen werden könne, weil hier nur die türkiſche Staatsflagge wehen dürfe. So blieb alſo nur noch die Kanonenſalve zur Begrüßung übrig. Zum allgemeinen Erſtaunen aber blieben die türkiſchen Batterien ſtumm als die Oeſterreicher ſelber ihre beſchimpfte Flagge auf demſelben Schiffe, wo jener ärgerliche Vorfall ſtattgefunden, aufzogen. Nur die Kanonen des öſterreichiſchen Sta-

tionsſchiffes ſalutirten. Ein türkiſcher Effendi aus dem Serail war einige Minuten zuvor zu Sr. Excellenz dem Internuntius gekommen und hatte ihn im Namen Sr. Hoheit des Sultans erſucht, auf der Forderung der Ehrenſalve türkiſcher Batterien nicht zu beſtehen, „weil dies bei der türkiſchen Bevölkerung böſes Blut machen könne.“

Somit war von der verlangten und verſprochenen Genugthuung gar nichts übrig geblieben. Die Oeſterreicher und die Deutſchen aus andern Staaten, welche den Internuntius nach Tophana begleitet hatten in der Hoffnung ihr ſo oft gedrücktes Nationalgefühl wieder etwas erheben zu können, zogen unter dem Hohnlächeln der Türken vom Platze. Herr von Stürmer, in der Erinnerung der perſönlichen Verbindlichkeit, die er dem Sultan ſchuldig war, erklärte ſich für vollkommen befriedigt und zog ſich nach einer tiefen Reverenz vor Mehemed Ali Paſcha, der ihn noch eines gnädig ſchmunzelnden Blickes würdigte, zurück.

Der Unmuth unter den Oeſterreichern über die Unverſchämtheit, womit die Türken die gerechte Foderung einer öffentlichen Satisfaction für Auſtria's beleidigte Flagge zurückgewieſen und über die höhniſche Weiſe, mit welcher ſie den Vertreter Oeſterreichs abgefertigt hatten, war allgemein und theilte ſich ſelbſt den jüngeren Mitgliedern der Internuntiatur mit. Herr von Kudriafski, der damalige Commandant des öſterreichiſchen Stationsſchiffs und nachherige Admiral, ſoll nach jener Scene voll Entrüſtung ſeinen Degen auf das Straßenpflaſter geworfen haben mit der lauten Erklärung: er ſchäme ſich heute öſterreichiſche Uniform zu tragen.

Ich könnte noch manche Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Diplomatie in Pera und beſonders zur Charakteriſtik der bei der Diplomatie verwendeten Peroten liefern — ich könnte die Schickſale des Dr. Wiedemann, des Hauptmanns Delorn, des Berg-

manns Friedrich u. ſ. w. erzählen und die dunkeln Canäle aufdecken, in welchen gewiſſe Kanzleibeamte deutſcher Großmächte ihre trüben Molchkünſte üben. Der Stoff iſt jedoch gar zu reichhaltig und ich würde, wollte ich ihn ausbeuten, den eigentlichen Zweck dieſes Buches: den Leſer in die wenig bekannten fernen Gegenden des Orients jenſeits des ſchwarzen Meeres einzuführen, ganz aus den Augen verlieren.

Nur die Liebe zur Wahrheit und freimüthigen Offenheit konnte mich bewegen, einige Schäden und Gebrechen bei der diplomatiſchen Vertretung einer deutſchen Großmacht im Orient rückſichtslos aufzudecken, wobei ich übrigens den günſtigeren Charakterſeiten des öſterreichiſchen Ex-Internuntius gerne Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich habe gegen ihn keinen perſönlichen Groll, Graf Stürmer war gegen Schriftſteller in der Regel artig, verbindlich und gefällig, nicht weil er ſie liebte, ſondern weil er aus begreiflichen Gründen die Oeffentlichkeit fürchtete. Unſer berühmter Fragmentiſt fand bei ihm eine glänzende Aufnahme als er Konſtantinopel zum zweitenmal beſuchte. Dem gegenwärtigen Buche hat Herr von Stürmer ſelbſt ein ſo ſchmeichelhaftes Prognoſtikon geſtellt, indem er nach meiner Rückkehr aus dem Kaukaſus in meiner Gegenwart zum ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Titoff äußerte: „nous devons attendre de la plume de Monsieur W— un ouvrage plein d'interêt et de verité.“ Wenigſtens in Bezug auf letztern Punkt, die Wahrheit, habe ich mein Möglichſtes gethan, das günſtige Urtheil zu verdienen, welches Herr Graf von Stürmer zum voraus zu fällen ſo huldvoll war. Zum Beweiſe meiner beſcheidenen Dankbarkeit widme ich dem verdienten Staatsmann dieſe „Denkwürdigkeiten vom Bosporus.“

III.

Dampfſchifffahrt nach Trapezunt. Die Vertheidigung des Bosporus. Die Differenzen der Schifffahrtsgeſellſchaften in der Levante. Herr v. Gherſi. Kolchiſche Küſtenlandſchaften. Der kaukaſiſche Sclavinnenhandel. Ankunft in Trapezunt. Abdullah Paſcha.

Im dritten Jahr meiner orientaliſchen Fahrten brachte ich bei einem wiederholten Aufenthalt in Konſtantinopel manche Tage und Stunden in Geſellſchaft von kenntnißreichen Militairs zu und habe ihre Anſichten und Urtheile über die gegenwärtige Kriegsmacht der Türkei, über deren Widerſtandskraft gegen Rußland, über die politiſche Zukunft des Orients theils in meinem Tagebuch aufgezeichnet, theils meinem Gedächtniß eingeprägt. Unter dieſen Militairs befanden ſich Männer, welche ſehr verſchiedene Nationalitäten repräſentirten. Ich nenne unter Andern nur den berühmten Renegaten Omer Paſcha, den Hamburger Jochmus, den preußiſchen Oberſten von Kutſchkowski, welcher die türkiſche Artillerie organiſirte, den Admiral Walker, welchen gleichfalls die Paſchawürde zierte, den Cavallerieoberſten Kaloſch aus Turin, welcher unter dem Namen Ruſtan Bey als Exerciermeiſter der türkiſchen Cavallerie fungirte u. ſ. w. Von den preußiſchen Artillerieinſtructoren waren beſonders die Herren Krach und Wieſenthal, den ſpäter ein Blitzſtrahl tödtete, ſehr thätig und tüchtig. Minder Geltung

und Anerkennung konnte ein von der preußiſchen Regierung nach Stambul geſchickter Geniecapitain von polniſcher Abkunft finden. Um bei den Türken in der rechten Sphäre eines thätigen und gedeihlichen Wirkens zu ſegeln, bedarf es auch eines geſchmeidigen Charakters und der feinen Manieren des Weltmanns. Oft entſcheidet bei einem mächtigen Paſcha der erſte Eindruck, welcher dem Fremden Titel, Anſehen, Einfluß und lucratives Amt oder Zurückſetzung und Vernachläſſigung bringt.

Merkwürdig war die Verſchiedenheit der Urtheile dieſer militairiſchen Autoritäten über den Werth der Reformen und die gegenwärtigen Hülfsquellen der Türkei, ſowie über die Mittel, einem morſchen Staat wieder zur Kraft und Lebensdauer zu helfen. Nicht einmal über die Chancen einer ruſſiſchen Landung am Bosporus waren die Meinungen dieſer Herren einig, ja ſie ſtanden mitunter im ſchroffſten Widerſpruch. Nach der Behauptung eines preußiſchen Offiziers, mit dem ich dieſes Capitel öfters behandelt, iſt eine ruſſiſche Einfahrt und die Landung eines Kriegsheers am Bosporus unausführbar. Selbſt in dem gegenwärtigen arg vernachläſſigten Zuſtande der türkiſchen Befeſtigungen ſei es, meinte er, eine leichte Sache, die annähernden Kriegsſchiffe von den Ufern entfernt zu halten oder ſie, wenn ein ruſſiſcher Admiral zu einem tollkühnen Streiche ſich entſchließen ſollte, mittelſt glühender Kugeln in Brand zu ſchießen und durch Bombenkanonen à la Paixhans in den Grund zu bohren. Das Urtheil dieſes Offiziers verwunderte mich um ſo mehr, als ich die bosporiſchen Forts und ihren jämmerlichen Zuſtand kurz zuvor beſchaut, auch außerhalb der pontiſchen Einfahrt dieſer Meerenge Ausflüge gemacht und mehr als eine Stelle in unbedeutender Entfernung von der Mündung des Bosporus geſehen, wo bei faſt gänzlicher Ermangelung von Fortificationen eine Landung ausführbar ſchien.

Ganz anders wie der erwähnte preußiſche Genieoffizier urtheilte ein hoher Stabsoffizier der Artillerie, der einer Seeexpedition der Ruſſen, welchen in der Richtung von Sebaſtopol nach dem Bosporus die Winde während der größern Hälfte des Jahres und die Strömungen beſtändig günſtig ſind, beſonders in Betracht des elenden Zuſtandes der türkiſchen Forts und Redouten mit aller Beſtimmtheit ſichern Erfolg verhieß. Eine Flotte kann bei mäßigem Nordoſtwind an der pontiſchen Mündung des Bosporus noch eher eintreffen, als die Pforte Nachricht von deren Auslaufen erhält. Dritthalb Tage reichen dazu vollkommen hin, und wenn auch die Türken ſich ſchnell aus ihrem Schlaf auftraffen und die bosporiſchen Schlöſſer in guten Vertheidigungszuſtand ſetzen würden, ſo könnten ſich die Ruſſen am europäiſchen wie aſiatiſchen Ufer des ſchwarzen Meeres immer noch einen beliebigen Punkt in nicht bedeutender Entfernung von der Meerenge wählen, welcher ſie in zwei, höchſtens drei Tagmärſchen bis unter die Mauern von Stambul führen würde. Für Heerſtraßen und eine Landvertheidigung, meinte jener Artillerieoffizier, ſei auf dieſer Seite gar nicht geſorgt.

Als ich an einem ſchönen Frühlingsmorgen auf dem der öſterreichiſchen Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft zugehörigen Dampfer Stambul, welcher zwiſchen Trapezunt und Konſtantinopel regelmäßige Fahrten machte, durch den Bosporus hinaus in das ſchwarze Meer fuhr, kamen mir die Geſpräche mit jenen Militairs wieder in lebhafte Erinnerung. Das Meer war ruhig und, wenn auch nicht von der Glätte eines ſchweizeriſchen Alpenſee's an ſtillen Sommertagen, doch ſo angenehm zu befahren, daß ich zum erſtenmal auf dem ſturmvollen Pontos axeinos ohne Seekrankheit durchkam. Bei kühler durchſichtiger Atmoſphäre ſteuerte der Dampfer in ſolcher Nähe vor der Küſte vorüber, daß man nicht nur die Contouren der Berge und Hügel deutlich zeich-

nen, ſondern auch alle plaſtiſchen Einzelheiten der Küſtenumſäumung mit ziemlicher Genauigkeit überſehen konnte. Eine kleine Strecke öſtlich von der Einfahrt des Bosporus beſteht die pontiſche Küſte aus einer Hügelkette, die mit Gras und Buſchwerk ſchön bewachſen iſt; ihre Richtung ſtreicht mit der Küſte parallel. Ein Theil dieſes niedern Höhenzuges ſteigt ziemlich ſchroff aus dem Meere und beſteht dann bis zur halben Höhe meiſt aus nacktem Felsgeſtein mit ſparſamer Vegetation, die erſt weiter nach oben hin dichter, grüner, üppiger wird. An vielen Punkten iſt aber dieſe Hügelkette durch ſchmale Sandflächen vom Meere getrennt. Kleine Buchten münden ſich an mehrern Stellen in das Land ein, welche zwar nicht großen Kriegsſchiffen, doch wahrſcheinlich den kleinern Briggs und Goeletten, deren die ruſſiſche Flotte eine ziemlich bedeutende Zahl beſitzt, jedenfalls den flachen Booten leicht zugänglich wären. Ein Offizier unſeres Dampfſchiffes, der von der Structur dieſes Küſtenſtriches und von der topographiſchen Beſchaffenheit der weiteren Umgebungen Konſtantinopels ſehr genaue Kenntniß zu haben ſchien, verſicherte, daß ſelbſt Kriegsſchiffe ſich hier überall der Küſte bis auf eine Viertelſtunde nähern können, ohne Gefahr des Strandens.

Dieſe pontiſche Hügelkette der aſiatiſchen Küſte erſchien mir nach dem Augenmaß zu urtheilen nicht höher als der kleine Hügel Bulgurlu bei Scutari und der ſogenannte Rieſenberg gegenüber von Bujukdereh. Ihre Gipfel von höchſtens 600 Fuß Meereshöhe ſind ziemlich gradlinig, faſt wie die Jailakette der Krim. Die türkiſchen Forts und Küſtenbatterien ſind hier ſelbſt in ſolcher Nähe von Scutari wenig zahlreich, ſtehen weit auseinander und ſind zum Theil ſo ungeſchickt placirt, daß ſie von den in das Meer vorſpringenden Klippen nach einer Seite vollkommen maskirt werden. Feindliche Boote und Schaluppen könnten hier mit Leichtigkeit landen, und die ausgeſchifften Truppen

würden unter den Felswänden ſelbſt eine Schutzmauer gegen die türkiſchen Kugeln finden. Bei zunehmender Entfernung werden die leeren Intervalle zwiſchen dieſen ſchlechten Fortificationen immer größer, die zugänglichen Uferpunkte werden zahlreicher und bei einer Diſtance von anderthalb Tagmärſchen hört jede Art von Schutz und Befeſtigung auf.

Der Stambul, ein Dampfſchiff von 120 Pferdekraft, fuhr damals alle zehn Tage einmal den anatoliſchen Küſten entlang, landete aber nur regelmäßig in Samſun und ausnahmsweiſe in Sinope mit Vermeidung aller übrigen kleinern Küſtenpunkte zwiſchen Konſtantinopel und Trapezunt, deren oft ſehr reizende Lage manchen vorüberfahrenden Freund maleriſcher Gegenden zu einem Beſuche locken würde. Mit dem öſterreichiſchen Dampfſchiff wechſelten damals zwei türkiſche Dampfer, welche gleichfalls alle zehn Tage an der aſiatiſchen Küſte ab und zu fuhren. Früher war dieſe Linie eine der lucrativſten, bevor die Concurrenz mit der türkiſch-armeniſchen Geſellſchaft, die durch die Pforte eben ſo ſehr begünſtigt und bevorzugt, als die öſterreichiſche Geſellſchaft beeinträchtigt wurde, den Fahrtengewinn dergeſtalt ſchmälerte, daß bei einer äußerſten Reduction der Fahrpreiſe beide Compagnien ihrem Ruin entgegengingen. Später kam eine Verſtändigung zwiſchen den beiden concurrirenden Geſellſchaften zu Stande. Man hatte in der Hoffnung, den Concurrenten todt d. h. inſolvent zu machen, die Sache bereits ſo weit getrieben, daß man die Verdeckspaſſagiere gratis aufnahm, ja ſogar ihnen eine unentgeltliche Tabakration verabreichte. Die Folge davon war freilich ein ungeheurer Zudrang von armen, zerlumpten Paſſagieren der Küſtenorte und des Innern, welche von dieſer ſo billigen Gelegenheit profitiren wollten, um ſich die Herrlichkeiten Stambuls und das Antlitz ihres Padiſcha gratis zu beſchauen und dabei auf fremde Unkoſten ihre thönernen

Tſchibuks zu ſtopfen. Auch die Pilgrimzahl zur Mekkafahrt war ungeheuer gewachſen. An den Küſten Bithyniens und Paphlagoniens kam der fromme Eifer, vor dem ſchwarzen Stein der heiligen Kaaba zu beten, in viele hundert gläubige Gemüther hineingefahren, die früher nichts von dieſem Pilgerdrang wußten, ſolange auf den Dampfern die theure Paſſagiertaxe erhoben wurde. Obwohl die öſterreichiſche Donauſchifffahrts-Geſellſchaft beſſer fundirt war als die türkiſch-armeniſche, hätte letztere doch bei einer fortdauernden Concurrenz mit den bisherigen Mitteln den Sieg davon tragen können. Denn unter ihren Actionairen befanden ſich nicht nur die reichſten armeniſchen Capitaliſten von Galata und Pera, ſondern auch einflußreiche Mitglieder des Divans, ſogar mächtige Paſchas, welche über das Ohr und die Gunſt des Großherrn verfügten. Jene Armenier waren ſchlau genug, bei ihrem Unternehmen den Privatvortheil türkiſcher Großwürdenträger zu betheiligen, weil ſie wußten, daß ihnen alsdann von dorther in gewiſſen Nöthen und Verlegenheiten immer Protection und Hülfe kommen würde.

So kam es auch wirklich und die pfiffigen Armenier lieferten gar bald den Beweis, wie richtig ſie ſpeculirt hatten. Weder ſie noch die Paſcha-Actionaire hatten Muth, Luſt und Energie genug, den Gegner auf dem Wege der gewöhnlichen Concurrenz durch Fortſetzung der Geldopfer und Gratisfahrten aus dem Felde zu ſchlagen. Sie hielten es für bequemer und ſicherer, die türkiſch-adminiſtrative Willkür zu dieſem Zweck anzurufen. Den Unterthanen der hohen Pforte wurde verboten, auf den öſterreichiſchen Schiffen Paſſage zu nehmen. Herr von Gherſi, der außer dem ruſſiſchen Conſulat in Trapezunt auch das öſterreichiſche verſah, nahm ſich der Sache mit wenig Eifer an. Er hatte als ruſſiſcher Conſul auf dieſem wichtigen Poſten bedeutendes Anſehen, Einfluß und hohen Gehalt. Die öſterreichiſchen Conſu-

latbeamten in der Levante waren damals wenig geachtet, hatten geringen Einfluß und waren meiſt ſchlecht bezahlt. Daran war ebenſoſehr die Vorſtellung der Schwäche, die man in der Levante von dem durch einen ſo unwürdigen Repräſentanten wie Graf Stürmer vertretenen öſterreichiſchen Kaiſerſtaat hatte, als die Perſönlichkeit dieſer Beamten ſchuld, die man meiſt unter eingebornen Levantinern wählte. Seitdem der Handelsminiſter Herr von Bruck ſo kraftvoll reformatoriſch in allen Zweigen ſeines Departements eingegriffen, hat ſich dieſer Mißſtand gebeſſert, die Conſulate Oeſterreichs im Orient ſind zum Theil von ſchlechten Subjecten gereinigt worden. Wenigſtens hat man nicht mehr von ſo ſcandalöſen Geſchichten vernommen, wie z. B. von dem öſterreichiſchen Generalconſulat in Smyrna, deſſen Vorſtand ſich zur Zeit meines Aufenthalts erſchoß, um einer ſchimpflichen Verurtheilung zu entgehen.

Herr von Gherſi, welchem zum Theil aus dieſen Gründen die Nebenfunction als öſterreichiſcher Viceconſul eine Laſt war, hatte ſchon öfters den dringenden Wunſch wiederholt, desſelben entledigt zu werden. Der Wunſch blieb lange unberückſichtigt, entweder aus Gründen der Sparſamkeit oder weil man durch Herrn von Gherſi's Anſehen als ruſſiſcher Repräſentant auch eine ſolide Vertretung der öſterreichiſchen Intereſſen hoffte. In dieſem Punkte täuſchte man ſich ſehr. Herr von Gherſi war nicht nur der mächtigſte Conſul, ſondern auch der reichſte Kaufmann von Trapezunt und er zog aus dem türkiſch-perſiſchen Speditionshandel ſehr beträchtlichen Gewinn. Es mußte ihm in dieſer Eigenſchaft viel daran liegen, mit der türkiſchen Regierung und der Localbehörde, welche die Macht hatte, ſein Geſchäft zu erleichtern oder durch Formularitätenzwang und Chikanen zu beläſtigen, auf gutem Fuß zu ſtehen. Was konnte ihm neben ſeinem ſo ge-

wichtigen Privatintereſſe an der Blüthe oder der Beeinträchtigung der Dampfſchifffahrt Oeſterreichs gelegen ſein!

Als Abdullah Paſcha ſeine Kawaſſen an Bord der öſterreichiſchen Dampfer ſchickte und die Raja, welche dort Paſſage genommen, mit Stockſtreichen vom Bord hinwegtreiben ließ, da begnügte ſich Herr von Gherſi mit einer ſchwachen Proteſtation. Abdullah Paſcha, der wohl wußte, wie wenig Ernſt es dem mächtigen Conſul war, wenn deſſen Reclamationen nur öſterreichiſche, nicht ruſſiſche Intereſſen betrafen, kümmerte ſich gar nicht um dieſe Proteſtation, ſondern zwang Moslims wie Raja nach wie vor, auf den Schiffen der türkiſch-armeniſchen Geſellſchaft zu fahren, die nun ihren Tarif nach Willkür regelte und ſich durch erhöhte Preiſe für den erlittenen Verluſt ſchadlos zu halten ſuchte.

In Konſtantinopel waren die Reclamationen der öſterreichiſchen Internuntiatur eben ſo wirkungslos. Wie Abdullah Paſcha in Trapezunt, ſo war auch Riza Paſcha in Konſtantinopel, der damals allmächtige Günſtling des Serails, als Actionair für die Sache der Gegner gewonnen worden. Volle ſechs Monate lang wanderte über dieſe ſo einfache Streitfrage, wo das Recht ſo nackt und klar wie die Sonne auf Seite Oeſterreichs ſtand, geſchriebenes Papier zwiſchen Konſtantinopel, Wien und Trapezunt raſtlos ab und zu. Die Reclamationen, die actenmäßigen Berichte über all' die Unbilden, welche die öſterreichiſche Geſellſchaft und ihre Anhänger erleiden mußten, ſtiegen nahebei zur Klafterhöhe empor und füllten die diplomatiſchen Schreibſtuben, die Archive — und die armeniſchen Capitaliſten und die reichen Paſchas lachten ſich dabei ins Fäuſtchen und machten mit ihren ſteigenden Actien und fetten Dividenden ausgezeichneten Gewinn, während die öſterreichiſchen Dampfer leer fuhren. Probweiſe kamen auch ein paar engliſche Dampfer gefahren, wohl

nur um zu ſehen, ob man ihnen eben ſo wie den Oeſterreichern mitzuſpielen wage. Aber vor Albions geſchwungenem Dreizack zeigte der Halbmond ganz andern Reſpect, als vor des Nemtſche-Giaurs flügellahmem Adler, deſſen Schnabel und Klauen nach des Türken Meinung ſeit dem Paſſarowizer Frieden völlig ſtumpf geworden. Die Engländer nahmen einheimiſche Paſſagiere auf und Niemand wagte ſie zu hindern.

Die türkiſchen Beamten zeigten gegen die Reclamationen der öſterreichiſchen Agenten eine ſo offene Verachtung, daß ſogar die Kawaſſen der Internuntiatur, als man ſie nach dem goldenen Horn hinabſandte, um durch ihr Zeugniß den Bericht der öſterreichiſchen Dampfſchifffahrtsagenten über den Hergang der Sache bei jedesmaliger Abfahrt eines Dampfſchiffes zu beſtätigen, von den Kawaſſen des Paſcha's von Tophana Mehemed Ali mit Fauſtpüffen davon gejagt wurden. In Trapezunt benahm ſich der Wütherich Abdullah noch weit brutaler und Niemand wagte mehr ſeinem Verbot zu trotzen. Die öſterreichiſche Langmuth aber blieb bei all' dieſen Vorgängen unerſchöpflich. Man fand zuletzt kein anderes Mittel, ſich Recht zu verſchaffen, als wie gewöhnlich die ſtille Vermittlung des ruſſiſchen Geſandten anzurufen. Als Herr von Titoff ſeinen Dragoman nach dem Divan ſchickte, leuchtete den dicken Schädeln der ottomanniſchen Großwürdenträger die Billigkeit der öſterreichiſchen Reclamationen plötzlich ein. Man bot die Hand zur Verſtändigung. Die beiden Compagnien kamen dahin überein, daß ſie mit ihren Fahrten wechſelten und gleichen Tarif feſtſtellten.

Die Zahl der Verdeckpaſſagiere betrug dießmal kaum 300. Türken, Armenier, Griechen waren unter der buntſcheckigen Maſſe am zahlreichſten vertreten, ſonſt befanden ſich unter unſern Reiſegefährten auch einige Perſer, Tartaren und vier Tſcherkeſſen. Der erſte und zweite Platz war ſehr dürftig beſetzt.

Europäer reiſen nicht häufig in dieſen pontiſchen Gegenden. Die Touriſten ſchwenken gewöhnlich wieder weſtlich, wenn ſie an den maleriſchen Wundern der Siebenhügelſtadt des Orients ſich ſatt geſehen. In der erſten Kajüte befand ſich ein junger Engländer, Maſter Roß, der aus Malta gebürtig an das engliſche Conſulat in Moſſul attachirt war und eben im Begriffe ſtand über Samſun und Tokat nach ſeinem Beſtimmungsort abzugehen. Er hatte dieſelbe Reiſe ſchon einmal gemacht und klagte über meſopotamiſche Unſicherheit, Hitze und Langeweile. Botta's großartige antiquariſche Entdeckungen hatten inzwiſchen in das monotone Leben der Europäer in Moſſul doch einigen Reiz gebracht, und Engländer und Franzoſen wetteiferten heute, um auf Ninive's fabelhafter Ruinenſtätte nach babyloniſchen Antiquitäten zu graben und zu ſcharren.

Bei einer frühern Fahrt, die ich nach meiner Rückkehr aus dem Kaukaſus von Trebiſond nach Stambul machte, war die Zahl der Paſſagiere viel bedeutender und betrug nahe an 1000, welche zuſammengedrängt wie Häringe das Verdeck füllten. Es befanden ſich darunter etwa 30 verhüllte Sclavinnen aus Kolchis und Tſcherkeſſien, welche ein türkiſcher Menſchenhändler auf den Markt nach Stambul führte. Das verruchte Metier ſtand dieſem Menſchen auf die Stirne geſchrieben. Ich habe im Orient häßlichere Menſchen, aber ſelten ein ſo confiscirtes, widerlich gemeines Geſicht geſehen. Der Charakter jenes gemüthlichen Sclavenhändlers, welchen Eugen Sue in ſeinem Atar-Gull portraitirt, war in dieſer Phyſiognomie nicht ausgeprägt. Der Mann war mehr mager als feiſt und trug einen mit Pelzwerk reich verbrämten Kaftan vom feinſten Stoffe. Scham oder Bewußtſein der Niederträchtigkeit ſeines Handwerks zeigte weder ſein Geſicht, das nur den Zug der Habgier trug, noch ſeine hochmüthige Haltung, die ihm das Bewußtſein ſeines Reich-

thums gab. Seine Sclavinen behandelte er natürlich ganz als Waare, zeigte aber für die ſchönern, fetten, mithin werthvollern eine gewiſſe Rückſicht, indem er ſie in beſſere Stoffe kleidete und ihnen ausgeſuchte Koſt, ſogar Kaffe zukommen ließ. Er ſchätzte den Werth der ſchönſten auf 25 bis 30,000 türkiſche Piaſter, natürlich je nach dem Rang und Reichthum des Käufers. Kleinere, magere Mädchen zwiſchen 12 und 16 Jahren ſchätzte er auf 2 bis 3000 Piaſter. Letztere ſtammten meiſt aus den tſcherkeſſiſchen Bergen und waren Töchter von armen Pſchilt oder Leibeigenen, die entweder der Vater aus Noth und Hunger, oder der Work (Edelmann) aus Gewinnſucht an den türkiſchen Händler verkauft hatte. Die ſchönern Mädchen von hohem Wuchs und rundern Formen kamen aus Gurien und Adſchara.

Der Capitain des Dampfers Stambul war geborner Dalmatiner von italieniſcher Abkunft. Er ſprach das Türkiſche mit Leichtigkeit. Derſelbe erzählte mir, daß trotz der ſtrengen Küſtenblokade Tſcherkeſſiens, trotz der ſorgfältigen Bewachung durch Koſakenboote, welche zwiſchen den verſchiedenen ruſſiſchen Krepoſten am kaukaſiſchen Geſtade ab und zufahren, um die am Ufer verſteckten kleinen Sclavenſchiffe zu erſpähen, trotz der Wachſamkeit der ruſſiſchen Agenten an der türkiſch-kolchiſchen Küſte der Menſchenhandel zwiſchen den Kaukaſusländern und der Türkei ſeinen ungeſchwächten Fortgang habe und daß die Hemmniſſe bisher kein anderes Reſultat gehabt, als die Waare zu vertheuern und die Gewinnſucht der Händler und Verkäufer zu ſteigern. Die Sclavenſchiffe benutzen die Winterszeit, wo das ruſſiſche Blokadegeſchwader der Stürme wegen ſich nach Sebaſtopol zurückzieht. Auch die Koſakenboote wagen ſich dann ſeltener in die Fluthen des türkiſchen Pontus, der ſeit der Zeit, wo die griechiſche Argo durch dieſe Gegenden ſteuerte, um das

goldene Vließ zu ſuchen, ſo manches Fahrzeug verſchlungen, ſo manches Menſchenleben gefreſſen hat. Nur die Gewinnſucht trotzt ſelbſt dem pontiſchen Winterſchrecken, die Sclavenſchiffe fahren zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung, am allerhäufigſten aber in jenen Monaten, wo die Wuth der Orkane auch die leichten ruſſiſchen Kreuzer und ſelbſt die Dampfſchiffe verſcheucht. Ein günſtiger Südweſt treibt ſie in anderthalb Tagen nach der kaukaſiſchen Küſte und von dort bringt einer der im Winter ſo häufig wehenden Nordoſtwinde ſie in einer einzigen Nacht außer den Bereich der ruſſiſchen Kreuzer. Die Höhe der See, die hiſtoriſch berühmte Wildheit des „ungaſtlichen Meeres“ hindert ihre Habſucht nicht, ihr und ſo viele andere Menſchenleben der Großmuth der Wellen und Stürme zu vertrauen. Je ungeſtümer die Fluth braust, um ſo ſicherer ſind ſie vor ruſſiſcher Verfolgung und Gefangenſchaft. Die armen Mädchen, welche von Eltern, Geſchwiſtern und der Heimat für immer ſcheiden, müſſen oft bei ihrem erſten Ausflug in die Welt alle Todesſchrecken koſten ſammt dem fatalen Gefühle der Häringe in der Tonne, denn oft wird ein halb Hundert Sclavinen auf ein winziges Schiffchen gepackt. Die Sclavenſchiffe werden gewöhnlich von den kühnſten Seeleuten der kolchiſchen Küſte befehligt und bei deren genauer Kenntniß der Winde, der Strömungen und der Uferklippen kommen Unglücksfälle weit ſeltner vor, als man unter ſolchen Umſtänden denken ſollte. Manchmal freilich nimmt der greiſe Meergott die ganze ſchöne Ladung in ſeinen kalten, feuchten Schoos. Fallen die Schiffe einem ruſſiſchen Kreuzer in die Hände, was ſehr ſelten der Fall iſt, ſo wandert die Equipage nach Sibirien oder auf die Galeere von Sebaſtopol, die Mädchen aber werden an Linienkoſaken oder eheluſtige ruſſiſche Soldaten zwangsweiſe verheirathet und müſſen ihr Leben in einer Staniße am Kuban vertrauern, dem

Ehegemahl das Feld pflügen und ſchwarzes Kommisbrod eſſen, ſtatt in dem geträumten Serail eines mächtigen Paſcha die Haremskönigin zu ſpielen, den Duft der Roſeneſſenz und des Scherbets zu ſchlürfen und in Putz, Tanz und Liebe oder in wohligem Nichtsthun ein nach ihren Begriffen ſeliges Daſein zu feiern. Eben ſo reizend wie unter den Bergvölkern ſchon den Kindern Stambuls glänzendes Haremleben geſchildert wird, eben ſo düſter und ſchrecklich wird ihnen das Loos unter den Ruſſen gemalt. Und ſo kam es denn, daß einmal ein furchtbares Trauerſpiel auf dieſem Meere ſich begab. Ein leckes Sclavenſchiff, wie unſer Capitain erzählte, wurde vom ruſſiſchen Dampfer eingeholt, welcher von Kertſch nach Redut-Kaleh fuhr. In Verzweiflung warfen ſich die meiſten Mädchen in die Fluthen, andere durchſtießen ſich mit ſcharfen Meſſern die heroiſch jungfräuliche Bruſt und der blutige Stahl machte die Runde von einer ſterbenden Hand zur andern, der Tod ſchien dieſen Tſcherkeſſinen minder furchtbar, als das Ehejoch im Koſakenſtübchen. Nur der türkiſche Sclavenhändler folgte nicht ihrem Beiſpiel und zog die Gefangenſchaft und die Zwangsreiſe nach Sibirien ſo heroiſchem Sterben vor.

Der paphlagoniſche Küſtenſtrich iſt höher und gebirgiger als der bithyniſche in der Nähe des thraciſchen Bosporus. Obwohl der Dampfer in größerer Entfernung vom Strande fuhr, konnte man doch deutlich zwei mit der Küſte parallel ſtreichende Ketten erkennen, von welchen die ſüdliche die höhere iſt. Die Gipfel ſind hier ſelbſtſtändiger, zackiger, maleriſcher, als an den bithyniſchen Uferhügeln. Der höchſte dieſer Berge iſt auf der Karte als Monte sacro bezeichnet; die Türken nennen ihn Gelembe-Burunnu. Derſelbe erhebt ſich unweit des Vorgebirges Lepte im Weſten von Sinope. Nach der Erzählung der Türken ſoll der Gipfel dieſes Berges vor etwa 20 Jahren in

Folge eines Erdſtoßes eingeſtürzt ſein. Seine frühere Form, ſagen ſie, habe ſich ganz verändert und der Berg ſei ſo viel niedriger geworden, daß die Schiffer, welche jetzt auf dem ſchwarzen Meer in gleicher Entfernung von der Küſte Aſiens und der Krim ſegeln, die beiden höchſten Uferpunkte nicht mehr zugleich erblicken, während man früher den Berg Paphlagoniens und den zeltförmigen Gipfel von Tauriens Tſchadir-Dagh zugleich ſehen konnte. Dieſe Erzählung klingt freilich etwas fabelhaft. Der hohe Gipfel dieſes Berges ſchien mir unverſehrt jene langgeſtreckte Conusform zu haben, welche vielen Trachytporphyrbergen eigen iſt. Auch iſt der ganze Berg von ſo bedeutender Breite, daß ein Felsſturz ſchwerlich eine beträchtliche Erniedrigung des Gipfels und eine Veränderung der Form hätte bewirken können. Auffallend iſt der überaus ſtarke Einfall des Berges gegen Oſten, wo er einer gewaltigen Burgruine ähnelnd über die ſich anſchließenden weit niedrigeren Berge emporragt. Dagegen ſtehen die ſich anreihenden Berge im Weſten dem Gelembe-Burunnu an Höhe wenig nach. Zur Hälfte niedriger als dieſe ſüdliche Gebirgskette iſt die nördliche, welche mit der Meeresküſte parallel läuft und mit Waldungen, Buſchwerk und niedriger Vegetation ziemlich bewachſen iſt. Selbſt die höchſten Gipfel waren bereits frei von Schnee, der nur noch in einzelnen Schründen, Schluchten und Spalten aufgeſpeichert lag. Ein langer Streifen der Stratus-Wolke lagerte unbeweglich um die halbe Höhe der Berge, während alle Gipfel wolkenfrei in die dunkle Bläue ſtrebten. Nach dem Augenmaß zu urtheilen iſt dieſes Küſtengebirge namhaft höher, als der Kamm des gegenüberſtehenden tauriſchen Jailagebirges an der Südküſte der Krim. Auch ſind die Bergformen hier ſchöner, pitoresker, die Haiden reicher an Wäldern und Wieſen. Feldbau zwiſchen den Baumgruppen und dem Weideland war an vielen Stellen zu ſehen.

Am Morgen des dritten Tages unſerer Seereiſe waren Meer und Ufer mit dichtem Nebel bedeckt, ſo daß man ſich in bedeutender Entfernung von der Küſte halten mußte. In den Monaten April und Mai ſollen dieſe dichten Morgennebel in den ſüdpontiſchen Gegenden etwas Gewöhnliches ſein. Zwiſchen Sinope und Samſun verdrängt das ſüße Waſſer des Kiſil-Irmak, der in dieſer Jahreszeit ein bedeutender Fluß iſt, das Salzwaſſer bis auf eine halbe Meile von der Mündung und gibt dem Meer eine ſchmutziggelbe Färbung. In der Nähe der Mündung dieſes Fluſſes, der im Sommer unbedeutend ſein ſoll, iſt die Küſte ſehr niedrig, moraſtig uud ungeſund, mit Waldung und dichtem Buſchwerk bedeckt. Die Gebirgskette entfernt ſich hier einige Meilen vom Ufer, zeigt aber ſchöne hohe Gipfelformen. An dieſem Tage kamen öfters Vögel auf unſer Schiff geflogen. Schwalben, Turteltauben, Grasmücken, Strandläufer und Pelikane ſtrichen bald einzeln bald geſellig vorüber; man wußte nicht, ob ſie auf ihrem Wanderzuge begriffen waren oder blos ſchwärmten. Zwei Delphine, kleiner und ſchöner als die Delphine des Bosporus, welche man dort und im Mamorameer ſo zahlreich auf und unter tauchen ſieht, mit ſchwarzem Rücken und gelbem Bauche, folgten dem Dampfer lange unermüdlich nach und gaben uns merkwürdige Proben ihrer Schwimmkunſt.

Gegen Mittag ankerte der Dampfer im Hafen von Samſun und ſetzte hier Paſſagiere und Waaren aus. Die Stadt liegt im Mittelgrunde einer nach Oſten und Nordoſten offenen Bucht und iſt hinter ſehr ſoliden Feſtungsmauern verſteckt, deren Erbauung die türkiſche Sage den Genueſern zuſchreibt. Die Rhede iſt ſchlecht und gefährlich; größere Schiffe ankern in bedeutender Entfernung von der Stadt. Im Hafen lagen acht Kauffahrer von mittlerm Tonnengehalt. Die türkiſche Bevölkerung von Samſun ſoll noch eine der fanatiſchſten Anatoliens

ſein. Raja dürfen nicht in der Stadt wohnen, bevölkern aber die meiſten Ortſchaften der Umgegend, die auf den Halden maleriſch gruppirt ſtehen und von Wieſen, Obſtgärten und Olivenpflanzungen umgeben ſind. Das größte dieſer Dörfer heißt Jeni-Köi, liegt oberhalb Samſun und iſt ausſchließlich von Griechen bewohnt. Unter den übrigen Rajadörfern zählt man eben ſo viel armeniſche als griechiſche. Außer Obſt und Oliven wird in der Landſchaft von Samſun auch viel Mais, Tabak, Hirſe und Reis gewonnen. Jagd und Fiſcherei bieten reichlichen Ertrag. Der moraſtige Buſchwald iſt von zahlloſen Faſanen, Schnepfen und Begaſinen bevölkert, welche um Spottpreiſe zu kaufen ſind. Mein ungriſcher Reiſegefährte im Kaukaſus, Stephan Nogell, verweilte hier einige Wochen und machte eine ergiebige entomologiſche Ausbeute, worunter mehrere ganz neue Arten von Laufkäfern. Der große Carabus Bonplandii, der ſchönſte aller anatoliſchen Käferarten, kommt bei Samſun ziemlich häufig unter Steinen vor.

Die Städtchen Unieh, Keraſunt und Tereboli am pontiſchen Strande ſind reizend gelegen. Von hier an wird die Berglandſchaft immer lieblicher, prächtiger und die weltberühmte Schönheit der kolchiſchen Natur beginnt unter den mannigfaltigſten Formen. Am Cap Hieron-Oros, ſechs Stunden weſtlich von Trapezunt, fuhren wir in ſolcher Nähe der Küſte, daß der Blick alle Herrlichkeiten der Gegend genießen konnte und wir bedauerten faſt das emſige Wühlen der Schaufelräder unſeres Stambul, der unſerer Augenluſt nur ſo flüchtigen Genuß gönnte und an den reizendſten Punkten, wo man ſo gerne feſtgebannt geblieben wäre, um das Gemälde möglichſt lange zu betrachten, mit erbarmungsloſer Eile vorüberdampfte. Die üppig grünen Berge ſteigen hier in ſanft gerundeten Kuppen aus dem Meer. Vom Gipfel bis zum Fuß, den der Schaum der

pontiſchen Brandung beſpritzt, ſind dieſe Berge mit fruchtbarer Dammerde bedeckt und mit einem reichen lebendigen Vegetationskleide, welches Grün in allen Nüancen zeigt, geſchmückt. Unter den Bäumen, die in zierlichen Gruppen beiſammenſtehen, mehr Haine als Wälder, welche von Wieſen, Gärten und Maisfeldern durchbrochen ſind, ſieht man eben ſo viele Arten ohne Laubfall, als ſolche, die in Herbſte ihre Blätter verlieren. Olivenbäume, Eichen, Bux, Kaſtanien ſchienen vorherrſchend, Büſche und Bergkräuter, Strauchblüthen und Wieſenblumen kleideten mit ihrer bunten Pracht die Ränder dieſer Haine aus. Nur an ſehr wenigen Stellen trat nacktes Geſtein zu Tage, den ſteinernen Kern dieſes prächtigen Gebirges zeigend, deſſen verwitterte Oberfläche einer ſolchen Vegetationsfülle das Daſein gab. Viele Querthäler und Schluchten ſpalten dieſes kolchiſche Gebirge in den verſchiedenſten Richtungen und öffnen eine reizende Fernſicht in das pflanzenſchimmernde Innere. Aus allen Klüften, Thälern, Schlünden lachte überall der gleiche Frühlingsglanz hervor. Alles was man zum Lobe der kolchiſchen Naturpracht geſchrieben gibt doch nur ein ſchwaches Bild von der Wirklichkeit. Und die Türken beſitzen nicht einmal den ſchönſten Theil jenes claſſiſchen Landes, wo mit vollem Recht in alter Zeit der Cultus jener Tagesgöttin blühte, deren Licht und Wärme ſolchen Pflanzenſegen hervorgerufen. Gurien und Mingrelien ſind noch paradieſiſcher als die Landſchaft von Trabiſan, und die Phaſisufer laſſen die ſaftiggrünen Thäler des Jeſchil Irmak und des Tſchorokh an Schönheit noch weit hinter ſich.

Wir landeten in Trapezunt noch vor Mittag. Dieſer hiſtoriſch berühmte Ort, der lange der Sitz eines ſelbſtſtändigen Kaiſers geweſen, hat in neueſter Zeit mehr als einen gründlichen Beſchreiber gefunden. Fallmerayers glanzvolle Schil-

derungen hatten ſo großen und verdienten Beifall, daß ich nicht wage nach ihm zu ſchildern und ich glaube daher dem Wunſche des Leſers zu entſprechen, wenn ich ihn mit einer detaillirten Beſchreibung der maleriſchen Herrlichkeiten der Stadt und des Zaubers jenes „immergrünen Buſchwaldes“ von Kolchis verſchone.

Ein Empfehlungsbrief, den ich von Sir Stratford Canning an den engliſchen Viceconſul Stevens hatte, verſchaffte mir die artigſte Aufnahme und ein bequemes Unterkommen im Hauſe eines griechiſchen Kaufmanns, der ein Schützling des engliſchen Conſulates war. Herr Stevens iſt ein gebildeter, freundlicher junger Mann, der früher an das Conſulat in Erzerum attachirt bereits eine ziemlich praktiſche Kenntniß des Orients gewonnen hatte. Er gab mir genaue Auskunft über Aus- und Einfuhr des Paſchaliks von Trapezunt und deſſen ſtatiſtiſche Verhältniſſe. Sein College, der Viceconſul von Batum, war damals bei ihm auf Beſuch und ſeine ethnographiſchen Schilderungen aus Laſiſtan erregten unſer lebhaftes Intereſſe. Auch der Kaukaſus, ſeine ritterlichen Völker und der hartnäckige Krieg der Tſcherkeſſen und Tſchetſchenzen gegen die koloſſale Ruſſenmacht mußten in dieſen Abendgeſprächen viel herhalten. In Trapezunt intereſſirt man ſich überhaupt auf das lebhafteſte für die Verhältniſſe des Kaukaſus und die Vorgänge in den ruſſiſchen Grenzländern. Dieſe Stadt iſt eigentlich das Stelldichein aller Tſcherkeſſen und Abchaſen, welche zu politiſchen Zwecken die Verbindung mit der Türkei unterhalten, aller türkiſchen Sclavenhändler, die von dort her den Haremsbedarf der reichen Türken beziehen, aller europäiſchen Abenteurer, welche, nachdem ſie in Cairo und Konſtantinopel als militairiſche Schulmeiſter ſchlechte Geſchäfte gemacht, ihr Glück bei den Tſcherkeſſen verſuchen wollen, aller Flüchtlinge aus Rußland und Ausreißer aus dem ruſſiſchen Heer. Trapezunt iſt gewiſſermaßen die einzige Stadt außerhalb

dem ruſſiſchen Gebiete, wo es möglich iſt über die militairiſchen Ereigniſſe im Kaukaſus Nachrichten einzuziehen. Alle fremden Conſuln legen ſich auch hier hauptſächlich auf das Kundſchafter-metier für ihre Regierungen, beſonders der engliſche. Bekanntlich hat England kein Conſulat in den Kaukaſusländern, nicht einmal in Tiflis, wo die ruſſiſche Regierung ſich die Anweſenheit eines britiſchen Repräſentanten ausdrücklich verbeten hat. Seit dem Beſuch des Herrn Urquhart an der tſcherkeſſiſchen Küſte, ſeit der Beſchlagnahme des Schiffes Vixen, ſeit dem abenteuerlichen Aufenthalt der Herren Bell, Longworth und Neith unter den Tſcherkeſſen hatte ſich das Mißtrauen der ruſſiſchen Regierung gegen alle reiſenden Engländer in dieſen Gegenden verdoppelt. In Trapezunt verkehrten faſt alle kaukaſiſchen Emiſſäre mit dem britiſchen Viceconſul. Unter den Bergbewohnern wie auch unter den Türken galt England gewiſſermaßen als die Schutzmacht aller Oppoſition gegen Rußland. Alle den Ruſſen feindlichen Elemente wollten ſich unter die engliſche Fahne reihen. Von Frankreich als rivaliſirender Macht war ſelten, von Oeſterreich nie die Rede. Der franzöſiſche Viceconſul Herr von Clairembault hat jedoch bei mehr als einer Gelegenheit ſeinen menſchenfreundlichen Sinn bewährt, wenn es galt, polniſche Deſerteure der ruſſiſchen Armee heimlich nach Konſtantinopel zu ſchaffen. So groß auch die Schwierigkeit für ruſſiſche Ausreißer iſt, durch die Gebirge Laſiſtans oder Armeniens bis zu irgend einem türkiſchen Hafen des ſchwarzen Meeres zu kommen, ſo wiederholen ſich doch ſolche Fälle mehr als einmal im Jahr, und während unſeres Aufenthalts in Erzerum haben wir ſelbſt einem unglücklichen Polen, der nur nothdürftig das Türkiſche ſprach, unter Mitwirkung des franzöſiſchen Conſuls Goep und des Herrn von Clairembault zur weitern Reiſe nach Konſtantinopel verholfen, wo ſich eine kleine Colonie von ſolchen polniſchen Flüchtlingen aus dem Kau-

kaſus bildete, die dort mit Unterſtützung des Grafen Zamoyski und des Fürſten Czartoryski ihren Lebensunterhalt fand.

Unter den europäiſchen Conſuln ſpielte damals der Genueſer Herr von Gherſi, der, wie bereits erwähnt, dem ruſſiſchen Conſulat vorſtand, die Hauptrolle. Ein feiner, liebenswürdiger Mann wußte er beſonders durch ſeine Freigebigkeit ſein Anſehen bei den Türken zu unterſtützen und ihre Achtung zu gewinnen. Er machte beim Paſcha keinen Beſuch, der ihm weniger als 1000 Piaſter koſtete. Alle Kawaſſen, alle Schreiber, alle Thürſteher erwarteten vom Repräſentanten des mächtigen Padiſcha der Moskof ihr Bakſchiſch nicht anders als in klingenden Goldfiſchen, und Herr von Gherſi that ſein Möglichſtes ihre lüſternen Wünſche zu befriedigen. Bei den Orientalen aber iſt Freigebigkeit die populärſte aller menſchlichen Tugenden, und die ungemeine Generoſität des Moskof-Conſuls erſtickte manche üble Nachrede. Man entſchuldigte ſogar ſeine feurige Paſſion für das ſchöne orientaliſche Geſchlecht, und wenn er irgend einen Wunſch zu erreichen, irgend ein Begehren durchzuſetzen hatte, ſo arbeitete in der Regel der ganze Troß, welcher den Paſcha umlagerte, nach Herrn von Gherſi's Sinn und Willen. Selbſt Abdullah Paſcha, der grauſame, ſchwarzgallige Tyrann, der das arme Volk unbeſtraft ſchinden und quälen durfte, weil er an Riza Paſcha einen mächtigen Protector im Divan hatte, bequemte ſich gegen Herrn von Gherſi zur kriechenden Demuth, wohl wiſſend, daß dieſer Mann der einzige war, der ihn bei einer amtlichen Colliſion ſtürzen konnte.

Abdullah Paſcha war der letzte Dere-Bey oder Thalfürſt aus Laſiſtan, welcher die Würde eines Paſcha's von Trapezunt bekleidete, die durch Gebrauch in ſeiner Familie erblich geworden war. Die Pforte hat es in ihrem Intereſſe gehalten, in den öſtlichen Paſchaliks laſiſche Thalfürſten und kurdiſche Beys als

Statthalter an die Spitze ihrer Grenzprovinzen zu ſtellen und die Würde gewöhnlich auf ihre Brüder oder Söhne vererben zu laſſen, indem ſie richtig vorausſetzte, die ſtreitbaren und wenig unterwürfigen Stämme der Bergvölker von Laſiſtan und Kurdiſtan, über welche ſie geringe Macht hatte, würden ſich leichter unter die Autorität eines eingebornen Häuptlings fügen, der dann im Namen des Sultans Steuern und Recruten eintreiben und für Ordnung und Sicherheit im Lande ſo viel wie möglich ſorgen konnte. In den entferntern Grenzprovinzen ſtehen noch heute größtentheils einheimiſche Häuptlinge als türkiſche Statthalter der Provinzverwaltung vor, z. B. in Batum, Kars, Bajaſid, Wan, Muſch u. ſ. w. In Trapezunt aber glaubte die Pforte nach Abdullahs Entſetzung wieder einmal den Verſuch mit einem ächten Türken wagen zu dürfen. Der Nachfolger dieſes letzten Dere-Bey's war Halil Paſcha, der Schwager des Sultans.

Die Verwaltung Abdullah Paſcha's bildet in der neueſten osmaniſchen Geſchichte eine ſeltſame Epiſode und liefert ein merkwürdiges Zeugniß für die Anſicht derer, welche glauben, daß trotz der mehr verſuchten und befohlenen, als durchgeführten Reformen, trotz der Humanitätsbeſtrebungen, trotz des Hatti-Scheriffs von Gülhaneh, welchen Ignoranten oder träumeriſche Abendländer bereits für den Anfang eines osmaniſchen Conſtitutionalismus hielten, in der Türkei noch recht gräßliche Dinge, noch die abſcheulichſten Mißbräuche der Gewalt möglich ſind, die an einen Murad IV., den türkiſchen Nero, erinnern.

Abdullah war ein kranker Menſch, durch frühe und übermäßige Exceſſe herabgekommen. Er ſah mit ſeinem ſchlaffen, gelben Geſicht, ſeinen herabhängenden Augenlidern recht widerlich aus, und wenn ihn ſein Siechthum, ſein Verdauungsleiden ärgerte, da mußte er wüthen und Andere leiden ſehen, um ſeine Galle zu

beſchäftigen. Auf dem Throne Osmans wäre er zweifelsohne ein würdiger Nachfolger jenes Sultans Ibrahim geweſen, der ſo erfinderiſch in Lüſten wie in Gräueln war und häßlicher endete, als irgend ein anderer türkiſcher Herrſcher. Zum Glück liegt Trapezunt zu nahe bei Konſtantinopel, um ſich der heilſamen Controle der Conſulate und Geſandtſchaften Europa's ſo leicht entziehen zu können. Wie vieles Gräßliche auch auf Abdullahs Befehle geſchah, ſo wagte er doch nicht immer ſeiner Galle freien Lauf zu laſſen. Jedesmal nach vollbrachten Unthaten, welche ſelbſt in einem türkiſchen Paſchalik reden und murren machten und in den Conſulatsrapporten figurirten, wanderten aus Abdullahs Schatzkammer in der Regel einige hundert Beutel mit dem Dampfer nach dem goldenen Horn, um im Divan übler Nachrede vorzubeugen und den Fürſprechereifer Riza Paſcha's und ſeiner Creaturen zu beleben. Ich führe unter den vielen ſchauderhaften Beiſpielen, die mir aus beſter Quelle mitgetheilt worden, nur Eines an zum Belege, wie weit es noch vor wenigen Jahren unter dem milden Scepter Abdul-Meſchids und unter einem mäßig reformfreundlichen Miniſterium ein türkiſcher Satrap in ſolcher Nähe der Hauptſtadt treiben durfte, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden und ohne die Geduld und Langmuth des Volks zu erſchöpfen.

Einige Türken und Raja, welche mit einer Karawane von Erzerum nach Trapezunt gingen, wurden eines Mordes verdächtig eingezogen. Der Ermordete war ein levantiniſcher Handelsmann, welcher unter ruſſiſchem Schutze lebte; directe Beweiſe der That lagen nicht vor. Man hatte aber unter dem Gepäcke der Verhafteten einige Habſeligkeiten gefunden, von denen man glaubte, daß ſie Eigenthum des Ermordeten geweſen. Die Angeklagten betheuerten, dieſe Gegenſtände in Erzerum auf dem Bazar von einem hauſirenden Juden gekauft zu haben, eine

Angabe, die eben nichts Unwahrſcheinliches hatte. Abdullah Paſcha ergriff die willkommene Gelegenheit, ſowohl ſeinen Eifer für einen Schützling Rußlands und des Herrn von Gherſi zu zeigen, als ſeine teufliſche Grauſamkeit zu befriedigen. Er ordnete ſelbſt in allen Details die Martern an, mittelſt denen von den Gefangenen Geſtändniſſe erpreßt werden ſollten. Den Chriſten wurden eiſerne Reife um die geſchornen Köpfe gelegt und enge zuſammengepreßt. Als auf dieſe erſte Folter noch kein Geſtändniß erfolgte, ließ er die eiſernen Reife im Feuer glühen. Andern wurde ein glühender Eiſendraht durch die empfindlichſten Körpertheile gebohrt. Schon in der erſten Nacht ſtarb einer der Raja in Folge dieſer Tortur. Herr Stevens berichtete dieſe Gräuelgeſchichte an Sir Stratford Canning, der als Mann von Herz und Gemüth einen Dragoman der Geſandtſchaft zum alten Großvezir und zu Riza Paſcha ſchickte, um ſie von dem Hergang der Sache zu unterrichten, obwohl er eigentlich als fremder Diplomat keinen amtlichen Anlaß hatte, ſich in dieſe Sache zu miſchen. Die beiden Paſchas erwiederten übereinſtimmend: die hohe Pforte werde über dieſe Geſchichte nähere Erkundigung einholen. Ihren Collegen Abdullah Paſcha könne wohl ſein warmer und löblicher Eifer, um die Mörder des Schützlings einer europäiſchen Großmacht der verdienten Strafe zu überliefern, allzuweit geführt haben. In Trapezunt verlautete aber gar nichts darüber, daß Abdullah zur Rechenſchaft gezogen worden ſei. Wenige Wochen ſpäter wollte er einen Griechen, der nicht einmal Unterthan der Pforte, ſondern ein Bürger des Königreichs Griechenland war, in einer ſeiner gewöhnlichen Anwandlungen von ſchwarzgallichter Laune todtprügeln laſſen, und nur die edelmüthige und energiſche Intervention des Viceconſuls Stevens, der dem Verfolgten in ſeinem Hauſe ein Aſyl gab und der Wuth des Paſcha's trotzte, konnte den Unglücklichen retten. Als eine

ſehr merkwürdige Thatſache führen wir bei dieſer Gelegenheit an, daß der ruſſiſche Conſul Herr von Gherſi, deſſen Liebenswürdigkeit und Hoſpitalität alle europäiſchen Reiſenden und am meiſten der geiſtreiche Fragmentiſt nach Verdienſt gerühmt haben, in jener fürchterlichen Torturgeſchichte keinen Schritt gethan hat, um den Scheußlichkeiten Abdullahs Einhalt zu thun. Als man zuerſt ſeine Verwendung für jenen Unterthan des Königs von Griechenland anrief, da erwiederte der liebenswürdige Herr mit kühler Entſchuldigung: die Sache gehe ihn, da er nur ruſſiſcher, nicht griechiſcher Conſul ſei, durchaus nichts an. Wenn aber irgend etwas vorfiel was den perſiſchen Speditionshandel beeinträchtigte, wenn durch die Nachläſſigkeit eines Kariwan-baſchi oder durch kurdiſche und laſiſche Dieberei ein paar Waarenpäcke verloren gingen und dadurch möglicherweiſe die Proviſionsgebühren des reichſten Spediteurs von Trapezunt geſchmälert werden konnten, da hat es der Conſul und Kaufmann Herr von Gherſi nie an dringender Mahnung und eifriger Vorſtellung im Trebiſonder Paſchahauſe fehlen laſſen.

IV.

Reiſe von Trapezunt nach Gumgſch-haneh. Naturcharakter. Reichthum der Mineralquellen. Kolchiſche Gebirgslandſchaften. Gefährliche Paſſagen. Das kluge Pferd. Vergleich der kolchiſchen Landſchaften mit dem Kaukaſus und der Schweiz. Geologiſche Beobachtungen. Gumgſch-haneh. Die Geſchichte eines polniſchen Flüchtlings aus dem Kaukaſus.

Der engliſche Conſul Stevens in Trapezunt gab mir als guter Kenner des Landes den Rath, die Reiſe bis Erzerum mit türkiſchen Poſtpferden, von dort weiter mit einer Handelskarawane zu machen. Demzufolge verließ ich am 26. Mai Nachmittags Trapezunt in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines türkiſchen Führers. Ich hatte drei Reitpferde und zwei Packpferde von der Poſt gemiethet, welche von Station zu Station durch friſche Thiere erſetzt wurden. Der türkiſche Poſtillon wechſelte mit den Pferden und ich bekam auf dem Wege nach Baiburt bald einen ächten Osmanli mit der gewöhnlichen Grandezza, der Trägheit und dem ehrlichen Sinn (bekannte türkiſche Raceneigenſchaften, die ſich freilich immer mehr verlieren, je weiter man nach dem Oſten vordringt), bald einen halb wilden Laſen, bald einen verſchmitzten Armenier als Pferdeführer und Wegweiſer.

Im Süden dicht hinter der Stadt Trapezunt ſteigt die Landſtraße zu ſteiler Höhe auf. Nach einem halbſtündigen Ritt ließ ich die Pferde ausſchnaufen. Wir ſtanden auf dem ſanften Grasrücken eines Berges, der uns einen letzten prächtigen Blick auf die kolchiſche Küſte gewährte. Bergeinſchnitte, Halden, Thäler und Terraſſen glänzten im reichen kolchiſchen Frühlingsſchmucke. Azalea pontica und Rhododendron ponticum, die herrlichſten Zierpflanzen der kolchiſchen Küſtenflora erhoben ſich zu beiden Seiten des Reitpfades mit prächtigen Stengeln und Vollblüthen über die niederſte Vegetation in ungeheuren Maſſen. Die Meereshöhe dieſer Stelle zeigte nach der Barometermeſſung 1170 P. Fuß. In Geſellſchaft eines rothen Geranium waren jene ſchönen kolchiſchen Florakinder mehr auf den trockenen Abhängen, als auf den flachen und feuchten Stellen der Terraſſen oder in den kleinen muldenförmigen Thälern gruppirt, welche vielmehr von Wieſenkräutern und niederen Blumen bedeckt waren, unter denen die gelben Tinten der Ranunkeln vorherrſchten. Die orangegelben Blumen der Azalea bemerkt man in dieſer Jahreszeit auf den Abdachungen des kolchiſchen Küſtengebirges häufiger, als die großen lilafarbigen Blüthenſträuche des pontiſchen Rhododendron, welches in die einfarbige grüne oder gelbe Vegetationsdecke einzelne rothbläuliche Kränze von überaus ſchönen und zierlichen Guirlanden webt.

Haſchiolan heißt das erſte Flüßchen, welches ſich im Süden von Trapezunt dicht an der Karawanenſtraße toſend durch das enge Bergthal drängt. Dann folgt der Tſchebislik, im Frühjahr ein ſtattlicher, ſehr reißender mit ſchmutzigem Schneewaſſer gefüllter Bergfluß, deſſen Bett wir lange aufwärts folgten. Ueberall ſchöne bunte, ſaftſtrotzende niedere Vegetation, doch kein Hochwald! Die Berge, deren aufgeſchloſſene Profile ich vom Meeresufer an zu beiden Seiten des Reitweges beobachten konnte, be-

ehen aus Porphyr, welcher thonigen Schiefer emporgehoben at und in deſſen unterſte Schichten eingedrungen iſt. Er hat hn an vielen Stellen petrographiſch umgewandelt. Die dünnen Schieferſchichten, welche mit dem Porphyr in nächſter Berührung ehen, enthalten in ihrer thonigen Maſſe die Feldſpath-Kryſtalloide des Porphyrs, deren Form ſich vielfach veränderte. In einem Gebirge Europa's habe ich je ſo viele Reibungsconglomerate und ſo deutliche Einwirkungen des jüngern maſſigen Geteins auf das ältere Geſchichtete beobachtet, wie hier, ſelbſt nicht n den Taurusgegenden des ſüdlichen Kleinaſien, wo ſolche Erſcheinungen nichts Ungewöhnliches ſind.

Auffallend groß iſt die Zahl der Mineralquellen auf den Gebirgswegen zwiſchen Trebiſond und Erzerum. In dieſem Artikel iſt das kolchiſch-armeniſche Gebirge wahrſcheinlich reicher ls irgend ein Gebirge Europa's. Ganz Tirol hat nicht ſo viele ineraliſche Wäſſer aufzuweiſen als man hier innerhalb eines laumes von höchſtens zehn geographiſchen Meilen findet. Alle Mineralquellen, welche ich bis zum Rande des armeniſchen Hochandes beobachtete, waren kalte Quellen. Erſt im eigentlichen Hochlande, wo ſtatt der im Norden vorherrſchenden plutoniſchen nd neptuniſchen Bildungen unzweifelhafte Spuren von ächten Feuerbergen: alte Krater, Aſchenkegel, Lavaſtröme und Schlackenſteine zum Vorſchein kommen, erſcheinen viele Thermalquellen. Dasſelbe beobachtete ich ſpäter auf den hohen Alpenplateaus im eſtlichen Perſien, an den Ufern des Urmia-See's und im Saantgebirge, wo die Zahl der heißen Quellen größer iſt, als auf er Hochebene von Erzerum.

Bei dem Dorf Matſchka in unbedeutender Entfernung ſüdich von Trapezunt ſprudelt eine Mineralquelle aus dem Porhyr, welche auf dieſem kryſtalliniſchen Geſtein einen ausgehnten Tuffkalkbau aufgeführt hat und Pflanzenreſte von Arten,

die man noch lebend in der Gegend ſieht, einſchließt. Eine Stunde weiter beim Dorf Hapſiköi ſprudelt eine andere Quelle dicht am Wege. Sie enthält viel kohlenſauren Kalk und etwas Eiſen. Ihr kalkiger Niederſchlag hat eine gelbrothe Farbe von Eiſenoxyd. Ein türkiſcher Dorfbewohner ſagte mir, daß noch vor wenigen Jahren die Quelle nicht dicht am Wege, ſondern mehrere Schritte ſeitwärts aus einer kleinen Erhöhung gefloſſen ſei. Ich beſichtigte die Stelle und fand einen Tuffhügel aus dem Niederſchlag des Waſſers gebildet. Die Quelle hatte hier offenbar durch ihren eigenen Bau den ältern Canal verſtopft in ziemlich ähnlicher Weiſe, wie die berühmten „verfluchten Quellen“ bei Medſchez-Ammar im Atlasgebirge. Sie brach aber an einer entfernten Stelle hervor, wo ſie in den von dem Frühjahrsregen erweichten Boden weniger Widerſtand fand, und baute hier an einem neuen koniſchen Hügel aus ihrem Kalkniederſchlag. Nach einer Reihe von Jahren wird ſie ſich den Ausweg auch hier ſelbſt verſtopfen und abermals zur Wanderung gezwungen ſein. Die wunderlichen bizarr geſtalteten Quellbildungen des Atlas fand ich im kolchiſch-armeniſchen Gebirge, wenngleich in veränderten, durch die Terrainverhältniſſe bedingten Formen wieder.

Ich übernachtete in einem Dorfe, deſſen Namen ich vergeſſen. Das Wetter war ziemlich freundlich. Erſt gegen Abend ſtellte ſich Regen ein, und ich kroch in die elende Stube eines Chans, in welcher außer mir noch einige Türken und Armenier, welche mit einer Karawane von Erzerum gekommen waren, übernachteten. Als ich am andern Morgen mein Gepäck aufladen ließ, war mein Regenſchirm geſtohlen. Ich hatte einen vielleicht nicht unbegründeten Verdacht auf einen türkiſchen Karawanſchik, obwohl derſelbe ſeine Unſchuld bei ſeinem Barte und ſeinem Propheten betheuerte. Ich bemerke übrigens, daß es im Laufe meines langen Aufenthalts im Orient das erſtemal geweſen, wo

ich mich in einem türkiſchen Hauſe wegen eines Diebſtahls zu beklagen hatte. Der Fall hat ſich ſpäter unter Kurden und Perſern oft, aber niemals in einem türkiſchen Nachtlager wiederholt.

Mit Tagesanbruch zogen wir mit friſchen Pferden weiter. Nach dreiſtündigem Ritt erreichten wir den oberſten Graht der erſten Bergkette. Die Laub- und Nadelwälder, welche den Gebirgsrücken ziemlich reichlich bedecken, verſchwanden unterhalb der Kammhöhe. Nahe der oberſten Waldgrenze ſind die dunklen Tannenbäume mit langen Flechten bedeckt. Dieſes kryptogamiſche Kleid kommt mir in jenen kalten Regionen vor wie ein Winterpelz der Bäume, welcher ſie an den empfindlichſten Theilen gegen die Einwirkungen der rauhen Temperatur ſchützen ſoll, gleich wie Winterhaare die animaliſchen Körper. Dieſelbe mattgrüne Flechtenumhüllung und die dunklen Tannennadeln habe ich auch in den höchſten Alpthälern Europa's z. B. im Oberengadin und im Urſern-Thal des St. Gotthard wahrgenommen. Die Höhe, wo die Wälder endigten, nannte mein türkiſcher Führer Sehana. Eine auffallende Erſcheinung iſt, daß noch etwa 1000 Fuß über der Waldgrenze und ſelbſt noch oberhalb der ſub-alpinen Region vereinzelte Nadelholzbäume von geradem und ſtolzem Wuchs über zwanzig Fuß hoch vorkommen. Aechte Alpenpflanzen wachſen bereits an dieſen Stellen. In den tiroliſchen und helvetiſchen Alpen beobachtet man zuweilen wohl Aehnliches. Doch ſah ich dort nie dieſe vereinzelten Baumvorpoſten ſo hoch über der Grenze der Waldregion. Sehana hat große Aehnlichkeit mit der Landſchaft bei Diliſchan im ruſſiſchen Armenien, da wo am Ausgang dieſes Engpaſſes der Weg nach den vulcaniſchen Bergen des Goktſchei-See's emporſteigt. Aber die Bergformen ſind hier ſchöner und kühner, als am Alpenrande des ruſſiſchen Armenien. Quellen und Bergſtröme ſind reichlicher, die Waſſermuſik lärmender, luſtiger, melodiſcher. Kaskaden häufig, wiewohl nicht

von beſonderer Schönheit und mit den Waſſerfällen im Hasli-thal des berner Oberlandes oder im Bregellthal der bündener Alpen nicht zu vergleichen.

Kiostera-ſu hieß der toſende Gebirgsbach, welcher ſich durch den Engpaß von Sehana in wildem Toben hinabſtürzt. Wir überſchritten an dieſem Tage drei ſolid gebaute Brücken, jede von einem einzigen hohen Bogen getragen. Von grünen Berg-abhängen, welche durch die aufſprießende alpine Blumenwelt an ſo manchen Stellen bereits recht bunt und glänzend geputzt waren, hatten wir ſchöne Fernblicke auf die verſchiedenen Hoch-thäler, Plateaus und Terraſſen der höhern Bergregionen und in die prächtigen Waldſchluchten der Tiefe.

Wir begegneten öfters kleinen Karawanen mit Pferden und Maulthieren, welche von Tauris nach Trapezunt zurückkehrten. Die meiſten Laſtthiere waren leicht, viele gar nicht beladen. Die Importation europäiſcher Waaren nach Perſien iſt weit ergiebi-ger und einträglicher, als die Rückfracht. Die meiſten Kara-wanen waren armeniſche, und die ſtärkſten hatten nicht über hundert Pferde. Auf meine Frage: wie ſie in dieſer wilden Ge-birgsgegend mit koſtbaren Waaren in ſo geringer Zahl zu reiſen wagten, ward erwiedert: daß zwiſchen Trebiſond und Erzerum an keine Gefahr zu denken ſei. Die Türken und Armenier dieſer Gegend ſeien ruhige Leute und die Laſen nur in ihrem eigenen Lande zu fürchten. Kurdiſche Räuber treffe man erſt jenſeits der Hochebene von Erzerum. Nur auf dem Wege zwiſchen Haſſan-Kaleh und der perſiſchen Grenze ſeien kurdiſche Raubanfälle öfters vorgekommen. Deshalb ſammelten ſich ſtets die kleinen Karawanen in Erzerum, von wo ſie dann in größerer Zahl, ge-wöhnlich 300 bis 400 Pferde ſtark, unter dem Geleite eines türkiſchen Kawaſſen, die Reiſe nach Tauris fortſetzten. Seitdem die Paſchas ſtrengere Polizei übten, ſeien auch dort größere

Raubanfälle ſehr ſelten geworden, und man habe mehr die Diebſtähle einzelner kurdiſcher Nachtſchleicher, als die Angriffe von Horden zu fürchten.

Das Wetter war ungünſtig, Regen fiel mit geringer Unterbrechung in Strömen. Der Boden war durchweicht, der ſchmale Bergpfad ſchlüpferig und gefährlich. Ich habe in den Alpen Europa's nie ſo ſchwierige Stellen paſſirt, nicht auf der Meyenwand in Wallis, nicht einmal auf der Scaletta in den bündner Alpen, Wege, welche doch ziemlich ſchwindelfreie Bergſteiger erfordern. Gleichwohl pflegen orientaliſche Reiſende ſelbſt an den gefahrdrohendſten Stellen, wo der kaum zwei Fuß breite Reitweg über einen bald glatten, bald ſcharfkantigen Felsboden führt und bald links bald rechts ſchwindelerregende Abgründe gähnen, den Sattel nicht zu verlaſſen. Sie vertrauen auf die ſoliden Beine, wie auf die Erfahrung und Klugheit ihrer Pferde. In der That ſollen Unfälle nicht ſo häufig vorkommen, als man nach der Unzahl gefährlicher Stellen auf dieſen Karawanenwegen ſchließen ſollte. Die ſchlimmſte Jahreszeit iſt die der Schneeſchmelze in den Monaten April und Mai. Ich ſelbſt machte an dieſem und den folgenden Tagen Erfahrungen, welche mit den beruhigenden Verſicherungen meines phlegmatiſchen Türken nicht eben zuſammenſtimmten. Unterhalb Sehana ſah ich ein Maulthier ſammt Tragſattel mit ſchrecklichem Gepolter den Abhang herunterſtürzen. Das arme Thier kam mit dem Schrecken und einigen kleinen Contuſionen davon. Bedenklicher war die Lage eines türkiſchen Beamten, der ſich in dieſen Tagen mit ſeinem kleinen Reiſegefolge uns angeſchloſſen hatte. Sein Pferd glitt auf einem durch den Regen noch ſchlüpfriger gemachten nackten Felſen aus, ſtürzte und blieb auf dem Fleck liegen. Der Türke gerieth mit halbem Leibe unter ſein Pferd, die andere Hälfte ſchwebte über einem Abgrund der dicht am Rande des Weges

in fürchterlicher Tiefe gähnte. Ich hatte dieſelbe gefährliche Stelle eine Minute zuvor paſſirt, hörte den Sturz und ſah den Türken dicht unter mir in dieſer ſchauerlichen Lage. Das Pferd lag mit dem Sattel nach dem Abgrund gekehrt, und ich konnte nicht anders glauben, als daß es beim erſten Verſuch des Aufſtehens ſich und ſeinen Reiter in die Tiefe ſtürzen würde. Doch der gute Inſtinct des Thieres rettete es und ſeinen Reiter. Schnaubend mit offenen Nüſtern und klaffenden Ohren ſchaute das kluge Roß in den Abgrund, ohne die geringſte Bewegung zu machen. Der Türke blieb eben ſo regungslos, er ſah die Gefahr und getraute ſich nicht einmal zu rufen, aus Furcht ſein Pferd zu ſchrecken. Man durfte ſich ihm nur mit äußerſter Vorſicht nähern. Während der Pole und ich ſchnell abſtiegen und von oben uns näherten, hatten die Gefährten des Türken von unten bereits die Zügel und die Rockſchöße des Reiters erfaßt und Beide noch glücklich auf ihre ſechs Beine gebracht.

Im Dorf Sehana wurde das zweite Nachtlager genommen. Vom Regen bis auf die Haut durchnäßt war ich ziemlich übler Laune. In dem türkiſchen Kaffehäuschen, wo ich Quartier fand, brannte zum Troſt ein luſtiges Feuer für erwartete Gäſte. Man räumte mir das beſte Plätzchen ein, trocknete meine Kleider und ſervirte ſogleich ein Täßchen friſchen Kaffe's, der hier ſo gut ſchmeckte wie in den beſten Kaffeſchenken von Stambul und Smyrna. Der regte die freundlichen Lebensgeiſter wieder an, und da zugleich der Regen aufhörte und ein paar halbfreundliche Sonnenblicke durch lichte Wolkenriſſe fielen, ſo machte der üble Humor gar ſchnell einer ganz behaglichen Stimmung Platz. Dazu ſang und orgelte der Bergſtrom neben dem Dorfe halb luſtig halb ſchwermüthig, aber melodiſch zwiſchen Felszacken und gefallenen Steinklumpen, daß man ihm gerne zuhörte. Auf einem Felsblock außerhalb des Dorfes ſitzend ſchrieb ich Bemer-

kungen in mein Tagebuch, welches mit einer Betrachtung über den wunderlichen Humorwechſel auf orientaliſchen Reiſen beginnt, wo ſelbſt ein ſehr reiſeluſtiger und gedulderprobter Europäer in Erinnerung des heimatlichen Comforts kleinen Anwandlungen von Mißmuth nicht ſelten unterworfen, aber bei wiederkehrendem Sonnenſchein eben ſo ſchnell wieder munter und guter Dinge wird.

Von Trapezunt bis Sehana iſt die Gebirgslandſchaft eine der herrlichſten, welche ich je geſehen. Nicht ſo grandios wie der äußere Anblick der ſilberleuchtenden Gipfel des Kaukaſus von der Terekſteppe geſehen, nicht ſo wildromantiſch, nicht ſo reich an bizarren Felsbildungen, an glänzenden Firnen und Gletſchern, noch an prächtigen Waſſerfällen mit ewigen Schaumraketen, wie einige Querthäler der ſchweizeriſchen und ſavoyſchen Alpen, doch faſt noch maleriſcher, lieblicher und anmuthiger in den Einzelheiten. Unter den Schweizerlandſchaften würde ich nur der Nordſeite des Vierwaldſtätter-See's, dem Bödeli bei Interlaken und der Landſchaft von Sils im Oberengadin bei einem Vergleiche mit dem Naturcharakter dieſes türkiſch-kolchiſchen Küſtengebirges unbedingt den Vorzug geben. Man wandert vom Küſtenſtrand bis hieher faſt unausgeſetzt durch Querthäler, welche ſich bald verengen, bald erweitern. Wälder, Baumgruppen, ein prachtvoller alpiner Blumenteppich oberhalb der Baumregion, einzelne Häuschen und Alphütten, die nur ſelten in größeren Gruppen beiſammenſtehen und Dörfchen bilden, deco-riren zu beiden Seiten die grünen und im Frühling farbenreichen Berghalden. Der Tſchebislik, welcher dieſe Querthäler durchſtrömt, iſt in dieſer Jahreszeit ein breiter und ſehr reißender Strom, welcher in vielen Kaskaden wildſchäumend herabſtürzt.

Die vorherrſchende Formation, deren Profile an manchen Stellen deutlich aufgeſchloſſen ſind, iſt ein Porphyr, welcher in

Anſehen und Farbe ungemein wechſelt, bald ein ächter Trachyt-porphyr mit glaſigen Feldſpathkryſtallen von lichter Färbung iſt, bald durch Zutritt von Augit in Melaphyr übergehend. Auf den Kammhöhen tritt eigentlicher Trachyt von bald weißgrauer, bald bläulichgrauer Farbe zu Tag, der mit Eiſenoxyd an vielen Stellen imprägnirt iſt und leicht zu verwittern ſcheint. Von ſonſtigen Felsarten kommt Thonſchiefer, Kieſelſchiefer und beim Dorf Sehana auch ein ſchöner hellweißer, überaus harter Kalk vor. Letztere Bildungen, welche man nicht in großer Ausdehnung wahrnimmt, ſind von Porphyr nicht blos gehoben, ſondern zum Theil völlig emporgeriſſen worden, ſo daß bei dem Kieſelſchiefer und dem Kalk faſt jede Spur von Schichtung zerſtört iſt. An manchen Stellen, wo der Kalk in unmittelbarem Contact mit dem plutoniſchen Geſtein iſt, zeigen ſich Spuren der Einwirkung des letztern. Der dichte Kalk iſt in einen kryſtalliniſch körnigten umgewandelt.

Am folgenden Tag raſtetete ich einige Stunden am Ufer des Gumyſch-Haneh-ſu, eines ſchönen breiten Gebirgsfluſſes, im Dorf Actaſö. Die Häuſer haben hier nicht mehr die ſchiefen Schindeldächer der kolchiſchen Ortſchaften, ſondern Terraſſen von Stein und Lehm. Am rechten Ufer waren einige Ruinen ſichtbar, welche der mit mir reiſende türkiſche Kawaß den Genuvis (Genueſen) zuſchrieb. Architektoniſche Eigenthümlichkeiten ließen ſich unter den wüſten Trümmern nicht erkennen. Die Ufer des Fluſſes ſind an vielen Stellen mit ſchönen Baumgruppen von Ulmen, Weiden, Zitterpappeln, Nuß- und Maulbeerbäumen, auch mit Gartencultur bedeckt. Jedes Stückchen anbaufähigen Bodens, ſelbſt auf den ſteilſten Bergrücken, iſt in dieſem Gebirgslande trefflich benützt. Die Wieſen ſind nicht ſo ſchön und üppig, wie in den meiſten Alpthälern der Schweiz, aber der Feld- und Gartenbau iſt reichlicher.

Eine Meile nördlich von der Stadt Gumyſch-Haneh tritt eine Kalkformation in bedeutender Ausdehnung auf, deren deutlicher Schichtenbau von Nord und Süden unter einem Winkel von 52 Graden einfällt. An manchen Stellen iſt die Schichtenabſonderung unterbrochen. Die Farbe des Geſteins iſt grau oder ſchmutzigweiß, mattglänzend, der Bruch ſplitterig. Auf dieſem Kalk lagert ein Thonmergelſchiefer, welcher in derſelben Richtung emporgehoben iſt. Auf beide Formationen hat der Porphyr, der ſich durchſetzt, verändernd eingewirkt. Die Schichtung des Thonmergelſchiefers iſt beſſer erhalten, als die des Kalks, vielleicht weil die Action des Porphyrs bei ſeiner Erhebung nicht unmittelbar auf ihn, ſondern zunächſt auf den tieferliegenden Kalk ſtattfand.

Die Stadt Gumyſch-Haneh, welche wir bei guter Tageszeit erreichten, hat eine merkwürdige Lage, in einem Keſſel hoher nackter Granitfelſen eingekeilt. Die Häuſer ſind amphitheatraliſch gruppirt auf einem ſo ſteilen Bergabhang, daß man nach den obern Straßen nicht einmal reitend gelangen kann. Wir führten die Pferde am Zügel. Auch ſo fiel es den armen tiefkeuchenden Thieren ſchwer genug, unſer gemeinſchaftliches Nachtquartier zu erreichen. Die Häuſer ſind halb aus Koth, halb aus Steinen gebaut, und haben ein ſchmutziges und elendes Anſehen. Ich ſchickte meinen Ferman an den türkiſchen Commandanten, der mich bei einem wohlhabenden Griechen einquartieren ließ. Ziemlich reiſemüde unterließ ich eine genauere Beſichtigung der Stadt. Dieſelbe ſcheint auch wenig oder nichts Merkwürdiges zu beſitzen. Berühmt ſind die Silber- und Bleiminen eine Stunde von Gumyſch-Haneh. Die Betreibung dieſes Bergbaues iſt für bie türkiſche Regierung trotz der ſchlechten Einrichtung und unverſtändigen Leitung ziemlich einträglich, indem man die Raja zu unentgeltlicher Arbeit zwingt. Die rei-

cheren Stadtbewohner haben ſchöne Fruchtgärten, welche tief unten am Flußufer liegen.

Während der Pole mir den Pilaf bereitete, brachte mir der griechiſche Hauswirth Tſchibuk und Kaffe. Nachdem ich und meine Gefährten ein frugales Mahl verzehrt hatten und Müdigkeit und bequeme Divankiſſen uns einluden, den orientaliſchen Kef zu feiern, bat ich den Polen, mir die Geſchichte ſeiner Entweichung aus Georgien und ſeiner Gefangenſchaft bei den Laſen zu erzählen. Er war bereit und ſchilderte mir zuerſt ſein Schickſal während des polniſchen Revolutionskampfes. Johann Saremba's Charakter unterſchied ſich von dem ſeiner Landsleute im Allgemeinen durch ſeine Aufrichtigkeit und das Verſchmähen aller aufſchneideriſchen Prahlhanſerei. Er ſprach das Türkiſche ſehr gut und unterhielt ſich mit mir gewöhnlich italieniſch. Seine Lebensgeſchichte lautete im Weſentlichen wie folgt.

„Ich bin weder Edelmann, noch Bauer und gehöre dem in Polen nicht zahlreichen Stadtbürgerſtande an. Mein Vater war ein Glaſer in Warſchau und ich erlernte ſeine Profeſſion. Nach dem Ausbruch der polniſchen Revolution im November 1830 trat ich freiwillig in den Militairdienſt, machte die Schlachten bei Grochow, Praga, Iganie, Oſtrolenka mit, kam ohne Wunde und ohne Beförderung davon. Die meiſten Polen werden Ihnen ſagen, daß ſie damals Offiziere geweſen. Es iſt ſo die Manier meiner Landsleute. Ich geſtehe es offen, daß ich es nicht einmal bis zum Unteroffizier bringen konnte. Dieſe Stellen wurden gemeiniglich von älteren Soldaten beſetzt, und um Offizier zu werden, mußte man nothwendigerweiſe Adeliger oder Ausländer ſein. Mein Regiment zog ſich nach der Einnahme von Warſchau auf preußiſches Gebiet zurück. Unſere Hoffnung, daß der preußiſche König uns die Wanderung nach Frankreich oder Amerika geſtatten werde, blieb unerfüllt. Nachdem man

uns die Waffen abgenommen und einige Wochen gut verpflegt hatte, zwang man uns zur Rückkehr nach Polen. Dort vertheilte man uns unter verſchiedene ruſſiſche Regimenter oder ſchickte uns truppweiſe theils ins Innere von Rußland, theils nach dem Kaukaſus. Mich traf das letztere Loos. Ich wurde unter ein ruſſiſches Regiment in der Linie geſteckt. Nach verſchiedenem Garniſonwechſel kamen wir nach dem Lager Manglis in der Umgegend von Tiflis.

In meiner Compagnie waren außer mir noch ſechszehn Polen. Davon hatten ſieben an dem Revolutionskriege Theil genommen. Die übrigen waren ſpäter ausgehobene Rekruten. Einer derſelben war verheirathet. Die ruſſiſchen Offiziere behandeln die Polen etwas weniger unmenſchlich, als die Stockruſſen. Dieſe Gerechtigkeit muß ihnen jeder Pole widerfahren laſſen. Dies rührt nicht etwa von beſonderer Sympathie für unſere unglückliche Nation her, als von einer gewiſſen Rückſicht gegen das Unglück von Leuten, welche gebildeter ſind als ruſſiſche Bauern, beſonders gegen ſolche, welche das traurige Loos des ruſſiſchen Soldatendienſtes wegen politiſcher Vergehen getroffen hat. Der ruſſiſche Offizier theilt in politiſchen Dingen nicht den unverſöhnlichen Haß des Zaren. Zudem ſind die meiſten Polen, beſonders die Stadtkinder gebildeter und gewandter, als die Großruſſen, lernen auch das Exercitium und das Reglement weit leichter und würden wahrſcheinlich die meiſten Unteroffizierſtellen einnehmen, wenn die Oberſten in dieſer Beziehung nicht auf die Befehle des Kaiſers, der allen Polen rebelliſche Geſinnungen zutraut, Rückſicht nehmen müßten. Uebrigens war unſer Loos immerhin hart genug. Wir hatten einen ziemlich guten Commandanten, aber er konnte der Rohheit und dem Uebermuth ſeiner Untergebenen nicht immer abwehren. Schlechte Koſt, grauſame Prügelſtrafen, kleinliche Dienſtſtrenge

müſſen jedem das ruſſiſche Soldatenleben tief verleiden, auch wenn er vom Heimweh verſchont bleibt. In dienſtfreien Stunden lagerten wir Polen uns oft hinter den Büſchen des Waldes, der das Lager Manglis umgibt, ſangen, wenn uns kein Ruſſe belauſchte, unſere polniſchen Nationallieder, welche wir in den Reihen unſeres vaterländiſchen Heeres zur Zeit der Revolution geſungen hatten, ſprachen von der Heimat, von unſern vergangenen Tagen und künftigen Hoffnungen, und wie oft mußten wir bei dem Gedanken an das Verlorne und an das bittere Exil im fremden wilden Lande alle laut zuſammen weinen! Das hätte freilich keiner unſerer Offiziere ſehen dürfen. Es wäre uns ſchlecht gegangen.

Wir machten häufig Pläne zur Flucht nach der Türkei, aber in Ermanglung einer genauen Kenntniß des Landes wagten wir lange keinen beſtimmten Entſchluß zu faſſen. Indeſſen gaben wir uns alle Mühe, das Tartariſche zu erlernen und bei den Eingebornen über die Wege nach der Türkei und nach Perſien Erkundigung einzuziehen. Einer unſerer Kameraden half einem tartariſchen Bauer von der Umgebung von Manglis bei ſeinen ländlichen Arbeiten unentgeltlich, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen und ihn über das Land ausfragen zu können. Der Tartar merkte bald ſeinen Plan und bot willig die Hand, unſere Entweichung zu erleichtern. Die Flucht nach Perſien wäre uns leichter geweſen, aber davon wollte der Tartar nichts wiſſen, da er ſelbſt Sunnite war uud die ketzeriſchen Anhänger Ali's haßte. Er rieth uns zur Flucht nach Laſiſtan, welches für uns leichter erreichbar war, als das türkiſche Armenien. Doch mußte ihm mein Kamerad verſprechen, daß wir uns jenſeits der ruſſiſchen Grenze zum Islam bekehren würden. Der Tartar zeigte ihm genau die Himmelsgegend, nannte ihm die Namen aller Berge und Flüſſe, die wir zu paſſiren hatten, aller

Dörfer, in deren Nähe wir vorüberſchleichen ſollten. Im Falle der äußerſten Verlegenheit oder Gefahr rieth er uns, den Schutz und das Gaſtrecht des nächſt wohnenden Mollah anzurufen, ihm unſer Vorhaben zu vertrauen und dabei nie die Verſicherung zu vergeſſen, daß wir auf türkiſchem Boden gute Moslims werden wollten.

Nachdem unſer Entſchluß, auf jede Gefahr hin zu deſertiren, feſtgeſtellt war, brauchten wir noch volle drei Monate zur Vorbereitung. So gering unſere Löhnung, ſo karg und ſchlecht unſere Lagerkoſt war, wir ſparten davon, wir verkauften Brodrationen und ſuchten uns an den Hunger zu gewöhnen. Einige von uns waren Handwerker und verdienten ſich täglich einige Kopeken in den freien Stunden. Ich arbeitete als Glaſer für alle ruſſiſchen Offiziere. Das Erſparte wurde in eine gemeinſchaftliche Caſſa gelegt. Der Sommer ging zu Ende, die Zugvögel ſammelten ſich bereits und flogen in dichten Schaaren über die hohen Berge von Manglis dahin. Wir ſahen zu ihnen hinauf voll Sehnſucht und Neid. Uns fehlten ihre Flügel, ihre Kenntniß des Weges.

Wir wurden in unſerm Entſchluſſe noch einigemal ſchwankend. Einige Deſerteurs, Kleinruſſen, welche an den Soldatendienſt und das Caſernenleben ſich ſchwerer gewöhnen, als die Großruſſen, waren bei dem Verſuche, zu den Lesghiern zu fliehen, aufgegriffen und durch Koſaken in das Lager zurückgebracht worden. Jeder wurde zu dreimaligem Gaſſenlaufen durch tauſend Mann verurtheilt, und wir ſelbſt waren mit commandirt, dieſe Unglücklichen beinahe todtzupeitſchen. So tief uns dieſer Anblick erſchütterte, ſo war doch die Hoffnung und der ſtarke Trieb nach Freiheit mächtiger. Wir beſtimmten den Tag zur Flucht. Nur ein einziger Pole von unſerer Compagnie, welcher die Wittwe eines Koſaken geheirathet und ein Kind mit

ihr gezeugt hatte, wurde abtrünnig und blieb zurück. Wir verſammelten uns bei einbrechender Dunkelheit mit Torniſter und ſcharfgeladenem Gewehr an einem verabredeten Punkt im Walde. Dort ſanken wir alle auf die Kniee nieder und beteten laut zu Gott und zur heiligen Jungfrau Maria, daß ſie unſer Vorhaben ſegnen, ihren Schutz und ihre Gnade uns gewähren möchten. Dann reichten wir uns die Hände und ſchwuren, uns auf das Aeußerſte zu vertheidigen und uns lieber ſelbſt zu tödten, als uns nach dem Lager zurückbringen und von den Ruſſen todtprügeln zu laſſen.

Wir waren unſerer vierzehn Mann. Einige hatten durch das Fieber gelitten, Andere hatte die ſchlechte Caſernenkoſt heruntergebracht. Aber der glühende Wunſch der Freiheit, die Furcht vor dem Schickſal, das uns im Falle des Mißlingens erwartete, gab unſeren Beinen Kraft. Wir marſchirten dreizehn Nächte hindurch. Am Tage verbargen wir uns in den Wäldern, bei Nacht wagten wir uns zuweilen in die Nähe der Straße. Als die Lebensmittel, die wir in unſern Torniſtern verpackt hatten, aufgezehrt waren, mußten wir uns theils mit den wilden Beeren des Waldes, theils mit halb rohem Wildpret begnügen. In den Wäldern fehlte es zum Glück nicht an Hirſchen. Wir zerſtreuten uns gegen Abend auf den Anſtand, wagten aber nur in großer Nähe zu ſchießen, um unſere Munition nicht zu vergeuden und unſer Verſteck dem Koſakenpoſten nicht zu verrathen. Aus demſelben Grunde wagten wir auch bei Nacht kein Feuer zu brennen und wollten lieber frieren und das Fleiſch der geſchoſſenen Thiere halb roh verzehren.

Nach dreizehnnächtiger Wanderung waren wir in die Nähe des Fluſſes Arpatſchai gekommen, ohne eigentlich recht zu wiſſen, wo wir uns befanden. Von den höchſten nackten Berggipfeln, wo wir lagerten, erblickten wir in weiter Entfernung die Häu-

ſer einer großen Stadt. Wir wußten nicht, ob ſie ruſſiſch oder türkiſch war. Ohne Landeskenntniß, ohne den Beſitz eines Compaſſes, ohne Verkehr mit den Eingebornen, die wir am Tage ängſtlich mieden, weil wir immer fürchteten entdeckt und verrathen zu werden, irrten wir rathlos in dieſen Bergen umher, ohne recht zu wiſſen, welche Richtung wir einſchlagen ſollten, um über die Grenze zu gelangen.

Die Jagd hatte uns in den letzten Tagen gar nichts gewährt. Der Hunger geſellte ſich zur Ermattung, zur empfindlichen Kälte. Wir ſahen eine Heerde wilder Ziegen*) auf den Höhen, aber umſonſt waren unſere Verſuche ſie zu beſchleichen. Mit ungemeiner Schnelle flohen ſie über die Schneefelder, welche dieſe hohen Berge bedeckten, und wir verloren mit dieſer Jagd einen vollen Tag ohne etwas erbeuten zu können. Das letzte Stück Hirſchfleiſch, der letzte Biſſen hartes ruſſiſches Caſernenbrod waren aufgezehrt. Die ſcharfe Bergluft, die ermüdenden Fußwanderungen vermehrten unſern Hunger. Wir waren der Verzweiflung nahe und entſchloſſen uns endlich auf gut Glück, dem erſten Dorf uns zu nähern. Wir riefen uns den Schwur ins Gedächtniß, daß wir, wenn das Schickſal uns noch einmal in die Hände der Ruſſen liefern ſollte, bis zum letzten Blutstropfen uns vertheidigen und im äußerſten Falle uns lieber gegenſeitig den Tod geben wollten, als uns nach Manglis zurückſchleppen und durch die Hände unſerer eigenen Cameraden zu todt peitſchen zu laſſen.

An der oberen Grenze der Waldregion erblickten wir die Minaretſpitzen einer tartariſchen Moſchee. Wir näherten uns vorſichtig in der Abenddämmerung und trafen zwei Tartaren, welche Buſchwerk abſchnitten. Durch ſie erfuhren wir, daß wir

*) Wahrſcheinlich die Capra caucasica.

etwa 30 Werſte von der Stadt Gumri uns befanden, wo die Ruſſen eine große Feſtung erbauten. Die Grenze lag nur eine kleine Tagreiſe vor uns und der lange blaue Fluß, welchen wir von den Gipfeln der Berge herab geſehen, war wirklich der Arpatſchai, jenſeits deſſen die Türkei beginnt. Wir geſtanden den Tartaren offen unſer Vorhaben, da ſie uns doch an unſerm zerlumpten von den Sträuchern zerriſſenen Anzuge, an unſerm verwilderten und hungrigen Ausſehen ſchwerlich für ruſſiſche Soldaten im Dienſte gehalten, ſondern für das erkannt hätten, was wir waren. Der Mahnung des alten Tartaren in Manglis eingedenk ſagten wir den Leuten, daß unſer feſter Entſchluß ſei, auf türkiſchem Boden gute Moslims zu werden. Wir beſchworen ſie bei Allah und dem Propheten, uns Lebensmittel aus dem Dorfe zu ſchicken, da ſie ſelbſt uns riethen, ihnen nicht bis in das Dorf zu folgen. Nach ihrer Ausſage fand ſich in der Nähe ein Koſakenpoſten und die Ufer des Arpatſchai waren, wie ſie verſicherten, von ruſſiſchen Militairpiquets ſo ſtrenge bewacht, daß uns wenig Hoffnung blieb, auf dieſer Seite die Grenze zu paſſiren.

Die Tartaren gingen in eiligem Schritt nach ihrem Dorf. Einer der Unſrigen, der ſehr gut tartariſch verſtand, ſchlich ihnen durch die Büſche nach, um wo möglich ihr Geſpräch zu erlauſchen und ſich zu überzeugen, ob es auch redliche Leute ſeien, denen man trauen dürfe. Die Tartaren gingen aber im tiefſten Schweigen nach Hauſe, kamen jedoch nach einer Stunde mit drei andern Männern zurück, von denen Einer einen weißen Turban trug. Dicht an dem Geſträuche, wo unſer Camerad auf der Lauer war, vorübergehend, hörte ſie dieſer eifrig reden. Er ſchlich behutſam im Dickicht hinter ihnen her und konnte von ihrem Geſpräche ſo viel verſtehen, daß ſie über das, was mit uns geſchehen ſolle, verſchiedener Meinung waren. Einer, der,

wie wir ſpäter vernahmen, in der orientaliſchen Leibgarde des Fürſten Paskewitſch zu Warſchau gedient hatte, verlangte, daß man ſogleich die Koſaken von unſerm Verſteck benachrichtige. Der Mann im weißen Turban ſuchte ihn aber zu beruhigen und wollte erſt mit uns reden.

Die Tartaren trafen uns am verabredeten Orte. Der Weißbeturbante war ein Mollah, ein ſchöner Greis mit ehrlichem Geſicht. Ihm vertrauten wir offen unſere Leidensgeſchichte und unſer Vorhaben an. Er verſank in ein langes Sinnen. Zu unſerer äußerſten Ueberraſchung redete uns inzwiſchen einer der Tartaren in gebrochnem Polniſch an und ſagte uns, daß er in Warſchau geweſen. Wir waren davon ſo freudig ergriffen, daß wir den Mahomedaner faſt umarmt hätten. Aber unſer Camerad, den wir als Kundſchafter ausgeſchickt, war inzwiſchen zu uns geſtoßen. Wüthend ergriff er den polniſch redenden Tartaren am Barte, hielt ihm den verrätheriſchen Rath vor, den er ſeinen Landsleuten gegeben und drohte ihn zu tödten. Der alte Mollah trat verſöhnend dazwiſchen und verſicherte uns ſeines Schutzes und Beiſtandes, wenn wir wirklich die ernſtliche Abſicht hätten, nach der Türkei zu fliehen und zum Islam überzutreten. Wir betheuerten es, obwohl wir heimlich zu unſerm Gott und zur heiligen Jungfrau beteten, daß ſie uns die Nothlüge verzeihen mögen, denn wir wollten nur aus der ruſſiſchen Hölle fliehen, nicht aber unſerer heiligen Religion untreu werden.

Ehe ſich der Mollah entfernte, mußte er auf ſeinen Bart und bei dem Propheten ſchwören, daß er uns nicht verrathen wolle. Zu demſelben Schwur nöthigten wir auch die Andern. Den ehemaligen Leibgardiſten wollten wir als Geiſel zurückbehalten. Doch bat uns der Mollah es nicht zu thun und ſeinem Worte zu trauen, mit dem er für die Verſchwiegenheit des Mannes bürge. Vor Allem aber wollten wir Lebensmittel haben. Die Tartaren

waren leider mit leeren Händen gekommen. Der peinigende Hunger hätte uns faſt verleitet, mit ihnen ins Dorf zu gehen. Aber der Mollah warnte uns mit der Bemerkung, daß dort auch armeniſche Bauernfamilien wohnten, die uns gewiß den Ruſſen verrathen würden. Schwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung entließen wir ſie. Der Mollah hatte uns zuletzt noch den Rath gegeben, während der Nacht zu wachen, da es möglich ſei, daß unſere Gegenwart dennoch von Andern bemerkt und den Ruſſen verrathen werden könne.

Zwei bange Stunden vergingen. Die Nacht war eingebrochen und die Stille wurde nur zuweilen durch das ferne Heulen der Dorfhunde unterbrochen. Da die Entfernung zum Dorf nicht groß war und der Mollah uns ſo beſtimmt verſprochen hatte, die Lebensmittel uns ſogleich zu ſenden, wurde unſer Argwohn wieder wach und wir machten uns bereits Vorwürfe, daß wir den Schwüren der Tartaren ein ſo thörichtes Vertrauen geſchenkt und ſie entlaſſen hatten, ohne den Mollah und den Warſchauer als Geiſeln zurückzubehalten.

Wir ergriffen unſere Gewehre und ſtellten uns auf die Lauer. Unſere Beſorgniß war nicht unbegründet. Bald hörten wir in der Dunkelheit Pferdewiehern und ferne Stimmen. Unſere Cameraden, die noch am beſten auf den Beinen waren, ſchlichen ſich als Späher über die Buſchgegend hinaus und kamen mit der Schreckensbotſchaft zurück, daß ſie deutlich ruſſiſche Stimmen gehört. Inzwiſchen verhallte das Pferdegetrabe und Alles um uns her war wieder ſtille wie ein Grab. Sogar die wachſamen Dorfhunde ſchienen in Schlaf verſunken.

Noch ehe der Morgen graute, kam einer der Tartaren, den wir Tags zuvor im Walde getroffen mit drei Andern, die wir noch nicht geſehen. Sie brachten uns eine große Schüſſel mit Reis und ein gebratenes halbes Lamm, auch Brod und Früchte.

Unſere Gegenwart, ſagte er, ſei von einem Armenier des Ortes den Ruſſen verrathen worden. Der Koſakenhauptmann habe den Mollah zu ſich gerufen und ihm gedroht, aber nichts von ihm erfahren. Da die Koſaken unſern Verſteck nicht genau gewußt, habe einer der Tartaren ſie auf falſchen Weg geführt, um ſie von unſerer Spur abzuleiten. Da man uns ſchon als Glaubensgenoſſen betrachtet, werde uns kein Tartar verrathen, wenn nicht jener Mann, der in Warſchau geweſen und als Säufer und ausſchweifender Menſch unter der Ortsbevölkerung ein Gegenſtand des Abſcheus und der Verachtung ſei.

Als unſer heftige Hunger befriedigt war, erwachte wieder neuer Lebensmuth. Wir beſchloſſen ſogleich unſern Marſch fortzuſetzen. Die Tartaren riethen uns, nicht über den Arpatſchai zu gehen, der von den ruſſiſchen Grenzpoſten allzuſorgfältig bewacht ſei, ſondern mehr nördlich über die Gebirge von Achalziche zu wandern, wo es uns weit leichter gelingen werde, das türkiſche Gebiet zu erreichen. Wir nahmen dankbar Abſchied von den Leuten. Aber kaum war der erſte Morgenſtrahl aufgegangen, als wir das ferne Hurrah der Koſaken hörten, die von vielen tartariſchen Reitern begleitet uns den Weg nach dem Thale abſchnitten. Wir zogen uns in Gebüſche zurück und feuerten auf die nächſte Reitertruppe, die in das Dickicht einzubrechen verſuchte, eine volle Salve. Zwei Koſaken und ein Tartar ſtürzten und die übrigen ergriffen feige die Flucht. Wir zogen uns wieder nach den oberſten Höhen zurück, von denen wir herabgekommen waren, ohne uns nur Zeit zu laſſen, die Gefallenen zu unterſuchen. Bald aber ſahen wir einen einzelnen Reiter mit einem grünen Zweige uns winkend gegen uns herankommen. Wir erkannten einen von den Tartaren, welche uns Lebensmittel gebracht. Er ſagte, der Mollah ſei wieder an der frühern Stelle des Waldes und wolle mit uns ſprechen. Von den Koſaken ſei

jetzt gar nichts zu fürchten. Sie hielten uns für doppelt ſo zahlreich als wir wären, ſeien nach ihrem Poſten zurückgekehrt und hätten nach Gumri um Verſtärkung geſchickt, die aber gewiß nicht vor dem Abend anlangen werde.

Als wir Mißtrauen zeigten, erbot ſich der Mann als Geiſel bei uns zu bleiben. Ich ging mit drei meiner Cameraden nach der bezeichneten Stelle hinab. Die übrigen blieben oben zurück und hielten den Tartaren einſtweilen in Gewahrſam. Der Mollah war wirklich zur Stelle gekommen mit zwei der Leute, die ihn am Abend zuvor nach dem Walde begleitet hatten. Wir hörten zu unſerm Erſtaunen, daß der tartariſche Reiter, den wir vom Pferde geſchoſſen, derſelbe alte Soldat des Fürſten von Warſchau war, der uns polniſch angeredet. Wir hielten das für ein Gericht Gottes. Denn der Mann hatte trotz ſeinem Schwur unſer Verſteck den Ruſſen verrathen, die von unſerer Nähe bereits Kenntniß gehabt. Die übrigen männlichen Ortsbewohner waren nur gezwungen aufgeſeſſen und den Ruſſen gefolgt, hatten aber bei den erſten Schüſſen recht gerne mit den Koſaken die Flucht ergriffen. Nur die Liſt des Mollah, der den Koſakenhauptmann beredet, ſeine Mannſchaft in zwei Haufen zu theilen, deren einer auf eine falſche Fährte geleitet wurde, hatte uns gerettet. Unſer Vertrauen auf den alten Prieſter hatte uns nicht getäuſcht. Er erinnerte uns an unſer Verſprechen, auf türkiſchem Boden Mahomedaner zu werden, gab uns gleichfalls den Rath, den Weg über die Berge von Achalziche zu nehmen, und entließ uns mit ſeinem Segen, nachdem er uns noch die genaueſte Auskunft über den Weg und guten Rath über unſer Verhalten gegeben, wenn wir den Leuten des Paſcha von Kars in die Hände fallen ſollten, welcher ruſſiſch geſinnt ſei und vielleicht aus Furcht oder aus Gewinnſucht uns den Ruſſen wieder ausliefern könnte. Wir eilten zu den Unſrigen zurück, erzählten was wir von dem Alten ge-

hört, entließen den Tartaren und wanderten den ganzen Tag über die rauhen Berggipfel. Am folgenden Morgen gelang es uns eine wilde Ziege auf dem Anſtand zu ſchießen. Da es auf dieſen kahlen Höhen auch nicht das kleinſte Stückchen Holz gab, mußten wir das Fleiſch ganz roh genießen.

Nachdem wir einige Stunden geraſtet, wanderten wir immer der bezeichneten Himmelsrichtung folgend weiter. Es war empfindlich kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken und ein ſchneidender Luftzug wehte uns denſelben ins Geſicht. Gegen Abend erblickten wir ein kleines Feuer, deſſen Licht wir folgten und zu einigen Hütten von armen ruſſiſchen Grenzanſiedlern kamen. Koſaken ſchienen hier nicht in der Nähe zu ſein. Man konnte die waldloſen Berge auf eine weite Strecke überſchauen. Die Anſiedler waren Duchoborzen aus der Moloſchna, die man ihres ketzeriſchen Glaubens wegen zur Auswanderung aus Rußland nach dieſen rauhen fernen Grenzgebirgen jenſeits des Kaukaſus gezwungen hatte. Es ſchienen ehrliche und gutmüthige Leute, die ihre Küche mit getrocknetem Kuhmiſt heizten und uns gaben was ſie hatten. Sie erzählten uns weinend von den Bedrückungen und Mißhandlungen, die ſie von den Ruſſen vor ihrem Aufbruch nach den Kaukaſusländern zu erdulden hatten und wie man ſie ihrer Habe beraubt und aus ihren fruchtbaren Wohnſitzen hinausgeſtoßen habe. Die Mehrzahl von ihnen war den Strapatzen der Reiſe und den Entbehrungen nach der erſten Anſiedelung erlegen. Ihre verſchiedenen Ortſchaften waren im Gebirge umher zerſtreut. Auch deutſche Coloniſten, ſagten ſie, wohnten in der Nähe, aber ſie warnten uns vor ihnen, und wir beſchloſſen in der folgenden Nacht, wo wir die Grenze überſchreiten ſollten, das deutſche Dorf zu umgehen. Wir gaben den armen Duchoborzen, die uns mit Speiſe und Trank erquickt hatten, den Reſt unſerer Kopeken, da wir wohl wußten, daß uns

bei den Türken ruſſiſche Münzen nichts mehr nützen würden. Die guten Leute füllten uns noch unſre Feldflaſchen mit Wodka und nahmen mit den beſten Wünſchen Abſchied von uns.

Am folgenden Tage waren die Berghöhen von einem dichten Nebel bedeckt. Man konnte keine zehn Schritte vor ſich ſehen und bei der Steilheit der Felswände war das Herabſteigen über Abhänge und Schluchten, durch die das Regenwaſſer hinabrauſchte, ſehr gefährlich. Dafür glaubten wir den Vortheil zu haben, die Grenze, die auf dieſer Seite kein beſtimmtes Gewäſſer, ſondern die Bergkette ſelber bildet, überſchreiten zu können, ohne von den ruſſiſchen Grenzpoſten beobachtet zu werden. Nicht nur der Peſt und des Schmuggels wegen, ſondern mehr noch um die Deſertionen der Soldaten und die Flucht der Eingebornen nach der Türkei hinüber zu hindern, war die Grenzlinie in letzter Zeit bedeutend verſtärkt worden. Man hatte uns geſagt, daß wir auf dem jenſeitigen Abhang des Gebirges nichts mehr zu fürchten hätten, da keine Koſakenpoſten über die Höhen hinüberreichen und das türkiſche Gebiet bereits jenſeits der Berge beginne. Wir gaben uns ſchon der ausgelaſſenſten Freude hin, daß wir den Boden Rußlands und mit ihm unſern Kerker im Rücken hätten und keine Gefahr mehr fürchten dürften.

Wie groß war aber unſer Schrecken, als tief im Thale unten der Nebel fiel und wir in ganz geringer Entfernung vor uns einen letzten Koſakenpoſten bemerkten. Es war zu ſpät uns zurückzuziehen. Wir marſchirten in Reihe und Glied auf und gingen in regelmäßigem Paradeſchritt vorwärts. Die Liſt gelang. Die Koſakenſchildwache hielt uns für ein ruſſiſches Streifpiquet. Wir umringten das Haus, nahmen ſieben halb betrunkene Koſaken ſammt der Schildwache gefangen und erfuhren von ihnen, daß wir im Nebel den Weg nach der Grenze verfehlt. Der Poſten war 30 Mann ſtark, aber an demſelben Tage waren

2 Mann unter dem Commando eines Unteroffiziers nach einem andern Grenzpoſten aufgebrochen, um zu patrouilliren. Aus Gumri war die Anzeige von unſerer Flucht gekommen mit der Meldung, daß eine Abtheilung Infanterie die Koſakenmannſchaft der Grenzpoſten verſtärken ſolle. Die Wache hatte uns nun für eine dieſer erwarteten Abtheilungen aus der ruſſiſchen Feſtung gehalten. Wir durften mit dem Ausgang unſers Abenteuers zufrieden ſein. Der Küchenvorrath der Koſaken erquickte uns und der Reſt wurde in unſere Torniſter verpackt. Wir nahmen ihnen auch die Pferde ab und banden ihnen zuletzt auf ihren eignen Wunſch Hände und Füße. Denn da ſie inzwiſchen nüchtern geworden, erſchraken ſie vor der Verantwortlichkeit, da ſie ſo ohne Widerſtand uns hatten einziehen laſſen. Sie fürchteten ſich vor der ſtrengen Strafe und beredeten ſich wie ſie den Fall am beſten rechtfertigen konnten. Der dicke Morgennebel kam ihnen wohl zur Entſchuldigung zu ſtatten, auch unſere überlegene Zahl und die Ankündigung eines ruſſiſchen Infanteriepiquets aus Gumri. Aber Prügel wird es für die Armen dennoch genug geſetzt haben. Wir verſchloſſen auf ihre Bitte das Poſtenthor und eilten ſammt der Beute den Bergen zu, die wir nach Mittag überſtiegen und wo wir endlich ohne weiteres Abenteuer die gehoffte Zufluchtsſtätte zu finden glaubten.

Bei dem erſten türkiſchen Grenzpoſten machten wir halt, erzählten unſer Schickſal und ſprachen unſern Wunſch aus, nach Konſtantinopel geſchafft zu werden. Wir mußten unſere Waffen abliefern und unſere Ankunft wurde noch an demſelben Tage dem Paſcha von Kars gemeldet. Der Häuptling dieſes türkiſchen Grenzpoſtens war der Sohn eines laſiſchen Dere-Bey's, welcher uns gleich anfangs überreden wollte, in das Gebirge weiter zu fliehen und dort den Schutz eines andern laſiſchen Thalfürſten anzurufen, welcher vom trebiſonder Paſcha abhängig ſei. Wir

trauten aber ſeinen Worten nicht und verlangten nach Kars geführt zu werden. Inzwiſchen vernahmen wir, daß der ruſſiſche Feſtungscommandant in Gumri an den Paſcha von Kars einen drohenden Brief geſchrieben habe, worin er unſere Auslieferung verlangte. Vier Tage vergingen in ängſtlicher Erwartung unſeres Schickſals. Zwiſchen Kars und Gumri gingen die reitenden Boten ab und zu. Endlich wurde uns eröffnet, daß wir uns beeilen müßten Moslims zu werden, wenn wir der Auslieferung entgehen wollten. Der laſiſche Thalherr wiederholte ſein Anerbieten, uns zur Flucht nach den laſiſchen Bergen zu verhelfen. Wir nahmen jetzt den Vorſchlag an und wurden bei Nacht im Geleite einer bewaffneten Karawane von Bergbewohnern nach dem Innern gebracht.

Schon am erſten Tage hatte man die Hälfte meiner Cameraden von uns getrennt. Am zweiten Tage verſchwanden wieder vier, obwohl wir die Laſen durch Bitten und Verſprechungen zu bewegen ſuchten, uns beiſammen zu laſſen. Man erwiederte, daß unſere eigene Sicherheit die Trennung fordere. Als ich am dritten Morgen nach unſerer Flucht vom türkiſchen Grenzort erwachte, waren auch meine beiden letzten Landsleute und Cameraden verſchwunden. Bisher hatte ich alle Leiden, alles Ungemach, alle Entbehrungen ſtandhaft ertragen und in ruhiger Ergebung mich in mein Schickſal gefügt, den Gefahren muthig die Stirne geboten. Jetzt entſank mir aller Muth und ich brach in lautes Weinen aus und verfluchte mein Schickſal.

Gar bald war mir meine Lage klar geworden. Der ſchändliche Thalherr hatte uns an Sclavenhändler verkauft. Man vertheilte uns im Lande. Mich brachte man in ein Thal der Landſchaft Adſchara. Dort ſollte ich als Sclave arbeiten bei einem ziemlich harten Herrn, deſſen Leibeigner kurz zuvor geſtorben war. Schmerz und Verzweiflung, die ſich zu den ausgeſtandenen Lei-

den und zur Ungeſundheit der Gegend geſellten, zogen mir eine bösartige Krankheit zu. Fieberſchauer ſchüttelte meinen Körper, meine Kräfte ſchwanden, und wenn ich auch von Zeit zu Zeit mich wieder erholte und die mir angewieſenen Arbeiten nothdürftig verrichten konnte, ſo war doch vorauszuſehen, daß ich dieſes Leben nicht lange mehr treiben könne. Mein Herr, Ali Beg, ſchien zu fürchten, daß er die erlegte Kaufſumme bald verlieren werde. Dies bewog ihn, meinen Bitten mich an einen türkiſchen Händler wieder zu verkaufen endlich nachzugeben. Ali Beg hatte ein ſchönes junges Weib, die mit meinem Elend Mitgefühl zu haben ſchien und meine Bitte unterſtützte. Nachdem ich das Sclavenleben in den öden Bergen Adſchara's ein halbes Jahr gekoſtet, wurde ich nach Riſeh verhandelt und von dort zu Waſſer nach Trebiſond geſchickt. Ich hatte den Adſcharan glauben zu machen gewußt, daß ich einen Bruder in Trebiſond habe, der unter dem Schutze des franzöſiſchen Conſuls ſtehe und ein Löſegeld für mich zahlen werde. Dieſe Erfindung hatte Ali Begs Geiz beruhigt. In Trebiſond wäre ich beinahe durch Verwechſelung wieder ins Unglück geſtürzt, indem mich der Sclavenhändler, ich weiß nicht ob gefliſſentlich oder irrigerweiſe, in das Haus des ruſſiſchen Conſuls brachte. Doch gelang es mir zu entwiſchen und bei dem franzöſiſchen Viceconſul, der damals ein gar lieber, menſchenfreundlicher alter Herr war, eine Zufluchtsſtätte zu finden. Derſelbe nahm mich unter den Schutz Frankreichs und beförderte mich nach Konſtantinopel, wo ich in Galata wieder in meinem Berufe arbeitete, eine Griechin heirathete und mit ihr zwei Kinder zeugte. Mein Weib und meine Kleinen werden ſich freuen, wenn ich ihnen einmal aus Perſien nebſt dem Gelde, das ich in Ihrem Dienſt zu erſparen hoffe, noch recht ſchöne Sachen mitbringe. Mit meiner Glaſerprofeſſion konnte ich nichts erübrigen. Mein Schickſal hat ſich aber leidlich gebeſſert. Graf

Zamoyski hat mir öfters kleine Beträge von den Unterſtützungsgeldern zukommen laſſen, welche unſer alter guter Fürſt Czartoryski für die polniſchen Flüchtlinge aus dem Kaukaſus angewieſen hat. Da aber deren Zahl in Konſtantinopel ſich beträchtlich mehrte, ſo kam von den Geldern nur ſehr wenig auf den Mann. Seltſam genug iſt es, daß ich von den vierzehn Cameraden, welche mit mir aus dem Lager Manglis geflohen, keinen mehr geſehen habe. Sie mögen daraus entnehmen, wie viele Polen, die aus den ruſſiſchen Caſernen geflüchtet, in den Bergen der Grenzländer zerſtreut als Sclaven leben mögen oder dort ihrem harten Schickſal erlegen ſind. Ich meinerſeits würde gerne mit meiner Lage zufrieden ſein, ja mir jeden Biſſen vom Mund abſparen, wenn ich nur einem meiner damaligen Unglücksgefährten zur Freiheit verhelfen oder wenigſtens erfahren könnte, was aus ihnen geworden."

So beiläufig lautete die Geſchichte des Polen Johann Saremba, die er mir in ziemlich ſchlechtem Italieniſch, aber mit dem Accente der reinſten Wahrheit erzählte. Ich fand ſie intereſſant genug, um ſowohl die Hauptzüge als manche für die transkaukaſiſche Grenzbevölkerung charakteriſtiſche Einzelheiten in meinem Tagebuch aufzuzeichnen. Ueber dem Geſichte des Polen lagerten wieder recht trübe Schatten, als er beim Schluß ſeiner Erzählung auf das traurige Schickſal ſeiner im Orient zerſtreuten Landsleute zu reden kam und auf ſeinen treuherzigen Schnurrbart fielen feuchte Seufzer, als er mir nochmals den Tſchibuk ſtopfend und das letzte Täßchen reichend im wehmüthigſten Tone gute Nacht wünſchte.

V.

Von Gumyſch-haneh nach Erzerum. Geologiſche Verhältniſſe. Yenis-kaleh. Baiburt. Ein türkiſcher Führer. Dorf Maſſat. Der Hoſchabunar. Ankunft in Erzerum.

Wir brachen am 29. Mai in früher Morgenſtunde von Gumyſch-Haneh auf und erreichten nach dritthalbſtündigem Ritt die kleine türkiſche Ortſchaft Dekôi, in deren Umgegend nahe der Karawanenſtraße ſehr merkwürdige Mineralquellen entſpringen. Aus flachem Grunde ſprudelnd bauen dieſe Quellen gewölbte domartige Felſen auf von beiläufig 20 Fuß Höhe und 10 Fuß im Durchmeſſer, aus halbzolldicken Schichten von kohlenſaurem Kalk beſtehend, welche überaus regelmäßig auf einander lagern. Die Farbe dieſes Quellenkalks iſt ſchmutzgelb ins Graue ſpielend, an manchen Stellen mit einem Anflug von Roſtgelb oder Roth, welches den Eiſengehalt des Waſſers andeutet. Die kalten Quellen ſprudeln aus Granit und führen auf demſelben dieſe wunderlichen durchaus ſymmetriſchen Kuppeln aus ihrem Tuffniederſchlage auf.

In geringer Entfernung ſüdlich von Gumyſch-Haneh beobachtete ich den Granit in ſehr mächtiger Entwicklung. Er bildet hohe, ſteile, kahle, röthliche Felſen, welche der Verwitterung ſtark widerſtehen und nur höchſt ſpärliche Vegetation tragen.

Quarz und Glimmer ist in seinen Bestandtheilen verhältnißmäßig sehr spärlich vorhanden. Zuweilen ist dieser Granit durch Porphyr unterbrochen, welcher wahrscheinlich jüngern Ursprungs ist und den Granit zu durchsetzen scheint. Der zersetzenden elementarischen Einwirkung widersteht der Porphyr in geringerm Grade als der Granit. Die Verwitterung seiner Oberfläche ist weiter fortgeschritten und der Vegetation günstiger. Wirklich reich und üppig ist die Vegetation nur auf dem Alluvialboden am Ufer des Flüßchens Gumysch-Haneh-su, wo schöne Obst- und Gemüsegärten stehen. Jene Naturherrlichkeit, welche das kolchische Bergland charakterisirt — das frische Grün, die reiche Pflanzenwelt, der edle Waldcharakter mit den verschlungenen Reben, den wilden Früchten, den Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen — hatte bereits zwischen Arrasé und Gumysch-Haneh sein Ende erreicht. Die dürftigere Flora, die rauhere Luft, die immer seltner werdenden Wälder, der kleinere Baumwuchs — alles deutete bereits den Uebergang zu dem alpinen Naturcharakter Armeniens an.

Fünf Stunden südlich von Gumysch-Haneh ragt zur Linken des Weges ein gewaltiger Steinberg empor, dessen zackigen Gipfel die ziemlich umfangreichen Ruinen eines alten Burgschlosses von höchst malerischen Formen krönen. Meine türkischen Reisegefährten nannten das Schloß Genis-kaleh und schrieben seine Gründung den Genuesern zu. Nie habe ich in irgend einer Gegend Deutschlands, selbst nicht in den Alpen, eine Burgruine in kühnerer Lage gesehen. Auch die Felsscenerie der nach dem Flüßchen gekehrten Seite des Steinberges findet an Schroffheit und Wildheit der Massen nicht leicht ihres Gleichen. Von allen Felsnestern, welche wie Adlerhorste auf schwindelnder Höhe thronen, könnte ich nur die afrikanische Stadt Constantine von der Seite des Rummelsturzes gesehen mit

dieſem „Genueſer Schloß" Vorderaſiens vergleichen. Fürchterliche Felszacken und Nadeln, ungeheuere Steinklumpen von den wildeſten Formen ſtarren von der Rieſenwand überhängend auf die Karawanenſtraße herab und ſcheinen ſie mit einem Sturze zu bedrohen. Die Baſis dieſes merkwürdig ſteilen Felſen bildet ein Porphyr, welcher hier den Kalk und Thonſchiefer bei ſeiner Erhebung zerſprengt, die Trümmer mit ſich emporgeriſſen und die ungeheueren Klumpen über einander aufthürmend dieſes ſeltſame Felſenchaos geſchaffen hat. Nie in meinem Leben iſt mir eine Stelle vorgekommen, welche die Hebung und Aufrichtung geſchichteter Gebirgsmaſſen durch plutoniſches Geſtein ſo deutlich nachweiſt. Der Ruck und die Zerſtörung bei dem Zerſprengen des älteren Geſteines waren ſo mächtig, daß bei dem Kalk und Schiefer, welche mit dem Porphyr in unmittelbarer Berührung ſtehen faſt jede Spur von Schichtung verſchwunden iſt. Die wenigen erhaltenen Schieferſchichten ſtehen völlig auf dem Kopf. Verfolgt man den Weg eine Strecke weiter, ſo ſieht man den Porphyr verſchwinden und den Schiefer alſobald wieder in Schichten von ſehr regelmäßiger Abſonderung, welche ſchwach von Nordoſt nach Südweſt ſich neigen oder zu Tage treten.

Wir überſchritten an dieſem Tage abermals einen Gebirgsgraht von alpiner Höhe. Die Phyſiognomie der niedern Vegetation deutete an, daß wir auf der Höhe dieſes Grahtes, bereits oberhalb der Waldregion ſtanden. Ein ſehr regelmäßig geſchichteter Kalk, welcher an Form und Farbe unſern norddeutſchen Kreidebildungen ziemlich nahe kommt, trat oben zu Tage. Ich ließ hier einige Stunden halt machen in der Hoffnung eine Spur von Verſteinerungen zu finden, war aber nicht glücklich. Ich bemerkte ziemlich viele Vögel, Schwärme von wilden Tauben, Emmerlingen, Singvögeln und Finken, welche auf der Reiſe waren, und in dieſen kühlen Höhen den „Kef" feierten. Nur

der Kukuk, deſſen klagende Stimme einſam aus den Felsſchluchten hervorklang, mag wohl ein bleibender Bewohner dieſes Berglandes ſein, der wohl die Gegend wechſelt nicht aber das Land verläßt. Unſer Nachtquartier an dieſem Tag war das türkiſche Dörfchen Balahor.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt Baiburt, am Ufer eines Armes des Tſchorokh gelegen, welcher in dieſer Jahreszeit waſſerreich und reißend iſt. Es iſt eine armſelige größtentheils von Türken bewohnte Stadt. Die Zahl der armeniſchen Familien wurde mir auf nahe an hundert angegeben. Früher ſtand die Bevölkerung im Rufe des Fanatismus und des grimmigen Haſſes gegen alle Europäer. Jetzt haben Armuth, Elend, Nizam-Aushebungen und beſonders der Beſuch der Ruſſen im Jahr 1828 den Trotz der Bewohner gebrochen, ſie zahm und demüthig gemacht. Mein polniſcher Diener fragte einen weißbärtigen Türken, in deſſen harten gefurchten Zügen noch ein Reſt der alten Geſinnung deutlich geſchrieben ſtand, nicht ohne ſpöttiſche Betonung: ob der „Moskof" wirklich bis hieher gekommen ſei? „Geldi!" (gekommen) antwortete der alte Türke lakoniſch kurz, aber in einem merklich melancholiſchen Ton. Bekanntlich haben die Türken von Baiburt gegen Paskewitſch einen letzten Widerſtand verſucht, aber mit all' ihrem Fanatismus, ihrem Frankenhaſſe gegen die ruſſiſche Kriegskunſt ſchmählich den Kürzern gezogen.

In Baiburt hat man bereits einen Vorgeſchmack von jenen öden, heruntergekommenen, halbverfallnen und faſt ausgeſtorbenen Städten, welche von hier durch die ganze aſiatiſche Türkei bis an die perſiſche Grenze in einer Reihenfolge ſteigenden Elends fortdauern. Nur Erzerum macht hiervon eine Ausnahme, obwohl auch dieſe Hauptſtadt des türkiſchen Armenien ſchwer gelitten hat. Als vermittelnder Stapelplatz des perſiſchen Han-

dels mit Europa, als Vereinigungspunkt der Karawanen wird Erzerum nicht in den gleichen Verfall gerathen wie die kleineren Zwiſchenſtädte, an welchen die Karawanen nur flüchtig vorüber ziehen. In der nächſten Umgebung der Stadt Baiburt ſieht man an den Ufern des Tſchorokh Gärten mit ziemlich ſchönen Fruchtbäumen. An uncultivirten Stellen auch Weiden, Berberizaſtauden und wilde Roſenbüſche. Die Berge der Gegend beſtehen aus kahlen Kalkfelſen. Auf ihren Gipfeln lagen zu Ende des Maimonats noch bedeutende Schneemaſſen.

Nach kurzer Raſt ſetzten wir unſere Reiſe fort. Zwei Stunden ſüdöſtlich von Baiburt entſpringen dicht an der Landſtraße ſehr reichliche Mineralquellen aus Thonſchiefer. Ihr kalkiger Niederſchlag richtet auch hier Tuffſchichten bis zu bedeutender Höhe und Ausdehnung auf. Doch haben dieſe Quellbildungen nicht die reguläre coniſche oder gewölbte Form wie bei den Tuffformationen der verſchiedenen Mineralquellen im Nordweſten. An dieſem Tage begegnete uns ein Abenteuer, das eine tragiſche Geſtalt nehmen zu wollen ſchien und einen ziemlich komiſchen Ausgang hatte. Südöſtlich von Baiburt findet man in der Nähe des gewöhnlichen Karawanenweges keine Ortſchaft für das Nachtquartier. Unſere türkiſchen Reiſegefährten waren in Baiburt zurückgeblieben. Der neue Pferdeführer war ein Menſch von höchſt abſchreckender bösartiger Phyſiognomie. Er behauptete zwar daß er ein Türke ſei, aber das lange, verzerrte Geſicht, die große krumme Naſe, die buſchigen Brauen, der wetterbraune Teint, der wulſtige Turban und der lumpige Anzug hatten mehr etwas Kurdiſches oder Jeſidiſches. Dazu ſprach der Kerl ein Türkiſch, von dem ich nichts und mein Diener, der doch in der Stambulſprache gut bewandert war, wenig verſtand. Er war auch gar kein Freund von vielen Worten und quäckte, wenn ich hie und da eine Frage über die Landesverhältniſſe an ihn rich-

tete ſeine Antwort in einem unarticulirten ſchnarchenden Kehltone heraus, welcher wie eine Mißgeburt von Nachtkauz und Schakal klang. Dabei verzerrte ſich ſein häßliches Geſicht ſo widerlich, ſeine Augen grinſten, ſein Gebiß fletſchte ſo hyänenartig, daß ich unwillkürlich an den fürchterlichen Bob von Texas erinnert wurde, welchen uns Maſter Charles Seasfield in ſeinem Cajütenbuch ſo plaſtiſch gezeichnet hat.

Als der Kerl die gewöhnliche Straße verlaſſend nach der Berghöhe hinaufritt, glaubte ich erſt an die Nähe eines Dorfes, faßte mich in Geduld und ritt ſchweigend, aber in übelm Humor hinter dem unheimlichen Führer her. Der Pole folgte den Packpferden, und der argwöhniſche Blick, welchen er bald auf den häßlichen Geſellen bald nach den wilden Höhen vor uns warf, ſagte mir hinreichend, daß auch in ihm allerlei böſe Ahndungen dämmerten. Es mag hier die Bemerkung ſtehen, daß ſelbſt ein ſehr harmloſer und vertrauensvoller Charakter ſich auf orientaliſchen Reiſen, beſonders in mehr oder minder gefährlichen Gegenden wie ich ſie ſeit drei Jahren durchzogen hatte, verändert, ſeine Gutmüthigkeit verliert, allmählig wohl gar in das Gegentheil umſchlägt. Durch die Gewohnheit beſtändig mit Schurken zu verkehren, welche vom Häuptling bis zum Roßhirten herab in der Regel an nichts denken als jeden europäiſchen Reiſenden zu übervortheilen, ihn mit Liſt oder Gewalt zu plündern, gewöhnt man ſich auch an beſtändige Wachſamkeit und Vorſicht, welche ſich in gefährlichen Gegenden wohl zum äußerſten Argwohn ſteigert. Menſchenkenntniß und Erfahrung reichen nicht immer aus. Die unſelige Gewohnheit, von Menſchen und Dingen immer die Nachtſeite zuerſt zu erſpähen, erzeugen oft finſtere Beſorgniſſe wo ſie nicht am Platze ſind.

Die Gegend, durch welche wir ritten, wurde immer wilder und wegloſer, ein Buſchwald, verſchiedene Gebirgsbäche waren

paſſirt. Die kahlen Höhen vor uns, die Ausſicht auf eine unwirthliche Bergwüſte ſteigerten meine Angſt. Die Abendſchatten lagerten ſich bereits über die düſtere Gegend, der graue Wolkenhimmel drohte mit Regen. Ich hatte den Türken ſchon ein paarmal gefragt: ob dieß auch wirklich der rechte Weg nach dem Nachtquartier. Er hatte es immer bejaht, aber ſeine buſchigen Brauen dabei ſo unheimlich zuſammengezogen, die Lippen bei jeder Antwort ſo höhniſch gezuckt, daß mein Argwohn höher ſtieg. „Aber wo liegt denn Dein verdammtes Neſt?“ fuhr ich ihn an. „Dort!“ erwiederte der Türke kurz, indem er nachläſſig die Hand aufhebend nach einer Schlucht deutete, welche ſich hoch über uns in die Berge einſenkte und aus der uns nichts als wilde Felſen und einiges Geſtrüppe recht geiſterhaft entgegengrinſten. „Aber wie weit iſt es?“ fragte ich mit ſteigender Ungeduld. „Du wirſt früh genug dort ſein um auszuſchlafen.“ „Aber warum verließeſt Du die Straße. Hier iſt keine Spur von einem Weg?“ „Kein anderes Dorf hier — willſt Du auf der kalten Erde ſchlafen — auch gut“ war die Antwort mit dem gewöhnlichen unerſchütterlichen Phlegma und höhniſcher Betonung.

Abermals wurde eine lange bange Stunde weiter geritten. Die Dunkelheit brach ein, finſtere Nebelgeſpenſter lagerten ſich um das ganze Thal, der Regen fiel bereits ziemlich empfindlich, und noch war weder Dorf noch Licht noch eine Spur von Menſchen zu ſehen. „Der Kerl will uns in einen Hinterhalt locken, in eine Mörderhöhle führen. Schau nur ſein Satangeſicht! Wie's lacht voll hölliſcher Bosheit. Gewiß er hat's auf unſere Kehle abgeſehen. Er kann kein Osmanli ſein. Haſt Du je einen Türken geſehen mit ſo ſcheußlicher Fratze und ſolchen Lumpen und ſo kauderwälſcher Sprache? Der Kerl iſt ein Kurde oder Jeſide oder irgend ein anderes Teufelskind!“ Solche Betrachtun-

gen murmelte ich bald für mich, bald rief ich ſie dem Polen zu, von dem ich wieder Reden in gleichem Sinne hörte. Beide beſtürmten wir den Führer mit Vorwürfen und als er in türkiſcher Verſtocktheit ſchwieg, warfen wir ihm alle Schimpfwörter des türkiſchen Lexikons an den Kopf. All' das brachte ihn aber nicht einen Augenblick aus ſeiner Ruhe heraus. Immer in gleichem Schritt ging's vorwärts über Stock und Stein in die finſtere Nacht hinein. Mein Argwohn erreichte den höchſten Grad. Ich zog eine Piſtole und ſie drohend vor das Geſicht haltend wurde erklärt: man werde ihn wie einen Hund niederſchießen, ſobald ſich erweiſen würde, daß er ein verrätheriſcher Spitzbube ſei. Inzwiſchen war's rabenſchwarze Nacht geworden, der riſelnde Regen hatte unſere Kleider durchnäßt. Wir ſpürten den kalten Schauer bis auf die Haut, waren bei gänzlicher Unkenntniß der Gegend völlig in der Gewalt des verdächtigen Menſchen und erwarteten jeden Augenblick unter eine Bande von kurdiſchen Räubern oder Laſen geliefert zu werden.

Als wir ſo bedächtigen Schrittes um eine Steinmaſſe bogen, ſagte der Türke plötzlich ganz ruhig: hier iſt das Dorf! So war es auch. Ein Lichtſtrahl traf unſer geſpanntes Auge und bei dem Schein eines Feuerbrandes erblickten wir bärtige Männer in armeniſcher Kleidung. Wir waren im Dorfe Maſſat angekommen, in welchem einige Jahre früher Hamilton übernachtet hatte. Von den Bewohnern wurden wir ziemlich freundlich aufgenommen und wie gewöhnlich in den Kuhſtall einlogirt. Als wir dort behaglich am Feuer hingeſtreckt ſaßen unſere naſſen Kleider, unſere kalten Glieder wärmend und den ganz erträglichen Pilav verzehrten, fragte mich der häßliche Pferdeführer mit triumphirendem Lachen: haſt Du jetzt noch Luſt mich todtzuſchießen? Meine Angſt war einiger Scham und Reue gewichen. Am Ende war es nicht die Schuld des Kerls, daß in der Nähe der

Straße kein Dorf zum Nachtquartier lag, daß die Dunkelheit uns überfallen, daß der Regen uns eingeweicht. noch weniger konnte man ihn für ſeine Galgenphyſiognomie verantwortlich machen. Ich fühlte das Unrecht das ich gethan. Eine doppelte Portion des klingenden Bakſchiſch mußte es ſühnen und zwiſchen uns Frieden und Verſöhnung ſtiften.

Tags darauf brachen wir in früher Morgenſtunde auf und zogen nach der Paßhöhe des Hoſchabunar-Dagh hinauf, welcher auf der Südſeite gegen Erzerum den Namen Kop-Dagh führt. Es iſt einer der höchſten Gebirgskämme Armeniens. Den Hauptgipfel bildet zur Rechten des Weges eine mächtige trachytiſche Pyramide, welche den beſondern Namen Ak-Dagh führt und wohl die höchſte Spitze ſämmtlicher Gebirgsketten iſt, welche die Hochebene von Erzerum umſäumen. Hamilton ſchätzt hier die Waſſerſcheide auf 10,000 Fuß, was ſicherlich übertrieben iſt. Kinneir, deſſen Auge noch weit ungeübter iſt Berghöhen zu ſchätzen, nennt den Kop-Dagh den höchſten Berg von ganz Armenien, ſelbſt höher als den Ararat, eine Bemerkung welche für jeden Beobachter, der beide Berge geſehen, geradezu lächerlich klingt. Während der Ararat ungeheuere ewige Schneelaſten trägt, iſt auf dem Kop-Dagh zu Anfang des Auguſtmonats gewöhnlich aller Schnee geſchmolzen und bleibt ſelbſt auf dem Ak-Dagh nur in den Schluchten, Furchen und Schlünden dieſes Trachytkegels zurück. Vergleiche ich den Gipfel des Kop-Dagh und Ak-Dagh mit dem des Sichtſchik und Giaur-Dagh, welche ich ſpäter mittelſt des Siedepunkts gemeſſen, ſo ſchätze ich ſie höchſtens auf 10,500 Fuß nach dem Augenmaß. Der Bingöl-Dagh, der jenſeits der ſüdlichen Kette des Gebirges von Erzerum gelegen und von welchem der Araxes entſpringt, erſcheint dem Auge noch um ein beträchtliches höher.

Auf der Kammhöhe des Hoſchabunar waren bedeutende Schneemaſſen im Schmelzen begriffen. Der Weg war an vielen Stellen ſchwierig, unleidlich, gefährlich. Die Pferde ſanken oft bis an den Bauch in Koth und Schnee. Dabei regnete es beſtändig und nur wenige Minuten lang gönnte uns auf der äußerſten Kammhöhe ein flüchtiger Sonnenblick die Ausſicht auf die weite Hochebene des Frat-ſu, an deren ſüdöſtlichem Hintergrund ein dunkler Streifen die Häuſermaſſe der Stadt Erzerum andeutete. Bei reinem Horizont mag von hier die Ausſicht wirklich großartig ſein, obwohl ſie von meinem engliſchen Vorgänger wohl übertrieben geſchildert wird. Während des Zuges über dieſen Gebirgskamm ſtürzte ich mit meinem Pferd einen Abhang von faſt 100 Fuß Höhe hinab. Es war nicht die Schuld des armen Thieres, deſſen feſter Fuß mich bisher ſicher getragen. Aber an einer ganz ſchmalen Stelle dicht am Rande eines tiefen Abhangs brach die erweichte Erde unter ſeinen Füßen ein. Wir ſtürzten auf die rechte Seite kopfüber und überſchlugen uns im Rade fünf- oder ſechsmal, bis ich endlich aus den Steigbügeln kam. Das Pferd rollte noch einige Klafter tiefer und blieb wie ich einige Minuten in Betäubung liegen. Endlich raffte ſich das arme Thier auf und ſchaute ſeinen gefallenen Reiter furchtſam und verwundert an. Wir bluteten beide ſtark, doch waren unſere Glieder unverſehrt geblieben, was bei der Höhe ein wahres Wunder ſchien und nur dem Umſtand beizumeſſen war, daß auf dieſem jähen Abhang kein nackter Fels hervortrat, daß der durch Schnee und Regen erweichte Boden die Gewalt des Sturzes milderte. Geladne Piſtolen im Gürtel und ein Doppelgewehr über den Rücken hatten die Gefahr vermehrt. Ich betaſtete noch halb betäubt meine verſtauchten Knochen, um mich zu überzeugen ob wirklich nichts gebrochen ſei. Meine Leute waren einige

hundert Schritte voran geritten, hörten aber das Gepolter des Sturzes und kamen mir zu Hülfe.

Ich hoffte noch an dieſem Tag die Stadt Erzerum zu erreichen. Ein heftiges Gewitter zwang mich Nachmittags in Salaſö einzukehren. Dieſes Dorf iſt von Türken bewohnt, welche ſich im erſten Augenblick ſo ungaſtfreundlich zeigten, daß ich gerne meine Reiſe fortgeſetzt hätte, wäre nicht gerade ein Platzregen in dicken Strömen gefallen. Das Vorzeigen meines Fermans hatte Anfangs gar keine Wirkung. Die Türken hießen mich weiter gehen. Endlich erlangten wir durch Bitten und Drohworte, daß uns ein Haus geöffnet wurde. Der Kuhſtall war wie gewöhnlich unſer Nachtquartier. Bei näherer Bekanntſchaft wurden unſere Türken freundlicher, verplauderten den Abend mit dem Polen am Feuer, zogen mich als Hekhim zu Rath und weigerten ſich ſogar für Pilav, Jauert und Pferdefutter irgend eine Vergütung anzunehmen. In der Umgebung des Dorfes wuchſen noch einzelne Weidenbäume, auf deren Aeſten viele Krähenneſter. Ich zählte bis zwanzig Neſter auf einem einzigen Baum, was nur der Seltenheit der Bäume dieſer Hochebene zuzuſchreiben war.

Am 1. Juni kamen wir in Erzerum an. Ein empfindlich kühler und feuchter Tag; der Regen fiel faſt ohne Unterbrechung. Stadt und Umgebung machten unter dieſen Umſtänden einen ſehr trüben Eindruck. Türkiſche Soldaten, die wir am Stadtthor fanden, bat ich nach dem engliſchen Conſulathauſe uns zu führen. Sie führten uns aber zum Wohnhaus des Oberſt Williams, des engliſchen Commiſſairs, welcher von Sir Stratford Canning in außerordentlicher Miſſion nach Erzerum geſchickt worden war, um den perſiſch-türkiſchen Grenzſtreit zu regeln. Oberſt Williams war für einen Engländer ziemlich freundlich und zuvorkommend und zeigte nur wenig von jenem ſteifen abſtoßenden Weſen, welches ſonſt die gebildeten Engländer unter

allen Himmelsſtrichen charakteriſirt. Als der Irrthum aufgeklärt und einige Worte gegenſeitiger Begrüßung gewechſelt waren, brachte uns ein Kawaſſe des Oberſten zum Conſul Brant, der aber keinen Platz im Hauſe hatte mich zu logiren, gleichwohl aber für ein anſtändiges Quartier bei einem Griechen ſorgte. Hier beſchloß ich für einige Zeit mich aufzuhalten und die Hochebene in allen Richtungen zu durchſtreichen. Mehrere Karawanen, welche zur Abreiſe nach Perſien bereit waren, und deren Führer uns zur Mitreiſe einluden, ließ ich vorüberziehen.

VI.

Die Hochebene und die Stadt Erzerum. Merkwürdigkeiten. Das Tſchifteh-Minaret. Der Bazar. Der Winter. Die Engländer. Converſationsfrüchte über den Orient. Diplomatenleben. Türkinnen. Verfall der Städte und der Sitten im türkiſchen Aſien.

Die Hochebene von Erzerum iſt trotz ihrer häufigen Durchwanderung in ihren Einzelheiten und Naturverhältniſſen noch wenig bekannt. Karl Ritter hebt mit Nachdruck dieſe geographiſche Lücke unſerer Kenntniß Weſtaſiens hervor. Bei der Wichtigkeit der Weltſtellung des armeniſchen Hochlandes auf der großen Heerſtraße von Oſt- und Weſtaſien „eine durch natürliche Bollwerke ringsum geſchloſſene Völkerburg und doch zugleich ein unumgänglich nothwendiges Land der Paſſage durch die engen Gebirgspforten und wenigen Hochpäſſe mit dem Urſprung des größten und reichſten Stromſyſtems von ganz Vorderaſien" — bei dieſem hohen Intereſſe der Natur- und Völkergeſchichte beklagt unſer große Geograph, daß nicht jüngere Kräfte zur Ausfüllung ſo weſentlicher Lücken der Wiſſenſchaft ſich thätigten und daß die vielen europäiſchen Reiſenden, welche auf ihren Fahrten nach Perſien, Kurdiſtan, Georgien und Kolchis durch Erzerum gekommen ſind, dort weder lange genug verweilt, noch ſich hinreichende Mühe gegeben haben, das wichtige Alpen-

plateau Armeniens in all' ſeinen Einzelheiten zu ſtudiren und zu ſchildern. Angeregt durch Ritters Winke und Fingerzeige ſtellte ich den Plan meiner Streifzüge in dieſem Berglande feſt, obwohl die Kenntniß desſelben durch die neueren Mittheilungen von Hamilton, Brant, Koch, Ainsworth ſo manche Bereicherung erhalten hat.

Die Stadt Erzerum oder richtiger geſagt Arzen-er-rum d. i. die Stadt Arzen der Römer. *)

Ihr älteſter einheimiſche Name war Garin nach der Benennung einer armeniſchen Provinz, in welcher ſie lag. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts erbaute dort Anatolius, einer der Generale Theodoſius des Jüngern eine Feſtung, welche er ſeinem Kaiſer zu Ehren „Theodoſiopolis" nannte. Sie wurde die Hauptfeſtung Armeniens und ihr Name ging auf die Stadt über. Die chriſtlich byzantiniſche Stadt behielt dieſen Namen bis zum 11. Jahrhundert, wo derſelbe durch die arabiſche Benennung verdrängt wurde. In der Mitte des 11. Jahrhunderts war ſie nach dem Bericht des Cedrenus ein ſehr reiches und großes Emporium, ſowohl von eingebornen, als auch von vielen fremden Handelsleuten bewohnt. Sie ſoll über hundert Kirchen gehabt, und bei ihrer Belagerung und Zerſtörung ſollen nicht weniger als 140,000 Bewohner den Tod gefunden haben.

Die vollſtändigſten Nachrichten von dieſer durch ihre Lage und Schickſale ſo merkwürdigen Stadt zu Anfange des gegen-

*) Im Gegenſatz zu einer benachbarten Stadt Namens Arzen, welche weiter öſtlich ein reiches Emporium der Syro-Armenier war. Arzen-er-rum war die letzte den Byzantinern dort gehörige Stadt Armeniens. Das ſyro-armeniſche Emporium wurde im Jahre 1049 nach Chr. von den Seltſchuken zerſtört. Ihre Bewohner ſiedelten ſich dann nach der römiſchen Stadt über, welche bis dahin nur ein Kriegsplatz geweſen war, nachher aber durch Bevölkerung und Reichthum ſich hob.

wärtigen Jahrhunderts, vor ihrem Verfall durch die ruſſiſche Invaſion, bei dem noch zu wenig beachteten armeniſchen Geographen Indſchidſchean ſind, nach Prof. Naumanns Angabe folgende: die von Anatolius erbaute und von Anaſtaſius befeſtigte Theodoſiopolis blieb auch ſpäterhin, als die Perſer und Griechen ſich in Armenia theilten, in der letztern Beſitz. Zwar eroberte der perſiſche König Kawad I. durch die Verräthere des Befehlshabers Konſtantins, im Jahre 502, die Stadt, doch vor dem Ablaufe eines Jahres fiel ſie an die Griechen zurück. Sie behielt, ungeachtet ihres jüngern griechiſchen Namens, bei den einheimiſchen armeniſchen Bewohnern ſtets den älteſten, mit der Provinz, in der ſie lag, gleichen Namen, Garin oder Karin bei, wurde aber gewöhnlich von ihnen Karnu-Kalhakh d. h. die Stadt Karins genannt. Ende des 6. Jahrhunderts wurde ſie noch einmal von Saſſaniden eingenommen, die einen großen Theil ihrer Einwohner nach Hamadan verpflanzten. Im Jahre 647 ward Karin eine Beute der Araber; es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe die Griechen, unter Kaiſer Konſtantin Kopronymus (755), ſich ihrer wieder bemächtigen konnten. Dieſer Kaiſer ließ die Wälle ſchleifen und alle muſelmänniſchen Einwohner mit ihrer Habe in andere griechiſche Provinzen überſiedeln. Bald darauf ward jedoch die Stadt von den Arabern wieder aufgebaut und bewohnt. Die griechiſchen Heere erſtürmten ſie noch einigemale (im J. 950, 1019), konnten aber den Ort in die Länge nicht gegen die Uebermacht der Moslemen behaupten. Wahrſcheinlich ward in dieſer Zeit die arabiſche Benennung der Stadt Arta- oder Arza-rum allgemein. Die Araber nannten ſie nämlich deshalb das Land Rums (d. i. der Romanen oder Griechen), weil ſie lange Zeit hindurch der Grenzdiſtrict war zwiſchen den arabiſchen Beſitzern und der griechiſchen Provinz Aſia (Natolia). Die Armenier blieben aber bei der

alten einheimiſchen Benennung; ſo ſagt z. B. noch der armeniſche Geſchichtsſchreiber Kyriakos aus dem 13. Jahrhundert, daß zwei Große der Armenier dem Sultan der Stadt Karin tributpflichtig ſeien. Unter dieſem Namen iſt wohl der Sultan von Iconium zu verſtehen, in deſſen Händen die Stadt in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſich befunden hatte. Im Jahre 1247 rückten die Mongolen vor die Stadt und verlangten Unterwerfung; der Verweigerung folgte Erſtürmung und Plünderung mit einem Brande, furchtbar zerſtörend für Chriſten wie für Muſelmänner, durch welchen auch viele Manuſcripte zu Grunde gegangen ſein ſollen. Doch nach einiger Zeit ließen dieſelben Mongolen die Stadt wieder aufbauen und ſetzten, ihrer Toleranz gegen Chriſten gemäß, einen Biſchof in derſelben ein (er hieß Sarkis), der die Erbauung des Ortes vollendete und die lange zerſtreuten Bewohner derſelben wieder um ſich verſammelte. Nach Auflöſung der Mongolenherrſchaft kamen Stadt und Feſte in Beſitz der Türken, denen ſie auch ſeitdem, und ſelbſt ſeit Nadir Schahs (1735) und der Ruſſen heftigen Ueberfällen und Verheerungen, verblieben.

Die erſte ausführlichere Beſchreibung von Erzerum gibt der armeniſche Geograph Indſchidſchean. Treuer und genauer ſchildert ſie die „ruſſiſche Statiſtik vom Jahre 1830," welche ihre Skizze dieſes in geographiſcher, militairiſcher und politiſcher Beziehung gleich wichtigen Punktes wahrſcheinlich der Feder eines Offiziers von Paskewitſchs Generalſtabe verdankt. Von europäiſchen Reiſenden haben Tournefort, Eli Smith, Southgate und Hamilton einige deſcriptive Bemerkungen über die Stadt mitgetheilt. Von deutſchen Reiſenden kenne ich nur die Schilderungen Karl Kochs, welcher aus Laſiſtan kommend nur ſehr kurze Zeit in Erzerum verweilte. Die Stadt beſteht aus drei Haupttheilen: 1. der befeſtigten Stadt, welche von

einer ziemlich gut erhaltenen Mauer umgeben iſt, 2. aus den Vorſtädten, 3. aus der Citadelle, Ikhala genannt, welche aus einem mit acht Thürmen beſetzten länglichen Viereck beſteht, das auf einer Anhöhe erbaut die ganze Stadt beherrſcht. Die Ringmauern der Citadelle wie der Stadt ſind aus einer ſchwarzgrauen ſchlackigen Lava erbaut. Dieſe Lava iſt baſaltiſch mit Blaſenräumen von der Größe einiger Linien bis zu der eines Zolles. Zu Bauten von Kirchenſäulen und kleinen Tempeln dient ein röthlicher Porphyr, deſſen Färbung von Eiſenoxyd herrührt, zuweilen auch ein röthliches Porphyrconglomerat. Bei den Häuſern der ärmeren Claſſe wird auch ſchlechteres Baumaterial angewendet z. B. trachytiſche Rollſteine aus den nächſten Bächen, künſtliche Ziegel aus Koth und Stroh, ſogar Viehſchädel ſtecken ſtatt der Bauſteine in den Mauern. Die Ringmauern der Stadt ſind durch 62 Thürme flankirt. Vier Thore führen aus denſelben nach den Vorſtädten. Von merkwürdigen Gebäuden iſt nur das Tſchifteh-Minaret (d. h. das Paar der Minarets) zu erwähnen. Es dient als Zeughaus und hat ſeinen Namen von zwei hohen Minarets zu beiden Seiten des Haupteinganges. Dieſelben ſind aus kleinen gefärbten und glacirten Backſteinen und gleichen perſiſchen Bauwerken. Hamilton fand Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Bau und einer Kirche in Ani. Man iſt geneigt, ſie für eine alte armeniſche Kirche zu halten. Eli Smith wurde beim Anblick derſelben an ähnliche Thürme in Schamkor und Salmas erinnert. Dieſer Reiſende ſowohl als Southgate ſind geneigt, dieſes Gebäude wegen der Kreuzesform des Hauptbaues für ein chriſtliches Kloſter zu halten, welches ſpäter in eine Moſchee verwandelt wurde und als Zugabe die beiden Minarets erhielt. Auch die vielen Zellen der Nebengebäude ſprechen für dieſe Anſicht. Nach Hamiltons Urtheil iſt die Architektur eine Modification des byzantiniſchen und ſarazeniſchen Styles. Karl

Koch behauptet, daß das Tſchifteh-Minaret keineswegs chriſtlichen Urſprungs ſei und führt eine perſiſche Inſchrift an, welche ihm vom Dolmetſcher des engliſchen Conſulats mitgetheilt worden und der zufolge der Bau auf Koſten eines eifrigen Moslem aus dem Jahr 351 der Hedſchra aufgeführt worden unter dem Kalifat des Sultans Male-Chan. Von ſonſtigen Gebäuden iſt noch das Paſcha-Serail zu erwähnen, welches wenigſtens im Innern ziemlich prächtig eingerichtet iſt. Außerdem befinden ſich fünfzehn Moſcheen darin, deren keine von Bedeutung.

Der Bazar von Erzerum ſteht nicht im Verhältniſſe zur Größe und politiſchen Wichtigkeit der Stadt. Er iſt einer der armſeligſten von allen, die ich in den größern Städten der Türkei geſehen habe. Die Händler ſind größtentheils Armenier, die Käufer mehr Türken und ſelbſt Kurden. Die commerzielle Wichtigkeit dieſer Stadt beſteht in ihrem Transporthandel europäiſcher Waaren nach Perſien, in ihrer vermittelnden Lage zwiſchen Trebiſond und Tabris. Nach der Angabe des Conſuls Brant ſollen jährlich gegen 6000 Ballen britiſcher Waare mit annähernd dem Werth von 300,000 Pfund Sterling durch Erzerum paſſiren. Als Hauptinduſtriezweig hebt Karl Ritter nach Hamiltons Angabe die Eiſen- und Kupferſchmieden hervor. Seitdem aber die armeniſchen Auswanderungen nach Rußland die beſten Arbeiter der Stadt allmählig entführt, hat auch dieſe Induſtrie ſehr abgenommen. Das Roheiſen beziehen die Schmiede, wie mir Brant verſicherte, aus Rußland über Trapezunt, das Kupfer aus den Kupferminen des Landes. Noch ziemlich gut geht die Exportation von Hufeiſen nach Perſien. Die Waffen aus den Werkſtätten von Erzerum ſtehen den perſiſchen an Schönheit und Güte nach, ſind aber wohlfeiler. Man kann nicht umhin, ſagt Karl Ritter, in dieſem Lande Japhets und Tubal-Kains, des erſten Meiſters in allerlei Erz- und Eiſenwerk, auch

des Silberreichthums der Alyber am Pontus, wie der kriegeriſchen Chalyber neben den Chaldäern bei Xenophon zu gedenken, die eben da wohnen, wo die Eiſen und Stahl bearbeitenden Chalyber bei Strabo an der Nordgrenze der Armenier am Pontus ſitzen, von denen die Griechen dem Stahle den Namen gaben und deren eiſenreiche Thäler am Pontusgeſtade, wie deren dort bis heute noch fortbeſtehendes „Volk der Schmiede" durch W. Hamilton 1837 wieder aufgefunden iſt, von denen ihre altausgeübte Kunſt ſich unſtreitig zu ihrer Nachbarſtadt ſchon in ſehr früher Zeit auf das Hochland verbreiten mußte.

Die Bevölkerung Erzerums belief ſich zur Zeit meines Aufenthalts nach der Schätzung des Conſul Brant auf nahebei 40,000 Köpfe, von welchen mindeſtens fünf Sechstheile Türken ſind. Nächſt ihnen ſind die gregorianiſchen Armenier am zahlreichſten vertreten. Es wurde eben an einer ziemlich hübſchen Kirche für die Bekenner dieſes Glaubens gebaut. Von katholiſchen Armeniern gabs nur achtzig Familien, die aber ziemlich wohlhabend ſind und mittelſt Unterſtützung der Propaganda eine ſchöne neue Kirche aus röthlichem Porphyr gebaut haben. Griechiſche Familien zählt man nur ſechs, welche früher in Gumyſch-Haneh wohnten. Sie haben nur ein kleines Bethaus. Der griechiſche Kaufmann, bei welchem mich Conſul Brant untergebracht hatte, war ſehr wohlhabend und hatte ein überaus ſchönes, junges Weib. In den erſten Tagen benahm ſich dieſelbe furchtſam und wagte kaum ihr hübſches Geſicht zu zeigen. Allmählig verlor ſie ihre Schüchternheit. An den Sonntagen trug ſie ein weißes ſeidenes Kleid und Ketten aus türkiſchen Ducaten um Hals und Buſen, ſogar um die niedlichen ſchwarzen Zöpfe gewickelt. Auf meine Frage: ob es nicht gefährlich ſei, ſo offen ſeinen Reichthum unter den erpreſſungsſüchtigen Türken zu zeigen, antwortete mein Hauswirth: ſeit der ruſſiſchen Occupation hätten ſich

die Verhältniſſe der Raja von Grund aus geändert und ein Chriſt fürchte ſich gar nicht mehr, vor den Türken zu zeigen, daß er in guten Umſtänden ſei. Vor der Anweſenheit der Ruſſen habe ein Chriſt in Erzerum nicht einmal gewagt, ſich und ſeine Familie in gute Stoffe zu kleiden. An Ducatenketten um den Nacken der Frauen habe auch der reichſte und der angeſehenſte Chriſt nicht einmal gedacht. Seit ihrer Demüthigung ſeien die Türken ganz manierliche Leute geworden, mit denen jetzt recht gut zu verkehren. Daher ſei es auch gar nicht nothwendig, daß die Ruſſen das Land bleibend in Beſitz nehmen. Denn ſelbſt die Raja würden jetzt das leidliche türkiſche Joch dem ſtrengen Regiment eines ruſſiſchen Schutzherrn vorziehen. Dabei war freilich nicht zu vergeſſen, daß aus den Aeußerungen des Griechen zugleich ſein perſönliches Intereſſe ſprach. Er trieb einträglichen Handel und führte auch für den Conſul Brant Geſchäfte. Eine Einführung der ruſſiſchen Herrſchaft hätte dieſe perſönlichen Vortheile des griechiſchen Kaufmanns leicht gefährden können.

Unſerm Vorſatz getreu, in dieſen Reiſeberichten breite Wiederholungen deſſen, was Andere vor uns gründlich beobachtet und ausführlich beſchrieben haben, möglichſt zu vermeiden, beſchränken wir uns auf dieſe wenigen Einzelheiten über die Stadt Erzerum und verweiſen den Leſer, der dieſen wichtigen Ort genauer kennen lernen will, auf den 10ten Band der Erdkunde unſers trefflichen Geographen Ritter, der wie gewöhnlich treu, fleißig und gründlich die weſentlichſten Angaben der Reiſenden über die Hauptſtadt Armeniens zuſammengeſtellt hat. Die Bereicherung, welche die Kunde dieſer Länder ſeit dem Erſcheinen von Ritters Beſchreibung erhalten hat, iſt nicht ſehr bedeutend. Ich beſuchte Erzerum zum zweitenmal nach meiner Rückreiſe aus Perſien. Ein körperliches Leiden, das ich mir an den miasmenreichen Ufern des Urmiaſee's geholt, zwang mich damals zur Herſtellung

meiner Geſundheit zu einem längern Verweilen in der reinen Atmoſphäre dieſer Alpengegend. Vor dem Beginn des Winters verließ ich Erzerum. Die Schilderung, welche mir die Mehrzahl der hier lebenden Europäer von den Schrecken des Winters machte, nahm mir die Luſt, meinen Aufenthalt bis zur rauhen Jahreszeit zu verlängern. Am meiſten klagte der franzöſiſche Conſul Goep, der ſich an dieſes einſame Leben und an die orientaliſche Geſellſchaft gar nicht gewöhnen wollte. In den engliſchen und ruſſiſchen Conſulaten war man reſignirter und beſſern Humors. Der reiche Gewinn, welchen der Speditionshandel den Herren Brant und Garibaldi neben dem Conſulgehalte abwarf, tröſtete einigermaßen für die Widerwärtigkeiten des Klima's und den freudloſen Aufenthalt. Dieſe Herren machten kein Geheimniß daraus, daß ſie neben den Staatszwecken ihrer Regierung auch für ihr perſönliches Intereſſe beſte Sorge trugen. Die Kraft ihrer Reſignation, hier abgeſchieden von der civiliſirten Welt in einer rauhen Gebirgsgegend zu leben, ward hauptſächlich durch das Bewußtſein gehoben, dereinſt mit ſchönen Reichthümern nach Europa zurückkehren und für das Opfer ſich ſchadlos halten zu können.

Der Winter auf dieſem Plateau iſt länger und trauriger, als man ſelbſt bei dieſer hohen Lage denken ſollte. Der Schnee bleibt acht Monate des Jahres hindurch in den Gaſſen liegen. Vom November bis April erreicht hier die Schneehöhe in der Regel 3—4 Fuß. Mitten durch die weiße Maſſe, für deren Wegſchaffung man keine Sorge trägt, treten ſich die Fußgänger ihre Bahnen. An den Mauern der Häuſer bleibt der Schnee manchmal klafterhoch aufgethürmt; nur der Zugang zu den Thüren wird durch Schaufeln frei gemacht. Im October kaufen die Bewohner gewöhnlich den Vorrath an Holz, Kohlen und andern Bedürfniſſen für den ganzen Winter ein. Sogar an Fleiſch

müſſen anſehnliche Proviſionen angeſchafft werden, denn ganze Monate lang erhält die Stadt keine Zufuhr von Lebensmitteln. Die Hochebene iſt in der Regel den ganzen Winter mit hohen Schneemaſſen bedeckt und die Communication ſelbſt zwiſchen verſchiedenen Ortſchaften auf Wochen und Monate lang unterbrochen. Während dieſer Zeit wird in Erzerum das Holz für die ärmere Claſſe, die ſich keine Vorräthe anzuſchaffen vermag, nach dem Gewicht verkauft. Die Bauart der Häuſer iſt ebenſo wie in den hohen Thälern der Schweiz und Tirols auf das Klima berechnet. Die Mauern ſind faſt ebenſo dick und die Fenſter ſind noch kleiner, als in Samaden, Sils und andern Dörfern des Oberengadin im Canton Graubündten, wo bei faſt gleich hoher Lage doch kein ſo drückender Holzmangel herrſcht. In den Häuſern der ärmern Claſſe haben die Stuben in der Regel nur eine einzige kleine Oeffnung und ſind ſelbſt in den Mittagsſtunden des Sommers ſo finſter, daß man darin weder leſen, noch ſchreiben könnte. Das Fenſterchen wird im Winter ſorgfältig verſchloſſen und verkittet. Frierend kauern die Bewohner auf ihren Polſtern und rücken unter der gemeinſchaftlichen Decke eng zuſammen, um ſich warm zu machen. Die Kohlpfanne wird unter dieſe Decke geſtellt. In den Conſulathäuſern aber hat man bequeme Kamine und Oefen. Die Zimmer ſind hier halb nach morgenländiſchem, halb nach europäiſchem Geſchmack eingerichtet, und namentlich bei dem engliſchen Conſul konnte man ſich nicht über Mangel an Comfort beſchweren.

Einſamkeit und Langeweile nöthigen die wenigen Europäer, welche in Erzerum ihren fixen Aufenthalt genommen, ihre nationalen Antipathien ſo viel wie möglich abzuſtreifen, ſo geſellig und verträglich zu ſein, als es ihre mitunter ſchroffe Natur nur irgend zuläßt. Conſul Brant hatte bei all' ſeinem Verſtand und ausgebreiteten Kenntniſſen gewiſſe Theriakmanieren und eine

Art von Bulldoggenartigkeit, die ihm — wie tolerant man auch in ſolchem Exile und bei ſo dürftiger Geſellſchaft über menſchliche Charaktere urtheilt — das franzöſiſche Prädicat „aimable“ unmöglich gewinnen konnte. Er gefiel ſich ſo ſehr in ſeinem ungehobelten Weſen, daß er es höchſt ſelten der Mühe werth hielt, ſich auch nur einigermaßen zuſammenzunehmen, und ſelbſt in ſeiner Sonntagslaune gelang es ihm kaum, ſeine derben Ausdrücke, ſeine verletzend ſarkaſtiſche Redeweiſe etwas zu mildern. Sonſt hatte er viele gute Seiten, war mittheilſam, gaſtfrei, gefällig und zuverläſſig, und die Geſpräche, welche ich mit ihm über die Zuſtände des Landes hatte, waren mir von nicht geringer Belehrung. Er hatte wenige Jahre zuvor eine Entdeckungsreiſe in das Innere von Kurdiſtan und an die Ufer des Wanſee's unternommen, und ihm gebührt das Verdienſt, die erſte richtige Zeichnung von den Umriſſen dieſes großen Binnenſee's geliefert und den Naturcharakter jener Gegenden treu geſchildert zu haben. Er rühmte mir die ſorgſame und treffliche Feldcultur der Armenier am Wanſee, welche beim Säen die Körner nicht durch Handwürfe unregelmäßig zerſtreuen, ſondern die Saat wie die engliſchen Pächter durch eine Säemaſchine regelmäßig verbreiten. Von den neſtorianiſchen Alpenbewohnern in Kurdiſtan, welche kurz zuvor von den Horden Beder-Chans unter ſchrecklichen Gräueln hingeſchlachtet worden, hatte er nicht die günſtige Meinung der amerikaniſchen Miſſionaire und ſchien auch die warme Sympathie des edlen Stratford Canning für das Schickſal jener verfolgten Chriſten ungemein wenig zu theilen.

Im britiſchen Conſulathauſe wohnte auch Oberſt Farrant, ein ächter Engländer, weniger ungeſchliffen als Maſter Brant, aber von ganz gleicher Ungenirtheit des Benehmens. Dasſelbe hatte ſich auch dem ganzen übrigen Perſonal des Conſulats in gewiſſem Grade mitgetheilt und gewann neben dem ſtrengen

Einhalten der Etiquette in andern Dingen — Maſter Brant ſah z. B. ſtrenge darauf, daß man bei Tafel ſtets im Frack erſchien, obwohl keine Dame anweſend war — einen beinahe komiſchen Anſtrich. Oberſt Farrant, der viele Jahre in Indien, in Perſien und Bagdad als Agent der britiſchen Regierung gelebt und große Reiſen gemacht hatte, war ein Mann von ſeltener Welterfahrung und beſaß die genaueſte Kenntniß des Charakters der Menſchen und Dinge im Morgenland. Er ſelbſt freilich hatte ſich die diplomatiſche Haltung und die feinen Umgangsformen des Aſiaten nicht angeeignet. Selbſt die Art, wie er nach Tiſche den Kef feierte, ſich gähnend und halb ſchlafend an die Divanlehne zurückbog und ſeine langen Beine mit ſchweren Stiefeln der Länge nach auf das Polſter ſtreckte, hatte nichts eigentlich Orientaliſches. Die Grazie ſteckt den Morgenländern in Fleiſch und Blut, während Altenglands ſteifleinenes Weſen und mitunter ſelbſt plumpe Ungenirtheit manchmal eben ſo ungelehrig als hartnäckig iſt, ſelbſt durch langjährige Verſetzung in ſüdliche Zonen nicht curirt, kaum gemildert werden kann. Nichts deſtoweniger war mir Oberſt Farrant eine willkommene und belehrende Bekanntſchaft. Namentlich wenn er von Elephantenſitten und Elephantenkälbern erzählte, hab' ich ſeine gründlichen Studien, ſein feines Beobachtungsauge und ſein Schilderungstalent ſtets mit Andacht bewundert. Er war auch in Lahore längere Zeit geweſen, hatte Rundſchit-Sing ſehr gut perſönlich gekannt, hatte dort indiſche Pracht und indiſches Elend geſehen, dann auch diverſen Tigerjagden, Bajaderentänzen und Wittwenverbrennungen beigewohnt.

Das Leben der reichen Europäer am Ganges ſchilderte er ziemlich verführeriſch und, wenn er Parallelen zwiſchen der Naturpracht, dem Volkscharakter und den politiſchen Zuſtänden zwiſchen Indien, Perſien und der aſiatiſchen Türkei zog, ſchim-

merte ſeine hindoſtaniſche Vorliebe durch all' ſeine Bemühungen, objectiv zu ſein, deutlich hindurch. Selbſt an orientaliſcher Pracht, meinte er, könne ſich weder der Padiſcha von Stambul, noch der Schach von Teheran mit dem britiſchen Generalgouverneur in Calcutta meſſen. Wie armſelig ſei der perſiſche Hof ausgeſtattet, wie lumpig das Gefolge des Schach im Vergleich mit dem großartigen Anblick, welchen das öffentliche Erſcheinen des Statthalters von Hindoſtan bei irgend einer außerordentlichen Feier z. B. bei der Zuſammenkunft mit einem indiſchen Fürſten von politiſcher Bedeutung gewähre. Der Zug von geſchmückten Elephanten ſei viel grandioſer, als ſelbſt die große Hof- und Paſchaproceſſion des Kurban-Beiram zu Konſtantinopel. Intereſſant und neu waren mir manche Mittheilungen des Oberſten über die Lebensweiſe des Elephanten. Nach ſeiner Verſicherung begattet ſich derſelbe am Ganges auch in Gefangenſchaft und es gibt mehrere Elephantenſtutereien. Da aber der junge Elephant ſich ſehr langſam entwickelt und vor dem 30ſten Jahr kaum fähig iſt, größere Laſten zu tragen, ſo zieht man das Einfangen und Zähmen wilder Elephanten in der Regel vor. Da der Elephant von ſehr robuſter Conſtitution iſt und in der Regel über 100 Jahre dienſtfähig bleibt, ſo kommt man nicht oft in den Fall, ihn durch Fortpflanzung zu erſetzen.

Unter dem jüngern Perſonale des engliſchen Conſulats befand ſich ein eifriger Sammler zoologiſcher Gegenſtände. Ihm verdanke ich die Mittheilung eines Verzeichniſſes von Säugethieren und Vögeln, die auf der Hochebene von Erzerum vorkommen. Seit wenigen Wochen war auch der Bruder des Conſuls von Batum anweſend, der uns von Lebensweiſe und Sitten der Laſen erzählte. Er hatte die Reiſe von Laſiſtan nach dem armeniſchen Hochlande dem Laufe des Tſchorokh folgend gemacht, ohne von den Eingebornen beläſtigt zu werden. Nur ein einziges-

mal ward er in einem Dorf von bewaffneten Eingebornen angehalten, weil ſie ihn für einen ruſſiſchen Spion hielten. Als ſie erfuhren, daß er ein Inglis ſei — unter dieſer Bezeichnung verſteht man in dieſem Theil des Morgenlandes alle europäiſchen Rivalen und Gegner Rußlands — ließ man ihn unbehelligt und mit beſten Wünſchen ſeine Reiſe fortſetzen.

Der engliſche Commiſſair Oberſt Williams behandelte damals gemeinſchaftlich mit dem ruſſiſchen Oberſten Daineſe die Streitfrage zwiſchen Perſien und der Türkei, die über unbeſtimmte Grenztheile und die Mißhandlung perſiſcher Wallfahrer bei Kerbela entſtanden war. Die Sache war, trotz all' der diplomatiſchen Wichtigkeit, welche ihr Lord Aberdeen, Graf Neſſelrode und ſelbſt Herr Guizot beilegten, ſo langweilig, daß ſie eine genauere Beſprechung kaum verdient. Beide ſtreitende Theile zeigten weder Luſt zur Nachgiebigkeit, noch hatten ſie überflüſſige Mittel und energiſchen Willen genug, ihre Differenzen durch das Schwert zu entſcheiden. So zogen ſich die Unterhandlungen in unleidliche Längen. Der perſiſche Hof ſchickte ſeinem Geſandten nur wenig Geld, und der arme Mann, der genöthigt war, zur Behauptung ſeiner Würde ein zahlreiches Gefolge zu unterhalten, mußte ſich in Schulden ſtürzen. Oberſt Williams machte inzwiſchen Ausflüge nach jenſeits der Berge, verweilte wochenlang am Tortum-ſu, um Forellen zu fiſchen, und verſäumte die Conferenzſitzungen. So gering das Reſultat ſeiner diplomatiſchen Sendung war, ſo glänzend bewährte ſich ſeine Forellenmiſſion. Tauſende dieſer zappelnden Leckerbiſſen wurden auf engliſche Manier mittelſt künſtlicher Inſecten an den Angelhaken gelockt, aus der Kryſtalltiefe gezogen und den Collegen in den verſchiedenen Conſulathäuſern Erzerums zum Geſchenke geſchickt. Geſalzen und eingemacht wurden ſie in Gläſern verwahrt und dienten zur Verſtärkung der Winterproviſion.

Der ruſſiſche Commiſſair Oberſt Daineſe war Grieche von Geburt, aber ſchon ſeit vielen Jahren in Dienſten S. M. des Kaiſers aller Reußen. Ein feingebildeter Mann von angenehmen, gefälligen, faſt liebenswürdigen Umgangsformen, dazu ein gewandter und ſchlauer Diplomat und genauer Kenner des türkiſchen und perſiſchen Charakters. Rußland hat in der Wahl ſeiner Agenten im Orient überhaupt gewöhnlich eine feine und glückliche Hand. Es ſieht weniger auf Abſtammung, als auf Brauchbarkeit des Individuums und thut in ſeinem politiſchen Intereſſe wohl daran, nicht immer Nationalruſſen für ſolche Miſſionen zu verwenden, ſondern auch der Griechen, Armenier, Georgier als feinſichtiger, glatter und tactvoller Unterhändler ſich zu bedienen. Der Orientale hat ein angebornes Talent zum diplomatiſchen Metier, und kein Europäer thut es ihm in dieſer Kunſt zuvor. Seine Ruhe, ſeine Verſchwiegenheit und Verſtellungsgabe, die vollkommenſte äußere Beherrſchung ſeiner innern Gefühle, das ſchärfſte Beobachterauge und eine unglaubliche Intriguenkunſt ſichern ihm eine Ueberlegenheit, welche ſelbſt der gewandteſte Europäer bei den beſten Anlagen und mit aller Mühe und allen Studien nicht zu erreichen vermag.

Oberſt Daineſe ſchien nach einiger Einſicht des Terrains zur Ueberzeugung gelangt zu ſein, daß aus dieſem türkiſch-perſiſchen Handel bei gegenſeitigen Antipathien und beiderſeitiger ſtaatlicher Impotenz nichts herauskommen werde. Wahrſcheinlich hat er in dieſem Sinne an ſeine Regierung berichtet und iſt doch auf ſeinem Poſten verharrt, da der ruſſiſchen Regierung daran gelegen ſein mußte, die Vermittlungsverſuche nicht dem Engländer allein zu überlaſſen und vor dieſem Rivalen nicht das Feld zu räumen. Man temporiſirte daher, man conferirte zuweilen, man diplomatiſirte und nach jeder neuen Depeſche aus Stambul oder Teheran blieb die eigentliche Streitfrage auf dem alten Fleck.

Der ruſſiſche Commiſſair war von ſeinem längern Aufenthalt ſo feſt überzeugt, daß er, um denſelben nicht ganz zwecklos und unfruchtbar zu laſſen, ſich auf die Blumencultur verlegte und ſich Pflanzenſaamen aus Paris verſchrieb. Die Sämereien machten die Land- und Seereiſe, wurden in Töpfe mit guter Humuserde eingegraben, hatten unter ſorgfältiger Pflege Zeit zu keimen, zu grünen, zu blühen und Saamenkapſeln zu bilden — und die türkiſch-perſiſchen Differenzen waren noch immer ungelöſt! Oberſt Daineſe aber freute ſich, daß wenigſtens ſein Horticultureyperiment in dieſer rauhen Alpenregion gelungen war. Ueber den reſultatloſen Ausgang der Conferenzen, über die Unfruchtbarkeit aller diplomatiſchen Spitzfindigkeiten und Winkelzüge wußte er ſich als Mann und ruſſiſcher Agent zu faſſen und zu tröſten. An ſolider Freundſchaft, Eintracht und Zuſammenhalten zwiſchen den Höfen von Stambul und Teheran konnte dem ruſſiſchen Cabinet im Ernſte nicht übermäßig viel gelegen ſein. Die vielen Freiſtunden, welche dem Oberſten zwiſchen den diplomatiſchen Conferenzen und der Blumenzucht übrig blieben, benützte er zu Schachpartien, in welchem Spiel er ſich als Meiſter bewährte.

Neben dem Oberſten Daineſe figurirte der ruſſiſche Viceconſul Garibaldi, ein Italiener von Geburt, in ziemlich unbedeutender Rolle. Er war dem ruſſiſchen Conſul in Trapezunt, Herrn von Gherſi, untergeordnet und verdankte lediglich ſeiner Protection dieſe Stelle. Beide waren zuſammen für den einträglichen türkiſch-perſiſchen Speditionshandel aſſocirt und machten überaus glänzende Geſchäfte. Herr Garibaldi war ein gewöhnlicher Italiener, der durch angeborne Pfiffigkeit ſeinen gänzlichen Mangel an Bildung einigermaßen zu verſtecken wußte. Da Oberſt Daineſe an ſeiner Stelle die politiſchen Geſchäfte verſah, ſo ſchien man ruſſiſcher Seits die Ignoranz und Unfähigkeit jenes

Mannes, der ſich gerne unter die Fittige ſeines Protectors in Trapezunt verkroch, zu überſehen. Nicht im Stande einen correcten Bericht in franzöſiſcher Sprache abzufaſſen, bediente er ſich dazu der Hand eines franzöſiſchen Abenteurers, der wegen ſchlechter Streiche aus Smyrna geflohen war, ſeinen Namen gewechſelt hatte und neben dem wenig einträglichen Amt eines Conſulatſchreibers auch noch das Metier eines Heilkünſtlers trieb. Er trug gewöhnlich kurdiſche Kleider mit einer tſcherkeſſiſchen Mütze und war in der türkiſchen Sprache ziemlich bewandert.

Der franzöſiſche Conſulatpoſten war in Erzerum neu. Herr Guizot, welcher damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war, hatte von den türkiſch-perſiſchen Conferenzen und von der Vermittlungsrolle Rußlands und Englands gehört. Ohne von den betreffenden Parteien zu irgend einer Betheiligung bei dieſen diplomatiſchen Geſchäften eingeladen zu ſein, glaubte er es der Würde und den Intereſſen Frankreichs angemeſſen, daß wenigſtens ein franzöſiſcher Agent auf dem Schauplatz dieſer Verhandlungen verweile. Er hatte es zu gleicher Zeit als einen Mißſtand erkannt, daß Frankreich am perſiſchen Hofe nicht einmal einen Vertreter hatte. Mit der Gründung eines Conſulatpoſtens in Erzerum ſchickte er zu gleicher Zeit einen außerordentlichen Geſchäftsführer nach Teheran in der Perſon des Grafen von Sartiges. Für das Conſulat in Erzerum wurde der bisherige Viceconſul in Aleppo Monſieur Goep, ein franzöſirter Elſaſſer, ernannt, der aber kaum ein Jahr auf ſeinem Poſten blieb und noch vor meiner Rückkehr aus Perſien durch Herrn von Soulanges erſetzt ward. Franzöſiſche Leutſeligkeit und geſellige Liebenswürdigkeit verläugnen ſich in keinem Verhältniſſe und unter keinem Himmelsſtrich. Selbſt auf einer Höhe von 6000 F. über dem Meer hatten die Herren Conſuln und ihre Angeſtellten die Anmuth ihres Nationalcharakters nicht ab-

geſtreift, und ich geſtehe, daß ich mich unter den verſchiedenen europäiſchen Cirkeln Erzerums bei den Franzoſen am heimiſchſten fühlte. Ihren engliſchen und ruſſiſchen Collegen gegenüber, deren diplomatiſche Poſten ſchon lange etablirt ſind, die eine genaue Landes- und Ortskenntniß, praktiſche Erfahrung haben, auch in orientaliſchen Kniffen und Pfiffen wohl bewandert ſind, hatten die franzöſiſchen Neulinge einen ziemlich ſchweren Stand. Zwar begrüßte ſie der Muſchir von Erzerum Kiamil Paſcha mit dem gewöhnlichen pompöſen Ceremoniell und ſchenkte ſowohl dem Conſul, als ſeinem Dragoman ein ſchönes Pferd, auch ließen die übrigen Conſulate ihre Fahnen wehen, aber in politiſchen Geſprächen zeigte man ſich ſehr wenig mittheilſam, ſehr ſpröde. Man ließ den Ankömmlingen wohl etwas merken, daß man ſie für Kundſchafter ihrer Regierung halte. Ein mercantiliſches Intereſſe hat Frankreich als völlig unbetheiligt bei dem perſiſchen Handel in Erzerum nicht zu vertreten. Auch war weder dort, noch in Tabris irgend ein franzöſiſcher Händler etablirt. Die franzöſiſche Einmiſchungsluſt in Händel, deren Vermittlung von Rußland und England ausſchließlich in Anſpruch genommen war, wurde von dieſen beiden Mächten mit ſcheelem Auge betrachtet. Herr Guizot hatte wenigſtens im erſten Jahr ſeinen Zweck nicht erreicht. Der franzöſiſche Conſul war vom Gang der Conferenzen ſehr ſchlecht unterrichtet und klagte mir öfters über die Schwierigkeit, den Zweck ſeiner Miſſion auch nur halb genügend zu erfüllen.

Als ſehr charakteriſtiſch für die bedeutende Umwandlung der Verhältniſſe, den ſtillen Verfall der Sitten und das wachſende Anſehen der Europäer bemerke ich, daß in einem der erwähnten Conſulate armeniſche und türkiſche Frauen ziemlich oft auf und zu gingen. In der Regel geſchah dies in der Dämmerung, zuweilen aber auch am hellen Tag, und obwohl man in der Stadt

wußte, daß ſämmtliche Europäer Junggeſellen waren, ſchien man doch keinen Anſtoß an der Sache zu nehmen. Ich hatte in demſelben Conſulatgebäude Gelegenheit, junge türkiſche Frauen zwiſchen 13 und 16 Jahren oft von ungemeiner Friſche und Schönheit zu ſehen. Sie benützten gewöhnlich die Abweſenheit ihrer Männer und kamen ſorgfältig verhüllt in Begleitung irgend einer alten Kupplerin. Im Innern des Hauſes legten ſie die weiße Verhüllung ab, nahmen in ihrem maleriſchen Haremsputz mit zierlich geflochtenem Haar auf dem Divan Platz, plauderten mit den anweſenden Europäern ganz unbefangen, aßen mit Appetit und Heiterkeit, was man ihnen vorſetzte, und verſchmähten nicht einmal den verpönten Wein, der ſie gewöhnlich höchſt luſtig und geſprächig machte und zuletzt leidenſchaftlich aufregte. Vor dem ruſſiſchen Armeebeſuch im Jahr 1829 wäre ein ſolcher vertrauter Umgang zwiſchen Europäern und Türkinnen kaum möglich, jedenfalls höchſt gefährlich geweſen. Jetzt hörte ich von keinem Beiſpiel, daß Europäer und ſelbſt türkiſche Frauen, die ſich ihre Beſuche natürlich gut bezahlen ließen, beſondere Unannehmlichkeiten gehabt hätten.

Aus den Erzählungen der jungen Türkinnen war manches über das innere Familienleben der Eingebornen zu entnehmen. Uebrigens iſt die Zahl der Eingebornen, welche ich in Erzerum kennen gelernt, nicht groß. Wie von allen türkiſchen Städten Anatoliens iſt auch von hier nur ſichtbarer Verfall, zunehmende Verarmung, Entartung und Erſchlaffung des alttürkiſchen Charakters zu berichten. Auch hier liegen viele Häuſer unbewohnt in Ruinen, obwohl das Mißverhältniß zu den bewohnten Gebäuden nicht ſo arg iſt, wie in den öſtlichen Städten, welche näher der perſiſchen Grenze liegen. Als Hauptſitz des bedeutendſten Paſchaliks, als Knotenpunkt der Karawanenzüge genießt Erzerum noch manche Vortheile, welche ſeinen gänzlichen Verfall zwar nicht

hindern werden, aber langſamer und minder augenfällig machen. Die alten Bauwerke, beſonders die Ringmauer der Stadt beweiſen, daß die Türken in glänzenderen Tagen für den Schutz und die Erhaltung dieſer wichtigen Stadt keine Opfer ſcheuten. Die alten Mauern beſtehen aus ſchönen Quadern von Trachyt und baſaltiſcher Lava und ſind ſehr ſolid zuſammengefügt. Jetzt geſchieht von Seite der türkiſchen Regierung ſehr wenig, den Verfall zu hindern. Die geflickten Stellen der Stadtmauern ſind mit elendem Lavagerölle und ſchlechtem Mörtel ausgefüllt. Dumpfe Trägheit und ſtumpfe Reſignation bei dem Bewußtſein ihres unvermeidlichen Verfalles hält die Türken ab, an irgend eine materielle Verbeſſerung kräftige Hand zu legen. Der orientaliſche Fatalismus im türkiſchen Aſien hat etwas Trübes und Melancholiſches und weisſagt noch mehr, als der Leichtſinn, die Gewiſſenloſigkeit, die Scheinreform und impotente Nachäfferei europäiſcher Einrichtungen der aufgeklärteren Stambul-Türken, den ſichern, den unabwendbaren Sturz des Reiches Osmans.

VII.

Eine Ruine bei Erzerum. Die Hochebene. Ausflug nach den Quellen von Elidſcha. Beſuch bei den Kraterreſten im Süden. Reiſe nach dem Sichtſchik. Beſteigung des Vulcans. Die alten Anſichten über die Quellen des Euphrat. Beſteigung des Giaur-dagh und der Euphratwiege.

Vom 1. bis zum 11. Juni hatten wir in Erzerum fortwährend kühles Wetter. Gewitter und Hagelſchauer wechſelten mit trüben Regen, wobei der Himmel bald von der tief gehenden Schichtenwolke (stratus), bald vom Nimbus, der den ganzen Horizont in einer Höhe von 2—3000 Fuß über dem Plateau bedeckte, überzogen war. Mein erſter Ausflug galt einem öſtlich von der Stadt gelegenen Hügel, auf deſſen Höhe Trümmer und Schutt von altem Gemäuer liegen. Nach Hammer ſollen es die Reſte einer griechiſchen Kirche ſein. Conſul Brant aber beſtritt die Behauptung unſeres gelehrten Hiſtorikers und verſicherte, daß dieſe Trümmer nichts ſeien, als Ueberreſte von Schanzen, welche von den Türken beim Anmarſch des ruſſiſchen Heeres unter Paskewitſch in der Eile aufgehäuft worden. Der Beſitz dieſer Anhöhe, von welcher man die ganze Stadt mit Kugeln beſtreichen kann, entſcheidet das Schickſal von Erzerum. Auch die Eingebornen, welche ich befragte, wollten von keiner Kirchenruine wiſſen, ſondern beſtätigten nur die Mittheilung

Brants. Für letztere Anſicht ſpricht auch die Beſchaffenheit der Steine, welche keineswegs in Quaderform, wie bei den meiſten Kirchenbauten in Armenien, ſondern bald rund bald eckig und meiſt ſehr klein ſind. Es war gewöhnliches Lavagerölle, welches man mit Mörtel ſchlecht verkittet hatte. Sollte hier je eine Kirche geſtanden ſein, ſo iſt ſie bis auf den Grund zerſtört. Von dieſer Anhöhe hat man eine vollkommene Ueberſicht der Stadt, die ſelbſt von Außen keinen heitern Anblick gewährt, wie ſo viele türkiſche Städte Aſiens z. B. Bruſſa und Trapezunt. Unter meinen Füßen exercirten und muſicirten türkiſche Truppen in der Ebene. Die damalige Beſatzung von Erzerum beſtand aus 5000 Mann Infanterie und Artillerie.

Die Hochebene von Erzerum iſt zwölf Stunden lang und durchſchnittlich drei bis vier Stunden breit. Ihre größte Breite von den Hügeln im Süden der Stadt Erzerum bis zum Fuß des Giaur-dagh im Norden beträgt fünf Stunden. Gegen Weſten verengt ſich das Plateau allmählig zu einem Thale, welches der Frat-ſu oder weſtliche Euphrat durchſtrömt. Der Rand der Hochebene iſt nach Süden höher, als gegen Norden. Ihre tiefſte Stelle bezeichnet das Bett des Kara-ſu, aus welchem ſpäter der Frat-ſu entſteht. Zuſammenhängende nackte Felsmaſſen ragen nirgends aus derſelben hervor, ſondern erſcheinen nur an den Rändern. Aber kleine Hügel mit Humus und Vegetation, manche auch mit Lavagerölle bedeckt, erheben ſich in der Mitte an ziemlich vielen Stellen. Man ſtelle ſich bei dem Bilde dieſer Hochebene nicht etwa eine vollkommene Fläche vor, wie die Metidſcha des Atlasgebirges oder eine ſüdruſſiſche Steppe. Die höchſten dieſer Hügel ſind in der Nähe der Stadt Erzerum, wo ſie den Belagerern gut zu ſtatten kommen würden. Die Stadt Erzerum ſelbſt iſt nahe dem äußerſten Südrand des Plateau gelegen, kaum eine Viertelmeile vom Fuß der Höhenkette entfernt,

welche von Oſten nach Weſten ſtreichend die ſüdliche Grenze der Hochebene bildet. An Höhe ſteht der ſüdliche Höhenzug der Kette des Nordrandes, welcher mit ihr parallel läuft, beträchtlich nach. Seine höheren Gipfel waren Mitte Junius noch beſchneit, trugen aber nicht ſo mächtige Schneemaſſen, wie die nördlichen Bergſpitzen. Von jener Kette läuft fünf Stunden weſtlich von Erzerum eine Nebenkette in nördlicher Richtung aus, welche die Hochebene auf dieſer Seite beteutend ſchmälert. Nach dem Augenmaß ſchätzte ich die höchſten Gipfel des nördlichen Höhenzuges auf mindeſtens 5000 Fuß über dem Plateau von Erzerum. Den ſchönſten Monolith bildet die große Fels- und Schneepyramide des Ak-Dagh.

In Begleitung des franzöſiſchen Conſuls Goep und ſeines Dragomans machte ich einen Ausflug nach den Thermalquellen von Elidſcha. Dieſelben ſind in nordöſtlicher Richtung dritthalb Stunden von der Stadt entfernt gelegen. Die Hauptquellen entſpringen aus zwei mit gemauerten Quadern eingefaßten Baſſins. Die Badtemperatur in den Baſſins iſt 38° Celſius, dicht über dem Mundloch der Quelle 39°. Die Tiefe der Baſſins beträgt 4½ Fuß. Das Waſſer hat einen leichten Salzgeſchmack und ſetzt etwas Eiſenocker an den Steinen ab, ſcheint aber ſehr wenige mineraliſche Beſtandtheile zu beſitzen. Dr. Komenos, ein Militairarzt, führte mich nach andern Mineralquellen eine ſtarke halbe Stunde weiter weſtlich. Sie ſprudeln dort ſchwach aus ſumpfigem Grund und zeigen eine Temperatur von 26°. Noch ſcheint keine chemiſche Analyſe der Quellen von Elidſcha gemacht worden zu ſein. Der genannte Arzt beging den ſträflichen Leichtſinn, eine Anzahl Kranker aus dem Militairhoſpital nach Elidſcha zum Gebrauche der Quellen verſuchsweiſe zu ſchicken, worunter ſogar ſyphilitiſche Kranke, auf welche der Gebrauch des eiſenhaltigen Waſſers nur nachtheilig wirken konnte.

Das Experiment iſt in der That mißlungen, wie ich nach meiner Rückkehr aus Perſien erfuhr. Die Kranken kehrten in einem üblern Zuſtande nach dem Spital von Erzerum zurück, als ſie von dort abgegangen waren.

In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zu Tage. Es iſt ein deutlich geſchichtetes hartes Conglomerat, welches theils eckige Trümmerſteine, theils rundliche Rollſteine der verſchiedenen vulcaniſchen Felsarten, welche in der ſüdlichen Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch, welcher Elidſcha vor mir beſucht hat, macht keine Erwähnung dieſer Formation, hat aber Handſtücke von einem Infuſorienlager mitgebracht, welches er einige hundert Fuß von den Quellen entfernt angeblich unter Trachyt gefunden und deſſen Maſſe nach ſeiner Verſicherung äußerlich große Aehnlichkeit mit dem Aluminit hat. Nach Ehrenbergs Unterſuchung kommen in dieſen Handſtücken nur Süßwaſſerinfuſorien vor. Von älteren Reiſenden haben Tournefort und Jaubert eine ziemlich unrichtige Beſchreibung dieſer Thermalbäder von Elidſcha geliefert.

Tags darauf machte ich einen Ausflug nach den Bergen auf der Südſeite von Erzerum, wo die Herren Brant und Daineſe den Reſt eines alten Kraters beobachtet zu haben vermutheten, von welchem auch Hamilton in ſeinem Reiſewerk flüchtige Erwähnung macht. Es iſt ein kreisförmiger Trachytkeſſel faſt von der Größe des Kraters, der von der Erhebung des bekannten Monte nuovo bei Neapel zurückgeblieben iſt und wie dieſer einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Product ſeiner kurzen eruptiven Thätigkeit hinterlaſſen hat. Dieſer alte merkwürdige Krater, welcher kaum eine halbe Stunde von der Stadt Erzerum entfernt liegt, ſcheint lange Zeit von einem kleinen See ausgefüllt geweſen zu ſein. Ein Durchbruch des Waſſers in nördlicher Richtung grub einen Canal, durch welchen gegen-

wärtig ein ziemlich magerer Bach, von Quellen und Schneewaſſer geſpeist, nach Norden fließt.

Der nördliche Höhenzug am Rande des Plateau von Erzerum hat ausgezeichnetere Bergformen, als die ſüdliche Kette. Es ragen verſchiedene Berge theils von reiner, zugeſpitzter Conusform, wie die Aſchenkegel der Vulcane Italiens, theils von Pyramidengeſtalt, deren Spitzen flach abgeſchnitten, wie der kleine Ararat, aus dieſem Gebirge hervor. Schon der bloße Anblick derſelben mußte die Vermuthung beſtärken, daß dort deutlichere Spuren von eruptiver Thätigkeit und großartige Kraterreſte zu finden ſein würden. Am reinſten und auffallendſten iſt die Kegelform eines Berges, welcher in geringer Entfernung weſtlich von den Euphratquellen ſich über der Kette erhebt und den ſowohl die türkiſchen, als armeniſchen Eingebornen unter dem Namen Sichtſchik kennen. Es iſt auffallend, daß keiner der frühern Reiſebeſchreiber von einem Berge, deſſen vulcaniſche Form ſo ſtark in die Augen fällt, Erwähnung macht. Nach Conſuls Brant mündlicher Verſicherung war derſelbe noch von keinem europäiſchen Reiſenden beſucht und beſtiegen worden. Ich faßte daher den Entſchluß, demſelben eine nähere Unterſuchung zu widmen und ſeine Höhe mittelſt des Siedepunktes zu beſtimmen.

Am 14. Junius ritt ich in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines armeniſchen Führers in nördlicher Richtung ab. Nach dritthalbſtündigem Ritt erreichten wir die Brücke des Kara-ſu. Als ich zwei Wochen früher dieſelbe Brücke in entgegengeſetzter Richtung paſſirte, fand ich den Weg theilweiſe überſchwemmt und den Kara-ſu über ſeine Ufer getreten. Die Pferde ſanken bis über die Knie in Koth ein. Jetzt war die Ebene auf dieſer Seite völlig trocken und der Huftritt der Pferde erregte Staubwolken. Trotz der häufigen Regengüſſe trocknet dieſer Bo-

Das Experiment iſt in der That mißlungen, wie ich nach meiner Rückkehr aus Perſien erfuhr. Die Kranken kehrten in einem üblern Zuſtande nach dem Spital von Erzerum zurück, als ſie von dort abgegangen waren.

In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zu Tage. Es iſt ein deutlich geſchichtetes hartes Conglomerat, welches theils eckige Trümmerſteine, theils rundliche Rollſteine der verſchiedenen vulcaniſchen Felsarten, welche in der ſüdlichen Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch, welcher Elidſcha vor mir beſucht hat, macht keine Erwähnung dieſer Formation, hat aber Handſtücke von einem Infuſorienlager mitgebracht, welches er einige hundert Fuß von den Quellen entfernt angeblich unter Trachyt gefunden und deſſen Maſſe nach ſeiner Verſicherung äußerlich große Aehnlichkeit mit dem Aluminit hat. Nach Ehrenbergs Unterſuchung kommen in dieſen Handſtücken nur Süßwaſſerinfuſorien vor. Von älteren Reiſenden haben Tournefort und Jaubert eine ziemlich unrichtige Beſchreibung dieſer Thermalbäder von Elidſcha geliefert.

Tags darauf machte ich einen Ausflug nach den Bergen auf der Südſeite von Erzerum, wo die Herren Brant und Daineſe den Reſt eines alten Kraters beobachtet zu haben vermutheten, von welchem auch Hamilton in ſeinem Reiſewerk flüchtige Erwähnung macht. Es iſt ein kreisförmiger Trachytkeſſel faſt von der Größe des Kraters, der von der Erhebung des bekannten Monte nuovo bei Neapel zurückgeblieben iſt und wie dieſer einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Product ſeiner kurzen eruptiven Thätigkeit hinterlaſſen hat. Dieſer alte merkwürdige Krater, welcher kaum eine halbe Stunde von der Stadt Erzerum entfernt liegt, ſcheint lange Zeit von einem kleinen See ausgefüllt geweſen zu ſein. Ein Durchbruch des Waſſers in nördlicher Richtung grub einen Canal, durch welchen gegen-

wärtig ein ziemlich magerer Bach, von Quellen und Schneewaſſer geſpeist, nach Norden fließt.

Der nördliche Höhenzug am Rande des Plateau von Erzerum hat ausgezeichnetere Bergformen, als die ſüdliche Kette. Es ragen verſchiedene Berge theils von reiner, zugeſpitzter Conusform, wie die Aſchenkegel der Vulcane Italiens, theils von Pyramidengeſtalt, deren Spitzen flach abgeſchnitten, wie der kleine Ararat, aus dieſem Gebirge hervor. Schon der bloße Anblick derſelben mußte die Vermuthung beſtärken, daß dort deutlichere Spuren von eruptiver Thätigkeit und großartige Kraterreſte zu finden ſein würden. Am reinſten und auffallendſten iſt die Kegelform eines Berges, welcher in geringer Entfernung weſtlich von den Euphratquellen ſich über der Kette erhebt und den ſowohl die türkiſchen, als armeniſchen Eingebornen unter dem Namen Sichtſchik kennen. Es iſt auffallend, daß keiner der frühern Reiſebeſchreiber von einem Berge, deſſen vulcaniſche Form ſo ſtark in die Augen fällt, Erwähnung macht. Nach Conſuls Brant mündlicher Verſicherung war derſelbe noch von keinem europäiſchen Reiſenden beſucht und beſtiegen worden. Ich faßte daher den Entſchluß, demſelben eine nähere Unterſuchung zu widmen und ſeine Höhe mittelſt des Siedepunktes zu beſtimmen.

Am 14. Junius ritt ich in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines armeniſchen Führers in nördlicher Richtung ab. Nach dritthalbſtündigem Ritt erreichten wir die Brücke des Kara-ſu. Als ich zwei Wochen früher dieſelbe Brücke in entgegengeſetzter Richtung paſſirte, fand ich den Weg theilweiſe überſchwemmt und den Kara-ſu über ſeine Ufer getreten. Die Pferde ſanken bis über die Knie in Koth ein. Jetzt war die Ebene auf dieſer Seite völlig trocken und der Hufſtritt der Pferde erregte Staubwolken. Trotz der häufigen Regengüſſe trocknet dieſer Bo-

den, welcher keine Thonſchichtunterlage hat, ungemein ſchnell aus. Indeſſen kommt der Ebene den ganzen Sommer hindurch ſowohl durch häufigen Niederſchlag, als durch Gebirgsbäche, welche durch Quellen und ſchmelzenden Schnee geſpeist werden, Waſſer in hinreichender Menge zu. Der ſchwarze Lavaboden bindet die Sonnenwärme und ſichert die Reife des Getreides trotz der ſehr kurzen Sommerdauer. Ich fand die Gerſte am 14. Junius noch kaum eine Spanne hoch über den Boden aufgegangen.

Der Euphrat führt hier ſeinen Namen Kara-ſu oder Schwarzwaſſer mit Recht. Sein Waſſer ſieht faſt ſo dunkel aus, wie unſere Schreibtinte und es iſt ganz unmöglich bis auf den Grund des Bettes zu ſehen. Ich fand hier einen badenden Armenier. Drei Schritte vom Ufer entfernt war der Bach ſchon ſo tief, daß der Mann ſchwimmen mußte. Die Ufer waren von Waſſervögeln belebt. Störche, Reiher, Enten, Möwen, Taucher und andere Waſſervögel zeigten ſich in großer Menge, und der Kibitz, der wahrſcheinlich in der Nähe niſtete, umſchwebte uns beſtändig mit ſeinem ängſtlich kreiſchenden Ruf.

Im Dorf Oesni, wo mein armeniſcher Führer wohnte, hielten wir eine Stunde an. Der Ort iſt von einigen hundert armeniſchen und ſiebenzehn türkiſchen Familien bewohnt. Mitten unter den Kindern meines Führers ſaß vor deſſen Hauſe ein alter weißbärtiger Türke, welcher gemüthlich mit ihnen plauderte und den Kleinen ein Mährchen erzählte, das ſie ſehr zu ſpannen und zu ergötzen ſchien. Dieſer Anblick war mir ziemlich neu. Wohl hatte ich auch in einigen Theilen der europäiſchen Türkei und in anderen Gegenden Kleinaſiens eine bedeutende Umſtimmung der Gemüther und Umwandlung der Verhältniſſe zwiſchen der Vergangenheit und Gegenwart beobachtet. Die Moslims hatten ſich allmählig gewöhnt, die Raja als gleichberechtigte

Unterthanen der hohen Pforte zu betrachten. Aber von der Gewohnheit friedlich neben einander zu leben bis zu einer freundſchaftlichen Annäherung war noch ein weiter Abſtand. Hier ſchien auch dieſe Kluft bereits ausgefüllt. Der Armenier erzählte mir, ganz im Einklang mit der Schilderung meines griechiſchen Hauswirths in Erzerum, daß ſeit der Anweſenheit der Ruſſen der alte Religionshaß verſchwunden, daß zwiſchen Armeniern und Türken beſonders auf dem Lande eine vollſtändige Verſöhnung ſtattgefunden, daß beide zuſammen in den Dörfern eben ſo einträchtig und freundſchaftlich lebten, als ſeien ſie Kinder eines Stammes und Bekenner desſelben Glaubens. Als die Koſaken im Jahr 1829 die Dörfer heimſuchten, und beſonders das Eigenthum der Türken plünderten, ſuchten und fanden letztere bei den Armeniern, welche der ruſſiſche Heerführer aus politiſchen Gründen ſchonen ließ, Schutz und Zuflucht. Die Türken, welchen bei all' ihren ſchlechten Eigenſchaften ein gewiſſer Zug von Großmuth nicht abzuſprechen iſt, blieben des edelſinnigen Benehmens der Armenier gegen ihre ehemaligen Dränger noch nach dem Abzug der Ruſſen eingedenk. Von ihrer frühern Anmaßung verſchwand faſt jede Spur und ſie trugen ohne Murren die gleichen Laſten, wie die Raja. In Oesni wie in andern Ortſchaften, wo ich nach der Bevölkerungszahl fragte, wurde geantwortet: dieſelbe habe ſich ſeit der großen armeniſchen Auswanderung auf ruſſiſches Gebiet um die Hälfte vermindert. Von ihren ausgewanderten Landsleuten haben ſie zwar keine directen Nachrichten, aber ſie glaubten oder bildeten ſich ein, daß dieſelben ſich unter dem Schutze des chriſtlichen Zaren des blühendſten Zuſtandes erfreuten. Von der Noth, dem Elende, welchem viele Tauſende der Auswanderer bei ihrer Ueberſiedelung nach Rußland erlagen, von dem traurigen Zuſtand der armeniſchen Colonien des Allaghes hatten ſie keine Kunde.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort und gelangten nach einſtündigem Ritt zu einem Trümmerhaufen von Bauſteinen, worunter ein ſchön gehauenes, zierlich geſtaltetes Kreuz aus Lava ſich befand, wahrſcheinlich von einer alten Kirche herrührend, die hier einſt geſtanden. Armenier verſammeln ſich zuweilen an dieſer Ruine, um zu beten. In der Nähe ſprudelt eine ſchöne Quelle mit einer Temperatur von 6° Celſius. Mein Führer erzählte mir, daß vormals Milch aus derſelben gefloſſen. Seitdem aber eine Frau ihr Hintertheil darin gebadet, fließe ſtatt der Milch Waſſer. Dicht am Fuße des Sichtſchik liegt das Dorf Ardſchink, welches ausſchließlich von Türken bewohnt iſt. Eingeführt von unſerm Armenier fanden wir die freundlichſte Aufnahme. Ein Häuschen iſt hier für die Einkehr fremder Gäſte eingerichtet. Stall und Schlafgemach befinden ſich zwar in demſelben Raume, doch iſt letzteres einige Stufen über dem Stallboden erhöht und mit Rohrdecken, Teppichen und Kiſſen bequem ausgeſtattet. Nach einem frugalen Nachtmahl ruhten wir vortrefflich, und beim erſten Frühſtrahl waren die Pferde geſattelt, um uns nach der Berghöhe hinaufzutragen.

Ungeachtet des kalten und ſpäten Frühlings prangten die Wieſen am Fuße des Gebirges mit zahlloſen Blumen. Zwei Farbetinten waren auf dieſen Wieſen dominirend. Eine gelbe von vorherrſchenden Ranunkeln und Potentillen, und eine rothe von einer kleinen artigen Primel. Dem Laufe eines Bächleins folgend, welcher dem Kara-ſu zufließt, ritten wir bis zur großen Terraſſe hinauf, in deren Mitte ſich der Trümmerkegel des Sichtſchik erhebt. Ich beobachtete hier einen Theil derſelben Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Umgebungen des Ararat und Allaghes geſammelt hatte, vor allen die ſcharlachrothe Bergtulpe, die prächtige Iris iberica und verſchiedene Orchisarten. Bis zu einer Höhe von etwa 800 Fuß über der Hoch-

ebene konnten wir reitend gelangen. Von dort führten wir unſere Pferde am Zügel einen überaus ſteilen Abhang, welcher mit Vegetation bekleidet war, bis zur großen Terraſſe hinauf. Die Pyramide des Sichtſchik war durch den erhöhten Rand der Terraſſe unſern Augen entzogen. Erſt als wir die höchſte Stelle erreicht hatten, kam ſie wieder zum Vorſchein. Von thieriſchem Leben war wenig zu beobachten. Ein Kukuk ſaß auf einem Lavablock und ließ ſeinen melancholiſchen Klageruf durch die Ebene tönen, ohne ſich durch unſer Vorüberreiten ſtören zu laſſen. Eine kleine Mustela grauſchwärzlich mit weißem Bauch ſchlüpfte durch die Ritzen des Geſteins und war in ihrem Loche verſchwunden, bevor ich noch Zeit hatte zum Gewehr zu greifen.

Endlich hatten wir das krateriſche Hochthal erreicht, in deſſen kreisförmiger Runde ſich die Pyramide des Sichtſchik erhebt. Die Vermuthung, welche der Anblick dieſes Berges aus der Ferne in mir erzeugt hatte, fand ihre volle Beſtätigung. Wir ſtanden inmitten eines großartigen Kraters, welcher an Umfang den gegenwärtigen Krater des Veſuvs wohl um das Dreifache übertrifft. Die Kraterwände ſind noch gut erhalten und beſtehen aus doleritiſchem Geſtein, welches durch Metalloxyde verſchiedenartig gefärbt iſt. Der Gipfel des Berges, welcher aus der Mitte dieſes alten Kraters emporragt, iſt ein alter Schlacken- und Aſchenkegel, welcher aus weißgrauen trachytiſchen Auswürflingen beſteht. Lavaſtröme ſind an den Rändern und Abhängen des Kraters zu erkennen, doch von auffallend geringer Maſſe und Ausdehnung. Offenbar hat die eruptive Thätigkeit hier wie an andern Vulcanen dieſer Kette nur einen verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeitraum gedauert. Der Canal, welcher die Verbindung zwiſchen der Atmoſphäre und dem tiefen Gluthheerde vermittelte, hat ſich hier weit früher geſchloſſen, als an den Rändern des armeniſchen Hochgebirgs, in den Hochebenen von Bajazid und Eriwan, am

Gockſchai und Wanſee, wo die Dämpfe und flüſſigen Lavamaſſen einen verhältnißmäßig geringern Widerſtand zu überwältigen hatten und mächtige Vulcane mit einer ſehr lange dauernden krateriſchen Thätigkeit ſich bildeten. Die Lavaſtröme am Ararat und Allaghes ſind gewaltiger, als die des Aetna, während an den Vulcanen des Hochgebirgs von Erzerum die Spuren krateriſcher Thätigkeit ſelbſt den kleineren Vulcanen Italiens z. B. dem Epomeo auf Iſchia nachſtehen. Die ſtark fortgeſchrittene Verwitterung der vulcaniſchen Felſen und der meiſten Laven beweiſt auch, daß ſeit der kurzen periodiſchen Thätigkeit des Sichtſchikkraters mehr als ein Jahrtauſend vorübergegangen ſein muß. In der That erwähnen die älteſten hiſtoriſchen Urkunden keine vulcaniſchen Phänomene in dieſer Gegend, während die Kraterthätigkeit jener großen Vulcane der Araratgegenden, wie ſie ſelbſt Abich vermuthet, noch in das Frühroth der Geſchichte herüber dämmern. Das dunkle Geſtein an den Rändern des Sichtſchikkraters hat den Einwirkungen des Waſſers und der Atmoſphäre weniger widerſtanden, als das Kratergeſtein der Somma am Veſuv, von welchem wir den hiſtoriſchen Beweis haben, daß es jedenfalls über zwei Jahrtauſende alt iſt.

Das Innere dieſes längſt erloſchenen alten Kraters iſt eben ſo lieblich, als der Anblick des thätigen veſuvianiſchen Kraters wild und düſter iſt. Statt nackter, ſcharfkantiger Lavablöcke iſt der ſchwarze Humus hier mit einer Decke von grünen Kräutern und bunten Alpenblumen bedeckt. Der Boden war im Junius ſehr feucht. Von allen Seiten floſſen ihm die Waſſer der ſchmelzenden Schneemaſſen zu. Die alten Kraterwände hindern den Zutritt kalter Winde. Die Sonnenwärme war trotz der bedeutenden Höhe weit empfindlicher, als in der Hochebene von Erzerum. Feuchtigkeit, Wärme und günſtiger Humusboden hatten daher eine Pflanzenpracht erzeugt, wie ich ſie auf anderen Bergen

des armeniſchen Hochlandes ſelten gefunden. Ich ſammelte hier viele jener Alpenpflanzen, welche ich am Ararat, Allaghes und auf den Alpen am Gockſchaiſee ein Jahr zuvor gefunden hatte.

Nachdem wir einige Stunden hier verweilt, die Gegend recognoſcirt und einige ſchöne Pflanzen und Inſecten geſammelt hatten, beſchloß ich, den armeniſchen Führer mit den Pferden hier zurückzulaſſen und mit meinem Polen die Erſteigung des hohen Schlackenkegels zu wagen, obwohl dieſelbe ſichtbare Schwierigkeiten hatte. Die Weingeiſtflaſche war unterwegs zerbrochen. Ich ſammelte daher einen Bündel trockener Pflanzenſtengel, mit welchen ich oben Waſſer zu kochen hoffte. Außerdem noch mit dem Koch- und Meßapparat, geognoſtiſchen Hammer, Kinſchal, Piſtolen und Bergſtock beladen, ſtieg ich munter den ſüdlichen Abhang hinan. Der Pole, der etwas leichter beladen war, recognoſcirte vor mir den Weg. Das Steigen war hier faſt eben ſo ſchwierig, wie auf dem veſuvianiſchen Aſchenkegel, obwohl man nicht ſo tief in Rapilli und vulcaniſcher Aſche einſank, da die trachytiſchen Auswürflinge hier im Ganzen doch etwas größer und compacter ſind. Ueber die größeren Trachyttrümmer voll ſcharfer Kanten und Ecken konnte man leichter feſten Fuß faſſen, als an Stellen, wo Aſche und kleinere Auswürflinge angehäuft waren. Dieſe trachytiſchen Trümmer haben der Verwitterung ſtärker widerſtanden, als das ſchwarze Geſtein des Kraterrandes. In jenen war der Feldſpath mit vielen kleinen Kryſtallen, in dieſem der Augit vorwaltend. Die größeren Steinblöcke waren zum Theil mit Kryptogamen überwachſen. Nur wenige phanerogame Pflanzen waren zwiſchen den Trümmern ſichtbar. Aber auf halber Höhe des Kegels fand ich zu meiner Verwunderung einen baumartigen Strauch von faſt vier Fuß Höhe, deſſen Blätterknospen noch nicht aufgeſchloſſen waren.

Um zwei Uhr Nachmittags erreichten wir den Gipfel. Eine prächtige, freie Aussicht über das weite Gebirgspanorama im Norden, Süden und Westen lohnte vollkommen die erschöpfende Anstrengung unserer Bergwanderung. Gegen Osten war der Blick durch die Nähe überragender Berggipfel beschränkt. Außer der großen Kette, von welcher der Sichtschik selbst ein Glied bildet, übersahen wir zwei Bergketten im Süden. Die erste niedrigere Kette bildet den südlichen Rand der Hochebene. Die zweite, aus welcher die weißen Spitzen des Bingöl-Dagh, welcher die Wiege des Araxes ist, emporragen, ist höher, aber von geringerer Ausdehnung. Weit schöner und übersichtlicher ist das Gebirge im Norden. In der Richtung von Ispir streicht eine majestätische Alpenkette, deren weiße Gipfelpanzer prächtig in der Sonne leuchteten. Die einzelnen Bergformen erschienen dort freier, selbstständiger, kühner und malerischer, als in den Ketten nach andern Himmelsgegenden. Auch schienen sie mächtigere Schneemassen zu tragen, als selbst der Bingöl-Dagh und Kop-Dagh. All' die verschiedenen Hauptketten sind durch Nebenketten, welche von Süd nach Nord auslaufen und verschiedene Plateaus und Thäler verengen oder schließen, deutlich verbunden Im Westen erblickten wir die gewaltige Steinpyramide des Ak-Dagh in ihrem Profil. Dieser Berg ist fast steiler, als das Finsteraarhorn des berner Oberlandes. Deshalb können sich auch nur in seinen Schluchten, Furchen und Rissen ewige Schneemassen sammeln, während die senkrechten Steinwände das ganze Jahr hindurch nackt hervorstarren.

Der Gipfel des Sichtschik, auf welchem wir über drei Stunden zubrachten, ist kaum zwanzig Schritte breit und nahe an 300 Schritte lang. Der südliche Abhang des Kegels war bereits frei von Schnee, auf dem nördlichen lag derselbe noch drei bis vier Fuß hoch aufgethürmt. Nach meiner Messung mittels des

Siedepunkts erhebt ſich dieſer Gipfel 2846 Fuß über der Stadt Erzerum und 8581 Fuß über dem Spiegel des ſchwarzen Meeres. Von Pflanzen fand ich oben einige Gentianen, Campanulaceen, eine weiße Daphne und die auf allen armeniſchen Alpengipfeln im Frühling ſehr häufig blühende Scitta sibirica. Von Thieren bemerkte ich nur eine Eidexe, welche flüchtig durch das Geſtein ſchlüpfte. Macroglossa stellatarum umſchwirrte die wenigen Alpblümchen. Von Menſchenhänden waren zwei Steinhaufen errichtet, der eine als Altar, der andere als Feuerheerd. Als ich ſpäter meinen Führer befragte, erzählte derſelbe, daß in früheren Zeiten zuweilen armeniſche Hirten den Berggipfel beſtiegen, um oben zu beten und wohl auch ein Lamm zu Ehren Gottes zu ſchlachten. Jetzt ſei dieſe Wallfahrt nicht mehr in Gebrauch. Wenn jetzt die Hirten, welche gegen Ende Junius die Weide auf dieſen Höhen zu beziehen pflegen, die Luſt zu Bergwanderungen anwandle, ſo ſei der quellenreiche Gipfel des benachbarten Giaur-Dagh gewöhnlich ihr Ziel. Ohne eine ſeltſame Fabel geht es bei armeniſchen Hirtenerzählungen nie ab. So verſicherte zuletzt mein Führer im Ton des tiefſten Ernſtes, daß vor Zeiten auch auf dem trockenen Kegel des Sichtſchik eine ſchöne Quelle entſprungen ſei. Seitdem aber einmal eine Frau die Quelle durch ihre Nothdurft verunreinigt habe, ſprudle ſie nicht mehr und der durſtige Bergſteiger, welcher im Hochſommer keinen Schnee mehr auf dem Sichtſchik findet, mag wohl ein Recht haben, das Weib zu verwünſchen.

Die genaue Kenntniß der Lage der Euphratquellen, von welchen Karl Ritter mit Recht bemerkt, daß ſie ſchon wegen des moſaiſchen Berichts von der Lage des Paradieſes eben ſo großes Intereſſe verdienen, wie die Nilquellen, die Jordanquellen und die Wiegen anderer Hauptſtröme der Erde, die einen ſo großen Einfluß auf die Schickſale der Völker ausgeübt, iſt bis auf die

neueſte Zeit dunkel und ungenau geblieben. Von all' den Berichten älterer Geographen, welche Ritter im zehnten Band ſeiner Erdkunde citirt, iſt nicht Einer aus unmittelbarer Forſchung an Ort und Stelle hervorgegangen und deshalb mehr oder minder unrichtig. Auch der franzöſiſche Botaniker Tournefort hat ſich in dieſem Punkte keineswegs „dankenswerthe Verdienſte" erworben, wie ſie ihm Ritter in der gewöhnlichen milden und wohlwollenden Weiſe, welche dieſen großen deutſchen Gelehrten charakteriſirt, zuſchreibt. Tournefort hat botaniſche Ausflüge in den Bergen, welche die Hochebene von Erzerum umgeben, gemacht. Er kam hier den Euphratquellen ſehr nahe und hätte ihre Lage genau beſtimmen können, wenn er nur etwas beſſere Einſicht gehabt und ſich die Mühe einer Verfolgung der Richtung des Kara-ſu gegeben hätte. Statt die Hauptquelle im Norden aufzuſuchen, wandte ſich der franzöſiſche Botaniker nach Oſten und ſcheint von dort wieder eine ſüd-weſtliche Richtung eingeſchlagen zu haben, indem er die unbedeutenden Quellen des Elidſcha-armes, welche in den Kara-ſu fließen, mit den wahren Euphratquellen verwechſelte. Seine Beſchreibung iſt übrigens ſo verworren, daß es ziemlich ſchwer iſt, ihm auf dieſer Irrfahrt Schritt für Schritt zu folgen. Er gibt unrichtige Entfernungen an und nennt Localitäten, welche wenigſtens unter ſeiner Benennung nicht exiſtiren.

Den Griechen und Römern war die Lage der weſtlichen Euphratquellen beiläufig bekannt, wie wir aus den Angaben von Strabo und Plinius erſehen. Eine genaue Beſtimmung der Localität finden wir bei dieſen Schriftſtellern nicht. Nach Plinius entſpringt der Euphrat in der Provinz Karanitis Großarmeniens am Berg Aba, welchen Strabo Abos nennt. Dieſe Angabe entnimmt Plinius den Ausſagen des Domitius Corbulo, welcher als Statthalter in Syrien unter Kaiſer Nero

im Jahr 63 n. Chr. mit einem Heer gegen die Parther bis zum armeniſchen Euphrat vordrang. Dagegen nennt Licinius Mucianus, welcher ſechs Jahre ſpäter als Statthalter Vespaſians nach Syrien geſandt worden, den Berg, an deſſen Fuß der Euphrat entſtehe, Capotes und die nächſte Stadt Zimara. Der Bergname Aba oder Abos ſcheint heute im armeniſchen Hochlande verſchollen, aber in der alten armeniſchen Benennung Garin, welche die Stadt Erzerum führte, bevor ſie den Namen Theodoſiopolis erhielt, will St. Martin den antiken Landſchaftsnamen Karanitis wieder erkennen, ſo wie in der Benennung Capotes das armeniſche Wort Gaboid d. i. blau, mit welchem mehr als Ein hoher Berg in Armenien bezeichnet wird. Ptolemäus bezeichnet ziemlich richtig die Breitegrade der beiden Quellarme, ohne die Localität ihres Urſprungs zu beſchreiben. Ganz falſche Nachrichten gibt Procopius, welcher Euphrat und Tigris aus demſelben Berg entſpringen läßt. Auch in den Schriften der arabiſchen, türkiſchen und armeniſchen Geographen, bei Maſudi, Edriſi, Kjatib Tſchelebi, Jedſchidſchean finden ſich nur oberflächliche Mittheilungen über das Euphratiſche Quellgebiet. Den Charakter des Stromes hat der Prophet Jeſaias klar und ſchön gezeichnet, indem er mit deſſen Gewalt das um ſich greifende aſſyriſche Reich verglich: „Siehe, darum wird der Herr über ſie die wilden und großen Waſſer des Euphrats ſtürzen laſſen, den König von Aſſyrien und ſeine ganze Macht. Der Strom wird allenthalben über ſeine Dämme ſteigen und allenthalben über ſeine Ufer treten. Er richtet dann auch ſeinen Lauf gegen Juda, er überſchwemmt und durchſtrömt es. Bis an die Kehle wird ſein Waſſer reichen und wird mit ausgeſpannten Armen dein ganzes weites Vaterland umſchließen, o Immanuel!“

Die erſte genaue Angabe der Lage der Euphratquellen findet

ſich in der Statiſtik, welche der ruſſiſche Generalſtab nach Beendigung des türkiſchen Feldzugs veröffentlicht hat. Sie nennt den Berg und das Gipfelthal, aus welchem die Hauptquellen entſpringen, bei dem wahren Namen, den ſie im Lande, bei Türken und Armeniern, führen, Giaur-Dagh und Domlu-Dagh. Doch gibt ſie keine topographiſche Skizze der Gegend. Unter den neueſten Reiſenden iſt Dr. Koch von Laſiſtan kommend am Giaur-Dagh vorübergezogen, ohne den Gipfel dieſer Euphratwiege zu beſteigen. Nach ſeiner Angabe iſt der Engländer Abbott der einzige Reiſende, welcher die Hauptquelle ſelbſt beſucht hat, ohne, wie es ſcheint, etwas darüber veröffentlicht zu haben. Ritter bezweifelt ſogar die Exiſtenz einer Hauptquelle, welche bei den meiſten großen Strömen in der That nicht zu finden iſt, dagegen gerade am Euphrat einen ſo ungewöhnlichen Waſſerreichthum und ſo ſeltne Schönheit zeigt, wie ich noch keine Quelle in irgend einem Alpengebirge Europa's und Aſiens beobachtet habe. Von ſämmtlichen Europäern, welche ich in Erzerum kennen gelernt, hatte ſich keiner die Mühe genommen, dieſe prachtvolle Quelle aufzuſuchen, während Türken und Armenier an Feiertagen häufig jene grüne Alphöhe heimſuchen und Scherbet ſchlürfend und Tſchibuk ſchmauchend den Kryſtallſprudel betrachten, ohne dabei eine Ahndung zu haben, daß derſelbe dem berühmten Strome Weſtaſiens das Daſein gibt.

Während meines zweiten Aufenthalts in der Hochebene von Erzerum, nach Beendigung meiner perſiſchen Reiſe, unternahm ich den Ausflug nach den Euphratquellen. Die Jahreszeit war bereits weit vorgerückt. Aber ein ungewöhnlich warmer und ſonniger Spätherbſt hatte die Heerden noch auf den Alpweiden zurückgehalten. Die Herbſtvegetation war noch ziemlich ſchön, und dieſelben zierlichen Hipparchien, Hesperiden und Lycänen, welche zum Theil dem Hochgebirge Armeniens ganz eigenthümlich ſind

und ſeit Kindermanns entomologiſcher Reiſe in dieſen Gegenden die meiſten lepidopterologiſchen Sammlungen Europa's ſchmükken, umflatterten im Sonnenſchein die letzten Blümlein der Höhen, welche wenige Tage darauf bei plötzlichem Witterungswechſel unter eine Schneedecke begraben wurden. In Begleitung eines tüchtigen Führers, der alle Wege und Stege dieſer Berggegenden vortrefflich kannte, ritten wir an einem hellen Octobertag von Erzerum in nördlicher Richtung aus. Nach fünfſtündigem Ritt erreichten wir das kleine Dorf Haſchkawan, welches größtentheils von Türken und nur wenigen Armeniern bewohnt iſt. Die armeniſche Kirche dieſes Ortes bewahrt die Gebeine eines Heiligen und wird als Wallfahrtsort von den andächtigen Chriſten weit und breit beſucht. Zur Einquartierung der frommen Gäſte befindet ſich eine Reihe von Zimmern im untern Hofe der Kirche. Der Zudrang von Wallfahrern am Tage meiner Ankunft war ſehr groß. Bei reinem Himmel und ziemlich milder Temperatur bivouakirte ich hier unter den ſchönen Sternen in meine Burka eingehüllt, welche gegen Nachtfroſt und Morgenthau mich ſchützte. Meine Leute übernachteten mit mir im Freien. Der folgende Tag war ein Feſttag. Der Gottesdienſt nach dem Gregorianiſchen Ritual, dem ich beiwohnte, beſtand aus leeren äußeren Ceremonien, Rauchfaßſchwingen, Kerzenanzünden, eintönig leierndem Prieſtergeſang und Vorleſen aus einem altarmeniſchen Meßbuch. Bei einem Volk von Cultur und Geſchmack hätte dieſer Gottesdienſt nicht einmal auf die Sinne gewirkt. Für Geiſt und Gemüth lag darin kein anregendes Atom. Die Mehrzahl der Anweſenden beſtand aus armeniſchen Weibern. Von beſonders eifrig religiös geſinnten armeniſchen Landleuten der Gegend wurden im Hofe drei Lämmer geſchlachtet, wovon einige Fleiſchſchnitten den Armen, die beſten Biſſen aber dem Prieſter zu gut kamen.

Nach beendigtem Gottesdienſt ließ ich ſatteln. Gleich hinter Haſchkawan geht es bergauf. Der ganze Höhenrücken, welcher öſtlich vom Sichtſchik ſich bis zu dem Sattel hinzieht, der die Scheide der Gewäſſer bildet, welche einerſeits durch Lafiſtan nach dem ſchwarzen Meer, anderſeits durch Armenien und Meſopotamien nach dem perſiſchen Meerbuſen fließen und zunächſt den Tortum-ſu nach Norden und den Kara-ſu gegen Süden ſenden, führt den Namen Giaur-Dagh und beſteht aus Trachyt, zeigt aber weder einen Krater, noch Lavaſtröme, wie ſein Nachbar, der Sichtſchik. Nach vierthalbſtündigem Steigen über den Trachyt erreichten wir das hohe Gipfelthal, aus welchem die wahren Euphratquellen entſpringen. Dasſelbe hat eine ſanfte Senkung, mag eine gute halbe Meile im Umfang haben und war in dieſer Jahreszeit beinahe ſchneefrei. Von den höchſten Abhängen dieſes Gipfelthales aus einem mit Alpblumen und Gras bedeckten Humusboden, der ſich aus dem verwitterten Trachyt und der Vegetalerde gebildet hat, entſpringen einundzwanzig Quellen, welche hier das erſte und fernſte Euphratwaſſer liefern. Dieſe Gipfelſenkung führt den Namen Domlu-Dagh und erhebt ſich nach meiner Beſtimmung mittelſt des Siedepunktes 3117 Fuß über der Hochebene und 8952 Fuß über dem Spiegel des ſchwarzen Meeres. Beiläufig 200 Fuß unterhalb der höchſten Quelle ſprudelt die Hauptquelle hervor, welche allein mehr Waſſer liefert, als alle übrigen Quellen zuſammengenommen. Sie iſt die ſchönſte, reinſte und friſcheſte Bergquelle, die ich je geſehen, und hat eine Temperatur von nur 2,8° C. Kryſtallklar in prächtigem Sprudel ſtrömt der Springquell aus einem von Trachytſteinen künſtlich übereinander gehäuften Becken. Dieſe Einfaſſung verdankt ſie den Beſuchern, welche an ſchönen Tagen von nah und fern herbeikommen, der würzigen Bergluft und der milden Temperatur ſich zu freuen und das köſtlich friſche

Waſſer zu genießen. Ganz nahe dieſer Quelle tritt nackter Fels zu Tage, ein Trachytporphyr mit glaſigen Feldſpathkryſtallen. Die Quelle liefert eine bedeutende Waſſermaſſe, fließt ſogleich als Bächlein weiter, vereinigt ſich bald darauf mit andern zuſtrömenden Waſſern, ſtrömt anfangs in öſtlicher Richtung unter dem Namen Domlu-ſu durch die Hochthäler und Schluchten des Giaur-Dagh luſtig und flüchtig, koſend, ſchäumend und toſend bald zwiſchen nacktem Felsgeſtein, bald über grüne Matten, und wendet ſich dann im ſüdlichen Laufe der Hochebene zu, wo bald andere Quellſtröme von allen Seiten zufließen. In der Hochebene verliert der Quellbach Charakter, Farbe und Namen, nimmt trägen Lauf an, bekommt dunkles Waſſer, ſieht faſt mehr wie ein Canal als wie ein Fluß aus und heißt Kara-ſu. Auf den Höhen des Giaur-Dagh leben in dem reinem Euphratwaſſer Forellen, im Kara-ſu kommen andere Fiſcharten vor, die einen eigenthümlichen, widerlichen Sumpfgeſchmack haben und deren Genuß nach dem Glauben der Eingebornen Fieber erzeugen ſoll. Fünf Stunden nordweſtlich von der Stadt Erzerum vereinigt ſich der Sertſchamah-ſu mit dem Kara-ſu. Erſterer entſpringt von den ſchneeweißen Gipfeln des Berges Sertſchamah, welcher in der Form einer abgeſtutzten Pyramide ſich zwiſchen dem Sichtſchik und dem Kop-Dagh erhebt und nach ſeiner Form zu ſchließen wahrſcheinlich gleich jenen ein erloſchener Vulcan iſt. Aus einer Schlucht nahe dem Fuße des Hoſcha-Bunar tritt der Sertſchamah-ſu in die Hochebene ein. Er liefert mindeſtens eben ſo viel Waſſermaſſe, als der Kara-ſu, und unterſcheidet ſich von demſelben durch einen viel raſchern Lauf. Seine Quellen können nicht als die wahren Euphratquellen betrachtet werden, da ihr Lauf bis zur Vereinigung mit dem Karaſu nicht die Hälfte der Entfernung beträgt, welche wir von den Quellen des Domlu-Dagh bis zu dem Fuße des Hoſcha-Bunar

oder Kop-Dagh rechnen. Bemerkenswerth iſt, daß all' die vielen Quellen der beiden Bergzüge, welche die Hochebene umſäumen und die erſten Euphratwaſſer bilden, aus trachytiſchem Geſtein, gewöhnlich aus Trachytporphyr gehen, der ſonſt den Geognoſten nicht eben ſeines Quellenreichthums wegen bekannt iſt. Dieſer Quellenreichthum bedingt auch die große Fruchtbarkeit der Hochebene. Trotz der größern Feuchtigkeit der Atmoſphäre und der reichhaltigen Niederſchläge müſſen auch hier Felder und Wieſen, wie in der Ebene von Eriwan, durch künſtliche Abzugscanäle bewäſſert werden, um ergiebige Ernten zu liefern.

VIII.

Das Reiſen im türkiſch-perſiſchen Hochlande — Die Kurden. Kara-gös. Karawanenſkizzen. Sitten und Lebensweiſe der Pferde. Wölfe, Panther und Tiger. Aasgeier. Kurdiſche Roßdiebe. Stadt und Hochebene von Haſſan-kaleh. Kurdiſche Wohnungen. Bemerkungen über die Kurden. Naturcharakter. Topra-kaleh. Kloſter Utſch-kiliſſa. Bemerkungen über den armeniſchen Klerus. Diadin. Die Quellen des Murad. Der Ararat. Kurdiſche Räuber. Geologiſches. Beſuch in Bajaſid.

Die Reiſe nach Perſien durch das Alpenland Armenien wird gewöhnlich mit der Karawane oder mit Poſtpferden, ſeltener in Begleitung eines Tartaren der türkiſchen Regierung gemacht. Letzterer reiſt als Courier, wechſelt alle vier bis fünf Stunden das Pferd, reitet im großen morgenländiſchen Schritt oder Galopp, raſtet nie über eine Stunde, hetzt manches Pferd zu Tode und legt die Reiſe von Erzerum nach Tabris, eine Wegſtrecke von nahebei 100 Stunden, in der ungeheuern Schnelligkeit von dritthalb Tagen zurück. Engländer haben öfters die Reiſe auf dieſe Art verſucht und mit britiſcher Beharrlichkeit ausgeführt. Aber hinterher geſtanden ſie, daß ſie lieber einen vollen Monat lang alltäglich auf die Fuchsjagd reiten, Wettrennen über Barrieren und wiederholte Boxergänge machen wollten, als die Repetition einer ſolchen Luſtreiſe à la tartare.

Die türkiſche Poſt hat mit einer derartigen Anſtalt im civiliſirten Europa nichts gemein als den Namen. Es exiſtiren in der Türkei weder Poſtmeiſter, noch Poſthäuſer, noch Poſtſtälle, noch ſelbſt eigentliche Poſtillone. Auf Vorzeigen eines Fermans der hohen Pforte oder des betreffenden Paſcha's iſt aber jeder Ortsvorſtand angewieſen, die nöthige Pferdezahl für den Bedarf des Reiſenden herbei zu ſchaffen und ihm einen Pferdeführer bis zur nächſten Station mitzugeben. Die Bezahlung iſt mäßig. Aber ohne Begleitung eines türkiſchen Kawaſſen, welcher von Erzerum bis zur perſiſchen Grenze 500 türkiſche Piaſter koſtet, iſt die Reiſe nicht rathſam. Selbſt dann iſt das Unternehmen nicht ganz ohne Gefahr.

In der Nähe faſt aller armeniſchen Alpenpäſſe ſpähen die Luchsaugen der Kurden auf Wege und Wanderer herab. Mit ihren Heerden auf den höchſten Kämmen, Plateaus und Thalwänden lagernd oder ſchweifend halb nomadiſirende Hirten halb Räuber ſind die Kurden immer bereit, ihr Wolfsgeheule zu erheben, die zehn Fuß lange Bambuslanze einzulegen und über Reiſende und Karawanen herzufallen, ſo oft bei Schätzung des Widerſtandes und der Beute das Verhältniß ſich ſtark zu Gunſten der letztern neigt. Zwar ſind die Kurden unendlich friedlicher, zahmer und honetter geworden, ſeitdem die Paſchas mittelſt des regulären Nizam Ordnung und Polizei im Lande kräftiger handhaben, als früher mit den Janitſcharen. Aber Anwandlungen des alten Räuberſinnes befallen die Kurden noch ſo manchmal, und ihre nomadiſirenden Gewohnheiten während der mildern Jahreszeit erleichtern ihnen dieſes Handwerk. Rücken die Paſchas von Erzerum, Wan, Kars oder Bajaſid mit ihren Nizamſoldaten aus, um den Kurden ihren Raub abzujagen oder ſie zu züchtigen, ſo fliehen letztere auf perſiſches Gebiet, ſchicken dem Sardar von Tabris einige Geſchenke und verweilen dann gewöhn-

lich auf den Grenzgebirgen Aſerbeidſchans mit ihren weidenden Heerden, bis auch in Tabris, Choi oder Urmia wiederholte Klagen über kurdiſche Räubereien einlaufen. Abermals bedroht oder gejagt flieht die Nomadenhorde über die wilden Abhänge des Agri-Dagh auf ruſſiſchen Boden und erlangt vom Grenzcommandanten des Koſakenpoſtens gegen das gewöhnliche Geſchenk einiger ſchönen Pferde die Erlaubniß auf den Weideplätzen des Ararat ihre Zelte aufzuſchlagen. Wird ſie auch dort bei dem ruſſiſchen Natſchalnik von Eriwan wegen zufälliger Ausübung ihres Handwerks verklagt, ſo kann die Horde noch immer eine letzte Zufluchtſtätte im Hochgebirge des freien Kurdiſtan ſuchen unter dem erkauften Schutz irgend eines dortigen Häuptlings, welchen Entfernung und Unzugänglichkeit der Gebirgswege vor türkiſchen Nizambeſuchen bewahren.

Nicht lange Zeit vor meiner Abreiſe nach Erzerum war Maſter Abbott, der engliſche Conſul in Teheran, kurdiſchen Räubern in die Hände gefallen und ſammt ſeinen Reiſegefährten bis auf incluſive das Hemd ausgeplündert worden. Die Sache hatte eine eben ſo ernſte, als komiſche Seite Man denke ſich in Maſter Abbott einen Mann von großem perſönlichen Muth, deſſen unzeitige Anwendung ihm hier gleich dem ſpaniſchen Señor Don Quixote nichts einbrachte, als eine derbe Tracht Schläge! Man denke ſich das mächtige Großbritannien, das ſeinen Dreizack über alle Meere ſchwingt und dem Maharadſcha von Lahore wie dem Beherrſcher des himmliſchen Reiches das Geſetz vorſchreibt und dennoch hier eben ſo unmächtig war, die ſeinem Repräſentanten zugefügte Schmach abzuwenden oder zu rächen, wie einige Jahre früher die grauſame Hinrichtung ſeiner beiden Abgeſandten bei dem Usbekenhäuptling von Bochara!

Maſter Abbott wurde mit ſeinem kleinen Gefolge unweit Diadin überfallen. Auf den erſten Kurden, welcher mit gefällter

Lanze gegen ihn anſprengte, drückte er eine Piſtole ab und fehlte — zu ſeinem guten Glück. Den Tod oder die Verwundung des Kurden hätte er ſicherlich ſelbſt mit dem Leben gebüßt. Zwei kräftige Bambuslanzenſtöße, die ihm glücklicherweiſe nur die Burka, nicht die Haut durchlöcherten, warfen den muthigen Briten vom Pferde. Seine orientaliſchen Gefährten und Diener hatten keine Anwandlung ſeines ritterlichen Sinnes und ſtreckten entſetzt über das Schakalgeſchrei und die fürchterlichen Geſtalten der Kurden ihre Waffen. Die Kurden waren nach ihrer Weiſe ziemlich großmüthig. Sie nahmen ihnen zwar Pferde, Gepäck und riſſen ihnen ſelbſt die Kleider vom Leibe, aber ſie ließen ihnen doch das nackte Leben. Und wenn Maſter Abbott mit Roßpeitſchen und Bambuslanzenſtäben gräulich ſalutirt worden, ſo war das nur Revanche — für den Piſtolenſchuß. Seinen armeniſchen Dienern, welche gutwillig das Gewehr geſtreckt, geſchah kein Leid. Nackt wie unſer Ahnherr Adam vor dem Sündenfall wanderten die Reiſenden unter dem hölliſchen Gelächter der von dannen ziehenden Kurden nach dem nächſten Dorf, wo ſie von mitleidigen Armeniern dürftig mit Kleidern verſehen wurden. Conſul Brant in Teheran erhob über dieſe Geſchichte einen gewaltigen Lärm und der Paſcha mußte Schadenerſatz zahlen. Die Kurden aber zogen ſich in die höheren Gebirge nach Süden zurück und ſpotteten dort in unerreichbaren Schlupfwinkeln ſowohl des britiſchen Conſulgrimmes, als der türkiſchen Paſchadrohungen.

Am ſicherſten, wohlfeilſten und bequemſten macht man die Reiſe nach Perſien mit einer jener großen Handelskarawanen, welche von Erzerum faſt jede Woche nach Tabris abgehen und dorthin meiſt engliſche Baumwollzeuge und Manufacturwaaren bringen, auch böhmiſches Glas, Tücher und Pelze der Leipziger Meſſe, ſelbſt Nürnberger Spielwaaren u. ſ. w. Die ſchwächſten dieſer Karawanen zählen gewöhnlich 2—300, die ſtärkſten bis 900

Pferde. Maulthiere werden hiezu ſelten verwendet, und Kameele ſah ich nur bei einer einzigen Karawane zwiſchen Salmas und Choi, die aber die türkiſche Grenze nicht überſchritt. Im Durchſchnitt kommt auf 3 oder 4 Pferde ein Führer, welcher entweder zu Fuße geht oder hinten auf dem Packſattel kauert und gewöhnlich mit einem Feuergewehr, oft auch mit Dolch und Säbel bewaffnet iſt. Führt eine ſolche Karawane Waaren von beſonderm Werth, ſo gibt ihr der Paſcha in der Regel noch einen Kawaſſen zur Begleitung, der mit einer langen Lanze, auf welcher oben gewöhnlich ein Roßſchweif befeſtigt iſt, an der Spitze der Colonne reitet und den Kurden ein Warnungszeichen ſein ſoll, daß ſie ſich nicht etwa nach einem Gut gelüſten laſſen, welches der Muſchir von Erzerum unter ſeinen beſondern Schutz geſtellt hat und deſſen Antaſtung er auf türkiſche Art rächen würde. Mehr noch, als die Anweſenheit des Kawaſſen, ſchützt aber die Karawanenzüge ihre eigene Stärke. Denn ſo zahm und feige auch der Armenier im Allgemeinen ſein mag, ſo vertheidigt er doch ſein Eigenthum und das ihm anvertraute fremde Gut, für welches er haften muß, faſt ſo tapfer, wie die Löwin ihre Säuglinge, und weicht nur einer großen Uebermacht, welche die Kurden in dieſen Gegenden nicht leicht zuſammenbringen können, da ihre einzelnen Lager oder Horden nicht ſehr zahlreich ſind und die mächtigeren Häuptlinge nicht in der Nähe der großen Karawanenſtraße zu ſtreifen wagen. Gegen nächtliche Diebereien der Kurden iſt freilich ſelbſt die ſtärkſte Karawane trotz ihrer Wachſamkeit nie geſichert. In dieſer Kunſt ſtehen die Kurden den Steppenindianern Amerika's und den Hadſchuten der afrikaniſchen Meditſcha um kein Haar breit an Pfiffigkeit und gewandter Schnelligkeit nach. Wir ſelbſt erlebten hart an der türkiſch-perſiſchen Grenze ein Beiſpiel kurdiſcher Diebesgeſchicklichkeit von der ergötzlichſten Art.

Die Karawane, mit welcher ich über Haſſan-Kaleh und Diadin die Reiſe nach Perſien machte, ſtand unter der Führung eines reichen Armeniers Namens Kara-Gös d. h. „Schwarzauge.“ Er führte dieſen Namen mit Recht, denn ein großes unheimliches, leicht ſchielendes kohlſchwarzes Augenpaar war das erſte, was mir an ſeiner kurzen, ſtämmigen Figur auffiel. Hernach erſt bemerkte ich, daß er auch verwachſen war und hinkte. Sein höchſt ungünſtiges Aeußere vernichtete aber nicht das Anſehen, welches er in Erzerum genoß. Wie ſehr auch körperliche Schönheit und eine männlich impoſante Geſtalt im Morgenland geſchätzt ſind, der Reichthum hat noch immer mehr Gewicht, und in unverminderter Ehre ſteht dort Hadſchi-Baba's des Perſers Spruch:

„Ihr dürft das liebe Geld nur zeigen,
Und jedes Haupt wird ſich ihm neigen,
Die Schale mit dem größeren Gewicht,
Ihr widerſteht der Eiſenbalken nicht.“

Kara-Gös brachte dem Muſchir von Erzerum alljährlich ein ſchönes Roß von turkomaniſcher oder karabagſcher Race zum Geſchenk, wurde dann bei dem Großwürdeträger von drei Roßſchweifen zum Handkuß vorgelaſſen und drückte bei dieſer Gelegenheit jedem Schreiber, Thürſteher und Diener des Paſchaſerails ein klingendes Bakſchiſch in die offenen Hände. Das empfahl ihn ſo gut in türkiſcher Gunſt, daß das Giaurthum des ſchwarzaugigen und buckeligen Raja darüber ganz vergeſſen wurde, und ſeine Wünſche in Betreff des Schutzes der Karawane leicht Gewähr fanden. Er führte den ſtolzen Titel Kariwan-Baſchi d. i. Befehlshaber einer Karawane und wollte dieſer Würde gemäß behandelt ſein.

Der ruſſiſche Viceconſul von Erzerum, welcher ſelbſt großartigen Speditionshandel treibt und ſich dieſes reichen und an-

geſehenen Armeniers für ſeinen Waarentransport nach Tabris vorzugsweiſe bedient, hatte ihn in meine Wohnung geſchickt, um wegen des Preiſes für meine Mitreiſe zu unterhandeln. Ich verlangte ſechs Pferde, Platz unter dem Hauptzelt und die tägliche Ration von Kara-Gös' Küche. Der Preis, welchen der Armenier forderte, überſtieg aber das Doppelte deſſen, was einige Wochen zuvor ein perſiſcher Karivan-Baſchi, der in gleicher Richtung zog, verlangt hatte. Als ich Kara-Gös die Unbilligkeit ſeiner übertriebenen Forderung vorhielt, blinzelte er mit ſeinen finſtern ſchwarzen Augen und entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen.

Die Karawane, welche Kara-Gös befehligte, beſtand aus 360 Pferden, wovon die Hälfte ſein Eigenthum war. Die übrigen Pferde hatten andere Eigenthümer, größtentheils Armenier, welchen Kara-Gös einen Theil der Waaren, die ihm der ruſſiſche Conſul als Frachtgut übergeben hatte, anvertraute. Einige dieſer Armenier ſpeculirten auf eigene Rechnung. Mit einem derſelben, Namens Karapet Bedochil, trat ich in Verkehr und ſchloß noch am Abend vor dem Aufbruch der Karawane den Handel ab. Wir verließen Erzerum in der Mittagsſtunde, ritten über ein Querjoch der Höhenkette, welche die Hochebene von Erzerum gegen Oſten vom Plateau von Haſſan-Kaleh ſcheidet, und erreichten gegen Sonnenuntergang die Karawane, welche in der Nähe des Städtchens Haſſan-Kaleh lagerte. Das Wetter war heiter, die Temperatur auf dieſem ſehr hoch gelegenen armeniſchen Alpenplateau ungemein lieblich. Von hier ging es in ſehr kleinen Tagmärſchen weiter. Die Karawanen reiten im Sommer ſtets bei Nacht, machen in der Regel drei bis vier Wegſtunden, lagern kurz nach Sonnenaufgang und laſſen dann ihre Pferde bis zwei Stunden nach Mitternacht auf der Weide graſen und ruhen. Im Winter, wo mit Gerſte gefüttert wird, machen

ſie täglich die doppelte Wegſtrecke und übernachten in Dörfern oder Städten. Abgeſehen von der Langſamkeit — wir brauchten von Erzerum nach Tabris volle 27 Tage — hat dieſe Reiſeart für einen, welcher das Land und die Natur nicht blos im flüchtigen Vorübereilen beobachten will, viel Angenehmes. Während der Ruhe des Tages hatte ich Zeit und Muße, die Berge in der Nähe des Bivouaks zu durchſtreichen, die Formationen des Geſteins zu ſtudiren, zu jagen und auf den Abhängen ſchöne Alpenpflanzen und ſeltene Inſecten zu ſammeln.

Eine der intereſſanteſten Seiten des Karawanenreiſens iſt auch das Studium der Thierſitten, wozu ſich hier ausgezeichnete Gelegenheit bietet. Die Karawanenthiere haben das Eigenthümliche, daß ſie überaus ſtark an ihren Gewohnheiten hängen, die geregelte Ordnung reſpectiren, die Geſelligkeit lieben, für alle Bekannte und Freunde, gleichviel ob zwei- oder vierbeinig, beſondere Anhänglichkeit zeigen, dabei ſehr ungaſtlich ſind und fremde Vierfüßler nicht leicht in ihrem großen Familienkreis dulden. Dieſe Bemerkung gilt zunächſt von den Pferden. Die Maulthiere, Eſel und die kleinen Dromedare, welchen man erſt in Perſien begegnet, haben ihre beſondern Charakterzüge und bedürfen einer ziemlich verſchiedenen Behandlungsweiſe.

Ohne die Gelehrigkeit der Karawanenpferde, ohne ihren Reſpect vor herkömmlichen Gewohnheiten würde es ungemein ſchwer ſein, bei Aufbruch und Ankunft der Karawane, wo in der Regel großer Lärm herrſcht und hunderte von Menſchen- und Thierſtimmen durcheinander ſchreien, unter einer ſolchen Maſſe die nothwendige Ordnung zu erhalten. Doch der milde und fügſame Charakter des orientaliſchen Pferdes bei all' ſeinem Feuer kommt dieſem Zweck ſehr zu ſtatten. Die boshafte, heimtückiſche Gemüthsart der Muſtangs in den amerikaniſchen Pampas iſt ihnen fremd, ebenſo der ſtierköpfige Eigenſinn der Walachen-

und Koſakenpferde in den Donau- und Donſteppen, wo Stimme und Schlingen des Tabnutſchik ſich mit Mühe Gehorſam verſchaffen in der wilden ausgelaſſenen Heerde. Die an die ungebundene Freiheit ihrer Steppenrepublik gewöhnten Roſſe würden ſich dort der Karawanenzucht und dem Packſattel nicht ſo leicht fügen.

Jedes Karawanenpferd hat eine Schelle am Halſe, deren Läuten es verrathen würde, wenn es ſich etwa gelüſten ließe, während des Marſches auf die Seite zu gehen oder von der Weide ſich in die Berge zu entfernen. Ein ſolches Vergehen kommt aber ſtets nur bei Neulingen vor. Das eingewohnte und geſchulte Packpferd gibt nur höchſt ſelten Anlaß zur Klage. Kaum hat der Karivan-Baſchi zwei Stunden nach Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch gegeben, ſo verkünden helles Wiehern, Schnauben und Klingeln der von der Weide zum Lager getriebenen Pferde, daß ſie alle bereit, friſch und marſchluſtig ſind. Mitten in der Dunkelheit der Nacht entſteht nun im Bivouak ein Leben und ein Lärmen, welches dem Reiſenden keinen Schlummer gönnt, ſelbſt wenn er gerne fortſchlafen möchte, bis das letzte Pferd bepackt und das Zelt aufgeladen iſt. Die ſo klugen und gelehrigen Thiere wiſſen trotz der Finſterniß ſtets ihren rechten Stand in der Nähe des Herrn, dem ſie gehören, und der Knechte, die ſie ſtriegeln, tränken und beladen, zu finden. Mitten in dem Lärm und dem Gewühle der ſchreienden Menſchen ſteht das Thier unbeweglich ſtill, bis der Packſattel und die Waarenbürde, welche nach beiden Seiten hin die rechte Balance haben muß, aufgeladen ſind. Das iſt immer das Werk weniger Secunden, denn die Packleute haben den Griff los. Mit einem einzigen Schwung und Tactſchrei heben je zwei Männer die Ladung in die Luft und werfen ſie auf den Packſattel. Kaum ſpürt das Pferd die Laſt auf dem Rücken, ſo geht es allſogleich von ſelber

weiter, eines dem andern folgend, nie zwei neben einander. Das beſt' dreſſirte ruſſiſche Soldatenregiment kann nicht regelrechter, in gleichmäßigerm Tempo, genauer gemeſſenem Schritt und geraderer Linie marſchiren, d. h. in Gegenden, wo die Beſchaffenheit des Terrains und die Richtung des Gebirgspfades es geſtatten. Kommt durch irgend einen Zufall einige Verwirrung in die Colonne z. B. durch den Sturz eines Pferdes auf ſchlüpfrigem Weg oder durch eine in entgegengeſetzte Richtung ziehende Karawane, ſo hält das Thier, welches dem Verwirrungspunkt am nächſten ſteht, ſtill, und ſein Nachfolger ebenfalls. Die ganze Pferdecolonne macht halt, das Geläute verſtummt und die bepackten Vierfüßler ſtehen ſo feſtgebannt, wie die ſteinernen Roſſe vor dem römiſchen Quirinal, ohne der ſtarken Fauſt eines Bändigers zu bedürfen. Iſt der Grund der Verwirrung gehoben, ſo ſetzen ſich die Pferde eines nach dem andern von ſelber wieder in Bewegung. Im gleichförmigen Marſchtritt geht es wieder vorwärts und der gleichförmige Klingklang der Schellen hallt wieder durch die weite menſchenleere Wildniß der armeniſchen Alpen.

An die Spitze der Linie ſtellt man gewöhnlich die älteſten, erfahrenſten und klügſten Pferde. Der Führer iſt in der Regel ein langmähniger Patriarch, welcher das wandernde Metier ſchon einige Jahrzehnte treibt, genaue Landes- und Ortskenntniß hat und auf ſeine Erfahrung, ſeine Pferdeweisheit mit Recht ſtolz iſt. Nie verirrt ſich derſelbe, nie ſcheut er, wenn etwa ein Felsblock von bizarrer Form oder ein Todtengerippe am Wege liegt oder ſelbſt Kameele, gegen welche die Pferde eine beſondere Antipathie haben, vorüberziehen. Auch wenn ein Gewitter am Himmel grollt und zuckende Blitze, Hagel und Regen die jüngeren Thiere erſchrecken und unruhig machen, kommt der Führer-Gaul nicht aus der Faſſung. Das Beiſpiel des Vorgängers aber wirkt

beruhigend und beſchwichtigend auf den Nachfolger, während die Unruhe des Führers ſich eben ſo ſchnell auf die Hinterpferde fortpflanzen und Unruhe und Verwirrung in die ganze Marſchcolonne bringen würde. Ortskenntniß und Inſtinct leiten den Patriarchen ſelbſt in der ſchwärzeſten Nacht, wenn finſtere Wolken jede Himmelskerze umhüllen, vollkommen ſicher. Hemmt ein Fluß oder reißender Wildbach den Weg, ſo hält der Führer-Gaul ſo lange ſtill, bis der nächſte Reiter die ſeichteſte Uebergangsſtelle erkundet hat. Letzterem folgen dann der Patriarch und die Veteranen, die Eingewöhnten und zuletzt die Neulinge des Packtroſſes watend oder ſchwimmend. Freilich läuft das nicht immer ohne Gefahr und Unfall ab. Bei ſtarker Schneeſchmelze oder nach Wolkenbrüchen haben die Wildbäche oft eine furchtbare Gewalt und reißen die ſchwimmenden Thiere in die Strömung fort. Doch retten Inſtinct und Klugheit ſie in den meiſten Fällen.

Einen luſtigen Eindruck gewährt das Begegnen einer fremden Karawane, welche von entgegengeſetzter Richtung kommt. An der Spitze des Zuges reitend hört man bei ſtiller Nacht den Schall ihrer wandelnden Glocken gewöhnlich aus bedeutender Entfernung. Einige der Reiter, welchen die Obhut der Karawanenſpitze anvertraut iſt und die im Falle einer drohenden Gefahr z. B. eines Angriffs kurdiſcher Räuber oder eines Ueberfalls von Wölfen alſogleich durch Schüſſe Lärmſignale geben und Hülfe oder Widerſtand leiſten, reiten in der Dunkelheit oder Dämmerung voran, um wo möglich zu recognoſciren. Sind die entgegenkommenden Karawanenleute Freunde, Bekannte oder mindeſtens Glaubensgenoſſen, ſo grüßt man ſich und plaudert beim Vorübergehen. Die Karivan-Baſchis aber machen ſich gegenſeitig eine ceremonielle Reverenz und tauſchen ſich ihre Neuigkeiten aus von Trebiſond und Tabris über den Stand des Handels und über politiſche Vorgänge, inſofern letztere auf den Ver-

kehr und die Sicherheit der Straßen Bezug haben Manchmal ſchließt man wohl auch in der Schnelle einen Handel ab, theilt ſich Proviſionen mit und kauft oder verkauft Pferde, je nach dem Bedürfniß des Einen oder Ueberfluß des Andern. Gehören die ſich begegnenden Karawanen Männern verſchiedener Nationalität und Religion, ſo wird höchſt ſelten verkehrt. Kaum bietet man ſich den orientaliſchen Gruß; gewöhnlich reitet man ſchweigend vorüber. Die Schiiten tartariſchen Stammes beſitzen ein gut Theil von dem türkiſchen Hochmuth und Fanatismus, und die Armenier ſind zwar verträgliche und friedfertige Leute, haben aber ſeit dem Beſuch der ruſſiſchen Heere die übertriebene Demuth von ehemals abgeſtreift. Der armeniſche Karivan-Baſchi iſt ſich des Einfluſſes vollkommen bewußt, den ihm ſein Reichthum und der kräftige Schutz der europäiſchen Conſulate verleiht. Die Moslims bei den Karawanen aber haben den frühern unerträglichen Hoch- und Uebermuth gegen die Raja, welcher gerade in Anatolien den äußerſten Grad erreicht hatte, beträchtlich herabgeſtimmt. Das Verhältniß zwiſchen Chriſten und Mahomedanern in Perſien iſt, wenn noch lange kein freundſchaftliches, doch ein leidliches geworden, und das verdankt man — will man gerecht ſein — den Ruſſen und Paskewitſchs ſiegreichem Degen, welcher auch dort den Hochmuth der Schiiten hoffentlich für immer gebrochen hat.

Die Karawanenpferde ſind in Bezug auf Toleranz gegen Fremde ihres Standes und Geſchlechts nicht beſſer, als ihre Herren. Sie können Pferde, welche nicht zu ihrer ſpeciellen Sippſchaft gehören, nicht ausſtehen. Lagern zwei Karawanen zufällig in der Nähe beiſammen, ſo beobachten ſich die weidenden Thiere mit geſpitzten Ohren, galoppiren wiehernd auf und ab mit offenen Nüſtern und geſträubten Mähnen und verrathen damit ihre Raufluſt. Dies geſchieht namentlich, wenn in dem

ı Lager oder vielleicht in beiden ſich Hengſte befinden, auf
ıe ſelbſt die Caſtraten neidiſch und erbost ſind. Doch wenn
keine geſchlechtliche Eiferſucht ſich einmiſcht, zeigen doch die
en jüngeren und feurigeren Pferde einen nicht geringen
ɔ von Händelſucht, ſobald ſie Fremde ſehen. In dieſem
: vergeſſen ſie am häufigſten Zucht und Gehorſam und blei-
taub gegen die Stimmen der Hüter. Plötzlich ſprengt das
ſte Roß, das ſeine Kampfluſt nicht länger bändigen kann,
ilden Sätzen herausfordernd gegen die Weide des andern
rs vor. Seine feurigſten Kameraden folgen ihm als Schild-
pen und Secundanten. Kampfmuthiges Wiehern fordert
ine trompetenſchmetternde Heroldsſtimme die Tapferſten der
ner zum Streite. Die Ausforderung wird gewöhnlich ange-
men und der Heroldgruß von der andern Seite mit eben ſo
zendem Wiehern erwiedert. Schnaubend und bäumend
at in gewaltigen Sätzen ein hochbeiniger Turkomanier dem
farbigen Hengſt von Erzerum oder dem Silberſchimmel von
ıbagh entgegen. Hauend und beißend treffen ſich die Geg-
nnd jeder ſucht den andern an der Seite zu faſſen. Wiehernd
ſchäumend brauſen die Gefährten um die Kämpfenden
m. Die Pferde von jeder Karawane halten gegen Fremde
erlich zuſammen und das Turnier würde bald zu einer all-
inen Schlacht werden, wenn nicht das Geſchrei und die
he der herbeieilenden Hüter von drohend geſchwungenen
peitſchen unterſtützt die feindlichen Pferdeparteien rechtzeitig
einander brächten.

Wenn zwei Karawanen ſich auf dem Marſche begegnen, zeigt
dieſer feindſelige Haß gegen die Fremden nicht. Die Pferde
dann des Ordnungszwangs, der Disciplin ſich bewußt und
ıthen keine Raufluſt. Mit geſpitzten Ohren, aber friedlich,
n die bepackten Colonnen im ruhigen Klingklang an einander

kehr und die Sicherheit der Straßen Bezug haben Manchmal ſchließt man wohl auch in der Schnelle einen Handel ab, theilt ſich Proviſionen mit und kauft oder verkauft Pferde, je nach dem Bedürfniß des Einen oder Ueberfluß des Andern. Gehören die ſich begegnenden Karawanen Männern verſchiedener Nationalität und Religion, ſo wird höchſt ſelten verkehrt. Kaum bietet man ſich den orientaliſchen Gruß; gewöhnlich reitet man ſchweigend vorüber. Die Schiiten tartariſchen Stammes beſitzen ein gut Theil von dem türkiſchen Hochmuth und Fanatismus, und die Armenier ſind zwar verträgliche und friedfertige Leute, haben aber ſeit dem Beſuch der ruſſiſchen Heere die übertriebene Demuth von ehemals abgeſtreift. Der armeniſche Karivan-Baſchi iſt ſich des Einfluſſes vollkommen bewußt, den ihm ſein Reichthum und der kräftige Schutz der europäiſchen Conſulate verleiht. Die Moslims bei den Karawanen aber haben den frühern unerträglichen Hoch- und Uebermuth gegen die Raja, welcher gerade in Anatolien den äußerſten Grad erreicht hatte, beträchtlich herabgeſtimmt. Das Verhältniß zwiſchen Chriſten und Mahomedanern in Perſien iſt, wenn noch lange kein freundſchaftliches, doch ein leidliches geworden, und das verdankt man — will man gerecht ſein — den Ruſſen und Paskewitſchs ſiegreichem Degen, welcher auch dort den Hochmuth der Schiiten hoffentlich für immer gebrochen hat.

Die Karawanenpferde ſind in Bezug auf Toleranz gegen Fremde ihres Standes und Geſchlechts nicht beſſer, als ihre Herren. Sie können Pferde, welche nicht zu ihrer ſpeciellen Sippſchaft gehören, nicht ausſtehen. Lagern zwei Karawanen zufällig in der Nähe beiſammen, ſo beobachten ſich die weidenden Thiere mit geſpitzten Ohren, galoppiren wiehernd auf und ab mit offenen Nüſtern und geſträubten Mähnen und verrathen damit ihre Raufluſt. Dies geſchieht namentlich, wenn in dem

einen Lager oder vielleicht in beiden ſich Hengſte befinden, auf welche ſelbſt die Caſtraten neidiſch und erbost ſind. Doch wenn auch keine geſchlechtliche Eiferſucht ſich einmiſcht, zeigen doch die meiſten jüngeren und feurigeren Pferde einen nicht geringen Grad von Händelſucht, ſobald ſie Fremde ſehen. In dieſem Falle vergeſſen ſie am häufigſten Zucht und Gehorſam und bleiben taub gegen die Stimmen der Hüter. Plötzlich ſprengt das hitzigſte Roß, das ſeine Kampfluſt nicht länger bändigen kann, in wilden Sätzen herausfordernd gegen die Weide des andern Lagers vor. Seine feurigſten Kameraden folgen ihm als Schildknappen und Secundanten. Kampfmuthiges Wiehern fordert wie eine trompetenſchmetternde Heroldsſtimme die Tapferſten der Gegner zum Streite. Die Ausforderung wird gewöhnlich angenommen und der Heroldgruß von der andern Seite mit eben ſo jauchzendem Wiehern erwiedert. Schnaubend und bäumend ſtürmt in gewaltigen Sätzen ein hochbeiniger Turkomanier dem feuerfarbigen Hengſt von Erzerum oder dem Silberſchimmel von Karabagh entgegen. Hauend und beißend treffen ſich die Gegner und jeder ſucht den andern an der Seite zu faſſen. Wiehernd und ſchäumend brauſen die Gefährten um die Kämpfenden herum. Die Pferde von jeder Karawane halten gegen Fremde brüderlich zuſammen und das Turnier würde bald zu einer allgemeinen Schlacht werden, wenn nicht das Geſchrei und die Flüche der herbeieilenden Hüter von drohend geſchwungenen Roßpeitſchen unterſtützt die feindlichen Pferdeparteien rechtzeitig aus einander brächten.

Wenn zwei Karawanen ſich auf dem Marſche begegnen, zeigt ſich dieſer feindſelige Haß gegen die Fremden nicht. Die Pferde ſind dann des Ordnungszwangs, der Disciplin ſich bewußt und verrathen keine Raufluſt. Mit geſpitzten Ohren, aber friedlich, gehen die bepackten Colonnen im ruhigen Klingklang an einander

vorüber. Mitten durch das Schellengeläute dringt zuweilen das verliebte Wiehern eines Hengstes, aber Zaum und Gebiß und nöthigenfalls Peitsche und spitze Eisensporen dämpfen seine heißen Triebe. Unser türkischer Kawaß ritt einen jungen prächtigen Rappenhengst, der in den besten Jahren und inmitten einer Fülle von Alpenkräutern natürlich auch bei besten Kräften war. Dieser Fremdling unter der übrigen Heerde mußte immer besonders angebunden werden, weil die Eifersucht der übrigen ihn nicht auf der Weide duldete. Auch Neulinge haben gewöhnlich anfangs einen schweren Stand. Kara-Gös kaufte im Laufe der Reise in den Kurdendörfern Pferde ein, welche von den eingewöhnten Rossen auf der Weide anfangs sehr arg maltraitirt wurden und bei all' ihrer Jugend und Stärke sich der Bisse und Hufschläge, die sie von allen Seiten bedrohten, kaum erwehren konnten. Auch hier mußte die Roßpeitsche manchmal einschreiten, um den Uebermuth der raufluſtigen Veteranen zu bändigen, die Rekruten zu schützen und die Ordnung herzustellen.

Zuweilen kommt der Fall vor, daß in den sich begegnenden Colonnen auch unter den Vierfüßlern alte Freunde und Bekannte sich erkennen, welche früher zu einer und derselben Karawane gehörten, vielleicht sogar in demselben Stalle geboren, auf derselben Weide herangewachsen waren und die sodann durch Kauf und Tausch verschiedener Karivan-Baschis ihre Herren und Lager wechselten. Ein treues und dankbares Gedächtniß scheint auch zu den Charakterzügen des orientalischen Pferdes besonders in den Karawanen zu gehören. Ein eigenthümlich helles Wiehern verräth selbst unter dem Packsattel manchmal die freudige Ueberraschung, wenn so unverhofft auf der Reise sich Jugendgespielen, dieselben Kameraden, welche Jahre lang Last und Luſt, Packleiden und Weidefreuden mit einander getheilt hatten, sich wieder begegnen und wieder erkennen.

Karapet-Bedochil überließ mir für dieſe Reiſe, wie ausbedungen war, eines ſeiner jüngſten und beſten Pferde. Es war eine braune Stute von mittlerer Größe, feinen Formen und leichter Bewegung. Die Gemüthsart dieſes Thieres war überaus ſanft, ſolange man ſeine Gewohnheiten reſpectirte. Im entgegengeſetzten Falle zeigte es ſich ſehr ſtörrig und es bedurfte einiger Zeit, bis ich es gewöhnen konnte, in einem andern Schritt als dem der Karawane zu gehen und vom Zuge ſich zu entfernen.

Das Reiten mit einer Karawane in Reih' und Glied iſt ziemlich langweilig. Wenn der Morgen heraufdämmerte und der erſte Sonnenſtrahl das grüne Alpenplateau illuminirte, ritt ich gerne auf eine der Anhöhen zur Seite des Weges, um die Landſchaft zu betrachten und mein Auge zu weiden an dem maleriſchen Anblick der Kurdenlager und des Karawanenzuges. Mein Pferd theilte nie mein Vergnügen. Es koſtete manchen Sporenſtreich, um es zu gewöhnen, ſelbſt nur für wenige Minuten aus der Geſellſchaft der ſeinigen zu ſcheiden. Die Liebe zur Geſelligkeit, die Scheu gegen die Einſamkeit iſt einer der auffallendſten und rührendſten Charakterzüge dieſer Thiere. Zuweilen blieb ich hinter der Karawane zurück, wenn ich eine intereſſante Stelle fand, wo die Felsbildung oder die Gebirgsvegetation zur Betrachtung und zum Sammeln einlud. Das Pferd wurde am nächſten Felſen feſtgebunden, ſchaute aber immer unverrückten Auges der verſchwindenden Karawane nach. Waren die letzten Nachzügler aus dem Geſichte, ſo ſpitzte es die Ohren noch ſo lange, als es das Schellengeläute hörte. War auch dieſes verſtummt, ſo ſenkte es traurig den Kopf und blickte fragend und klagend auf ſeinen botaniſirenden Reiter. So große Mühe es koſtete, das Thier ſeitwärts oder rückwärts zu lenken, ſo wenig bedurfte es irgend einer Anregung, wenn es galt die Karawane wieder

einzuholen. Die braune Stute zeigte dann plötzlich das Feuer des orientaliſchen Renners und galoppirte, als hätte ſie Flügel, bis der Schellenklang wieder hörbar wurde. Beim Wiederſehen der ſeinigen brach das gute Thier in frohes Wiehern aus.

Den kurdiſchen Roßdieben, welche bei einbrechender Nacht das Karawanenlager umſchleichen, iſt dieſe Liebe der armeniſchen Pferde zum geſelligen Beiſammenſein ziemlich hinderlich. Sie erſcheinen daher immer gleichfalls beritten und die Pferde, deren ſie ſich bei ſolchen Beſuchen bedienen, ſollen immer geſtohlene Karawanenpferde ſein, welche ſie zu ihren Zwecken abgerichtet. Dem weidenden Pferd wird eine Schlinge um den Hals geworfen und während einer der Diebe das Ende des Strickes feſthält, das gefangene Pferd mit ſich fortzieht, treibt es ein anderer Kurde mit der Roßpeitſche vorwärts. Die armeniſchen Hüter geben durch Schießen ein Lärmzeichen und jagen mit ihren beſten Pferden den Dieben nach. Haben ſie dieſelben eingeholt, ſo ſuchen die Armenier anfangs mit guten Worten oder Drohungen die Kurden zur gutwilligen Rückgabe ihres Raubes zu bewegen. Von ihren Feuerwaffen machen ſie nur in den äußerſten Nothfällen Gebrauch, da ſie nicht ohne Grund die Blutrache der Kurden fürchten.

Viel weniger gefürchtet, als die Diebereien oder gewaltſamen Ueberfälle der Kurden, ſind die Angriffe von Wölfen im Winter. Nur ſehr großer Hunger treibt dieſes Raubthier, deſſen Charakter im Ganzen feiger und furchtſamer iſt als man es ſich gewöhnlich denkt, bisweilen zur Deſperation und zur Ueberwindung der Scheu vor dem Menſchen. Alsdann ereignen ſich wohl einzelne Fälle, daß ein Rudel heißhungeriger Wölfe ſich zuſammenſchaart, in die marſchirende Colonne einbricht und in größter Eile einige Pferde zerfleiſcht und in Stücken reißt, bevor die Schüſſe der herbeieilenden Reiter ſie verjagen. Sehr

klug wiſſen die Wölfe ihren Angriff nach der zugänglichſten und unbewachteſten Seite der Colonne zu richten, wo keine Feuergewehre in der Nähe ſind. Der Fall kommt übrigens durchſchnittlich in einem Jahrzehnt kaum einmal vor und dann immer nur bei einem ſehr langen und hartnäckigen Winter, welcher die Heerden von der Weide fern hält. Weit öfters kömmt es vor, daß im Sommer ſich einzelne Wölfe unter die weidenden Karawanenpferde ſchleichen. Der wunderbare Inſtinct der letztern läßt ſie aber ſchnell den Feind erkennen. Sie rennen eiligſt zuſammen, bilden einen Kreis, die Köpfe nach Innen und die Hinterfüße nach Außen gekehrt. Gelingt es dem Wolfe nicht, gleich beim erſten Anſpringen einem der weidenden Pferde die Kehle abzureißen, ſo iſt ſein Verſuch gewöhnlich umſonſt. Denn der geſchloſſene Kreis begrüßt ihn mit wüthenden Hufſchlägen, und macht ſich der Wolf nicht eiligſt aus dem Staube, ſo verfällt er der Kugel des herbeieilenden Hüters. Immer wagt der Wolf den Angriff nur bei Nacht. Am Tage iſt er faſt eben ſo feige wie der Schakal.

Von andern Raubthieren haben die Karawanen zwiſchen Erzerum und Tabris nichts zu fürchten. Die Schakale ſind ſchwach und furchtſam, und wenn ſie im Winter gleich den Hyänen den Karawanenzügen folgen, ſo geſchieht es nur um das Aas gefallener Pferde zu verſpeiſen. Bären ſind in den armeniſchen Hochalpen ſeltener als in der Waldregion gegen Laſiſtan und Kolchis, wo ſie wohl Schafe und Ziegen zerreißen, aber niemals Pferde angreifen. Zwiſchen Tabris und Teheran und noch mehr ſüdlich auf dem Wege nach Iſpahan wächſt die Gefahr. Es treten ſtatt der Kurden die Turkomanen, ſtatt der Wölfe Panther und Tiger als nächtlich lauernde Feinde auf. Im Ganzen iſt die Zahl dieſer Raubthiere freilich viel geringer und ihre Scheu vor dem Menſchen größer, als ſie ſich der eu-

ropäiſche Leſer gewöhnlich denkt. Ich habe ſpäter in Perſien mit Karawanenführern geſprochen, welche ſeit dreißig Jahren zwiſchen Tabris und Teheran ab und zu reiſen und nie von Raubthieren beläſtigt wurden. Andere wußten nur von ſehr ſeltenen Fällen zu erzählen, wo Panther oder Tiger bei Nacht in die Kameelheerde eingefallen und einzelne Thiere zerfleiſcht hatten. Der häufigſte Standort des Panthers iſt das prächtige Waldland Maſenderan, durch welches nur kleine Karawanen ziehen. In der Turkomanenwüſte, in Khoraſan und auf dem Wege zwiſchen Iſpahan und Schiras tritt der Tiger einzeln ziemlich häufig auf und ſoll dort den Karawanen bei Nachtzeit noch heute gefährlich ſein. Von andern Thieren, welche den Karawanenzügen regelmäßig folgen, wüßte ich nur der Raben und Aasgeier zu erwähnen, welche im Winter die Excremente, im Sommer das Fleiſch der gefallenen Pferde verzehren. Wie bei dem Heereszuge nach Konſtantine die leichenwitternden Raubvögel über der Expeditionscolonne ſchwebten, ſo ſah ich auch in Armenien und Perſien denſelben weißköpfigen Geier (Vultur fulvus) in ungeheurer Höhe über der Karawane ſegeln, und ſo oft ein Pferd ſterbend fiel, ſenkten ſogleich Dutzende dieſer Raubvögel die mächtigen Schwingen und ließen ſich auf die Leiche nieder.

Die Karawanenthiere, ſelbſt die Hunde, ſind mit dieſen Aasvögeln ziemlich befreundet oder dulden wenigſtens aus Gewohnheit ihre Nähe. Vielleicht iſt noch irgend eine unerklärbare Sympathie im Spiel, vielleicht erkennt das Pferd im Aasgeier Sarg und Todtengräber zugleich, wenn ſein beſter Theil einmal in den Bauch des Vogels übergeht. Oefters ſah ich den kleinen Aasgeier (Cathartes percnopterus), wenn er ſich vom Fleiſche irgend eines todten Thieres recht ſatt gefreſſen hatte und träge ſein Gefieder blähte, auf dem Rücken eines Pferdes Platz nehmen. Die Pferde, welche bei großer Hitze, wenn ſie

ſich auf der Weide geſättigt hatten, in dichten Haufen regungslos beiſammen ſtanden und mit geſenkten Köpfen unter dem Bauche des Nachbars Schatten und Kühle ſuchten, ſchienen den ſitzenden Aasvogel ſehr gerne zu dulden und ihm zu lieb bewegten ſie ſich nicht einmal, um ihn in ſeiner Verdauung nicht zu ſtören. Auch Raben ſah ich zuweilen vertraulich auf dem Rücken der Pferde und Dromedare. Aehnliche Vertraulichkeit beobachtete ich in Nordafrika zwiſchen Aasgeiern und Kühen, Raben und Schweinen. Dr. Knoblecher berichtet von den Nillanden Centralafrika's, daß er dort oft Wat- und Schwimmvögel, beſonders Silberreiher, Ibiſſe u. ſ. w. auf dem Rücken der Elephanten beobachtet habe. Das armeniſche Karawanenpferd hat einen natürlichen Haß und ſtarken Widerwillen nur gegen eine einzige Thierart: das Kameel. Letzteres kann ſeinerſeits das Pferd nicht ausſtehen. Selbſt in Karawanen, wo beide Thierarten vertreten und an gegenſeitigen Anblick längſt gewöhnt ſind, erhält ſich dieſe Antipathie. Pferde und Kameele gehen, wenn man ihnen nur einigermaßen freien Willen läßt, ſtets getrennt zur Weide. Lange Gewohnheit des Beiſammenſeins hält ſie wohl von feindſeligen Ausbrüchen ab, aber ein Beiſpiel ſelbſt von mäßiger Freundſchaft zwiſchen beiden Thieren iſt mir im Laufe meiner orientaliſchen Reiſen nie bekannt geworden.

Am 18. Junius nach 3 Uhr Morgens weckte mich auf dem Paſinplateau des armeniſchen Hochlandes das Geklingel der von der Weide kehrenden Pferde. Es war die erſte Nacht, welche ich in einem Karawanenlager zugebracht. Des Lärmens und des neuen Schauſpiels noch ungewohnt betrachtete ich mit Intereſſe durch den erſten dämmernden Frühſtrahl das ſeltſame Bild. Kara-Gös, der Karivan-Baſchi, hatte ſein großes Zelt im Centrum des Lagers aufgeſchlagen. Die im Viereck aufgeſchichteten Waarenballen bildeten um uns eine Verſchanzung, welche uns

im Falle eines kurdiſchen Angriffs als Feſtung dienen konnte. Gegen feindliche Kugeln gedeckt hätten die mit Feuergewehren bewaffneten Armenier hinter dieſer Mauer die Vertheidigung geleitet. Kara-Gös benahm ſich ganz wie ein Paſcha. Er warf ſeine kleine mißgeſtaltete Figur ſtolz in die Bruſt und hatte ſtets ein kleines Gefolge von bewaffneten und berittenen Knechten um ſich, denen er mit kreiſchender Stimme ſeine Befehle zuſchrie. Ihm zunächſt an Anſehen und Würde ſtanden die Kadirtſchis*) oder Pferdeeigenthümer der Karawane, welche ihre Thiere theils an Kara-Gös vermiethet, theils auf eigene Rechnung befrachtet hatten. Dieſe Männer reſpectirten zwar die Autorität des Karivan-Baſchi, ließen ſich aber von ihm doch nicht ſo viel gefallen, wie die gemeinen Packknechte, gegen welche bei einreißender Unordnung im Zuge oder bei Unfällen z. B. wenn ein Pferd ſtürzte, ein Packſattel brach oder durch Pferdekämpfe auf der Weide Verletzungen vorkamen, Kara-Gös den ganzen Vorrath ſeiner ſchwarzen Galle ausſpritzte, und die gewöhnlich ſeine heftigen Droh- und Schimpfworte im Gefühl ihrer Abhängigkeit und Armuth geduldig hinnahmen. Unter unſern Kadirtſchis war kein Türke, unter den Knechten ziemlich viele Laſen und ſogar einige Kurden. Der Grad von Anſehen und Reſpect, deſſen die verſchiedenen Kadirtſchis genoſſen, hing ganz von der Zahl der Pferde ab, welche ihnen gehörten. Karapet-Bedochil, von dem ich Pferde gemiethet hatte, war vielleicht das dümmſte Individuum unter den anweſenden Zweifüßlern. Da er aber nächſt Kara-Gös über die meiſten Vierfüßler verfügte, ſo nahm er auch nach dem Karivan-Baſchi den erſten Rang ein. Wir hatten freilich noch eine Perſon mit uns, deren bloße Erſcheinung im Lande mehr imponirte, als die unſeres buckligen

*) Kadirtſchis heißen im Türkiſchen gewöhnlich die Maulthiertreiber.

Karivan-Baſchi's und ſämmtlicher Kadirtſchis zuſammengenommen. Es war der türkiſche Kawaß, welchen der Seraskier Kiamil Paſcha als Beſchützer durch das Kurdenland uns mitgegeben hatte. Derſelbe ſollte gleichſam die Würde der hohen Pforte repräſentiren und in allen gefährlichen Gegenden mit ſeiner langen Lanze und dem wehenden Roßſchweife an der Spitze des Zuges reitend ein Warnungszeichen für die Kurden ſein, ſich eines Gutes nicht gelüſten zu laſſen, welches der mächtige Seraskier von Erzerum unter ſeinen beſondern Schutz geſtellt hatte. Dieſer Kawaß war trotz ſeiner athletiſchen Figur ein ſehr gutmüthiger und phlegmatiſcher Türke, welcher keinerlei Art von Arroganz zeigte und durch ſeine Gegenwart die Autorität des Karivan-Baſchi mehr zu ſtärken und zu erheben als zu beſchränken ſuchte.

Das Städtchen Haſſan-Kaleh iſt am Nordrand am Fuße eines ſehr hohen Felſens gelegen. Es hat ein ärmliches, elendes Anſehen. Seine Ringmauern ſind ganz zerfallen, über ein Drittheil ſeiner Häuſer liegt in Trümmern. Auch die alte Feſtung, welche den Gipfel des Felſens krönt, zeigt nur troſtloſe Ruinen. Dieſer ſtark ausgeſprochene Charakter von Verödung und Verfall nimmt in Städten und Ortſchaften mehr und mehr zu, je näher man der türkiſch-perſiſchen Grenze kommt. Auch bei Haſſan-Kaleh entſpringen Thermalquellen und Säuerlinge. Schwerlich iſt irgend ein bekanntes Gebirgsland der Welt mit einem ähnlichen Reichthum von mineraliſchen Waſſern geſegnet wie Armenien. Die heißeſten Quellen haben 32° R. Es befinden ſich daſelbſt zwei Bäder, welche von Gäſten der Nachbarſchaft zahlreich beſucht werden. Man hielt ſie wie alle natürlich warmen Bäder im Orient heilſam für alle Uebel.

Haſſan-Kaleh ſoll eine der alten genueſiſchen Stationen und das Caſtell von dieſen unternehmenden Handelsleuten des

Mittelalters erbaut ſein. Ob der Architekturſtyl hiefür einen genügenden Beweis liefert, hat noch kein zuverläſſiger Kenner ausgeſprochen. Der Engländer Hamilton, der ſich auf Bauwerke verſteht und Haſſan-Kaleh beſucht hat, hat hierüber nichts Beſtimmtes ausgeſprochen. Ritter iſt geneigt, Haſſan-Kaleh wirklich für einen der feſten Plätze der Genueſen zu halten, deren grandioſe Baudenkmale vom Genueſer-Thurm in Pera an bis nach Trapezunt und der tauriſchen Halbinſel bekannt genug ſind und die ihre befeſtigten Stationen wahrſcheinlich weit bis in das Innere von Aſien verſetzt hatten. Bekanntlich werden die großartigen Burgruinen im Norden von Gumyſch-Haneh, welche noch heute den Namen Genis-Kaleh d. h. Genueſer Schloß führen, ſo wie Baiburt, Iſpir, Erzerum, Bajazid mit ihren alten Caſtellen für ſolche genueſiſche Stationen gehalten. Selbſt tief in die perſiſche Provinz Aſerbeidſchan hinein bis an die Ufer des Urmiaſee's verſetzt die orientaliſche Sage die Linie von genueſiſchen Bauten und beweist wenigſtens die Erinnerung an dieſes einſt ſo einflußreiche und unternehmende Handelsvolk. Auch viele Chane und Karawanſerais auf dieſer Linie werden ihnen zugeſchrieben.

Einige Forſcher neigen ſich zur Anſicht, daß an der Stelle von Haſſan-Kaleh die wahre alte Theodoſiopolis geſtanden, welche ſonſt identiſch mit der Stadt Garin, dem modernen Erzerum gilt. Aber das Zeugniß von Moſes von Chorene, die Bauart der Bäder und der Mangel an alten Ruinen ſprechen gegen dieſe Hypotheſe.

In dem gegenwärtigen elenden Zuſtande iſt die Feſtung von Haſſan-Kaleh einer Vertheidigung gegen europäiſche Artillerie nicht mehr fähig, auch wird ſie von den Höhen der Nachbarſchaft gänzlich dominirt. Die Ruſſen beſetzten ſie am 24. Juni 1829 ohne Widerſtand. Schon damals war das Städtchen in

einem ſehr heruntergekommenen Zuſtande und zählte nur 80 Familien. Seitdem iſt es noch mehr verödet und entvölkert. Der kleine Haſſan-Kalehfluß, welcher dicht am Städtchen vorüber fließt, liegt 5140 P. F. über der Fläche des ſchwarzen Meeres.

Das Paſinplateau iſt weniger breit als die Hochebene von Erzerum, aber von faſt gleicher Länge. Die Gebirgsketten, welche die Ränder im Süden und Norden bilden, ſind Fortſetzungen der Ketten, welche die Ebene von Erzerum einſchließen. Der das Plateau durchſchneidende Araxes iſt in dieſer Jahreszeit bereits ein anſehnlicher Fluß, der nicht durchwatet werden kann. Von einer ſoliden ſteinernen Brücke — Tſchöban-Köbri wird dieſelbe auf der Karte des ruſſiſchen Generalſtabs genannt — welche über den Araxes führt, berichtet die von verſchiedenen Reiſenden beſonders von Kimmis mitgetheilte Tradition, daß ſie von Darius Hyſtaspis gegründet worden ſei. Tſchöban-Köbri heißt Hirtenbrücke. Der Beſchreibung des Berichterſtatters vom ruſſiſchen Generalſtabe entſpricht dieſelbe nicht mehr ganz. Zur Zeit, als die verſchiedenen Hauptcorps der ruſſiſchen Armee hier zuſammenſtießen, war ſie noch völlig unverſehrt. Schon im Jahre 1843 war ein Joch in der Mitte weggeriſſen und durch ein hölzernes erſetzt.

Unſere Karawane lagerte an einem ſchönen Weideplatz, anderthalb Stunden vom Ufer des Araxes entfernt. Die nächſtliegende türkiſch-armeniſche Ortſchaft hieß Juswara. An Holz war gänzlicher Mangel. Nirgends eine Spur von Wald, nicht einmal einzelne Gruppen von Bäumen und Buſchwerk waren in weiter Runde ſichtbar. Die Armenier bedienten ſich getrockneter Viehexcremente, um Kaffe und Gerſtenſuppe zu kochen. Nachdem ich mit einigen Täßchen mich erquickt hatte, nahm ich Gewehr und Hammer und machte einen Streifzug in die nächſten Berge. Auch hier beſteht der Körper der Berge aus demſelben

Geſtein, wie in der Hochebene von Erzerum — einem hellgrauen Trachytporphyr mit Feldſpathkryſtallen. Einzelne ſteile Gipfel ſteigen auch hier in wilden und maleriſchen Formen aus den Ketten empor, doch erſcheinen dieſelben dem Auge minder hoch als die Berge Koy-Dagh, Sertſchamah-Dagh und Bingöl-Dagh im Norden und Süden von Erzerum. Auch tragen ſie lange nicht ſo bedeutende Schneelaſten. Unter den Rollſteinen der Gebirgsbäche fand ich hier häufig den Gabbro, welchen ich bisher in den armeniſchen Gebirgen noch nirgends in ſelbſtſtändigen Felsmaſſen anſtehend gefunden hatte. Der Vegetationscharakter auf dem Paſinplateau hat die größte Aehnlichkeit mit dem der Ebene von Eriwan. Die Temperatur war bereits merklich höher als bei Erzerum, der Boden trockener und der Graswuchs überall karg und ſparſam, wo ihm nicht natürliche oder künſtliche Bewäſſerung zu Hülfe kam. Ueppig grün war nur der nächſte Rand der Quellen und Bäche. Auf trockenen Bergrücken fand ich die prächtige Iris iberica, welche ich um dieſelbe Zeit ein Jahr zuvor am Ararat gefunden. Die entomologiſche Ausbeute war unbedeutend. Auf trockenem Grunde fand ich zwei noch unbeſchriebene Arten der Gattungen Dorcadion und Tentyrea.

Am 19. Junius erreichten wir den Fuß der Bergkette, welche auf der ruſſiſchen Karte unter dem Namen Kuſſah-Dagh bezeichnet iſt. Dieſer Name kommt eigentlich einem faſt iſolirten Felskegel zu, welcher mit der Kette nur ſchwach verbunden über dem von armeniſchen Katholiken bewohnten Dorf Mullah-Soliman ſich erhebt. Die Kette bildet einen Ausläufer des ſüdlichen Höhenzuges und ſcheidet die Hochebene von Haſſan-Kaleh (Paſin) von dem niedrigern aber eben ſo ausgedehnten Plateau von Topra-Kaleh.

Eine halbe Stunde von unſerm Lagerplatz entfernt erblickte man die ſchwarzen Zelte einiger kurdiſchen Nomadenfamilien.

Ich beſuchte dieſelben mit meinem Jagdgewehr bewaffnet und fand nur Weiber und kleine Kinder, die Männer waren mit den Heerden auf die höhern Bergweiden gegangen und wurden erſt gegen Abend zurückerwartet. Die Kurdenzelte ſind über geflochtenes Rohr geſpannt, welches bis zwei Fuß über dem Boden ſich erhebend die Zeltwände bildet und der Luft freien Durchzug geſtattet. Sie ſind ziemlich geräumig und hübſcher als die der Beduinen in den Duars der Berberei. Die Weiber waren ungemein häßlich und eben ſo armſelig gekleidet wie die ſüdruſſiſchen Zigeunerinnen. An den Ohren, um Hals und Arme trugen ſie Ketten, Ringe und Spangen von ſchlechtem Blech und Blei. Meine bewaffnete Erſcheinung ſchien ſie wohl in Verwunderung, doch nicht in Schrecken zu ſetzen. Ich verlangte Jauert (ſaure Milch) zu trinken und verſprach Geld, erhielt aber die Antwort, daß gar nichts Genießbares vorräthig ſei. Auf den nächſtgelegenen Bergen traf ich auf einen Schakal, der ſich auf Schußweite beſchleichen ließ und bei der erſten Schrotladung fiel. Die Berge beſtehen aus Trachyt. An den Rändern hatte ſich Trachytconglomerat und Tuff aus zerriebenem Trachyt unter Einfluß des Waſſers abgeſetzt. Die Ausbeute an Pflanzen und Thieren war mager. Sehr auffallend iſt die Seltenheit der Vögel in dieſer Jahreszeit. Die ſchöne armeniſche Alpenlerche (Alauda bimaculata) ſchien bereits verſchwunden. Häufig waren nur zwei Vogelarten: der Aasgeier und der gemeine Kukuk. Inſecten ſelten. Die ſchöne Euprepia Hebe fand ich auf hohem Graſe ſitzen, und Plusia Gamma ſchwirrte um die Alpenblumen.

Am 20. Junius rückte die Karawane an dem Kurdendorf Jendek vorüber in das Gebirge ein. Der große von Kurden bewohnte Ort Deli-baba liegt zur Linken. Der Morgen war ſo kalt, daß ich trotz Makintoſh und Mantel heftig fror. Wir

ritten durch einen ſehr engen Felspaß, deſſen aufſteigende Wände aus Trachytporphyr beſtehen. Es iſt hier ein wunderbares dreifaches Echo, und die mit Flinten und Piſtolen bewaffneten Reiter der Karawane beluſtigten ſich mit Schießen. Das Lager wurde in einem engen Thal aufgeſchlagen, welches ein Bach durchſtrömt. Ich erſtieg den Gipfel der nächſten Höhen in der Hoffnung den Ararat zu ſehen. Doch verhinderten höhere Berge gegen Südoſten die Fernſicht. Auf dem nächſten feuchten Bergrücken fand ich die ſchönſte Alpenblume Armeniens Anoplantus Bibersteinii von prächtiger Purpurfarbe. Der türkiſche Kawaß erzählte mir bei meiner Rückkehr ins Lager, daß dieſes Gebirge früher eine der gefährlichſten Gegenden des Kurdenlandes geweſen. Ein Ausflug wie der heutige würde mich zehn Jahre früher in die größte Gefahr gebracht haben. Selten ſei eine Karawane in dieſem Engpaß gelagert, ohne von Kurden umſchwärmt und angegriffen zu werden. Seit der Errichtung des Nizam ſei es allmählig anders geworden, und jetzt gehörten Raubanfälle zu den ſeltenen Ereigniſſen.

Gegen Abend beſuchte uns ein ſtattlich gekleideter Kurdenhäuptling. Er trug keinen Bart, dagegen einen lang gezogenen ſtarken Schnurrbart, wie vormals die Janitſcharen, um den Kopf einen mächtigen Turban, kurze Burka, ſehr weite Hoſen. Von einem unſerer Armenier ließ er ſich das Pferd beſchlagen und erſuchte den Karapet-Bedochil um ſein Taſchenmeſſer, das ihm gefiel, als Andenken. Für das Hufeiſen zahlte er nichts und ritt mit kurzem Dank davon, von allen Armeniern, ſelbſt von unſerm hochmüthigen Karivan-Baſchi, noch höflich begrüßt. Als ich nachher den Kadertſchi lachend fragte, warum er von dem Kurden kein Geld für Hufeiſen und Mühe verlangt habe, erwiederte dieſer: „Ja lacht nur! wenn Ihr je dieſem Kerl allein begegnet, wird Euch ſchlimm zu Muth ſein.“ Der Kurde,

der mit Gewehr, Piſtolen und Säbel bewaffnet war, ſah in der That wie ein ächter Räuberhäuptling aus.

Tags darauf gab Kara-Gös das Aufbruchszeichen ſpäter als gewöhnlich. Wir machten nur einen ſehr kleinen Marſch, um einige erkrankte Pferde zu ſchonen. Nahe der höchſten Stelle des Paſſes wurde gelagert. Hier kamen an dem Ufer eines kleinen Baches niedere Weidenbüſche zum Vorſchein, und zum erſtenmal ſeit unſerm Aufbruch von Erzerum konnten wir die Bivouakfeuer mit etwas Holz und trockenen Diſtelnſtengeln ſtatt der getrockneten Viehexcremente nähren. Ich machte einen weiten Ausflug in die Berge und fand auf den Abhängen eine Fülle ſchöner Alpenkräuter. Am häufigſten wuchs überall, wo die Sonne den Schnee ſtellenweiſe weggelockt hatte, die blaue Scilla sibirica. Dieſes überaus hübſche Blümchen bildete um die einzelnen Schneefelder blaue Guirlanden. Mit ihr in Geſellſchaft blühten auf feuchten Matten Primula elatior, Primula auriculata und die köſtlich riechende Matthiola odoratissima; unter den Wieſengräſern Orchis maculata. An den Rändern der Schneefelder bis zu einer Höhe von 8000 Fuß lief auf feuchtem Grunde zwiſchen den Gräſern Callisthenes araraticus, ein von mir entdecktes, durch ſeinen eigenthümlichen Bau höchſt ausgezeichnetes Laufkäfergeſchlecht, welches der armeniſchen Alpenregion durchaus eigenthümlich iſt. In geringer Höhe über mir ſegelten zwei Bartgeier (Gypaetos barbatus), welche auf kleine Nager Jagd zu machen ſchienen.

Vom Gipfel dieſer Berge hatte ich eine weite Fernſicht. Der Blick umfaßt einerſeits die ſchneereiche Gebirgskette, welche die Wiege der Euphratquellen überragt, das Centrum des armeniſchen Hochlandes, anderſeits deſſen fernſte öſtliche Grenzmarke: die Araratgruppe. Der große Ararat erſcheint hier als eine ungeheure Schneepyramide, welche ſilberfunkelnd in die reine,

weder von Wolken noch Höhenrauch getrübte Himmelsbläue hineinſtieß. In dieſer bedeutenden Entfernung von mehr als 30 Wegſtunden erſchien der Sündfluthberg, der ohne andere Höhenrivalen aus ſchwarzem Grunde wie ein koloſſales Geſpenſt ſich erhebt, weit großartiger, als bei Etſchmiazin und in der nächſten Nähe am Fuße der St. Jacobsſchlucht. Neben ihm war noch eine weiße Spitze ſichtbar, vermuthlich der kleine Ararat. Die Gebirgskette, von welcher die Araratgruppe gleichſam die öſtliche Grenzmarke bildet, wird niederiger, geradliniger, die einzelnen Gipfel verlieren ihre kühnen ſelbſtſtändigen Formen, je näher ſie dem Fuße des großen Vulcans liegen. Die übrigen großen Vulcangruppen jenſeits der großen Araxesebene waren nicht ſichtbar. Dicht vor uns ragte im Norden die iſolirte Felskuppe des Kuſſah-Dagh, welche theilweiſe mit Schneemaſſen bedeckt war, empor. Auch die höchſte Bergkette von Laſiſtan in der Richtung von Ispir war noch ſichtbar. Gegen Süden war die Ausſicht durch höhere Berge geſchloſſen.

Am 22. Junius ſah ich gegen Tagesanbruch, als die Karawane auf dem Marſche nach dem öſtlichen Abhang begriffen war, mehrere kurdiſche Reiter mit Bambuslanzen bewaffnet gegen die Spitze unſeres Zuges anſprengen. Ich ritt in der Nähe des Führer-Gauls und dachte bereits an einen ernſtlichen Angriff. Kaum hatte ich aber mein Doppelgewehr von der Schulter genommen und geſpannt, als der Armenier Piloſch, der gewöhnlich meine Pferde beſorgte, mir warnend zurief, die Kurden nichts Argwöhniſches merken zu laſſen. Die bewaffneten Kadertſchis ließen die Reiter ruhig näher kommen, ohne ein feindſeliges Zeichen zu geben. Auch der türkiſche Kawaß ritt mit ſeiner gewöhnlichen türkiſch-phlegmatiſchen Würde im Karawanenſchritt und ließ die Lanze mit dem Roßſchweif ruhig auf der Schulter lehnen. Man glaubte daher offenbar an keine feindſeligen Ab-

ten von Seite der Kurden. Sie ritten gerade auf den Kari-
n-Baſchi zu und es kam zu einem heftigen Gezänke. Bald
te ich, daß ſie dem Anführer in den ſtärkſten Ausdrücken Vor-
ſe machten, die Karawane dieſen Weg geführt zu haben, wo
ſchönſte Alpweide durch die Pferde niedergetreten werde.
n-Gös war furchtſam und demüthig und auf ſeinen Befehl
enkte die Spitze der Karawane ſogleich nach einer andern
tung. Wir überſchritten die Bergkette auf einem Umweg
ſchlugen unſer Lager auf dem öſtlichen Abhang in geringer
hebung in der Hochebene von Topra-Kaleh auf.

Allenthalben gab es herrliche Weiden. Der Boden war mit
en Alpgräſern und Blumen bedeckt. Gegen Süden waren
Gipfel des Saiban-Dagh, der über dem großen Wanſee ſich
bt, ſichtbar. Dieſer Berg iſt nach dem Ararat wahrſcheinlich
höchſte in Armenien. Er trug mächtige Schneelaſten und
int ſeiner Form nach gleichfalls ein erloſchener Vulcan zu
n. Wir fanden hier die erſten Bäume, ſeitdem wir Erzerum
laſſen hatten. Es war der ſilberbaum- und der weiden-
tterige Birnbaum (Pyrus elaeagnifolia und salicifolia.) Auch
ige Birken und Weidenbüſche wuchſen in der Nähe unſeres
ouaks, und wir konnten unſere Kochfeuer zum erſtenmal mit
olz heizen. Die Jagd war ziemlich ergiebig. Ich ſchoß meh-
re Steppenhühner, Wachteln, Roſenſtaare (Pastor roseus).
uf den hohen Umbelliferenblüthen der Wieſen fand ich eine
öne noch unbekannte Saperda. Ziemlich viele Kurden und
rdinnen kamen ins Lager auf Beſuch, einige aus Neugierde,
dere verkauften ſaure Milch.

Tags darauf hielt Kara-Gös einen Raſttag. Er hatte zwei
wer kranke Pferde, von welchen das eine im Laufe des Tages
pirte. Dem andern Pferd ließ er am folgenden Morgen kurz
ach dem Aufbruch der Karawane lebendig den Kopf abſchneiden

und ſolchen bei Seite in die Wieſe legen mit dem Bemerken, daß er den Kopf dem allmächtigen Gott opfere, damit er die Karawane vor weiterm Unheil bewahre. In derſelben Abſicht ließ Kara-Gös auch zwei Lämmer ſchlachten, welche er Tags zuvor von kurdiſchen Hirten gekauft hatte. Das gebratene Fleiſch wurde an die Knechte der Karawane ohne Rückſicht auf deren Religion vertheilt.

Die Armenier gehören zu den abergläubigſten Völkern des Erdballs. Im Laufe meiner Reiſen durch das ruſſiſche und türkiſche Armenien wurden mir viele, mitunter überaus komiſche Züge erzählt, welche einen merkwürdigen Hang zum Myſteriöſen und Wunderbaren und einen Grad von Leichtgläubigkeit und Selbſttäuſchung verriethen, die unter einem mit ſo viel natürlichem Verſtand, Schlauheit und morgenländiſcher Feinheit ausgeſtatteten Volke billig Erſtaunen erregten und nur aus dem gänzlichen Mangel aller Bildung und Aufklärung durch Schulunterricht und Lectüre erklärt werden können. Pfaffentrug hat bei ſolchen zum Aberglauben geneigten und vom Aberglauben beherrſchten Völkern freilich ein kinderleichtes Spiel, und es liegt im Intereſſe der Mönche, die Verbreitung der Schulbildung und der Bücher, welche durch den Eifer der Mechitariſten im armeniſchen Orient allmählig Eingang und Empfänglichkeit finden, durch alle möglichen Ränke zu hintertreiben.

Die Zahl der beſuchenden Kurden nahm am zweiten Tag noch zu. Phyſiognomien und Tracht dieſes Bergvolkes ſind auffallend abweichend. Ein beſtimmter Typus läßt ſich bei ihnen noch weit weniger angeben, als bei den Kabylen und Schauiahſtämmen des Atlasgebirges. Alles deutet bei den Kurden auf eine ſtarke Blutmiſchung verſchiedener Völker, wie auch ihre Sprache aus dem türkiſchen, perſiſchen und arabiſchen zuſammengeſetzt zu ſein ſcheint. Mitunter bemerkten wir feine Geſtalten

und edlen orientaliſchen Geſichtsſchnitt. Dann wieder ſehr ungeſchlachte Körper und häßliche Geſichtszüge mit großen Naſen, welche mich an die nomadiſchen Jeſiden des Gocktſchaiſee's erinnerten. Eben ſo abweichend war auch die Tracht. Einige trugen einfache Turbane. Andere hatten eine Menge bunter Tücher von allen möglichen Farben dickwulſtig um die hohe graue Filzmütze gewunden. Wieder andere trugen blos einfache Filzmützen. Bunte, ſchreiende Farben ſcheinen ſie für ihre Kleider zu lieben. Einige waren ganz feuerroth gekleidet mit ſehr weiten Hoſen.

Unter dieſen Kurden befanden ſich zwei angeſehene Häuptlinge, deren Autorität alle kurdiſchen Horden dieſes Gebirges anerkannten. Sie verlangten vom Kawaßen ein ſchriftliches Zeugniß, daß die Karawane das Gebirge paſſirt habe, ohne von Räubern beläſtigt worden zu ſein. Der Kawaß und unſer Kariwan-Baſchi ſchienen nicht ganz ohne Argwohn und weigerten ſich das Zeugniß vor dem folgenden Morgen auszuſtellen. Die Häuptlinge brachten deshalb die Nacht in unſerm Lager zu. Gegen Abend hatten wir ein furchtbares Gewitter mit einem Orkan, der unſere Zelte umwarf. Ein arger Platzregen durchnäßte uns bis auf die Haut. Das Gewitter zog gen Oſten. Ueber unſern Häuptern zertheilte ſich das Gewölke bereits und ein lichter Strahl beleuchtete unſere weidenden Pferde, die ſich während des Sturmes ängſtlich in eine große Gruppe zuſammen gedrängt hatten und nun wieder luſtig und muthwillig tummelten auf der erfriſchten Alpenwieſe. Um den Ararat aber ſchien ſich das Gewitter jetzt erſt recht furchtbar zu entleeren. Die weiße Rieſenpyramide war von dunklem Gewölke umhüllt und hellleuchtende Blitze umzuckten das Silberhaupt des Sündfluthberges. Ich habe während zehnjährigen Wanderungen in Hochgebirgen ſelten Gewitterſcenen von ſolcher Majeſtät erlebt.

Am 24. Junius rückte die Karawane in die Hochebene von Topra-Kaleh, die auch den Namen Aliſchgehrt führt, ein. Die Gefahr eines kurdiſchen Ueberfalls war vorüber. Unſer Kawaß nahm nicht länger Anſtand, den Kurdenhäuptlingen das gewünſchte Zeugniß auszufertigen. Die Paſinebene und das Plateau Aliſchgehrt werden durch ein von Nord nach Süd auslaufendes Querjoch geſchieden, das in einer der Hauptrichtung der armeniſchen Gebirge entgegengeſetzten Richtung ſtreicht. Die Ketten, welche dieſe Plateaus im Norden und Süden umſäumen, ſind Fortſetzungen derſelben Ketten, welche die erhobenen Ränder der Hochebene von Erzerum bilden. Wie die letzt genannte Hochebene, ſo iſt auch das Plateau von Topra-Kaleh durch viele künſtliche Canäle bewäſſert und allenthalben gedeiht der prächtigſte Graswuchs. Wir lagerten unweit des Dorfes Koſchian, deſſen Bevölkerung halb kurdiſch, halb armeniſch iſt. Die gewöhnliche Umgangsſprache iſt noch das Türkiſche. Doch tritt hier bereits in manchen Ortſchaften das Kurdiſche überwiegend auf. Gegen den Gebrauch dieſer beiden Idiome tritt das Armeniſche entſchieden zurück und wird nur in jenen Gegenden mit Vorliebe geſprochen, wo Klöſter und Wallfahrtsorte liegen.

Kara-Gös kaufte hier von den Kurden einen ſtarken, jungen Gaul für den Preis von 560 türkiſchen Piaſtern. Die kurdiſche Pferderace ſteht der perſiſchen an Schönheit, Ebenmaß der Formen und Leichtigkeit der Bewegung nach und iſt auch nicht ſo groß und kräftig wie die turkomaniſche Race. Im ruſſiſchen Armenien liefern die grünen Hochebenen von Karabagh und die Gegend bei Gumri beſſere Pferde. Noch weniger läßt ſich das kurdiſche Pferd dem Roß der arabiſchen Wüſte, deſſen edler Stamm bei allen Großen von ganz Aſien ein Gegenſtand des Begehrens und faſt der Verehrung iſt, an die Seite ſtellen.

Dennoch hat die kurdiſche Race viele vortreffliche Eigenſchaften. Sie iſt feurig, flink, genügſam und zugleich wie faſt alle Pferde des Morgenlandes von ſanftem Temperament ohne eine Spur der bösartigen Heimtücke, welche den Pferden der ſüdamerikaniſchen Pampas und der ſüdruſſiſchen Steppe eigen. Die kurdiſchen Pferde haben auch jenen eigenthümlichen orientaliſchen leichten Schritt, den man ſchmerzlich vermißt, wenn man ſpäter europäiſche Pferde, beſonders Koſakenhengſte beſteigt. Aus dem perſiſchen Feldzuge erzählten mir Augenzeugen, daß bei kurzem Wettlaufe die kurdiſche Cavallerie ſtets die Koſaken weit überholte. Bei einer Verfolgung aber, welche einen vollen Tag dauerte, kamen die orientaliſchen Pferde zu kurz und wurden durch den beharrlichen Trab der Koſakenpferde eingeholt.

In Begleitung des türkiſchen Kawaſſen und meines polniſchen Dieners machte ich einen Ausflug nach der Stadt Topra-Kaleh, welche anderthalb Stunden von der Karawanenſtraße entfernt liegt. Ich fand ein trauriges, über alle Beſchreibung elendes und verödetes Neſt. Sieben Achttheile der Häuſer lagen in Ruinen und waren von ihren Bewohnern verlaſſen. Die Citadelle ſteht dicht über der Stadt auf einem hellfarbigen Kalkfelſen; ihre Mauern ſind im baufälligſten Zuſtande. Topra-Kaleh enthält außer einer chriſtlichen Kirche mit dem Grabe eines armeniſchen Heiligen und einer Moſchee nichts Erwähnenswerthes. Die ſtark zuſammengeſchmolzene Bevölkerung beſteht der Mehrzahl nach aus Armeniern. Hier reſidirt ein Sohn des Paſcha von Bajaſid, ein Kurde von Geburt als Beg. Auf meine Frage nach der Urſache der ſchauerlichen Verödung dieſes Ortes erhielt ich die gewöhnliche Antwort: erſt ſeit der Anweſenheit der Ruſſen ſei das Städtchen ſo entvölkert und arm geworden. Sämmtliche wohlhabende armeniſche Bewohner von

Topra-Kaleh ſeien der ruſſiſchen Armee über den Araxes gefolgt und ausgewandert. Brod und Reis waren ſelbſt in Topra-Kaleh für baares Geld nicht zu haben. Man ſetzte uns warmen Jauert vor, in welchem rohe Gerſte eingekocht war. Der Kawaß ſuchte mich für die ſchlechte Mahlzeit durch die Nachricht zu tröſten, daß in einer benachbarten Bude Branntwein zu haben ſei. Ich gab ihm die Erlaubniß, davon auf meine Rechnung ſo viel zu trinken als er Luſt habe. Schmunzelnd bedankte ſich der Türke und leerte nicht weniger als acht Becher von ziemlicher Größe. Er wurde davon nicht im mindeſten berauſcht, nur etwas behaglich angetrunken, heiter und redſelig. Ein ſolches Schnapsbravourſtück iſt mir ſelbſt im tſchernomorzkiſchen Koſakenlande nie vorgekommen und ich mußte den Kawaſſen für den erſten Heros im Branntweinſaufen erklären, den ich in drei Welttheilen gefunden.

Am 25. Junius zogen wir vier Stunden weiter durch die Hochebene und lagerten an den Ufern eines ziemlich bedeutenden Gebirgsbaches, welchen unſere Armenier Boſchögen-ſu nannten und der in den Murad-tſchai ſich ergießt. Die Gegend war reich an ſchönen Pflanzen. Der Graswuchs, wenn auch nicht dichter als auf unſern deutſchen Wieſen, war doch üppiger als in den Hochebenen von Erzerum und Haſſan-Kaleh, weil die Landſchaft durch Canäle noch reichlicher bewäſſert iſt. Ein bemerkenswerther Umſtand bleibt es aber immerhin, daß auf einem Boden, welcher ſieben Monate des Jahres hindurch unter einer Schneedecke begraben liegt, in einer Alpengegend, wo es den ganzen Sommer hindurch häufig regnet, dennoch künſtliche Bewäſſerung durchaus erforderlich iſt, um einen kräftigen Wieſenwuchs zu erzeugen, der bei aller Ueppigkeit doch nicht ſchöner und kräftiger iſt als in den noch höher gelegenen Schweizer-Thälern des Oberengadin bei Samaden und am Silſer See.

Auf der Bergkette im Süden der Hochebene lag noch viel Schnee. Die Gipfel der nördlichen Kette ſchienen niedriger mit Ausnahme des Kuſſa-Dagh, der ſich als ein rieſiger Monolith über die Kette erhob. Der Anblick des Ararat wurde uns durch die Nähe der nordöſtlichen Berge entzogen. Ich machte an dieſem Tage einen ziemlich ergiebigen Forellenfang und erquickte mich durch ein Bad im Boſchögen-ſu. Wir hatten warme Witterung, heitern Himmel und freundlichen Mondſchein am Abend. Auffallend war die ungemein große Zahl der Kukuks, welche von nah und fern ihren ſehnſüchtigen, monotonen Ruf ertönen ließen.

Tags darauf näherten wir uns dem öſtlichen Ende des Plateau's, welches ſich allmählig zu einem Thal verengte. Wir bivouakirten in der Nähe des Dorfes Kara-Kiliſſa, wo eine elende Kirche ſteht. Mit Mühe konnte ich mir in dieſem Dorf etwas Reis verſchaffen. Zum erſtenmal ſeit unſerer Karawanenfahrt ſah ich an dieſem Morgen die Wieſen mit ſtarkem Thau bedeckt. Meine entomologiſche und botaniſche Ausbeute war ziemlich glücklich. Ich ſammelte an den hohen Gräſern ſchöne neue Käferarten von den Geſchlechtern Julodis und Saperda.

Am 27. Junius erreichten wir das Ende des Plateau's und ſchlugen unſer Lager nahe dem öſtlichen Euphrat auf, von welchem uns ein großer Moraſt trennte, der eine Annäherung an die Ufer verhinderte. Kegelförmige Hügel ſahen wir jenſeits des Murad-tſchai ſich aus der Ebene erheben. Leider war es mir nicht möglich, dieſe durch ihre Form ſo auffallenden Bildungen näher zu beſichtigen. Erſt am folgenden Tag gelangten wir in das eigentliche Thal des Murad-tſchai und folgten in dreiſtündigem Marſch ſeinem Bett ſtromaufwärts. Der Fluß war hier durchſchnittlich etwa dreißig Schritte breit, ſehr reißend und ziemlich tief, das ſchmutzige Waſſer ungemein kalt. Der

öſtliche Euphrat wird in dieſer Jahreszeit offenbar mehr durch ſchmelzende Schneemaſſen als durch Quellen geſpeist. Die Rollſteine des Flußbettes gehören den verſchiedenartigſten Felsarten an. Außer dem Trachytporphyr, dem Baſalt, Dolerit und Melaphyr waren auch die eigentlich plutoniſchen Geſteinarten durch Granit, Syenit und Gabbro ſtark vertreten, ebenſo die neptuniſchen Formationen durch Kalk und ſandſteinartiges Conglomerat. Der Kalk tritt bereits in der Hochebene von Topra-Kaleh in großartiger Ausdehnung auf.

Eine halbe Stunde von unſerm Bivouak entfernt lag das Dorf Utſch-Kiliſſa d. h. Dreikirchen mit der berühmten armeniſchen Kloſterkirche, welche nach dem Glauben der Armenier die Gebeine Johannes des Täufers einſchließt, alſo mit der Kathedrale St. Lorenzo von Genua, welche ihrerſeits darauf Anſpruch macht, die Gebeine des Täufers zu beſitzen, in Concurrenz tritt. Es iſt einer der berühmteſten und gefeiertſten armeniſchen Wallfahrtsorte von ganz Aſien, und diejenigen Pilger, welche hier ihre Gebete verrichtet, Meſſe gehört und Opfer gebracht haben, genießen bei ihrer Rückkehr in die Heimat eines noch größern Anſehens unter ihren Landsleuten als die Wallfahrer, welche ſich mit dem Beſuch in dem hiſtoriſch ungleich berühmtern, aber leichter zugänglichen Sitze des armeniſchen Kirchenoberhauptes zu Etſchmiazin und mit einer Berührung der Reliquien Gregors des Erleuchters begnügt haben. Vielleicht tragen die Schwierigkeiten und Gefahren dieſer Pilgerfahrt durch die übelberüchtigten Kurdengegenden bei, dem Beſuch von Utſch-Kiliſſa in den Augen der frommen Armenier einen erhöhten Werth zu verleihen.

Die Karawane war kaum gelagert, als der Biſchof von Utſch-Kiliſſa mit ſeinen Kloſtergeiſtlichen, die man hier wegen ihrer ſchwarzen Kapuzen Kara-baſch d. h. Schwarzköpfe nennt,

zu Pferde und mit Feuergewehren bewaffnet erſchien und uns mit einer Freudenſalve begrüßte. Dieſe feierliche Bewillkommnung galt vor allen dem reichen Kara-Gös, welcher nie mit ſeiner Karawane vorüberzog ohne andächtig die Meſſe zu hören, die Reliquien zu küſſen und dem Kloſter ein hübſches Geſchenk in Geld oder Waaren zu hinterlaſſen. Nachdem man ſich gegenſeitig bewillkommt hatte, gönnte auch mir der ehrwürdige Biſchof Sahach einige Aufmerkſamkeit und lud mich ein, ſein Heiligthum zu beſuchen, obwohl er gleich auf der Stelle merkte, daß er es mit einem „Ketzer der engliſchen Kirche" zu thun habe. Ich nahm die Einladung dankbar an und folgte ſogleich dem berittenen Klerus über eine ſolide aus Trachytſteinen gebaute Brücke, welche auf zwei Bogen geſtützt über den reißenden Murad-tſchai führte. Die Quadern, mit welchen die Brücke gepflaſtert war, lagen in Trümmern umher, ſo daß die Pferde Mühe hatten darüber zu ſchreiten. Der Berg Nepat, an deſſen Fuß das Kloſter gelegen, beſteht aus geſchichtetem Kalk, deſſen Gefüge verändert iſt durch Einwirkung der vulcaniſchen Geſteinmaſſen, welche ihn durchbrochen oder gehoben. An einigen Stellen iſt der Kalk noch dicht, an andern iſt er in körnigen umgewandelt.

Nach der Legende ſoll dieſes Kloſter eines von den vielen Heiligthümern ſein, welche von Sanctus Narſes Magnus, einem Enkel von St. Gregor dem Erleuchter, in Armenien gegründet worden. Früher gab es noch zwei andere Kirchen in der Nachbarſchaft, welche der Sage nach von Kurden oder Türken zerſtört wurden. Ueber Alter und Geſchichte dieſes Heiligthums war von den unwiſſenden Mönchen wenig zu erfahren. Der Biſchof ſelbſt war ein geiſtesſtumpfer Mann, nicht würdevoller, noch civiliſirter als die Mönche der Sewaninſel im Gocktſchaiſee, deren Einrichtung und Lebensweiſe in meinem Werk über

Ruſſiſch-Armenien treu geſchildert iſt. Schon die unbeſtimmten Ausſagen über das Alter des Kloſters zeugen von der Ignoranz und der Gleichgültigkeit dieſes verwahrlosten Klerus, der nicht begreift, welches Intereſſe der europäiſche Reiſende haben könne, die Zeit der Gründung ihrer Kirchen zu erfahren. Jeder Reiſende ſcheint wirklich von ihnen eine andere Mittheilung erhalten zu haben. Dem Verfaſſer der ruſſiſchen Statiſtik bezeichneten die Mönche das Jahr 301, dem Conſul Brant das Jahr 306, und mir das Jahr 288 als die Zeit der Erbauung des Kloſters ohne ſich jedoch auf geſchriebene Urkunden berufen zu können. Sogar den Urſprung des Namens verläugnete der Prior in Gegenwart des Conſul Brant, indem er nichts von den zerſtörten Gotteshäuſern wiſſen wollte, ſondern den Urſprung des Namens daher ableitete, daß Utſch-Kiliſſa unter drei Kirchen die größte beſitze. Mir erzählte der Biſchof, daß allerdings früher noch zwei Gotteshäuſer in der Nähe geſtanden, welche in den Kriegen zwiſchen Türken und Perſern zerſtört worden ſeien. In welchem Jahre und unter welchem Sultan dieſes Ereigniß ſich zugetragen, wußte mir der Prälat nicht zu ſagen. Er bemerkte nur, daß ſeitdem viele, ſehr viele Jahre vergangen. Das noch ſtehende Kloſter iſt ſehr elend und zahlt dem Paſcha einen jährlichen Tribut von 200 Silberrubel. Unter den Geiſtlichen wird gewöhnlich die Benennung Surg-Ohannes (St. Johannes) für das Kloſter gebraucht, während das armeniſche Volk im Allgemeinen ſich der türkiſchen Benennung Utſch-Kiliſſa bedient. In der Umgebung elender Dörfer und erbärmlicher Steinhütten macht die Kirche eine ſtattliche Figur. In Tiflis oder Konſtantinopel würde ſie durch Größe und Schönheit nicht glänzen. Brant und Karl Koch haben den berühmten Wallfahrtsort bereits ausführlich beſchrieben. Letzterer hat auch einen ziemlich anſchaulichen Grundriß der Kirche mit-

getheilt. Getreu unſerm Vorſatz, jene Localitäten, welchen unſere Vorgänger in dieſen von Kurden und Armeniern bewohnten Gebirgsgegenden ihre volle Aufmerkſamkeit zugewendet, nur ergänzend zu ſchildern, beſchränken wir uns auf wenige Worte. Das Gotteshaus beſteht aus einem Hauptſchiff, welches auf ſechzehn Säulen ruht. Zur Rechten deſſelben iſt ein mit Bauſteinen gefülltes Seitenſchiff, zur Linken das Grabzimmer des heiligen Stephanos. Im Hintergrunde zur Linken die Capelle dieſes Heiligen, zur Rechten die Capelle mit dem Grabe Johannes des Täufers. Beim Eintritt in das Innere dieſer Kirche fällt die Höhe, die Geräumigkeit und die Dunkelheit derſelben auf. Auf dem Hauptaltar in der Mitte zündete ein Prieſter Wachskerzen an, deren ſchwacher Schimmer die Gegenſtände kaum unterſcheiden ließ. Der fromme Gottesmann beeilte ſich ſogleich von mir das Wachskerzengeſchenk einzucaſſiren, ohne die übliche freiwillige Gabe beim Weggehen abzuwarten. Ueber dem Hauptaltar ſieht man ein Madonnabild, auf deren Schoos der Heiland.

Auffallend iſt, daß kein Reiſebeſchreiber von den gemalten großen Wandbildern Erwähnung gethan. Dieſelben ſtellen in fratzenhaften Geſtalten und häßlichen Mißgeburten die Bildniſſe von Heiligen dar mit unverhältnißmäßig großen Köpfen und unförmlichen Gliedmaßen. Unter ihnen prangt St. Georg der Drachentödter, eine rieſenhafte Figur mit ganz mißgeſtalteten Gliedern. Neben ihm in Lebensgröße ein anderer gepanzerter Heiliger zu Pferd. Der Harniſch, welchen er trägt, gleicht dem unſerer mittelalterlichen Ritter. Dieſe Bilder ſind entweder ſehr alt oder mit ſehr ſchlechten Farben und auf ſchlechte Grundlage gemalt, denn Vieles iſt davon bereits verwiſcht und von den Wänden gefallen.

Kloſter Utſch-Kiliſſa ſteht zwar noch heute in gewiſſer Ab-

hängigkeit von dem Patriarchenſitz Etſchmiazin, doch nicht in dem Grade wie zur Zeit, wo der Katholikos und der hohe Klerus Armeniens noch auf moslemiſchem Gebiet reſidirten. Die ſieben älteſten Patres reiſen noch jetzt einmal des Jahres nach Etſchmiazin, bringen dorthin Brod, Butter und Käſe zum Geſchenk und holen ſich das Myrrhon oder heilige Oel. Von der baaren Einnahme des Ertrages der Landwirthſchaft und der Wallfahrergeſchenke wird jetzt nur ein kleiner Theil an den Schatzmeiſter des Patriarchenſitzes abgegeben. Die Finanzen des Kloſters haben ſich auch in den letzten Jahren, wo die Sicherheit der Dörfer und Landſtraßen zugenommen hat, Raubanfälle und Diebſtähle der durch Kiamil Paſcha und ſeinen Nizam eingeſchüchterten Kurden ſelten geworden und die Pilger wieder in größerer Zahl als je gekommen ſind — ſelbſt aus Beſſarabien und vom Don ſah man damals armeniſche Wallfahrer am Euphrat — bedeutend gebeſſert. Zu verſchiedenen Zeiten war das Kloſter und die Kirche durch gewaltſame Ueberfälle der Kurden, Türken und Perſer ſeiner Koſtbarkeiten beraubt worden. Die letzten Schläge gegen daſſelbe haben die Kurden im Jahr 1828 geführt.

Die Gebeine des Heiligen ſelbſt haben früher zu verſchiedenen Zeiten den Ort gewechſelt. Nach Petermanns Forſchungen wird als der erſte Spender dieſer Reliquien der Evangeliſt Johannes genannt. Er gab die Ueberreſte des Täufers ſeinem Schüler Polykarpos von Smyrna, der ſie in Epheſus aufbewahrte. Von dort brachte ſie Firmilianus zur Zeit der unter Decius ausgebrochenen Chriſtenverfolgung im Jahre 251 nach Cäſarea in Kappadocien, wo ſein Lehrer Origenes als Biſchof fungirte. Hier blieben ſie bis zu dem Beſuch Gregors des Erleuchters, welcher den Patriarchen Leontes von Cäſarea um die Gebeine des Täufers bat. Nach einigem Widerſtreben

gab Letzterer einen Theil derſelben und behielt nur den kleinen Reſt davon zurück. In Folge dieſer Freigebigkeit aber empörten ſich die Bewohner von Cäſarea und konnten nur durch den kräftigen Widerſtand des Statthalters niedergehalten werden.

Der heilige Gregor wanderte mit den Gebeinen nach Innakmm, dem damaligen Hauptſitze des Götzendienſtes in Armenien, wo zwei berühmte Altäre mit Idolen ſtanden. Zwiſchen den neugetauften chriſtlichen Häuptlingen des Landes und den alten Götzendienern kam es zum Kampfe. St. Gregor verbarg die Gebeine in einem Weinberge bei Muſch. Während einer Nacht war dieſe Stelle durch einen überirdiſchen Glanz erleuchtet. Die Götzendiener wurden in zwei Schlachten beſiegt, ihre Altäre zerſtört und auf derſelben Stelle eine Capelle erbaut, in welcher ein Theil der Gebeine niedergelegt wurde. Dies geſchah nach Petermanns Forſchungen, welche Karl Koch jedoch ohne nähere Angabe der armeniſchen Quellen mittheilt, am 12. September des Jahres 302. Einen kleinen Theil der Gebeine empfing ein Kloſter bei Muſch, welches hievon den Namen Howhannaſ-Wankh führt. Der Reſt blieb in Utſch-Kiliſſa. Durch die Verheerungen und Zerſtörungen des Krieges und durch kurdiſche Raubanfälle haben auch dieſe Reliquien gelitten und von den Gebeinen des Täufers, die wahrſcheinlich nicht einmal ächt ſind, ſcheint außer den beiden in Meſſing gefaßten Händen, welche auf ſeinem Grabmal ausgeſtellt ſind, wenig übrig zu ſein.

Das kleine Dorf in der Nähe des Kloſters iſt theils von Armeniern, theils von einer Bevölkerung von ganz unbeſtimmter Nationalität bewohnt. Man heißt ſie Tere-kameh und ſie hat große Aehnlichkeit mit den Zigeunerſtämmen. Die Tere-kameh, welche man in verſchiedenen Thälern Armeniens findet, ſtammen aus der turkomaniſchen Wüſte, ſprechen einen andern türkiſchen Dialekt, der von der modernen türkiſchen Volksſprache, wie man

ſie in Konſtantinopel ſpricht, bedeutend abweicht. Andere Reiſende verwechſelten ſie mit den Jeſiden. Die Mönche von Utſch-Kiliſſa bedienen ſich ihrer als Taglöhner und Knechte, zur Hut der Heerden, wie zur Bebauung der Felder.

Die Mönche von Utſch-Kiliſſa ſind, wie der Beobachter auf den erſten Blick erkennt, eben ſo geiſtig verkommen und verdumpft wie die Mönche der Sawaninſel im Gocktſchaiſee, wie faſt der geſammte armeniſch-gregorianiſche Klerus überhaupt. Kraſſe Ignoranz, Stumpfheit, Mißtrauen gegen Europäer, Habſucht, Unſittlichkeit ſind auch bei dieſen Geiſtlichen hervorſtechende Züge. Pflege der Wiſſenſchaften, Muſik und jede Art von Kunſt, die im Occident ſelbſt das klöſterliche Leben erfreut und verſchönert, iſt ihnen unbekannt. Sie ſcheuen jede Lectüre, ihre Gebetbücher kennen ſie auswendig. Die Kloſterbibliothek beſteht aus kaum hundert Büchern, welche unbenützt vom Staub zernagt in einer Rumpelkammer liegen. Conſul Brant, welcher dieſelbe zu ſehen verlangte, fand darunter einen Moſes von Chorene mit lateiniſcher Ueberſetzung. Der Prior zeigte ihm dieſes Werk als ein fremdes Buch, das er nicht verſtehe. Er hatte nicht nur keine Kenntniß vom Lateiniſchen, ſondern ſchien nicht einmal das Altarmeniſche leſen zu können. Kriechend, demüthig, zudringlich und bettelhaft gegen europäiſche Reiſende von höherem Stande, welche mit Gefolge bei ihnen einkehren, ſind ſie hochmüthig, herrſchſüchtig, hartherzig und geizig gegen ihre Heerde, beſonders gegen ihre ärmeren Glaubensgenoſſen. Aeußerlich nehmen ſie gerne den Schein der Tugend und Enthaltſamkeit an, während ſie heimlich dem Laſter fröhnen, wie uns Männer verſicherten, welche lange Zeit mit dem armeniſchen Klerus gelebt. Unter ihnen ſelbſt herrſchen Neid und Eiferſucht vor. Von Freundſchaft, von Nächſtenliebe im chriſtlichen Sinn, von Gemüthlichkeit und Urbanität keine ferne Ahndung. Wer mit ihnen zu leben und

freundſchaftlich zu verkehren verſuchte, wie der gebildete Lehrer Abovian oder wie die Miſſionaire Frankreichs, der Schweiz und Nordamerika's, wandte ſich zuletzt mit dem Gefühle des tiefſten Ekels von dieſen armeniſchen Mönchen weg.

Am 29. Junius brach die Karawane früh auf. Kara-Gös und die meiſten Kadirtſchis blieben im Kloſter zurück, um die Frühmeſſe zu hören und nochmals ihre Andacht zu verrichten. Erſt gegen Abend holten ſie uns wieder ein. Eine Stunde vor Diadin im Muradthal am rechten Flußufer bezogen wir unſer Lager. Hier hatten wir den großen Ararat, welcher rieſig über die niedrigeren Berge gegen das Ende der Agri-Daghkette emporragte, in ſeiner ganzen Pracht und Majeſtät vor uns. In der Morgenbeleuchtung war er anfangs von einem leichten Nebel oder Höhenrauch umhüllt und zeigte nur ſeine koloſſalen Umriſſe. Gegen Mittag trat der Rieſe mit ſeinen ungeheuern Eis- und Schneemaſſen in deutlichſter Klarheit hervor. Der weiße Panzer ſcheint auf der Südſeite noch tiefer herunterzureichen als auf den nördlichen Abhängen gegen Eriwan. Derſelbe beginnt auf einer Höhe von kaum 7000 Fuß in dieſer Jahreszeit. Bis zur Region von 9—10,000 Fuß iſt der weiße Ueberzug durch mächtige ſchwarze Felsrippen, an deren ſteilen, oft überhängenden Seiten der Schnee leichter ſchmilzt, vielfach unterbrochen. Erſt auf der Höhe von etwa 10,000 Fuß beginnt das reinſte Weiß dieſes Schneemantels und dazwiſchen ſieht man kleine Gletſcherbildungen mit ihren Runſen. Der Anblick ſchien mir weit großartiger als von der Nordſeite aus der Ebene des Araxes geſehen. Wie ein Magnet zog der berühmte Berg, den ich ein Jahr zuvor von der ruſſiſchen Seite aus beſucht hatte, mein Auge an und ich wurde nicht müde ihn mit dem Fernrohr zu betrachten. Je nach dem Standpunkt des Beſchauers zeigt der Berg verſchiedenartige Formen. Von hier geſehen erſcheint er als ein

ziemlich regelmäßiger Conus, während ſich derſelbe im Norden von Etſchmiazin aus als ein unregelmäßiger, maſſiger Berg mit überaus breitem Gipfel darſtellt. Der kleine Ararat, der trotz ſeiner Höhe von mehr als 12,000 Pariſ. Fuß neben ſeinem großen, maſſenhaftern Nachbar eine ziemlich armſelige Figur macht, war faſt ſchneefrei.

Am folgenden Morgen ließ ich eine Stunde vor dem Aufbrechen der Karawane die Pferde ſatteln und ritt in Begleitung des türkiſchen Kawaſſen und meines Dolmetſchers nach Diadin. Der Mond beleuchtete uns den Weg. Wir erreichten den kleinen höchſt armſeligen Ort, der gleichwohl durch ſeine Lage an der Karawanenſtraße nahe der türkiſch-perſiſchen Grenze nicht ohne Wichtigkeit iſt, noch vor Sonnenaufgang. Schon von weitem begrüßte uns das Bellen der Hunde, dem bald das Halloh kurdiſcher Wächter folgte. Die Gegend iſt ſehr unſicher. Kleine und große kurdiſche Räuberbanden ſpuken auf dieſen Grenzgebirgen und ziehen ſich nach vollbrachten Raubthaten bald nach dem ruſſiſchen Araratgebiet, bald nach Perſien zurück. Die Bewohner von Diadin ſind daher wachſam und mißtrauiſch. Nachdem der Kawaß mit den Kurden einige Worte gewechſelt hatte, führten ſie uns nach dem „Serai" der alten Feſtung, wo mitten unter den Ruinen der kurdiſche Beg Abdul-Rizak, ein Bruder des Paſcha von Bajaſid, in armſeliger Wohnung reſidirte. Auch dieſes verfallene Caſtell ſchreibt die türkiſch-perſiſche Sage den Genueſen zu und die Kurden, die ich befragte, beſtätigten es mir. Diadin iſt eines der traurigſten Kurdenneſter, welche ich im Laufe dieſer Fahrten geſehen. Der größere Theil der Häuſer liegt in Trümmern. Das Caſtell mag früher ein ſtattlicher Bau geweſen ſein. Die noch ſtehenden Mauern ſind von ſolider Conſtruction und zur Vertheidigung gegen kurdiſche Ueberfälle noch vollkommen haltbar. An der Stelle dieſes Städtchens, das ſeit

einigen Jahrzehnten zum Dorf herabgeſunken, ſoll einſt die alte armeniſche Stadt Zahrawan geſtanden ſein, die in der Mitte des 4. Jahrhunderts von den Perſern zerſtört worden. Sie war damals von 5000 armeniſchen und 8000 jüdiſchen Familien bewohnt und dauerte als kleiner Flecken fort bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts. Gegenwärtig iſt ſie nur von einigen hundert Kurden und ſehr wenigen Armeniern bewohnt. Die kurdiſche Sprache iſt die herrſchende. Doch verſtändigen ſich die Bewohner mit den durchziehenden Handelsleuten auch auf türkiſch. Für die Karawanen iſt Diadin im Winter eine beſonders wichtige Station, da ſie von hier aus ſich gewöhnlich mit Lebensmitteln, Pferdefutter, in den gefährlichen Zeiten auch mit Escorten verſehen. Nur ſtarke Karawanen von mindeſtens 100 Feuergewehren wagen ſich ohne den Schutz kurdiſcher Reiter über das Grenzgebirge. Bei kleineren Karawanen iſt wenigſtens das Geleite eines türkiſchen Kawaſſen unerläßlich.

Nach Vorzeigung meines Fermans wurde ich in einem armeniſchen Hauſe neben dem verfallenen Serai einquartiert und bezog hier, um das Ungeziefer zu vermeiden, die Terraſſe. Man brachte uns Kaimak (Creme), Eier und Brod. Der armeniſche Beſitzer des Häuschens trug kurdiſche Kleidung und war auch ſowohl der Geſtalt und den Manieren, als der Sprache nach mehr Kurde als Armenier. Er ſagte mir, daß nur noch vier armeniſche Familien in Diadin lebten. Alle übrigen ſeien nach Ruſſiſch-Armenien ausgewandert, „wo es ihnen gut gehe.“ So lautete hier die gewöhnliche Auskunft auf meine Frage nach dem Schickſal der Ausgewanderten. Die Wirklichkeit ſtand mit den hier herrſchenden Anſichten im ſchneidendſten Contraſt. Freilich konnte ich hier beim Anblick dieſer verwilderten Chriſten, welche faſt iſolirt unter rohen Kurden lebend deren Charakter angenommen haben, das armſelige Loos der Anſiedler auf den Allaghes-

terraſſen nicht mehr ſo beklagenswerth finden. Werden ſie auch dort von ruſſiſchen Beamten mitunter arg gehudelt und geplagt, ſo bilden ſie doch wenigſtens eine unvermiſcht-ſelbſtſtändige Gemeinde, ein zuſammengehöriges Volk und die Plünderung durch den Fiscus und den Kreisbeamten hat wenigſtens eine regelmäßigere Form, als unter Kurden und Türken. Die Ruſſen ſorgen auch für vollkommene Sicherheit der Straßen, während auf dem türkiſchen Grenzgebiet die Macht der Paſchas gering iſt und die Landſtraßen von Räubern nie ganz geſäubert werden konnten.

In der Umgegend von Diadin auf den grünen Halden des Ala-Dagh hauſen die Haidemanli-Kurden. Conſul Brant beſuchte ihre Zelte, als er vom Wanſee am Ala-Dagh vorüber nach Bajaſid reiſte. Dieſe Berghalden ſind durch viele Bäche bewäſſert, welche dem Murad zuſtrömen. Auch entſpringen vom Ala-Dagh die wahren Quellen des Murad oder öſtlichen Euphrat. Brant ſah dieſe Muradbäche, ohne ſie jedoch bis zu ihrem Urſprung zu verfolgen. Nach ſeiner Schrift wie nach ſeiner mündlichen Erzählung hat er den Ala-Dagh nicht beſtiegen und die Quellen nicht bei ihrem Hervorſprudeln aus dem vulcaniſchen Geſtein beobachtet. Wir erfahren durch ihn weder ihre Höhe, noch ihre Temperatur, noch wiſſen wir überhaupt ob es davon eine Hauptquelle gibt wie vom weſtlichen Euphrat auf dem Domlu-Dagh.

Nach der ruſſiſchen Statiſtik, die aber gleichfalls keine genaue Beſchreibung der Localität enthält, entſpringt der Murad aus zwei Quellen in dem Tſchir-Geduk oder Bergrücken Tſchir. Näheres über die phyſiſche Beſchaffenheit der Localität wird darin eben ſo wenig angegeben, als in Brants Broſchüre. Eine Beſteigung des Ala-Dagh und genaue Beſchreibung der Lage dieſer Muradquellen wäre noch immer eine dankenswerthe Aufgabe. Die Verfolgung des Muradlaufes bis zu ſeiner Vereinigung mit

dem Frat-ſu oder weſtlichen Euphrat bei dem Dorfe Kepo im Innern der kurdiſchen Gebirge würde aber eine noch wichtigere Lücke unſerer geographiſchen Kenntniß Weſtaſiens ausfüllen. Dieſe Reiſe wäre zwar nicht ohne Gefahr, doch mit einigem Aufwand von Geld und Vorſicht in Begleitung eines türkiſchen Kawaſſen und einer kurdiſchen Reiterescorte mit ziemlicher Hoffnung des Erfolges auszuführen. Unſers Wiſſens hat noch kein Reiſender dieſen Weg genommen und den Naturcharakter der ſüdweſtlichen Muradthäler beſchrieben. Zwiſchen den Städten Muſch und Balu finden wir auf der Karte bedeutende Lücken, welche zum Theil nur durch hypothetiſche Ortsnamen ausgefüllt ſind. Die Kurdenſtämme, welche in dieſen Muradthälern theils ſeßhaft wohnen, theils nomadiſch umherziehen, gelten für ſehr arm, wild und ungaſtlich. Doch ſollen ſie ſeit dem Feldzuge Omer Laſcha's, welcher ihren mächtigſten Oberhäuptling Beder-Chan, deſſen Macht ſich rings um den Wanſee bis Moſſul erſtreckte, gezwungen nahm, viel zahmer geworden ſein.

Die Karawane legte an dieſem Tage nur eine ſehr kleine Strecke von kaum zwei Wegſtunden zurück, weil ſie der bedeutenden Gefahr dieſer Gegenden wegen nicht in größeren Entfernungen von Diadin zu lagern wagte. Der Beg von Diadin übte über die räuberiſchen Nomadenſtämme der Umgebung eine gewiſſe Autorität, die freilich ziemlich lockerer Natur war und von den Kurdencheſs nur ſo lange reſpectirt wurde, als ſie es nicht in ihrem Intereſſe fanden, das grünere, ſaftigere, weidenreichere und beſſer bewäſſerte Hochgebirge der Türkei mit den kahlen Bergen Perſiens und den trockenen ruſſiſchen Agri-Dagh-Gegenden zu vertauſchen. Der Beg von Diadin war aber vom Seraskier in Erzerum für alle räuberiſchen Angriffe gegen Karawanen und Reiſende verantwortlich gemacht und mußte zu dem Schutz Escorten von entſprechender Stärke ſtellen. Ich

wünſchte einen Ausflug nach dem Ala-Dagh zu unternehmen, um die Muradquellen aufzuſuchen. Abdur-Rizak und der türkiſche Kawaß riethen mir dringend ab, weil die Haideranli- und Zelaali-Kurden dieſer Gegenden zu den wildeſten und ungaſtlichſten Stämmen gehörten. Wir beſchloſſen dafür einen Ausflug nach Bajaſid zu machen und die Karawane, welche dieſe Stadt nicht berührte, Tags darauf auf der Höhe des perſiſch-türkiſchen Grenzgebirges wieder einzuholen. Der Kawaß, welcher Briefe an Behlül Paſcha zu überbringen hatte, forderte ſelbſt von Abdur-Rizak eine Escorte. So ritten wir, im Ganzen zehn bewaffnete Reiter, von Diadin ab. Ich erwähne noch, daß ſich in dieſem Ort eine auffallend große Zahl wunderſchöner Windhunde von perſiſcher Race, gelber Farbe und langhaarigen Ohren befindet. Die Eingebornen halten ſie theils zum Vergnügen, theils auch zur Jagd. Mit Windhunden werden in dieſen Ländern vorzüglich Haſen, Schakale und Füchſe gejagt. Ein Reiter begibt ſich mit einem Kuppel von Windhunden gewöhnlich in die Ebene hinaus und ſpäht nach dem Wild. Da die Windhunde nicht das Geruchsorgan der Jagdhunde beſitzen, muß der Jäger in der Regel für ſie das Wild ſuchen. Erblickt er nun einen Schakal oder Haſen, der ſich in der nackten Hochebene nicht gut verbergen kann, ſo ſpornt er ſein Pferd und ſprengt in der Richtung des fliehenden Wildes. Die Hunde werden es dann auch gewahr und holen es gewöhnlich bei ihrem überaus ſchnellen Lauf bald ein. Man rechnet, daß ein perſiſcher Windhund im ſchnellſten Laufe 7 Meilen in der Stunde zurücklegt.

Die Muraduſer ſind in der Nähe von Diadin ſehr ſteil, hoch und felſig. Der Fluß rauſcht durch das zerklüftete Bett mit ſtarkem Gefälle. Wir ritten anfangs durch ein enges Thal. Die zu beiden Seiten des Weges kahl und ſchroff emporſtarrenden Felſen beſtehen aus einem hellfarbigen Kalkſtein, welcher neben

Trachytfelſen in großer Ausdehnung und Mächtigkeit auftritt und ſich bis Bajaſid fortzieht. Er enthält Pectenmuſcheln. Die Vegetation auf dieſen trockenen Kalkbergen iſt ärmer als auf der aus verwittertem vulcaniſchen Geſtein hervorgegangenen Erde. Doch ſcheinen auf demſelben einige eigenthümliche Pflanzenarten vorzukommen, welche auf dem Trachyt, wenn nicht ganz fehlen, doch viel ſeltener ſind.

Gegen Südoſten erweitert ſich das Thal allmählig zu einer Ebene, welche breiter und flacher wird, je näher man dem Fuße des Ararat rückt. An Ausdehnung iſt ſie freilich mit der großen Araxesebene jenſeits der Agri-Daghkette nicht zu vergleichen. Zwei Marſchſtunden von Diadin entfernt bemerkte ich die erſten ſchwarzen, ſchlackigen Lavaklumpen in der Ebene. Ihre Zahl, Größe und Mächtigkeit wuchs, je weiter wir gegen Bajaſid vorwärts rückten. Allmählig thürmten ſie ſich zu coniſchen Hügeln empor und zeigten uns zuſammenhängende Ströme. Hier erſt traten wir in das eigentliche Vulcanland ein. Auf der ganzen weiten Strecke vom kolchiſchen Küſtenſtrand bis zur Hochebene von Erzerum ſieht man wohl viele unverkennbare Zeichen mächtiger plutoniſcher Hebungen an Kalken und Schiefern, welche der Trachyt und der Porphyr zerriſſen und durchbrochen hat, aber durchaus keine Spuren von eigentlich vulcaniſchen Phänomenen. Erſt im Hochlande von Erzerum beobachtet man unverkennbare Reſte von alten Kratern, Schlackenkegeln und Lavaſtrömen. Letztere ſind jedoch von überaus geringer Ausdehnung. Wie am Monte nuovo bei Neapel, wie bei den kleinen Vulcanen im Albanogebirge bei Rom, ſo war auch dort die vulcaniſche Thätigkeit offenbar nur von ſehr geringer Dauer. Alle Beobachtungen ſprechen dort gegen eine lange Periode der vulcaniſchen Thätigkeit. Eine permanente oder Jahrhunderte lang fortdauernde Verbindung zwiſchen der Atmoſphäre und dem tiefen

Gluthherd hat dort nie exiſtirt. Die unterirdiſchen Schlöte verſtopften ſich wieder nach fruchtloſen Verſuchen wahre Eruptionskratern hervorzubringen.

Was man im eigentlichen armeniſchen Hochlande bei Erzerum von wahren Kraterproducten nur fragmentariſch und in ganz unbedeutender Menge findet z. B. glaſigen Obſidian, Pechſteine, weißgrauen Bimsſtein u. ſ. w., beobachtet man in den Umgebungen der Ebene von Bajaſid in beträchtlichen Maſſen. Noch überraſchender iſt die ungeheure Ausdehnung der Lavaſtröme. Die zunächſt vor uns liegenden erſtarrten ſchwarzen Maſſen, an welchen wir vorüberritten, hatten ſich als Lavaſtröme von einem erloſchenen Vulcan ergoſſen, welchen unſer kurdiſcher Führer Tanturek nannte. Andere Kurden von Bajaſid, welche ich Tags darauf fragte, nannten ihn Tanturlu. Es iſt ein hoher ſchneebedeckter Kegel, wovon der höhere Theil zugeſpitzt, der niedrigere abgeplattet iſt und eine kraterförmige Einſenkung zu haben ſcheint. Seine Höhe ſchätzte ich nach dem Augenmaß auf 9—10,000 F. Die Lava dieſes Berges iſt dunkelſchwarz mit länglichen Blaſenräumen, ſehr hart, baſaltiſch ohne Olivin, Leucit oder Ryakolith, wie man ihn in den Laven des Ararat findet. Dieſe Lavaſtröme haben ſich vom Tanturek durch Lücken der Kalkberge, welche um den weſtlichen Fuß des Vulcans ſich hinziehen, oder über deren niedrigſte Rücken in die Ebene gewälzt und hier zu coniſchen Hügeln aufgethürmt, deren man von verſchiedenſter Höhe bemerkt, von 1 Fuß bis ca. 200 Fuß. In der nähern Umgebung von Bajaſid verſchwinden dieſe Lavaſtröme, bis weiter gegen Norden die weit großartigern vulcaniſchen Producte des Ararat auftreten.

Wir hatten Diadin gegen 9 Uhr Morgens verlaſſen. In der Ebene empfanden wir brennend heißen Sonnenſtich. Der Boden war trocken und wenig fruchtbar. Auf der ganzen Strecke

zwiſchen Diadin und Bajaſid begegnet man keinem Dorf, keinem Haus, ſelten einer menſchlichen Seele. Dieſe öde Wildniß iſt verrufen und gewährt einen überaus unheimlichen Anblick. Niemand wagt, ſelbſt wenn er mit guten Waffen verſehen, durch dieſe Gegend allein zu ziehen. Nur unter dem Geleite von Kurden genießt man einer gewiſſen Sicherheit, da auch die Räuber Scheu vor der Blutrache haben. Kurden kämpfen nicht leicht gegen Kurden, wenn ſie auch verſchiedenen Stämmen angehören. Die Escorten, welche Behlül Paſcha und der Beg von Diadin den Karawanen oder Reiſenden zum Geleite mitgibt, gehören freilich meiſt ſelbſt zu den verrufenſten Stämmen. Es ſind auch dem Aeußern nach wahre Räuberfiguren. Der Geſichtsſchnitt durchaus nicht übereinſtimmenden, doch in der Regel ſehr wilden Ausdrucks, von Sonne, Wind und Wetter gebräunt. Die Bewaffnung iſt ſehr verſchieden. Gewöhnlich beſteht ſie in einer 8—9 F. langen Bambuslanze, einem breiten, zweiſchneidigen Dolch, ſtarkgekrümmtem Säbel und einem ſchlechten Gewehr mit grob gearbeitetem Steinſchloß. Manche tragen noch Luntenflinten. Nur die Häuptlinge haben Piſtolen.

Der kurdiſchen Escorte darf man immer Vertrauen ſchenken, wenn ſie nicht vom Paſcha, Beg oder Chan ſelbſt den geheimen Befehl erhält, die Reiſenden auszuplündern oder zu ermorden. Dies war bekanntlich bei dem unglücklichen Archäologen Schulz der Fall, deſſen Gefolge von dem berüchtigten Häuptling Muſtapha Chan (nach andern von Murallah Beg) heimlich inſtruirt war, den reiſenden Gelehrten, bei welchem er reiche Beute vermuthete, umzubringen. In ähnlicher Lage war auch Jaubert, der Abgeſandte Frankreichs, welcher ſich in einer geheimen Miſſion des Kaiſers Napoleon nach Teheran begeben ſollte, um dem Schah Geſchenke und die Einladung zur Theilnahme an einem Krieg gegen Rußland zu überbringen. Damals herrſchte in Ba-

jasid der tyranniſche Mahmud Paſcha von kurdiſchem Blut, welcher zwar dem Namen nach ein Vaſall der Pforte war und einen geringen Tribut nach Konſtantinopel ſchickte, in der That aber als ziemlich unabhängiger Räuberfürſt in dieſen Grenzgegenden ſchaltete und waltete und Karawanen wie Reiſende nach Gutdünken plünderte und brandſchatzte. Jaubert wollte, um den Räuberſitz Bajaſid zu vermeiden, zwei Stunden ſüdlich von der Stadt über die Gebirge, wurde aber von Abdallah, dem Häuptling der Sibki-Kurden, welcher ſeiner Escorte geheime Inſtructionen ertheilt hatte, aufgehoben und nach Bajaſid gebracht, wo ihn Mahmud in einen der feuchten unterirdiſchen Kerker ſeines Felsſchloſſes warf. Der Paſcha hätte ihn wohl, um ſich der Napoleoniſchen Geſchenke zu bemächtigen, heimlich umbringen laſſen, wenn er nicht ſelbſt wenige Tage darauf als Opfer der eingedrungenen Peſt gefallen wäre. Sein Sohn Achmed Paſcha, der ihn erſetzte, ging mit demſelben Plane um, wurde aber gleichfalls ſchnell von der Peſt weggerafft. Indeſſen gewann der unglückliche Gefangene Zeit und durch den mitleidigen Einfluß einer Frau des Gefangenwärters gelang ſeine Befreiung. Jaubert hat ſeine merkwürdige Leidensgeſchichte ſehr ausführlich erzählt. Manche hielten ſie für übertrieben, namentlich die Schilderung ſeines ſchrecklichen Kerkers. Ich habe auf dem Paſchaſchloſſe ſelbſt verſchiedene der dumpfen Kerkergewölbe geſehen, ebenſo die alten Gefängniſſe des Caſtells. Ihr Zuſtand ſteht hinter der Jaubertſchen Beſchreibung nicht zurück. Dagegen haben ſich die politiſchen Verhältniſſe ſehr geändert. Die Anweſenheit der Ruſſen hat die Kurdenſtämme und ihre Häuptlinge etwas gedemüthigt. Die Paſchas an den Grenzen genießen nicht mehr der frühern Unabhängigkeit. Macht und Reichthum derſelben ſind bedeutend geſunken und der Seraskier von Erzerum, durch die Conſuln der europäiſchen Mächte beauf-

ſichtigt, trifft kräftigere Sorge als früher für die Polizei der Landſtraßen und die Sicherheit der Karawanen. Unter dem Schutze von Escorten reiſt man ſelbſt in der verrufenen Gegend zwiſchen Diadin und Bajaſid ziemlich ſicher.

Wir trafen auf einzelne Kurden, die auf den nächſten Hügeln lauerten und uns als Späherpoſten der Räuberhorden bezeichnet wurden. Aber der Anblick der Reiter des Beg von Diadin und des türkiſchen Kawaſſen reichten hin, die Räuber zu ſchrecken. Eine Stunde vor Bajaſid begegneten wir einem Trupp kurdiſcher Reiter mit Bambuslanzen und ſchlechten Feuergewehren bewaffnet. Sie ſahen ſehr verdächtig und unheimlich aus und waren nach der Ausſage unſerer kurdiſchen Begleiter als berüchtigte Räuber bekannt. Da wir an Zahl ihnen gleich, an Bewaffnung überlegen waren und überdieß gar kein Gepäck mit uns führten, durften wir beruhigt ſein. Die Kurden wagen nicht leicht einen Angriff, wenn ſie nicht an Stärke bedeutend überlegen ſind und die ſichere Hoffnung guter Beute haben. Die Kurden hielten die Führer unſerer Escorte an und wechſelten einige Worte auf kurdiſch, die wir nicht verſtanden. Ihre habluſternen Raubvögelaugen waren feſt auf uns gerichtet. Als ſie weiter geritten, ſagte auf Befragen einer unſerer Reiter: die Räuber hätten nach der Karawane und ihrem Lagerplatz gefragt. Sie ſchlugen offenbar dieſe Richtung ein, um ihrer Gewohnheit gemäß bei Nacht einige Pferde zu ſtehlen. Offene Gewalt gegen eine ſo gut gerüſtete Karawane war aber nicht zu befürchten.

Bajaſid hat eine maleriſche Lage. Seine Häuſer ſind amphitheatraliſch auf der Vorhöhe eines Gebirgszuges gruppirt, der wie die Wiege des Murad den Namen Ala-Dagh führt. Die Straßen ſind ſteil. Einige Minarets und Moſcheen ragen aus den übrigen Häuſern hervor. Mahmuds ſtolzer Schloßbau und beſonders die alte Feſtung, welche auf den ſchmalen Terraſſen

des Kalkfelſens in gedrängten Partien ſich erhebt, durch ihre kühne Lage ein wahrer Wunderbau, der von dem Genie der Baumeiſter in Ueberwindung außerordentlicher Terrainhinderniſſe glänzendes Zeugniß ablegt, trägt nicht wenig bei, den maleriſchen Anblick der Stadt zu erhöhen. Dazu denke man ſich die höchſt bizarren Formen des röthlichen mit Kalkſpathadern durchzogenen Marmorfelſen und der kahlen Kalkberge, deren ſchroffe Wände ſich mauerartig noch hoch über dem Paſchaſchloß und den Caſtellruinen erheben, im Hintergrunde aber den majeſtätiſchen Ararat, der vor der Stadt noch ſichtbar iſt — das Landſchaftsgemälde iſt ſo wild pitoresk, wie es die Phantaſie eines Malers, der in allen Formen das Nackte liebt, nur immer wünſchen mag. Ein Freund von ſanfteren Naturbildern empfindet hier freilich den gänzlichen Mangel an Wald und Vegetation.

Weſtlich von Bajaſid ſtand einſt die altarmeniſche Stadt Pakoran, welche in der Provinz Pakrevan ſeit dem 1. Jahrhundert nach Chr. Geb. als Coloniestadt für Sclaven angelegt war. Bajaſid ſelbſt ſcheint keine alte Stadt zu ſein. Doch verlegt Moſes von Chorene das Aſyl Arſacavana, welches Arſaces für alle Räuber, Mörder, Spitzbuben und Sclaven im Rücken des Berges Maſis oder Ararat angelegt hatte und das ſpäter von Schahpur zerſtört wurde, in dieſe Gegend. Schon von Alters her ſcheint dieſe kahle wilde Felsgegend der Schlupfwinkel von Raubgeſindel geweſen zu ſein. Heute iſt Bajaſid eine elende, verfallene Stadt. Unter zehn Häuſern iſt durchſchnittlich kaum Eines bewohnt. Die Bevölkerung iſt verarmt und herabgekommen, hat aber ihren wilden kurdiſchen Charakter bewahrt. Auch die Armenier, deren Zahl durch die Auswanderung nach Rußland hier gleichfalls ſehr herabgekommen, ſind in Kleidung, Sprache, Sinn und Manieren ganz zu Kurden geworden. Sie bilden etwa ein Viertheil der Bevölkerung, welche höchſtens

400 Familien ſtark iſt. Behlül Paſcha, welcher jetzt als Satrap der hohen Pforte in Bajaſid reſidirt, bewohnt nicht mehr den ſtolzen Schloßbau auf der Höhe, welchen ſein Vater, der tyranniſche Mahmud, erbaute. Das furchtbare Erdbeben vom 20. Junius 1840 hatte einen Theil dieſes Schloſſes in Trümmer geſtürzt. Der Paſcha, in deſſen Familie dieſe Würde bisher erblich war, bewohnt jetzt ein beſcheidenes Häuschen in der Stadt ſelbſt. Als er meine Ankunft erfahren, ſchickte er ſeinen Kawaſſen, um mich bei dem wohlhabendſten Armenier des Orts einzuquartieren. Wir hatten es hier ziemlich bequem. Mein Hauswirth war ein alter Mann, der Handelsgeſchäfte trieb, rüſtige Söhne hatte und mir erzählte, daß er alle durchreiſenden Europäer beherbergt und namentlich von den Conſuln ſtets ſchöne Geſchenke erhalten habe. Sehr naiv bemerkte er: hoffentlich würde ich meinen Vorgängern an Generoſität nicht nachſtehen. Habſucht ſchien ſeine wie ſeiner Söhne vorherrſchende Leidenſchaft. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich abreiſen und ihm für die Bewirthung ein gutes Bakſchiſch geben würde.

Inzwiſchen kamen die Kawaſſen mich zu einem Beſuch bei ihrem Herrn abzuholen. Behlül Paſcha ſchmückte ſich eben mit ſeinem Niſchan in Brillanten, als ich bei ihm eintrat. Er ſaß auf ſeinem Divan, umgeben von Türken und kurdiſchen Häuptlingen. Der ganze Audienzſaal war von Bewaffneten angefüllt, worunter manche ſchnurrbärtige Kurden von wahrhaft furchtbarem Anſehen, die ein Salvator Roſa als Modelle hätte gut brauchen können.

Behlül Paſcha iſt ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mittlerer Statur, ziemlich mager, unbedeutendes Geſicht. Er hatte nicht die osmaniſche Grandezza, wohl aber das feine und artige Benehmen des Orientalen, das ſelbſt den Kurden eigen iſt. Nachdem er meinen Ferman und das verſiegelte Empfehlungs-

ſchreiben Kiamil Paſcha's geleſen, erklärte er ſehr freundlich, daß ich ganz über ſeine Dienſte verfügen könne. Er wolle mir zuverläſſige Reiter auf meinen Ausflügen mitgeben und bürge mir für volle Sicherheit, ſolange ich innerhalb der Grenzen ſeines Paſchaliks unter ſeinem Schutze verbleiben würde. Doch wiederholte er mir ein paar mal die Mahnung nie allein zu gehen, nicht einmal in der Stadt. Denn es gebe viele, ſehr viele, ungeheuer viele böſe Leute hier und in der Gegend. Ich konnte nicht umhin bei dieſen Worten einen Blick auf die wilden Geſtalten mit den finſtern und trotzigen Geſichtern, die ihn umgaben, zu werfen. Der fixe Blick ihres ſchwarzen Auges haftete auf mir und dem Polen, der an meiner Seite auf dem Divan Platz genommen und den Dolmetſcher machte. Behlül Paſcha ſprach das Türkiſche geläufig, doch mit jenem eigenthümlich kurdiſchen Accent, der im kurdiſch-armeniſchen Gebirgslande allen Bewohnern eigen. Seine Converſation hatte etwas recht Leutſeliges. Er erzählte mir unter Anderm, wie ſein Vater Mahmud mehr als Einen vergeblichen Verſuch gemacht, den Gipfel des Berges Ararat zu beſteigen. Doch ſelbſt dem kühnſten kurdiſchen Bergſteiger ſei es nie gelungen. Auf einer bedeutenden Höhe habe ſie Schwindel und Uebelkeit befallen durch eine „böſe Luft," welche aus dem Berge geſtiegen. Von einer Beſteigung des Gipfels durch ruſſiſche Reiſende wollte er nichts wiſſen und erklärte den Gipfel für unerreichbar.

Ein bei der Quarantaine in Bajaſid angeſtellter deutſcher Arzt Dr. Burdorf begleitete mich bei einem Gang nach dem verlaſſenen Paſchaſchloß. Brant hat daſſelbe nicht mit Unrecht für den ſchönſten aller Paläſte im ganzen türkiſchen Reiche erklärt. Selbſt das kaiſerliche Serail in Konſtantinopel kommt demſelben an ſolider Bauart nicht gleich. Noch in ſeinem heutigen Verfall ſpielt das Schloß auf ſeiner Höhe eine ſtolze königs

liche Figur mit ſeinen mächtigen Kuppeln und Zinnen. Thore, Säulen und Mauern von demſelben röthlichen Marmor, auf dem die Stadt ſteht, ſind ſo feſt, geſchmackvoll und ſchön, daß ſie ſelbſt an europäiſchen Stadtgebäuden auffallen würden.

Mit Bewunderung durchwandelten wir die Prachtzimmer mit ihren Spiegeln und vergoldeten Wänden. Die ganze Einrichtung zeigt noch trotz der Verödung einen Glanz und Luxus, der den ſchneidendſten Contraſt bildet zu dem gegenwärtigen Verfall der Stadt, dem Elend des Volks und ſelbſt zu dem beſcheidenen Häuschen und der prunkloſen Einrichtung des gegenwärtigen Paſcha's, der im Laufe der wechſelvollen Schickſale, welche ihn ſeit der Einnahme Bajaſids durch die Ruſſen getroffen, die Reichthümer ſeines Vaters verloren zu haben ſcheint und jetzt lebt wie ein verarmter Edelmann. Mahmud Paſcha, der auch ſeine Kurden tyranniſch beherrſchte, hatte ſie gezwungen das Material zu dem Schloßbau herbeizuſchaffen. Der Architekt war ein Perſer. Auch die innern Ornamentirungen der Zimmer und Hallen verrathen geſchickte perſiſche Hände. An den Palaſt ſtößt eine Moſchee, welche ſeltſamer Weiſe vom Erdbeben nicht gelitten hat, obwohl das ſchlanke Minaret ſich noch höher erhebt als die halbeingeſtürzte und zerborſtene Kuppel des Palaſtes. Die Kuppel der Moſchee zeigte nicht einmal einen Riß. Die innern Kuppelwände ſind mit rohen Frescobildern, Bäume und Blumen darſtellend, geziert. Im Hofe erhebt ſich ein hohes Mauſoleum von Marmor ſehr kunſt- und geſchmackvoll gearbeitet. Unter demſelben ruhen in einer Marmorgruft die Gebeine des Palaſterbauers Mahmud. Ich ſtieg in die Gruft hinab und ſah den Sarg Mahmuds innerhalb vier prächtiger Alabaſtertafeln, die mit Inſchriften, Sprüche des Korans enthaltend, verziert waren. Ein alter Mollah ſaß neben dem Grabe in dem Koran mit lauter Stimme leſend. Meine Erſcheinung ſchien ihn nicht im min-

deſten zu überraſchen. Er warf mir einen gleichgültigen Blick zu, ſtreckte aber die dürre welke Hand aus und forderte in ziemlich gebieteriſchem Tone ein Bakſchiſch (Trinkgeld). Ein Fünfpiaſterſtück ſchien ihn nur ſehr mäßig zu befriedigen. Die Leute ſagten mir, der alte Mollah verweile den ganzen Tag hier unten, um für Mahmuds Seele zu beten. Der grauſame Tyrann mag nach dem langen Verbrecherleben, das er führte, einer Fürbitte der Frommen für ſein Seelenheil allerdings ſehr bedürftig ſein. Behlül Paſcha muß wenigſtens viel kindliche Pietät haben, da er trotz ſeiner Verarmung den Mollah zu dieſem Zweck bezahlt.

Das Paſchaſchloß iſt zwar ziemlich ſtark befeſtigt, hat ſich aber doch im Jahr 1828 gegen die Ruſſen nicht als vertheidigungsfähig bewährt. Von der ruſſiſchen Artillerie aus dominirenden Höhen beſchoſſen mußte es ſich nach kurzem Widerſtand ergeben. Behlül Paſcha floh in die Felsſchluchten von Mahu, wurde ſpäter von der Pforte ſelbſt ſeines Poſtens entſetzt, fand aber wieder Gnade, als die türkiſche Regierung ſich überzeugt hatte, daß die Kurden am Ende doch nur auf leichte und wohlfeile Weiſe durch einen Paſcha aus kurdiſchem Fürſtenblut einigermaßen im Zaum gehalten werden konnten. Gegen Kurden wäre das befeſtigte Schloß noch immer einer hinreichenden Vertheidigung fähig. Auch dient es wirklich den Nizamſoldaten zur Feſtungscaſerne, ſo oft auf Befehl des Seraskiers von Erzerum gegen rebelliſche Kurdenhorden Razzias angeordnet werden. Im Schloßhof fand ich ein paar unbrauchbare Kanonen.

Auch am Fuße des Stadthügels liegen verfallene Feſtungsruinen. Der Wunderbau der alten Citadelle auf den ſchmalen Terraſſen des Felſens noch hoch über dem Paſchaſchloß wird von den wenigen europäiſchen Reiſenden, welche Bajaſid im Fluge berührten, den Genueſen zugeſchrieben. Sie berufen ſich dabei

auf eine unter den Eingebornen herrſchende Tradition. Meine türkiſchen und armeniſchen Begleiter, welche mich am zweiten Tage meines Aufenthalts nach jener höchſten Bergfeſtung begleiteten, wollten auffallender Weiſe von dieſer Sage nichts wiſſen, ſondern nannten als Erbauer einen Sultan Murad, der nach Beendigung eines glücklichen Feldzuges gegen Perſien dieſe Werke errichtete. Durch düſtere Gewölbe und gemauerte Gänge, über viele ſchadhafte Treppen und verfallene Mauern wanderten wir von einer Befeſtigung zur andern. An manchen Stellen war der Gang wegen der Enge des Felsweges und des baufälligen Zuſtandes des Gemäuers nicht ohne Gefahr. Merkwürdig iſt die Reihe von tiefen, ſchauerlichen Kerkergewölben. Um zu den höheren befeſtigten Terraſſen zu gelangen bedarf es eines ſchwindelfreien Kopfes. Von einer der Zinnen herab blickten wir durch Schießlöcher in eine ſchauerliche Tiefe. Senkrecht fiel unter uns die Felswand nach der Stadtſeite ab. Wir verſuchten noch den letzten und höchſten Theil dieſer alten Werke zu erſteigen. Durch einen finſtern ſteilen Gang voll Schutt und Staub ſuchten wir vorwärts zu dringen. Aber die Dunkelheit, die dumpfige Luft, welche das Athmen erſchwerte, und die Schwierigkeit des Weges durch das verfallene Gemäuer bewogen uns bald den Verſuch aufzugeben. Auch dieſe Felscitadelle, welche nur mit zwei Kanonen verſehen, die blos noch zur Beiramzeit gebraucht werden, wären in ihrem jetzigen höchſt baufälligen Zuſtand einer Vertheidigung gegen regulaires Militair unfähig. Während der älteren Kriege zwiſchen Türken und Perſern ſollen letztere ſie zu wiederholten Malen von den gegenüberliegenden Höhen beſchoſſen haben, ohne ſie jedoch mit Gewalt nehmen zu können. An einigen Mauertheilen zeigte man uns noch die Spuren des perſiſchen Geſchützes. Im Jahr 1828 gegen die Ruſſen wurde von den Türken nicht einmal ein Verſuch gemacht, die Citadelle

zu behaupten. Der neuen großartigen ruſſiſchen Feſtung bei Eriwan ſteht auf türkiſcher Seite keine Grenzfeſtung mehr entgegen und das Paſchalik Bajaſid, welches den Eingang zur großen Karawanenſtraße nach Erzerum beherrſcht, iſt jedem feindlichen Angriff von Ruſſen oder Perſern wehrlos bloßgeſtellt.

Meine Abſicht war, nach meiner Rückkehr von Perſien längere Zeit in Bajaſid zu verweilen und von dem Anerbieten Behlül Paſcha's, unter ſicherer Escorte die Umgegend der Stadt und die ſüdliche Araratlandſchaft in den verſchiedenſten Richtungen zu durchſtreifen, Gebrauch zu machen. Wenige Gegenden Weſtaſiens bieten dem Geognoſten ein ſo hohes Intereſſe. Ueberall ſind hier die merkwürdigſten Einwirkungen der geſchichteten Felsbildungen durch vulcaniſche Durchbrüche zu beobachten. Wie mein Zweck durch einen kurdiſchen Räuberanfall theilweiſe vereitelt wurde, ſoll ſpäter erzählt werden. Im Augenblick, wo wir von Bajaſid und der aſiatiſchen Türkei Abſchied nahmen und zu einem andern großen moslemiſchen Reich, welches eine noch größere geſchichtliche Vergangenheit und eine faſt noch traurigere Gegenwart hat, übergehen, glauben wir noch einige ſtatiſtiſche Details über dieſes politiſch hochwichtige türkiſche Grenzpaſchalik anführen zu müſſen. Wir entnehmen dieſelben einem halboffiziellen ruſſiſchen Werk, welches nach den vom ruſſiſchen Generalſtab geſammelten Documenten veröffentlicht wurde und das von Ritter im 10. Band ſeiner Erdkunde bereits benutzt werden konnte. Mit Ausnahme der Angaben über Bevölkerungszahl und Klima ſcheinen die ruſſiſchen Bemerkungen ziemlich genau. In der numeriſchen Ueberſicht der Bevölkerung iſt die Zahl der Armenier zu hoch, die der Kurden und Türken offenbar zu gering angegeben. Damals war einerſeits die armeniſche Auswanderung nach Rußland noch nicht erfolgt,

anderſeits ein großer Theil der mahomedaniſchen Bevölkerung beſonders der nomadiſchen Kurdenſtämme in das Innere Anatoliens zurückgewichen. Gegenwärtig iſt die muſelmänniſche Bevölkerung viel zahlreicher als die chriſtliche. Statiſtiſche Notizen aber hat Behlül Paſcha hierüber nicht geſammelt, was bei dem unſtäten Wanderleben der an Zahl überwiegenden Kurden keine leichte Aufgabe wäre.

Das Paſchalik zieht ſich als ſchmaler Landſtrich von Weſt nach Oſt, im Süden des Ararat vorüber, ein Areal von nur 2200 Q. Werſt (19 Meilen) lang und 18 bis 45 Werſt (2 bis 4 Meilen) breit. Es grenzt gegen Nord an die armeniſche Landſchaft und an das Sandſchak Ober-Paſin (Pasin suffla), gegen Oſt an das perſiſche Chanat Maku, gegen Weſt an Nieder-Paſin und gegen Süd an das Sandſchakat Malezgherd, an einen Theil des Paſchaliks von Muſch und Van.

Die vier Sandſchaks oder Kreiſe, aus denen es beſteht, ſind: 1) Bajaſid (840 Q. Werſt), 2) Diadin (130 Q. Werſt), 3) Chamum (102 Q. Werſt) und 4) Alaſchgert, das mit den zwei Diſtricten Chalyaß und Nahia (oder Naja) 1128 Q. Werſt einnimmt.

Höher gelegen als ſeine umgrenzenden Provinzen Maku, Van, Muſch, Arzerum, Kars und das übrige Armenien iſt es die Waſſerſcheide der Flußſyſteme zwiſchen dem kaspiſchen See und dem perſiſchen Meerbuſen.

Seine Gebirge ſind: 1) der Agri-Dagh in ſeinem ſchlängelnden Zuge, welcher Bajaſid von Ober-Paſin ſcheidet, und die Zuflüſſe nordwärts zum Araxes, ſüdwärts zum Murad und zum Maku ſendet. Am Oſtende desſelben erhebt ſich der hohe Kegel des großen Ararat mit ſeinem noch öſtlicheren Trabantenkegel, dem kleinen Ararat. Beide ſind an ihrem Weſtfuße durch eine tiefe, trockne Schlucht von dem noch weſtliche-

ren Zuge des Agri-Dagh getrennt, der verſchiedene Namen annimmt, wie: Chatſch-Geduk, Chadſchi-Geduk, Sor-Geduk, Surawa-Dagh und an der Weſtgrenze des Paſchaliks: Turkman-Kiliſſar (Chatſch d. h. Kreuz, Sor d. h. Gewaltthat, Geduk d. h. Gebirgsrücken). Seine höchſten Punkte werden Tſchitſchally, Sor-Dagh und Kuſſa-Dagh genannt, ein nackter, abgelegener, 12 Werſt (an 3 Stunden) von Topra-Kaleh entfernter Fels. Andere Berge heißen: Dram Daſch Dſchani, Daſch und Jas-Daſch, welcher letztere ſeinen Namen von einem an ſeinem Fuße gefundenen, mit einer unbekannten Inſcription verſehenen Quaderſteine erhalten hat. 2) Der Klytſche-Dagh liegt in S. W. des Paſchaliks und ſondert ſich von Turkman-Kiliſſar in der Richtung des Euphrat ab; bei ſeinem Beginn wird er auch Sodſchah und Misgrog genannt. 3) Der Allah-Dagh d. i. Gottesberg, am ſüdlichen Ende des Paſchaliks, vereinigt ſich mit dem Klytſche-Dagh im Weſten, iſt aber breiter als dieſer und höher als der Agri-Dagh. Der Schuſchink-Dagh am Fluß Tſchubugli, Kimber-Dagh Nenat und Tſchir-Geduk an dem Euphrat ſind die höchſten Berge. Zu dieſen uns bekannten Localitäten wird die vierte Hauptkette von Diadin gerechnet, welche den Allah-Dagh mit dem Agri-Dagh, alſo ein von Süd nach Nord ziehendes Querjoch, bildet. 29 Flüſſe ſollen das Paſchalik nach den verſchiedenſten Richtungen durchziehen. Ein kleiner Landſee, Ballik-Göl, 18 Stunden (65 Werſt) im Weſt vom Ararat iſt hoch gelegen im Agri-Dagh, aber nur $1\frac{1}{2}$ Stunde (6 Werſt) lang und $\frac{1}{2}$ Stunde ($2\frac{1}{2}$ Werſt) breit; von ſeinem großen Fiſchreichthum ſoll er ſeinen Namen haben. Vordem hatte er in ſeiner Mitte eine kleine Inſel mit einer chriſtlichen Kirche, von der aber heut zu Tage nur noch die Ruinen aus dem Waſſer hervorragen ſollen. Sein Abfluß von 17 Stunden (60 Werſt) Länge heißt Ballik-ſu, einer der Hauptflüſſe des

Landes. Andere ſind der Gernauk, der Maku-tſchay, der Almalla, der Murad-tſchay d. i. der Euphrat, der Scheman.

Der Murad entſpringt aus zwei Quellen in Tſchir-Geduk oder dem Bergrücken Tſchir; er durchſtrömt das Paſchalik gegen N. und S. W. an 25 Stunden (111 Werſt) weit, bricht ſpäter zwiſchen dem Allah-Dagh im Oſt und Klytſche-Dagh im Weſt ſüdoſtwärts hindurch in das Sandſchakat Malezgherd, wo er im Verein mit andern Zuſtrömen ſchiffbar wird. Sein Lauf iſt nur mittelmäßig reißend, ſeine Breite iſt fünf Klafter (Saſchen) und ein bis zwei Arſchin tief; ſein Waſſer fiſchreich, zumal an Forellen; ſeine Ufer ſind nackt. Von ſeinen beiderſeitigen Zuflüſſen iſt hier nur der Scherian zu bemerken, der auf Choſſol-Dagh entſpringt. Die gute Bewäſſerung des Bodens hebt die Vegetation und gibt den Kornfeldern ſechs bis zehn Ertrag; nur die Umgebung Bajaſids iſt wenig ergiebig. Vom Juni bis October iſt das Bergland mit reichem Wieſenwuchs für die Heerden bedeckt, ſo daß der Paſcha nach den Ruſſen ſehr gut aus eigenen Mitteln des Landes 6000 Pferde zu 4000 Mann Truppen ſtellen konnte. Dagegen iſt Holzmangel allgemein; nur Krummholz, Kienholz, Wachholdergeſträuch und kleine biegſame Birken machen den einzigen Vorrath an Brennmaterial aus, die Gärten fehlen, man ſagt wegen der ewigen Verheerungen; Weinbau findet wegen der hohen Berge nicht ſtatt.

Das Klima von Bajaſid, in einem Bergkeſſel den heißen Ebenen Perſiens ſo nahe gelegen, iſt doch kühl; der Jahreswechſel zeigt beſtimmte und ſcharfe Contraſte. Mitte März iſt Frühlingsanfang, die Hitze ſteigt Mitte Juli, wo die Flüſſe ihre Hochwaſſer verlieren, bis zum Auguſt auf das höchſte. Der September iſt ſchon gemäßigt, im October bedeckt ſich alles mit Schnee, Ende November nehmen Froſt und anhaltende Kälte

überhand; doch ſteigt die Winterkälte nicht über 10° R.,*) dauert nur bis Ende Februar, dabei immer hoher Schnee. Die Lage von Bajaſid iſt ſo geſund, daß die reichen Fieberkranken aus Eriwan dahin ziehen, um ihre Geſundheit wieder herzuſtellen. Das Volk iſt geſund, blühend und blickt mit Entſetzen auf die fieberbefallenen Patienten von Eriwan. Aber alljährlich macht hier die Peſt ihre Verheerung. Der Aberglaube, die Sorgloſigkeit thut nichts ſie zu verbannen; durch das treffliche Klima ſelbſt wird ſie bekämpft, wenn ſie auch eingebracht iſt. Die Reinlichkeit der benachbarten Perſer ſoll die Verbreitung der Peſt bei ihnen verhindern, auch ſagte man den Ruſſen, ein Präſervativ dagegen ſei, ſich die Hände mit China (wohl Henna?) zu färben. Die Aerzte in Bajaſid haben ein erbliches Gewerbe und ſollen ſich ſehr gut auf das Heilen der Wunden und der Peſtbeulen verſtehen; als Präſervativ gebrauchen ſie ſelbſt bei dem Umgang mit Peſtkranken ein ſtarkes Pulver zum Schnupfen und Einreiben der Hände, und ſcheuen den Verkehr gar nicht mit den Peſtkranken. Auch die Ruſſen haben die Kuren dieſer Art anerkannt, bis Tiflis ſind ſie bekannt und erwerben ſich bedeutende Reichthümer.

Ueber die Bevölkerung des Paſchaliks erhalten wir folgende Daten. Die Ruſſen zählten 3190 armeniſche und 550 muſelmänniſche, zuſammen 3740 Familien im Lande, die einen Anſchlag der Bevölkerung auf 18,000 Seelen männlichen Geſchlechts gaben, ſo daß auf jede Quadratwerſt nur 15 männliche Bewohner kommen; eine ſo geringe Anzahl bei der Begünſtigung eines ſo vortheilhaften Klima's, daß nur die ſteten Verwüſtungen des Landes und die Gewohnheit, bei jedem Ein-

*) Dieſe Beobachtung iſt wohl irrig. In Eriwan fällt das Queckſilber oft unter 20° R.

fall eine große Menge der Familien mit Gewalt aus dem Lande wegzuſchleppen und anderwärts überzuſiedeln, was ſtets von Perſern und auch durch Ruſſen, obwohl unter mildern Formen, mit den Armeniern geſchehen, die Urſache dieſer Entvölkerung ſein kann.

Das Sandſchakat Bajaſid ſoll das volkreichſte ſein und auf 817½ Q. Werſt 2650 Familien herbergen. Der Stadt Bajaſid theilte man 2735 armeniſche, 310 muſelmänniſche Familien, in Summa 2045 zu; die andern 604 armeniſchen und 4 türkiſchen Familien des Sandſchaks hatten in 6 kurdiſchen Dorfſchaften ihre Sitze. Im Sandſchak-Diadin zählte man 266 Familien, in der Stadt und 9 Dörfern vertheilt. Im S. Chamur 116 Familien in 11, alſo viel kleineren Dorfſchaften; in S. Alaſchgert mit zwei zugehörigen Diſtricten 725 Familien, in 60 Dörfern vertheilt.

IX.

Abreiſe von Bajaſid. Paß Khaſi-göl. Ein Abenteuer mit kurdiſchen Räubern. Eintritt in Perſien. Gorawa. Vergleich des Naturcharakters von Armenien und Perſien. Die Hochebene und die Stadt Choi. Ankunft am Urmiaſee. Landſchaftscharakter. Zur Naturgeſchichte Aſerbeidſchans. Ankunft in Tabris. Lage und Beſchreibung der Stadt. Volksleben. Perſiſche Frauen. Eine perſiſche Schule. Der Bazar. Geſelligkeit. Die griechiſchen Kaufleute. Neſtorianerinnen. Temporäre Ehebündniſſe.

Am 2. Julius verließ ich Bajaſid unter der Escorte von drei kurdiſchen Reitern, welche im Dienſte Behlül Paſcha's ſtehend unter den Räuberhorden dieſes Grenzgebirges bekannt waren und deren Begleitung, wie mich der Paſcha verſicherte, ſelbſt in geringer Zahl auf ſo einſamen Wegen hinreichte, da größere raubluſtige Banden ſich gewöhnlich nur in der Nähe der Karawanenſtraße verſammeln. Dr. Buxdorf, der Arzt der Quarantaine von Bajaſid, nahm nicht ohne Seufzer Abſchied von uns. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß der wackere Mann für uns eine beſonders warme Neigung gewonnen hätte. Aber als der einzige Europäer fühlte er ſich in dieſem kurdiſchen Grenzneſt ſehr einſam, ſehr verlaſſen. Reiſende von einiger Bildung ſind in Bajaſid höchſt ſeltene Erſcheinungen. Hat man

hier doch nicht einmal den Troſt, von Zeit zu Zeit eine chriſtlich orientaliſche Karawane zu ſehen. Die jetzt gänzlich verödete Stadt zieht nicht leicht einen Wanderer an. Die Bevölkerung ſteht im Rufe ungaſtlicher Rohheit und ſpitzbübiſchen Charakters, die Umgebung iſt bis unter die Wölbung der Stadtthore unſicher und ſelbſt in den Straßen ſind des Abends Raubanfälle und Mordverſuche mitunter vorgekommen. Die Karawanen ziehen zwei Stunden nördlich von Bajaſid über das Gebirge und finden es ſelten der Mühe werth mit der Stadt zu verkehren. Der arme Dr. Buxdorf klagte mir, daß er manchmal Monate lang völlig abgeſchloſſen von der civiliſirten Welt in dieſem düſtern Neſte ſitze, ohne ſelbſt Briefe oder Zeitungen empfangen zu können, und daß ſein Lebensunterhalt ganz von der Gnade des Paſcha's abhänge, welcher trotz der Befehle des Seraskiers von Erzerum dem Doctor unregelmäßig und ſo ungerne wie möglich ſeinen Monatsgehalt auszahlte. Der Paſcha mußte ſolchen von den Einkünften ſeines kleinen und verarmten Paſchaliks beſtreiten, welche ſich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung und Steigerung des Elends der Bevölkerung minderten. Dr. Buxdorf war bei längerem Aufenthalt in dieſer freudloſen Stadt unter einer ſo falſchen und tückiſchen Bevölkerung überaus mißtrauiſchen Sinnes geworden. Er befürchtete beſtändig mit oder ohne Vorwiſſen des Paſcha's beraubt oder gar bei Seite geſchafft zu werden, und ſchickte deshalb von Zeit zu Zeit ſeine erſparte Baarſchaft an ein Conſulat in Erzerum, in der Hoffnung, daß der Paſcha hievon Kenntniß erhalten und nicht etwa durch Hoffnung auf eine glänzende Hinterlaſſenſchaft des Doctors verleitet werde, Plane zu ſeinem Verderben zu ſchmieden. Unter dieſen Umſtänden war die Freude dieſes Mannes bei jedesmaliger Ankunft eines gebildeten Europäers wohl begreiflich, ebenſo die Trauer, ſo oft er einen ſolchen ſcheiden

ſah und ſich dann wieder recht verlaſſen fühlte unter raubſüchtigen Kurden, niederträchtigen Armeniern und fanatiſchen geldgierigen Türken.

Der einſame Weg, welchen uns die kurdiſchen Reiter führten, ging über ſteile Kalkfelſen, welche auf beiden Seiten in ſchroffen, wilden, zerriſſenen Maſſen emporſtarrten. Hier wie in der nächſten Nähe von Bajaſid ſieht man viele Stellen, wo der Trachytporphyr mit glaſigem Feldſpath den Kalk durchbrochen, gehoben, zerſprengt und die Schichtung vernichtend das Sedimentgeſtein in regelloſen Maſſen über einander aufgethürmt hat. Spuren von krateriſcher Thätigkeit, von gefloſſenen Laven hab' ich auf dieſer Höhe nicht mehr wahrgenommen. Aber tief unter uns in der Ebene waren die ſchwarzen Lavahügel, welche der alte Vulcan Tanturek aus ſeinen verſchiedenen Kratern und Seitenſpalten geſpien, deutlich wahrnehmbar.

Auf der Höhe des Engpaſſes Khaſi-Göl d. d. Fuchsquelle — der Name kommt von der Menge der Füchſe und Schakale, welche nach der Verſicherung der Eingebornen hier auf dem quellenreichen Grenzgebirge ſich aufhalten und den Heerden nachſtellend das friſche Waſſer trinken — traf ich im Laufe des Nachmittags unſere Karawane wieder. Sie war hier ſeit dem früheſten Morgen gelagert und hatte gleich bei ihrer Ankunft ein Abenteuer beſtanden, welches unſerm buckeligen Karivan-Baſchi Kara-Gös bittern Aerger und einigen ſeiner Gefährten ſchweren Kummer machte, während wir bei Anhörung der Details des Vorgegangenen einige Mühe hatten, das laute Lachen zu unterdrücken.

Im Augenblicke, wo die Karawane bei trüber Frühatmoſphäre die Paßhöhe erreichte, bemächtigten ſich die im Nebel lauernden Kurden trotz der äußerſten Wachſamkeit der Kadirtſchis und ihrer Knechte einiger Packpferde und entführten ſie

mit erſtaunlicher Flinkheit. Die zunächſt des Karawanenzuges reitenden Armenier wagten nicht, auf die Kurdenſchaar zu feuern, wohl aus Furcht vor der Blutrache. Denn der Tod eines Kurden hätte wahrſcheinlich die ganze Horde zum Angriff verſammelt. Durch Abfeuern ihrer Gewehre in die Luft gaben die Armenier jedoch Lärmſignale, und ſämmtliche bewaffnete Reiter der Karawane waren alſogleich verſammelt. Man berieth ſich, was zu thun ſei, dachte aber feiger Weiſe an keine augenblickliche Verfolgung. Endlich entſchloß ſich Kara-Gös, zwei Knechte, welche das Kurdiſche ſprachen, auf das Beſte beritten, aber unbewaffnet, den Räubern nachzuſenden mit dem Auftrage, die Kurden durch Drohungen und durch das Verſprechen eines Geldgeſchenks zur Rückgabe des Raubes zu bewegen. Die beiden Reiter flogen auf den beſten Pferden über die neblige Halde nach den höchſten Plateaus hinauf, wo ſie die Räuber vermutheten. Nach ſtundelangem bangen Harren ſah man ſie kleinlaut und niedergeſchlagen zu Fuß zurückkehren, all' ihrer Kleider bis auf das Hemd beraubt. Sie waren unter eine kurdiſche Bande gerathen, welche auf den Plateaus dieſes Grenzgebirges umherſpukte und mehr auf perſiſchem als türkiſchem Gebiete weidend um den angedrohten Zorn und die Rache Behlül Paſcha's ſich wenig kümmerte. Unſer Karivan-Baſchi, welcher für die ihm anvertrauten Waaren verantwortlich war, ſchickte noch an demſelben Tage einen ſeiner Leute nach Bajaſid, den Vorfall zu melden, und behielt ſich vor, auch bei dem perſiſchen Häuptlinge in Kiliſſa-Kent und Choi klagend aufzutreten. Er hoffte, daß es den vereinten Bemühungen der beiden oberſten Grenzwächter gelingen werde, die Thäter ausfindig zu machen. War doch Behlül Paſcha ſelbſt geborner Kurde und Chul-Chan, der Commandant des perſiſchen Grenzortes Kiliſſa-Kent, ſchien gleichfalls mit der Sippſchaft dieſer braunen Nomaden nahe

verwandt. Zwar hatten Beide nur ſehr geringe Streitkräfte zur Verfügung. Aber die Häuptlinge der Nomadenhorden dieſer Gegend wußten wohl, daß Behlül Paſcha im Nothfalle Verſtärkung aus Erzerum herbeirufen konnte, und ſie fürchteten die geſchulten Nizamſoldaten. Die Kurden ſind in der Regel klug genug, die Sache nicht aufs Aeußerſte zu treiben, und, wie ich ſpäter bei meiner Rückkehr nach Erzerum erfuhr, war's dem Paſcha wirklich gelungen, die Kurden zur Herausgabe des werthvollſten Theils jener Beute, nemlich der Waarenballen, zu bewegen Zwei Pferde und die Kleider der ausgezogenen Armenier hatten ſie zurückbehalten.

Die Gegend unſeres Lagerplatzes war ſehr einſam. Der Siedepunkt zeigte eine Höhe des Paſſes von 7240 Fuß. Von Feldbau war hier keine Spur mehr. Selbſt der Graswuchs ziemlich dürftig. Doch fand ich ſelbſt in der Dämmerung noch einige intereſſante Alpenpflanzen. Bei einbrechender Nacht wurde das ſorgfältig aufgeſchichtete Gepäcke in kurzen Zwiſchenräumen von bewaffneten Wächtern umſtellt. Die Pferde weideten ganz nahe unſerm Bivouak und wurden ſcharf bewacht. Als gegen Abend ein einzelner Kurde auf dem Felſen ſichtbar wurde, erregte dies allgemeinen Schrecken, weil man ihn für den ausgeſchickten Späher einer größern Räuberbande hielt. Unſere Armenier feuerten die ganze Nacht hindurch ihre Gewehre in die Luft ab, um den Kurden zu zeigen, daß ſie wachſam ſeien, vielleicht auch um ſich ſelber Muth zu machen. Die laſiſchen Knechte folgten nicht dieſem Beiſpiele und ſparten ihr Pulver. Sie ſchienen überhaupt noch am meiſten kaltblütigen Muth zu beſitzen, und im Falle eines ſtärkeren Angriffs hatte ich nur auf die Türken und Laſen einiges Vertrauen. Zu den feigſten Kadirtſchis gehörte unſer Armenier Karapet-Bedochil, welcher ſich hinter die Waarenballen als eine ſolide Schanze verkroch. In-

deſſen ging die Nacht ohne Unfall vorüber und wir ſetzten mit aufgehender Tageshelle unſere Reiſe fort.

Die öſtliche Halde des Paſſes Khaſi-Göl fällt ziemlich ſteil in das perſiſche Gebiet ab und erſcheint in dieſer Jahreszeit eben ſo friſch grün und fruchtbar, als der weſtliche Abhang auf türkiſchem Boden. Wohl gibt es hier auf der ſchmalen Grenzſcheide zwiſchen beiden Reichen faſt ausſchließlich nur Weideplätze und keinen Feldbau. Aber dieſer Umſtand iſt mehr der bedeutenden Höhe und der Unſicherheit der Gegend beizumeſſen. Von einer künſtlichen Wüſtenei, wie ſie die ruſſiſche Karte auf der türkiſch-perſiſchen Grenze angibt, war keine Spur zu ſehen. Auch wäre man wohl bei dem beſten Willen, eine unwirthbare Oede zwiſchen den beiden moslemiſchen Reichen zu ziehen, welche Jahrhunderte lang um die Herrſchaft im weſtlichen Aſien gerungen, um die Mittel der Ausführung verlegen. Allenthalben, wo dieſen Berghalden Quellen entſpringen, iſt der Graswuchs zwar niedrig, aber dicht und wegen ſeiner Friſche durch Feuer unvertilgbar. Könnte man aber auch einen Grasbrand im Hochſommer zu Stande bringen, wie in den ſüdruſſiſchen Steppen, ſo würde damit doch die Vegetation nicht vertilgt und der Frühling würde ſie aus der Aſche nur um ſo kräftiger ins Leben rufen. Bekanntlich iſt das Feuer in vielen Gegenden, ſogar in der Lüneburger Haide, wo man mittelſt der Aſche des Haidekrautes von Zeit zu Zeit eine magere Ernte erzielt, das Mittel zur Befruchtung des Bodens.

Wir lagerten gegen Mittag unweit Kiliſſa-Kent in einem Hochthale, welches eine der Vorſtufen des armeniſch-perſiſchen Hochlandes bildet. Die Landſchaft iſt durch viele Dörfer und ſchwarze Kurdenzelte belebt, die Volkstracht wechſelt plötzlich. Spitze Lammfellmützen und perſiſche Kaftans mit Hängeärmeln erſcheinen ſtatt des türkiſchen Kleiderſchnitts. An dieſem Tage

ſchoß mein Diener Saremba eine ſchöne Trappe von der Größe der Otis tetrax, wahrſcheinlich eine unbeſchriebene Art. Der Balg iſt leider im Laufe der Reiſe zu Grunde gegangen. Meine botaniſche und entomologiſche Ausbeute war hier noch wenig ergiebig.

Am 4. Julius zogen wir durch ſchmale Längethäler und ſchlugen den Bivouak in einer Hochebene auf, welche minder ausgedehnt und weniger bewäſſert als die Plateaus im türkiſchen Armenien, gleichwohl mit vielen Dörfern, Kornfeldern und Wieſen bedeckt war. Der Trockenheit des Bodens ward theilweiſe durch zahlreiche Bewäſſerungscanäle abgeholfen. In den Schluchten und Schründen der benachbarten Berge erhält ſich der Schnee bis gegen Ende Julius, wo Weizen und Gerſte bereits der Reife nahe iſt. Der reichere Anbau des Bodens ſetzte mich hier in einige Verwunderung. Nach den Büchern und Schilderungen europäiſcher Reiſender ſoll Perſien faſt noch mehr verwahrlost, verödet und entvölkert ſein, als die aſiatiſche Türkei. Für die Provinz Aſerbeidſchan und beſonders für dieſe Grenzgegenden ſcheint dieſe Annahme nicht zu paſſen. Mit Ausnahme der ſüdöſtlichen Ufer des Urmiaſee's, wo Sümpfe und Salzboden den Anbau erſchweren, fand ich im Allgemeinen in den perſiſchen Landſchaften, die wir durchwanderten, bei weitem fleißigeren und beſſern Bodenanbau, als auf türkiſchem Gebiet. Namentlich in dieſen Grenzlandſchaften kündigt ſich Perſien vergleichsweiſe günſtig an. Auf türkiſcher Seite ſind die meiſten Grenzbezirke, ſelbſt zunächſt der Karawanenſtraße, entvölkerte Wildniſſe, in welchen nur kurdiſche Nomaden und Räuber mit Pferden und Heerden ſich tummeln. In Perſien erſchienen uns die erſten Dörfer zwar etwas armſelig, aber mit munterm Grün, Gärten und Bäumen umgeben. Neben der beſſeren materiellen Cultur fallen auch ſogleich bei dem Verkehr mit den Eingebornen deren höflichere Formen auf. Die Sprache iſt noch die

türkiſche, die überhaupt durch ganz Aſerbeidſchan geſprochen wird. Wir begegneten an dieſem Tage einer Karawane von beladenen Dromedaren, welche hier nur zu kleinen Reiſen benützt werden und die Grenze nicht überſchreiten. Es waren Thiere von auffallend kleinem Wuchs, aber dichter behaart, als die Dromedare, die ich anderwärts in wärmern Zonen z. B. in der Berberei geſehen. Gegend Abend kam ein Hochzeitzug unter ſtarkem Geleite an uns vorüber. Die Reiter trugen keine Feuergewehre, dagegen lange Bambuslanzen, tummelten vor unſerm Bivouak luſtig ihre ſchönen Pferde und ſchienen uns eine Probe ihrer Reitkunſt geben zu wollen.

Auch die Sicherheit nimmt auf perſiſchem Boden zu. Obwohl wir auf den Bergabhängen noch einzelne Gruppen ſchwarzer Kurdenzelte erblickten, ſchien bei unſern Armeniern doch jede Furcht vor Raubanfällen vorüber zu ſein, ſeitdem wir uns von der Grenze entfernt hatten, und die nächtliche Bewachung des Lagers wurde wieder etwas nachläſſiger. Die Häuptlinge von Choi und Salmas haben zwar kein regulaires Militair und weniger verläſſige Reiter zu ihrer Verfügung, als die türkiſchen Befehlshaber von Bajaſid und Diadin, ſcheinen aber in der Grenznähe doch ſtrengere Polizei zu halten. Mit einem Feuergewehr bewaffnet kann man mit ziemlicher Sicherheit auch einzeln die Gegend durchſtreifen. Ich machte Ausflüge nach beiden Seiten des Plateau's. Die nächſten domförmigen Berggipfel beſtehen aus Trachyt, die höhern Berge aus Kalk. Man unterſcheidet beide Gebirgsarten leicht an der Form der Gipfel ſelbſt in bedeutender Entfernung. Immer zeigt hier der Kalk eine Tendenz zur Bildung eines ziemlich geradlinigen Kammes, ohne beſonders hervorragende Spitzen und Hörner, während der Trachyt dagegen ſelbſtſtändige Gipfel baute, bald hohe Kuppeln, bald coniſche Formen. Das jüngſte Gebilde iſt hier ein horizontal

geſchichtetes Conglomerat. Der ſehr mächtige Schichtenbau mit thonigem Bindemittel ſchließt ſowohl Kalkſteine, als Trachyt- und Lavablöcke ein. Dieſe Hochebene befand ſich alſo zur Zeit der Trachyterhebung noch unter Waſſer. Offenbar fanden hier, wie in den europäiſchen Alpen, die eruptiven Bewegungen heißflüſſiger Geſteine zu verſchiedenen Perioden und wohl die längſte Zeit unter einem Binnenmeer ſtatt.

Am 5. Julius brach die Karawane eine Stunde nach Mitternacht auf, da die perſiſche Hitze ſich am Tage bereits ziemlich fühlbar machte und die Weide immer magerer wurde. Wir lagerten bald nach Sonnenaufgang in einem Hochthale, welches unſere Leute Akbulak nannten. Waſſer und Graswuchs wurden immer ſparſamer. Aus trachytiſchem Geſtein rieſelte eine dürftige Quelle, deren Temperatur 10° C. zeigte, in dieſer trockenen Gegend immerhin eine Wohlthat. Die Bergketten zu beiden Seiten überragten die Thalſohle um wenige tauſend Fuß. Das vorherrſchendſte Geſtein der nächſten Berge war ein bunter Marmor von meiſt roth und weißer Farbe. Auf ihm lagerte hellfarbiger dichter Kalk, deſſen petrographiſcher Charakter mit der Kalkformation bei Bajaſid und Topra-Kaleh ziemlich identiſch ſchien. Auch der hieſige Marmor ähnelte dem röthlichen Marmor oberhalb Bajaſid und war wie dieſer von zahlloſen kryſtalliniſchen Kalkſpathadern durchſetzt. Offenbar iſt auch dieſer Marmor durch den Einfluß der in dieſem Gebirge nie fehlenden plutoniſchen und vulcaniſchen Gebilde bearbeiteter und umgewandelter dichter Kalk. Die höhern kegel- und pyramidenförmigen Berggipfel, welche den flachen Graht dieſer Kalkbildungen überragen, ſind wahrſcheinlich Trachyt, denn die mageren Bächlein, welche aus Klüften und Schluchten dieſes Gebirges hervortreten, führen unter den Rollſteinen eben ſo viel Trachyt als Kalk. Leider reichte die Zeit nicht hin, die höheren Spitzen und

Hörner, worunter manche ähnliche zerriſſene Formen von wilder Unregelmäßigkeit, wie die trachytiſche Centralkette des Kaukaſus, haben, zu beſteigen. In der Nähe unſers Bivouaks lag kein perſiſches Dorf und da unſer Jagdausflug auch nicht Ein Stückchen Wildpret lieferte, mußte ich an dieſem Tage mit etwas Reis im Waſſer gekocht und dem trockenen armeniſchen Küchenbrod, welches dem jüdiſchen Mazen ähnelt, vorlieb nehmen. Alle unſere übrigen Vorräthe waren ausgegangen.

Tags darauf zogen wir an der großen perſiſchen Ortſchaft Gorawa vorüber und lagerten in geringer Entfernung davon an der Südoſtſeite des Thales. Ich kaufte hier einige Hühner und friſche Eier. Die Umgebung des Dorfes war ſchön angebaut, die Bevölkerung aber hatte ein armſeliges gedrücktes Ausſehen. Die perſiſchen Bauern ſind unſtreitig viel arbeitſamer, als die türkiſchen, und verſtehen ſich beſſer auf Feldbau und die Cultur der Baumwolle; von ihren Herren aber, an welche ſie die Laune des Schahs und die Gunſt des Vezirs verſchenkt, werden ſie in der Regel noch ärger gedrückt und ausgeſaugt, als die Bauern der Türkei von ihren Paſchas und deren Unterbeamten. Ihr Schickſal iſt dem der Fellahs im Nildelta ähnlich. Sie müſſen den ganzen Tag, oft bei glühender Sonnenhitze arbeiten, und von den Früchten ihres Fleißes genießen ſie nur ſo viel, um kümmerlich ihr Leben zu friſten und ihre Familie zu ernähren. Alles übrige fällt in die Hände des Eigenthümers, welcher in Teheran, in Tabris oder in irgend einer größern Stadt lebt und aus ſeinem Beſitze ſo viel tragbare Renten wie möglich zuſammenzuſcharren ſucht, da er ſelbſt keinen Augenblick ſicher iſt, durch einen Machtſpruch des Schahs oder ſelbſt des Sardars ſein Beſitzthum wieder zu verlieren. Die meiſten Eigenthümer waren durch Vermittelung des Großvezirs Hadſchi-Mizza-Agaſſi, des damaligen allmächtigen Günſtlings, deſſen Gunſt ſie aber ſelber

durch ſchwere Summen erkaufen mußten, in den Beſitz ihrer Güter gekommen und durften mit ihren Dörfern und Bauern ziemlich nach Willkür ſchalten und walten, ſolange ſie nur die Steuern pünktlich zahlten und die Beſtechungsſummen für den allmächtigen Miniſter in eben ſo pünktlichen Terminen erneuerten.

Die Berge an der Südſeite des großen Thales von Goraua haben mannigfaltigere und maleriſchere Formen, als an der nördlichen Kette. Gabbro und Serpentinkuppen durchſetzen hier die Kalk- und Mergelformationen. Im Gerölle der Wildbäche bemerkt man von dieſen plutoniſchen Felsarten ebenſoviel als von ächten Trachytblöcken. Selbſt die höchſten Gipfelkuppen trugen wenig Schnee, die üppigen Alpenwieſen waren verſchwunden. Nur auf den Halden längs der Quellrinnſale war hie und da friſcher und kräftiger Graswuchs, doch nur in beſchränkter Ausdehnung bemerkbar. Der flache Thalboden ſelbſt war trocken und pflanzenleer. Man kann im Allgemeinen als bezeichnenden Naturcharakter dieſer perſiſchen Vorſtufen des armeniſchen Alpenlandes ſagen, daß die Gebirgsketten niedriger, die Gipfel in weniger kühnen und ſelbſtſtändigen Formen ſich über die Kämme erheben, daß die vulcaniſchen Erſcheinungen hier ſeltener ſind und lange nicht den gleichen großartigen Charakter tragen, daß auch die plutoniſchen Erhebungen hier nicht in der gleichen mächtigen Intenſität wirkten, wie im eigentlichen Armenien. Relativ geringere Erhebung der Ketten, weniger maleriſche Formen, geringere Ausdehnung der Plateaus, die hier meiſt durch ſchmälere Längethäler erſetzt ſind, trockenerer Boden, ſparſamerer natürlicher Pflanzenwuchs ſind Hauptunterſchiede des Naturcharakters zwiſchen dieſem Theile der Provinz Aſerbeidſchan und dem reichbewäſſerten, üppig grünen, weidenreichen Alpenland des türkiſchen und ruſſiſchen Armenien. Statt der ſo mannigfaltigen bunten Alpenflora, welche ich am See Gocktſchai, in der Hochebene

von Erzerum und im Muradthale gefunden, ſahen wir hier vorherrſchend ſtachlichte, rauh- und ſchmalblätterige Gewächſe. Diſteln, Euphorbien, Wollkraut, Wermuth nnd viele niedere Stachelgewächſe, worunter Poterium spinosum, bezeichnen den Vegetationscharakter. Der einförmigen und dürftigen Flora entſpricht auch der Typus der Inſectenfauna, welche meiſt durch einfarbige, ſchwarze oder graue Arten, meiſt Melaſomen repräſentirt iſt. Unter den Steinen waren Scorpionen von mittelmäßiger Größe, welche zum zwölfäugigen Genus Androctonus gehören, ſehr gemein. Von Coleopteren waren jene Gattungen, welche bei uns die mittelmeeriſchen Sanddünen bewohnen, am zahlreichſten vertreten z. B. Pimelia, Tentyrea, Blaps. Von Schmetterlingen flog der nie fehlende Papilio cardui. Die grünen Umgebungen des Dorfes Gorawa mit ihren Fruchtgärten, Weiden und Pappelgruppen contraſtirten angenehm zu den dürren Halden und den kahlen Rändern der Berge.

Am 7. Julius erreichten wir das öſtliche Ende des Thales von Gorawa, welches durch ein die Hauptketten verbindendes Querjoch vom Plateau von Choi getrennt iſt. Wir wanderten mit unſern ſchellenden Thieren in gemeſſenem Karawanenſchritt über den Paß, der nur van ſehr niedrigen Höhen überragt wird. Porphyr, Serpentin, Gabbro und Euphotidfelſen kommen hier neben dem Kalk vor und erzeugten eigenthümliche Reibungsconglomerate. Dieſe Geſteine ſind aber arm an Quellen, und der Mangel an friſchem Trinkwaſſer wurde immer fühlbarer. Nach dreiſtündigem Marſche erreichten wir am Ende des Paſſes eine ziemlich ſchöne Quelle mit gemauerter Einfaſſung, neben welcher ein ſteinernes Häuschen der Form jener Grabtempel der Marabuts im nördlichen Afrika ganz ähnlich, vielleicht zu früheren Badezwecken erbaut. Wir nahmen hier unſern Lagerplatz. Gegen Mittag brach ein heftiges Donnerwetter mit Hagel und Platz-

regen los. Trotz der geringen Höhe der Berge zu beiden Seiten ſtürzten plötzlich brauſende Wildbäche in allen Richtungen herab. Das magere Bächlein in der Mulde des Paſſes wurde zum Bache, der Bach zuletzt zum Strom und ſchäumte über ſeine Ufer. Obwohl wir ziemlich hoch über den Ufern campirten, wurde unſer Lager doch einige Zoll unter Waſſer geſetzt und die Waarenballen von eindringender Näſſe ernſtlich bedroht. Unſere Armenier ſtürzten trotz des heftigen Platzregens, den ſie mehr als Schnee und Kälte fürchten, aus den Zelten, um in Eile durch Errichtung improviſirter Steinwälle den Einbruch des Waſſers der Wildbäche zu hindern. Kara-Gös gab in aller Eile Befehl zum Aufbruch. Die weidenden Pferde hatten ſich aus Schrecken vor dem Donnerwetter in einen dichten Haufen zuſammengedrängt und waren eben ſo ſchnell nach dem Lager getrieben als bepackt. Wir marſchirten eine halbe Meile weiter und lagerten auf einer Berghalde, wo wir von den Wildbächen nichts zu fürchten hatten, aber auch nur die allermagerſte Weide fanden. Unſere armen müden Pferde machten hier zur kargen Speiſe von Diſteln, Wollblumen und Abſynth recht erbärmliche Mienen und nur der Hunger zwang ſie an dieſen ſchlechten Gerichten der perſiſchen Floraküche anzubeißen.

Die Hochebene von Choi verdient dieſen Namen. Wir hielten hier am 8. Julius unſern Einzug und fanden eine ausgedehnte Fläche, welche der Hochebene von Erzerum an geräumiger Größe wenig nachſteht und zwölf bis vierzehn Stunden im Umfang hat. Wohl erweitern ſich manche der Längenthäler, welche wir von Bajaſid bis hieher durchwanderten, dergeſtalt, daß ſie der Form kleiner Plateaus nahe kommen, ohne jedoch wahre Hochebenen zu bilden. In der Richtung von Oſt und Südoſt iſt die größte Ausdehnung der Ebene von Choi. Die ſie umſäumenden Gebirge erreichen an der Weſt- und Südweſt-

ſeite ihre bedeutendſte Erhebung. Das anſehnlichſte Flüßchen, welches ſie durchſtrömt, führt unter den Eingebornen den Namen Czotur-ſu. Die Bewäſſerung iſt im Vergleiche mit den alpinen Landſchaften Armeniens ſparſam, ebenſo wie die natürliche Vegetation. Aber der Fleiß und die erfinderiſche Betriebſamkeit der Bevölkerung, welche ſich auf Agricultur und Gartenbau ſo gut verſteht, wie irgend ein Volk Europa's mit Ausnahme der Engländer, bietet dafür einigen Erſatz. Allenthalben wird das Waſſer für Bewäſſerungscanäle abgezapft und nach der Umgebung der zahlreichen Ortſchaften geleitet. Mit Hülfe dieſer Waſſerkünſte iſt in der ſonſt ziemlich dürren Ebene eine Menge grüner Oaſen entſtanden. Gärten und Felder bieten überall ergiebige Ernten, wo es den Menſchenhänden gelingt, den durſtigen Boden zu tränken. Ohne die Waſſerbauten wäre dieſe Hochebene eine Wüſtenei.

Auf dem Hochgebirge im Südweſten bleibt der Schnee bis zum Auguſt liegen; gegen Oſten waren die höchſten Gipfel bereits frei von Schnee. Trachytiſche und baſaltiſche Bildungen ſcheinen hier abzunehmen und durch plutoniſche Gebilde im engern Wortſinne erſetzt zu werden. In den Betten der Flüſſe und Wildbäche, die ich beſuchte, fanden ſich Gabbro und verwandte kryſtalliniſche Felsarten vorherrſchend unter den Geröllſteinen, der Trachyt ſelten, vom Baſalt keine Spur. Die zerriſſene ausgezackte Form der ſüdweſtlichen Gipfel macht jedoch das Vorkommen des Trachyts in den höchſten Regionen wahrſcheinlich.

Der Anblick der Hochebene von Choi iſt für den deutſchen Reiſenden, welcher von den baumloſen armeniſchen Alpenlandſchaften und den kahlen Vorſtufen der weſtlichen Grenzgebirge Aſerbeidſchans herunterſteigt, recht freundlich wegen der großen Menge von Gärten und Boskets, welche wie grüne Vorhänge die Ortſchaften umwallen und ihre kleinen Häuschen wie mit

einer ſpaniſchen Wand verdecken. Der Anblick der Bäume und Büſche, durch deren friſchgrüne Zweige die Winde ſäuſelten, weckte faſt heimatliche Erinnerungen und verſetzte uns bei einer durch Gewitter und Regen abgekühlten milden Atmoſphäre in eine frohe Seelenſtimmung, welche ſich auch unſern Karawanenleuten und ſogar den Pferden mitzutheilen ſchien, denn Alles ging in flinkem Schritt vorwärts der Stadt entgegen. Außer den Weiden und hochſtämmigen Pappeln, welche am Rande der Canäle gepflanzt ſind und die Gärten einfaſſen, hie und da auch große und ziemlich dichte Gruppen bilden, faſt von der Größe der Buchenhaine an den Oſtſeeſohrden Schleswig-Holſteins, ſah man die mannigfaltigſten Obſtbäume, worunter Aepfel-, Birn-, Aprikoſen-, Kirſchen-, Nuß- und beſonders Maulbeerbäume vorherrſchend waren. Letztere waren mit reifen weißen Früchten, welche ich nirgends ſo ſüß und wohlſchmeckend fand, beladen. Maulbeeren ſind das häufigſte Obſt, welches man in den Städten und Dörfern Aſerbeidſchans genießt. Minder ſüß, aber größer und ſaftiger als die weißen Beeren, ſind die ſchwarzen, welche nächſt der Traube und Aprikoſe ein Lieblingsgenuß der Städter ſind. In Europa, wo derſelbe Baum nur kleine und ſchlechte Früchte hervorbringt, hat man von der Lieblichkeit der perſiſchen Maulbeeren keinen Begriff. Der Unterſchied iſt mindeſtens eben ſo groß, wie zwiſchen den kleinen ſäuerlichen Orangen Hyères' und den großen ſüßſaftigen Prachtpomeranzen von Belida, welche die Franzoſen erſt ſeit der Eroberung von Algier kennen gelernt. In den Gärten werden auch die meiſten Gemüſearten Europa's gepflanzt, dazu in der Nähe der Städte ein ſchöner Blumenflor, beſonders Roſen, für deren Geruch die reichen Perſer eine eben ſo große Paſſion haben, wie für den Genuß des Gefrorenen. Unter den Getreidefeldern ſind hier Weizen und Gerſte vorherrſchend.

Die Stadt Choi iſt unter dem grünen Mantel ihrer Gärten faſt vergraben, und man wird ſie eigentlich erſt gewahr, wenn man ſchon darin iſt. Schlechte baufällige Erdmauern umgeben die Stadt und würden ſie allenfalls gegen kurdiſche Banden ſchützen, aber der leichteſten europäiſchen Feldartillerie nicht widerſtehen. Man tritt durch zwei Thore ein, wovon das eine ſchwach und baufällig iſt, das andere aus ſoliden Quadern beſteht. Der Bauſtyl iſt den Städten im ruſſiſchen Armenien ziemlich analog. Choi hat dieſelben niedrigen Häuſer von Kothmauern, wie Eriwan, und iſt ungepflaſtert. Das Schönſte an dieſer Stadt iſt der wirklich ſehr geräumige Bazar und die große Karawanſerei aus zwei umfangreichen Höfen in Viereckform beſtehend, wovon der eine mit Obſtbäumen bepflanzt iſt und einen Springbrunnen in der Mitte hat. Magazine und Fremdenſtuben, welche dieſen Hof rings umgeben, ſind ſauber gehalten und räumlich. Im andern Hofe ſieht's minder ſauber aus. Hier halten ſich die kleinern Handelsleute und niederen Gewerbe auf, und in der Mitte ſtehen die Pferde und Maulthiere der verweilenden Karawanen und Reiſenden. Der große Bazar, deſſen Waarenfülle im Vergleich zur Größe der Stadt wirklich auffallend iſt, zieht ſich mitten durch die beiden Karawanſereihöfe hindurch und iſt den ganzen Tag voll des Lebens und Lärmens.

Unſere Karawane zog zwar nicht durch die Stadt ſelber, ſondern umging dieſelbe und lagerte in der Entfernung einer halben Meile, wo die armen Laſtthiere wieder mit ſehr dürftiger Weide vorlieb nehmen mußten. Unſer Anführer Kara-Gös, die meiſten Kadirtſchis und ſelbſt viele Knechte der Karawane kamen aber mit uns nach Choi, um nach ſo langer Wanderung ſich wieder einmal an dem Anblicke einer Stadt und dem Leben und Drängen einer geſchäftigen Volksmaſſe zu ergötzen und auf dem

Bazar ihre kleinen Einkäufe zu machen. Als wir über den offenen Marktplatz, der an den Bazar ſtößt, durch die dichten gaffenden Volksgruppen ritten, wurden ſchon unſere voranreitenden Armenier mit lautem Spott und Geſchrei empfangen. Und wie nun die Gaffer zuletzt mich und den Polen in unſerm halb europäiſchen halb morgenländiſchen, etwas grotesken Aufzug mit großen breitrandigen Hüten erblickten, wurden Geſchrei und Gelächter unbeſchreiblich. Dieſer zerlumpte perſiſche Pöbel ſchien übrigens eben ſo feige, als neugierig zudringlich und boshaft. Auf eine bloße drohende Bewegung mit einer Reitpeitſche ſchloſſen die nächſten Lacher, durch deren dichte Reihen ſich unſere Pferde bisher etwas mühſam den Weg gebahnt, erſchrocken die Mäuler und wichen vor mir und dem Polen, die einzigen ſchwer Bewaffneten des Zuges, ehrerbietigſt zurück.

Bei näherer Bekanntſchaft, die wir mit dieſen Perſern in der Karawanſerei und in den Verkaufshallen des Bazars machten, zeigten ſich dieſelben zwar ſehr zudringlich, aber höflich, gefällig und zuvorkommend. Geldgierig ſind ſie ſelbſt noch mehr, als Griechen und Armenier, auch betrügeriſch und ſpitzbübiſch, ſonſt im Umgang nicht eben ſchlimm, wenn man ſie ähnlich wie die neapolitaniſchen Lazeroni behandelt mit einer gewiſſen Zurückhaltung und Ruhe und am rechten Orte auch mit der nöthigen Energie. In einer Garküche des Bazars, wo der einladende Geruch von Lammsbraten und friſch bereitetem Pilav meinen Appetit erweckte, weigerte ſich der Garkoch als ächter Schiite mir Geſchirre zu leihen, denn es ſollte nicht von den Lippen eines Ungläubigen verunreinigt werden. Dergleichen Fälle kommen unter türkiſchen und arabiſchen Sunniten niemals vor. Selbſt der fanatiſche Beduine und Kabyle der Berberei trinkt ſeine Kameelsmilch ohne Scrupeln aus derſelben Schaale, an welcher kurz zuvor chriſtliche Lippen genippt haben.

Obwohl mir dieſe Eigenthümlichkeit des ſchiitiſchen Fanatismus nicht unbekannt war, ereiferte ich mich doch und machte dem Garkoch in den ſtärkſten türkiſchen Sprachausdrücken Vorwürfe. Darauf gab mir der Mann ganz erſchrocken und demüthig den verlangten Teller. Auch in den perſiſchen Städten, wo die Ruſſen einmal geweſen, iſt der frühere Hochmuth, die fanatiſche Energie der Perſer ziemlich gebrochen. Vor dem letzten ſiegreichen Feldzuge der Ruſſen wäre es für einen Europäer in Choi ſchwerlich rathſam geweſen, in fränkiſcher Tracht mit Piſtolen und klirrendem Krummſäbel faſt allein durch die dichten Volksgruppen des Bazars zu wandeln. Jetzt iſt in dieſem Theile Perſiens ebenſo wie in der aſiatiſchen Türkei der ungläubige Europäer mehr reſpectirt, als der gläubige Aſiate. Das Volk kennt die Macht und den Einfluß der europäiſchen Conſuln und weiß, daß jede Inſulte gegen Europäer von den Sardars zehnmal ſtrenger geahndet wird, als Beleidigung gegen fremde Gäſte von ihrer eigenen Religion.

Wir hatten unſere kleine Reiſeapotheke mit in den Chan genommen. Auf das Gerücht hin, daß ein fränkiſcher Hekhim gekommen, wurde ſogleich der Eingang der Stube von Kranken belagert. Furchtbar groß iſt die Zahl der Augenkranken in Choi, wie in den meiſten Städten Aſerbeidſchans. Der graue Staar iſt beſonders häufig in dem weſtlichen Perſien, und in Choi kann man durchſchnittlich annehmen, daß der zehnte Menſch an entzündeten Augen leidet. Im Bazar haben auch verſchiedene einheimiſche Aerzte ihre Buden, genießen aber im Vergleich mit den Fremden ſo wenig Vertrauen, wie Propheten im eigenen Lande, während der Perſer jedem reiſenden Europäer ärztliche Kenntniſſe zutraut. Die unheilbarſten Uebel hofft man durch ihren Rath und ihre Pillen in kurzer Zeit zu beſeitigen, und die Leichtgläubigkeit der Kranken, welche mich in Choi und ſpäter

in andern perſiſchen Städten mit Bitten um Heilmittel beſtürmten, iſt eben ſo groß, wie ihre Zudringlichkeit. Halblahme, abgelebte Leute, welchen ich etwas Pfeffermünzeſſenz auf Zucker reichte, um ſie nur abzufertigen, gingen mit der frohen Hoffnung von dannen, mit dieſen Tropfen verjüngte Lebenskraft für ihren müden und incurabeln Körper empfangen zu haben. Die einheimiſchen Hekhims zeigten mir nicht ohne einiges Widerſtreben ihre wichtigſten Medicamente von meiſt vegetabiliſchen Stoffen. Dieſelben machten auch Operationen mit mehr Glück und Geſchick, als man es gemeiniglich denkt. Einer derſelben zeigte mir einen Blaſenſtein faſt von der Größe eines mittelmäßigen Hühnereies, von dem er nach ſeiner Verſicherung einen Leidenden befreit hatte.

Obwohl dieſe Perſer ein verdorbenes Türkiſch reden und zum großen Theil türkiſch-tartariſcher Abkunft ſind, ſo iſt doch ſowohl ihr Aeußeres, ihr Benehmen und ganzes Weſen, ſo wie Gemüthsart und Charakter von dem türkiſchen Charakter, wie er ſich in Stambul und in den großen Städten Anatoliens zeigt, ſehr weit verſchieden. Es ſind hohe, ſtarkknochige, plaſtiſch ſchöne Körper mit ovalen ſonngebräunten Geſichtern in Bildung und Ausdruck jener Nationalität, welche die weiten Salzflächen von Khoraſan bewohnt, entſchieden ähnlicher, als den ſprachverwandten Osmanli auf den Alpenhöhen Armeniens. Nur das Idiom erinnert noch an die Türkei. Kleidung, Manieren, Sitten ſind in Aſerbeidſchan ganz perſiſch. Auch iſt das Perſiſche die Schriftſprache der Gebildeten, und nur perſiſch wird in den Schulen gelehrt. Statt des Phlegma's und der reſervirten Grandezza des Türken findet man hier ein äußerſt bewegliches, lebhaftes, zudringlich höfliches und wißbegieriges Volk. Bei meinem Spaziergange durch die Hallen des Bazars ward ich ein paar mal von Waffenſchmieden angerufen, die mich auf das

öflichſte erſuchten, ihnen zu erlauben, meine Piſtolen und Jagd-
ewehre zu beſichtigen. Obwohl ihre Feuerwaffen ſehr verſchie-
en von den unſrigen ſind, begriffen ſie doch ſogleich den Mecha-
ismus, und ihr Schraubenzieher zerlegte meine Piſtolen mit
ner Geſchwindigkeit, in der es ihnen ein deutſcher Büchſen-
acher kaum zuvorthun würde. Obwohl die meiſten perſiſchen
affen im Material und der Verzierung reicher und prächtiger
nd, erkannten ſie doch ſogleich die Vorzüge der europäiſchen
rbeit. Fehlt dieſen Perſern auch der europäiſche Erfindungs-
nd Verbeſſerungsgeiſt, ſo glaube ich doch, daß ſie im Nachah-
en bei ihrer erſtaunlichen Lernfähigkeit Bedeutendes leiſten
ürden. In Tabris hörte ich in dieſer Beziehung ſpäter von
en dort lebenden Europäern wunderbare Beiſpiele erzählen.

Choi gehört nicht zu den großen und glänzenden Städten
es Orients, hat aber wegen ſeiner Nähe an den Grenzen Rußs-
nds und der Türkei ziemliche mercantiliſche Wichtigkeit ſchon
es Schmuggelhandels wegen, welcher von hier aus nach dem
uſſiſchen Transkaukaſien in lucrativer Weiſe betrieben wird,
itdem der ruſſiſche Zolltarif bis an die Ufer des Araxes ſeine
inie vorgeſchoben und Tiflis und Eriwan den einſt ſo einträg-
chen Gewinn des weſtaſiatiſchen Tranſithandels verloren haben.
war iſt die Waarenniederlage auf dem hieſigen Bazar lange
icht ſo groß und mannigfaltig, wie in Tabris, doch immerhin
eit beträchtlicher, als man im Verhältniß der Bevölkerungs-
hl der Stadt und Umgegend vermuthen ſollte. Neben den
angbarſten europäiſchen Artikeln waren namentlich perſiſche
eidenzeuge, Shawls, Teppiche, Pelz- und Lederwaaren in ziem-
cher Auswahl vorhanden. Die Händler, welche ſich in den tür-
iſchen Bazars ſelten vom Flecke rühren, riefen mich hier auf das
vorkommendſte heran und baten mich ihre Waaren zu be-
hauen. In die Karawanſerei ſelbſt brachten mir hauſirende

Verkäufer allerlei Curioſitäten, die nach ihrer Meinung für einen Fremden beſonderes Intereſſe hatten. Es waren darunter mehrere alte römiſche und perſiſche Münzen, auch moderne Münzen mit Heiligenbildern, und Kreuze von falſchem Gold, Karniole und Achate, in welchen Talismane gravirt waren u. ſ. w. Auch geſchriebene Talismane, deren manche mit kalligraphiſcher Meiſterſchaft ausgeführt, ſuchte man mir um theures Geld anzuhängen. Perſiſche Geldgier zeigte ſich überhaupt in recht widerlicher Weiſe. Von allen Völkern, mit denen ich je in Berührung gekommen, ſcheint keines in ſolchem Grade auf den Beſitz des Gemünzten verſeſſen, wie das perſiſche, und dieſer Charakterzug fällt mehr und mehr auf, je näher man gen Oſten dem ächt perſiſchen Vollblutſtamme kommt. Mag in Aſerbeidſchan auch das türkiſche Element phyſiſch überwiegen, pſychiſch dominirt bereits der perſiſche Geiſt.

Ein als Hekhim reiſender Europäer hat von der perſiſchen Geldſucht wenigſtens den Vortheil, daß er ſich der Zudringlichkeit ſeiner Patienten erwehren kann. Für ſeine Pillen und Mixturen braucht er nur Geld zu verlangen, und die erſt ſo zudringliche Menge, wie groß auch ihr Glaube an die Wunderkraft des fränkiſchen Hekhim und ſeiner Pillen ſein mag, zieht ſich in ſtiller Reſignation zurück. Wenn er auch der Erlöſung ſeines Uebels ſicher wäre, Geld würde der Perſer dennoch nicht leicht zahlen, er müßte denn einen ſchon überzähligen Schatz von Tomans in ſeinem Hauſe vergraben haben.

Die Karawane legte am 9. Julius theils wegen Hitze und Futtermangels, theils des Stadtbeſuches wegen nur einen kleinen Marſch von anderthalb Stunden zurück und lagerte am Fuße der Gebirgskette, welche die Hochebene von Choi von jener großen Fläche, die der ſalzreiche Urmiaſee mit ſeinen theilweiſe ſo fruchtbaren und geſegneten Landſchaften ausfüllt, ſcheidet.

Bei der Sicherheit der Straße fand ich es für beſſer, auch den folgenden Tag in der perſiſchen Stadt zuzubringen und ihre Merkwürdigkeiten zu beſchauen, die ſich freilich für mich zunächſt auf ſehr wenige Gegenſtände, nämlich auf den Bazar und das mir noch ſo fremdartige perſiſche Volksleben beſchränkten. Unter allen orientaliſchen Städten, die ich bisher geſehen, entſprach das äußere und innere Bild von Eriwan noch am meiſten dem Stadtcharakter von Choi, und dies war früher zur Zeit der perſiſchen Herrſchaft im ruſſiſchen Armenien zweifelsohne in noch höherem Grade der Fall. Der Commandant unſerer Karawane, Kara-Gös, verweilte hier den ganzen Tag, theils um ſeine Klage wegen des Pferdediebſtahls an der Grenze zu betreiben, theils auch um mit den perſiſchen Zollbeamten ſich zu verſtändigen. Der gewöhnliche Zollbetrag für jeden Waarenballen, der in dieſer perſiſchen Grenzſtadt verſteuert werden muß, beträgt 11 türkiſche Piaſter. Unter dem Geleite eines unſerer wegkundigen Armenier ritten wir Nachmittags bei ſchwüler Gewitterluft von Choi in der Richtung des Flüßchens Abaſibu ab. Am erhöhten Ufer deſſelben lagerten unſere Leute. Die Pferde mußten abermals mit magerem Futter ſich begnügen. Gegen Abend entlud ſich unter heftigem Donner und Blitz ein gewaltiger Regenſchauer, und wir mußten in aller Eile um unſere Zelte Canäle graben, um nicht von den an den Halden herabrieſelnden Güſſen unter Waſſer geſetzt zu werden.

Tags darauf wurde die ziemlich hohe und ſteile Bergkette überſchritten, welche uns vom Urmiaſee trennte. Es war die ſchwierigſte Paſſage, die wir ſeit dem Ueberſchreiten des Hoſchabunarpaſſes bei Erzerum gefunden. Der Siedepunkt auf der Paßhöhe betrug $94^{9}/_{10}{}^{0}$. Die Geſteinformation bildet hier ein deutlich geſchichtetes, ſehr grobes Conglomerat, der ſchweizeriſchen Nagelflue am Rigi und Roßberg ziemlich ähnlich. Die

Schichten ſind in der Regel bis 30 Fuß mächtig und fallen ſehr ſteil von Süden nach Norden durchſchnittlich in einem Winkel von 65 bis 70° ab in der Richtung von Süden nach Norden. Die erhebende Gewalt ſcheint hier von den plutoniſchen Bildungen an der Seeſeite ausgegangen zu ſein. Mit den mächtigen Schichten des groben Conglomerats wechſellagern dünnere Schichten von Thon und Mergel. Von Petrefacten bemerkte ich keine Spur.

Als wir die höchſte Stelle des Paſſes erreicht hatten und gegen den ſüdlichen Abhang vorrückten, wurde allmählig die dunkelbläuliche Fläche des großen See's von Urmia oder Urmia mit ſeinen ſechs Felſeneilanden ſichtbar. Wir zogen an den Ortſchaften Hanadan, Almaſerai und Togdſchi vorüber und lagerten zuletzt unweit der Ortſchaft Haſſan-Köi. Wir hatten hier das äußerſte Nordweſtende des großen Salzwaſſerbeckens erreicht. Der See hat hier eine ſchmale Verlängerung ähnlich wie der Wanſee auf ſeiner Nordoſtſeite. Der erſte Anblick machte auf mich nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte, und ich geſtehe, daß ich nach den Beſchreibungen der Reiſenden, die ich geleſen oder gehört, dieſe perſiſche Landſchaft mir großartiger und maleriſcher vorgeſtellt, als ſie wirklich iſt. Das flache nördliche Ufer ragt kaum einen halben Fuß über die Waſſerfläche. Sehr ſanft und allmählig erhebt ſich dann die Ebene bis gegen den Fuß der Berge, die hier eine kleine Stunde vom See entfernt beginnen. Die zahlreichen Ortſchaften an der Nordſeite waren hier von Reis- und Weizenfeldern, Baumwollenpflanzungen und Obſtgärten in üppig grünen Kränzen umſchlungen. Wad- und Schwimmvögel belebten die mit Salzpflanzen bedeckten Ufer. Ich begrüßte zu meiner Verwunderung lauter deutſche Landsleute, vor allen den gemeinen Kibitz und den hochbeinigen Strandreiter (Himantopus melanopterus). Unter den ſchwirrenden

käfern ſummten am Abende viele Melolonthen um unſer Zelt, worunter auch die Melolontha Fullo. Ein tiefer Moraſt, der zwiſchen unſerm Lager und dem See lag, hinderte mich, bis nicht an das Ufer zu gelangen.

Am 11. Julius rückten wir dem Nordufer des Urmiaſee's entlang fünf Stunden weiter und ſchlugen unſern Lagerplatz eine halbe Stunde vom See entfernt nahe dem großen Dorfe Kaftatſchmeh auf ziemlich grasreichem Grunde auf. Da hier kein Sumpf das Ufer ſchmälerte, konnte ich bis dicht an den Rand des Seebeckens gehen. Unſerm Bivouak gegenüber lag die große Felsinſel, Schachi genannt, welche dritthalb Stunden vom Nordufer entfernt aus dem hier ſchwärzlich grünen Waſſer ſich erhebt in durchſchnittlicher Höhe von 4—500' über dem Spiegel. In beſonders trockenen Sommern wird Schachi zur Halbinſel, indem das Niveau des See's dann um einige Fuß fällt. Die Bewohner können überhaupt bei niedrigem Waſſerſtande faſt das ganze Jahr hindurch nach dem Markt von Tabris reitend gelangen, da der Theil des See's, der ſie vom Ufer trennt, höchſtens anderthalb Fuß Tiefe hat. Schachi hat wenig anbaufähigen Boden, meiſt nacktes Felsgeſtein mit fünf Ortſchaften und einer armen Bevölkerung.

Die Ausſicht nach der Südſeite, wo der große perſiſche Salzſee ſeine größte Ausdehnung hat, war uns durch die ſtarre Felsmauer von Schachi theilweiſe verdeckt. An der offenen Seite konnte man gegen Süden kein Gebirge entdecken, nichts als eine unüberſehbare glänzende Fläche, deren Färbung in der Nähe ſchwärzlich ins Dunkelgrün ſpielend, in der Ferne dunkelblau war, nur Waſſer und Himmel bildeten den Hintergrund des Geſichtskreiſes. In ſüdweſtlicher Richtung aber tauchte am fernen Horizont ein ſchönes Alpengebirge mit ſchneeglänzenden Häuptern über dem einförmigen Proſcenium empor. Nach den bedeu-

tenden Schneemaſſen zu urtheilen, welche jene Kette noch in dieſer vorgerückten Jahreszeit bei ziemlich anhaltend warmer Witterung deckten, muß deſſen Meereshöhe wohl immerhin 10,000' überſteigen. Auffallende Gipfelformen von ſpitzen Hörnern, Kuppen oder Pyramiden waren hier nicht zu bemerken. Die Richtung der Kette iſt genau von Südoſt nach Nordweſt. Nackte, ziemlich niedrige Felsberge ohne Schnee erheben ſich an den weſtlichen Ufern und ſtreichen mit jener Alpenkette parallel. Gegen Oſten konnte man nur die Gipfel einzelner ſchneebedeckter Berge jenſeits der Stadt Tabris erkennen.

Das Norduſer des Urmiaſee's bildet eine große umfangreiche ſehr flache Ebene, welche durchſchnittlich eine Stunde breit und 12—14 Stunden lang in weitem Halbbogen von kahler, ſchneeloſer Bergkette umſäumt ſich zwiſchen Bergen und Seeſpiegel hinzieht. Das Gebirge ſcheint den Schnee wenigſtens bis in den Juni hinein zu bewahren, und von dieſem Umſtande allein hängt die Bewohnbarkeit, Fruchtbarkeit und Blüthe dieſer ſalzgeſchwängerten Ebene ab. Die Felder bedürfen der Wäſſerung bis zum Beginn der eigentlichen heißen Jahreszeit, deren brennende Sonne die ſchnelle Reife befördert. Der Winter in dieſen Gegenden iſt im Verhältniß zu ihren Breitegraden ſtrenge und von ziemlich langer Dauer. Viele Dörfer, in kurzen Zwiſchenräumen mit großen Gärten und Boskets umgeben, ſchmücken als lieblich grüne Oaſen die Plaine, welche ohne ſie von ſehr einförmiger und trauriger Geſtalt ſein würde. Die Ebene in einiger Entfernung von den Dörfern iſt mit Baumwollpflanzen und Getreidefeldern, hauptſächlich Weizen bedeckt, deſſen ſchwere körnerreiche Aehren ſich tief von den gelben Stengeln herabbeugten. An vielen Stellen war das Korn bereits geſchnitten. Die vorherrſchenden gelben Tinten dieſer Strohfarbe ſind nicht geeignet, den im Ganzen ſehr monotonen Ein-

druck, welchen das Gemälde der Nordufer des Urmiaſee's bei ſo geringer Abwechslung der Farben und Formen macht, zu mildern.

In den fruchtbaren Gegenden der Ebene nähert ſich der Anbau den Seeufern bis auf etwa 100—200'. Aber viele wüſte Stellen unterbrechen die Cultur. Ueberall, wo der Salzgehalt zu ſtark angehäuft und die Erde durch eine Salzkruſte von ½" Dicke bedeckt iſt, gedeiht keine Culturpflanze mehr. Es iſt außer allem Zweifel, daß der See früher eine viel bedeutendere Ausdehnung hatte und bis ziemlich hoch an die Halden der nördlichen Berge emporreichte. Der Salzgehalt findet ſich noch auf ziemlicher Höhe an allen Bergen, welche den Urmiaſee und ſeine verſchiedenen Uferflächen in engern oder weitern Schranken umgürten. Am Uferrande hat ſich wenige Zolle über dem Waſſerſpiegel ein weicher Thon von bald grauweißer, bald bräunlicher Farbe abgeſetzt, welcher im lauen Waſſer plaſtiſch wird und dergeſtalt an den Fingern klebt, daß man ihn nur mit Mühe und durch langes Waſchen los werden kann. Nächſt dem Thon liegen etwas weiter vom Ufer entfernt niedere Sanddünen aufgeſchichtet, welche aus der Zerreibung von Gebirgsarten hervorgegangen, die von der Brandung an das Ufer geſpült wurden. Weiter landeinwärts bauten größere Rollſteine von halber Fauſtgröße und darüber einen ziemlich breiten Saum, der mit dem nördlichen Ufer parallel läuft. Kalkſteine, Sandſteine und Conglomerate bilden die Mehrzahl dieſer Rollſteine, neben ihnen auch Porphyre, Trachyte, Quarze u. ſ. w. Offenbar deuten dieſe verſchiedenen Ufergebilde die Wirkungen verſchiedener Jahreszeiten an. In den Sommermonaten, wo der große Salzſee gewöhnlich ſo ruhig iſt, wie ein Süßwaſſerteich in einem engliſchen Park, ſchlägt ſich bei Verdunſtung des Waſſers die Thonſchicht nieder. Bei höherem Waſſerſtande und

etwas bewegterer Fluth, beſonders im Winter, wird der Sand von der Brandung ausgeſpült und während der Frühlings- und Herbſtſtürme, wo nach den Ausſagen unſerer Armenier der See manchmal faſt ſo arg wie das ſchwarze Meer tobt, thürmen die heftig anprallenden Wogen die größeren Rollſteine bis zu einer Entfernung von etwa 50′ am Lande auf. Der See zeigt im Allgemeinen eine ſchwarzblaue Farbe. In größerer Entfernung vom Ufer über die Mitte des großen Beckens hinaus ſcheint das Waſſer heller blau, am äußerſten Südhorizont faſt wie das ſanfte Blau eines deutſchen Maihimmels, während in der Nähe des Ufers das Waſſer beinahe ganz ſchwarz hie und da mit grünlichem Thon gefärbt, dabei breiartig dick und durch halb und ganz aufgelöste Stoffe ſo ſchwer iſt, daß fette Thierkörper z. B. Maſtochſen, Schweine im Waſſer nicht unterſinken. Neben ſeinen verſchiedenen chemiſch aufgelösten Stoffen, welche unſeres Wiſſens bisher nur von dem amerikaniſchen Geologen Hitchcock analyſirt worden, enthält dasſelbe eine ungeheure Maſſe von mechaniſch beigemiſchten Materien, hauptſächlich verfaulte Pflanzentheile. Außer den organiſchen Reſten, welche die verſchiedenen Flüſſe, Bäche und Wildwaſſer der umgebenden Gebirge dem Urmiaſee zuführen, mögen hier wohl die faulenden Reſte eigenthümlicher Sumpf-, Moor- und Waſſerpflanzen zur Bildung dieſer ſchwarzen ſchlammigen Maſſe von ſcharfem, widerwärtigem Geruche beitragen.

An vielen Uferſtellen ſind die Maſſen der theils vom See ausgeworfenen, theils im Waſſer ſelbſt noch ſchwimmenden faulen vegetabiliſchen Stoffe ſo ungeheuer groß, daß die Brandung, welche beim Abendwinde ſelbſt im Sommer immer bemerkbar ſein ſoll, plötzlich auf weite Strecken völlig unterbrochen wird. Das leichte Wellengekräuſel vermag nicht die ſchwere, breiartige Waſſermaſſe in Bewegung zu ſetzen, und es ſcheint

ziezu wie am todten Meer eines ziemlichen Sturmes zu bedürfen. An Stellen, wo dieſe Pflanzentheile in geringeren Maſſen nach dem Ufer geſchwemmt werden, wird namentlich beim Südwind der Wellenſchlag wieder bemerkbar. Am ganzen nordweſtlichen Ufer des See's deckt den Grund eine kohlſchwarze, weiche, moorartige Erde, welche offenbar aus dem Niederſchlag verfaulter Organismen hervorgegangen iſt, und aus der ſo abſcheulich ſtinkende Gaſe ſich entwickeln, daß ich es nicht lange in der Nähe aushalten konnte Derſelbe Humus, der ſich wahrſcheinlich ſehr gut zu Felddünger eignet, deckt auch an vielen Stellen die Ufer landeinwärts bis auf mehrere hundert Schritte. Am 12. Julius, wo unſer Karawanenzug einen weitern Marſch von vier Stunden der Richtung des See's folgend in geringer Entfernung vom Ufer zurücklegte, konnte ich aller Bemühungen ungeachtet nicht nicht an den Stand des Waſſers gelangen. Das ganze Geſtade war mit einer fußhohen Schicht von dem gleichen dichten Schlammbrei bedeckt, deſſen erhärtete Kruſte unter dem Gewichte meines Körpers einbrach, ſo daß ich endlich den Verſuch ganz aufgeben mußte. Die Flora und die niedere Thierwelt änderten hier plötzlich ihren Charakter. Es kamen eigenthümliche Salzpflanzen-, ſo wie Inſectenformen vor, die ich in Transkaukaſien und Armenien nie gefunden, worunter beſonders die Geſchlechter Adesmia, Scarabaeus, Oryctes und in vielen Cadavern die ſchöne Megacephala Euphratica. In den ſumpfigen Bewäſſerungscanälen, welche in den See einmünden, fand ich in salzgeſchwängertem Waſſer große Emys-Arten, die ich theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres ſcheußlichen Geruches, nach dem Verluſte meines Weingeiſtvorrathes nicht mit mir nahm. Der Kopf dieſer merkwürdigen Schildkröte war grün mit zwei gelben Streifen zu jeder Seite, welche von den Naſenlöchern bis zu den Augen liefen. Die Farbe des Thieres gelb

mit dunkelgrünen Streifen, die Oberſeite der Schaale dunkelgrün, die untere gelb.

Am 13. Julius verließen wir die Seeufer, zogen in öſtlicher Richtung weiter und lagerten am Ufer eines Sumpfbaches, aus welchem ich mehrere Arten von Süßwaſſerkonchylien fiſchte, welche in Perſien nicht eben zu den häufigen Erſcheinungen gehören. Auch Landſchnecken ſind bei der im Allgemeinen vorherrſchenden Trockenheit der Ebene und bei der Seltenheit der Kalkbildungen im Vergleich zu den kryſtalliniſchen Felsarten nicht häufig und nur in wenigen Arten repräſentirt, obwohl die Behauptung des berühmten franzöſiſchen Reiſenden Olivier, welcher bei längerem Aufenthalt und vielen Reiſen in Perſien nie eine Landſchnecke geſehen haben will, abſolut falſch iſt.

Die große Stadt Tabris, welche in derſelben Hochebene gelegen, die auch das gewaltige Salzwaſſerbecken des Urmiaſee's von 80 Stunden Umfang einſchließt, wurde endlich am 14. Julius bei guter Tagesſtunde erreicht. Unſere Karawane hatte freilich bei überaus langſamer Wanderung und wegen der Sommerhitze und des Futtermangels gewöhnlich ſehr kurzen Tagemärſchen von Erzerum bis hieher 27 Tage gebraucht. Kara-Göz war nun mit ſeinen Waarenballen, Kadirtſchis, Knechten und 360 Pferden glücklich an ſeinem Beſtimmungsorte angelangt und lieferte ſeine Frachtgüter noch an demſelben Tage an die reichen griechiſchen Großhäuſer Ralli und Skuta ab. Er hatte auf ſo langer, mühſamer und gefährlicher Wanderung allerdings den Verluſt von vier Waarenpäcken und ſechs Pferden, ſo wie der Hoſen einiger ſeiner Knechte zu beklagen, welche ihnen die rohen Kurden auf dem Chaſi-Göl abgenommen. Mancher Tropfen Galle und manches graue Haar war ihm vielleicht aus dieſem Verluſte erſproſſen, aber das glänzende Häufchen vollklingender Tomans, das ihm die Caſſiere der reichen Griechen

in deren Comptoirs als Frachtlohn hinzählten, bewährte ſich als heilkräftiger Balſam für ſeine angegriffene Leber, als ſolides Pflaſter für ſein wundes Herz. Ich traf den ſchwarzäugigen Karivan-Baſchi noch an demſelben Abend, als er das Comptoir der Herren Ralli und Comp. verlaſſen hatte. Die ſchönen Goldſtücke, die er eingeſackt, hatten über ſein finſteres Geſicht einen gewiſſen Schimmer von Verklärung ausgegoſſen, und zum erſtenmale ſah ich um ſeinen immer ernſten, unheimlich zuſammengezogenen Mund ein ſüßes Lächeln ſpielen. Er hatte, ſeitdem unſer Handel in Erzerum ſich zerſchlagen, einen ſtummen Groll gegen mich im Buſen getragen und richtete während der ganzen Reiſe nie ein Wort an mich. Alle Strapatzen, alle Gefahren, die wir zuſammen ausgehalten und beſtanden, hatten dieſen Groll nicht ausgetilgt. Daß ich ſeiner Prellerei entgangen, konnte er nimmermehr vergeben. Aber jetzt bewirkte der Zauberklang des Ralliſchen Goldes, was die Wanderungen, die Wetterſtürme und die räuberiſchen Kurden nicht zu erwirken vermochten. Kara-Gös trat mir mit freundlichem Schmunzeln entgegen, ſagte mir, daß er bereits eine Rückfracht gefunden und fragte, ob ich für die Conſuln Englands und Rußlands in Erzerum und Trapezunt keine Aufträge hätte. Wir ſchieden ſonach völlig ausgeſöhnt im beſten Frieden, und meine Verſicherung, daß ich nach meiner Rückkunft in Bajaſid dem Paſcha die nachdrückliche Beſtrafung der kurdiſchen Räuber und ſtrengere Polizei auf dem Khaſi-Göl dringend empfehlen würde, ſchien mir vollends das ganze Herz des buckeligen Karivan-Baſchi zu gewinnen.

Tabris oder Tauris iſt gegenwärtig der Größe nach die zweite, der Bevölkerungszahl nach aber die erſte Stadt des ganzen perſiſchen Reiches. Sie liegt in einer nackten, traurigen Fläche, am Fuße eben ſo nackter, hoher, phantaſtiſch geſtalteter Felsberge, welche den nordöſtlichen Stadttheil halb einkeilend

ſich ſchroff in ziemlich maleriſch geſchwungenen Linien öſtlich über der Stadt erheben und mit ihrer röthlichen Färbung in ihrer äußern Erſcheinung ziemliche Aehnlichkeit mit den kahlen Felsgruppen Siciliens haben. Für gewiſſe Landſchaftsmaler, die eben nur das Nackte in der Natur lieben und kahle Felſenformen mit grellen, wechſelnden Farbentönen und nicht allzu großartigen Maſſen ohne Vegetationskleid oder nur mit dürftigen Baumgruppen bewachſen den ſchönſten üppig grünen und wälderreichen Halden unſerer deutſchen Mittelgebirge und ſelbſt den blumigſten Terraſſen der Alpen von Helvetien und Tirol vorziehen, würden dieſe perſiſchen Bergformen erwünſchten Stoff zu Studien, Skizzen und effectreichen Bildern bieten. Der Botaniker oder der Naturfreund, welcher eben dieſes Entzücken unſerer pinſelnden Landſchäftler an kahlen und farbigen Geſteinmaſſen nicht theilt und der den grünen Schmelz der pflanzenreichen Scala eines Athos oder bithyniſchen Olymps allen nackten, dürren Felſen Griechenlands, Siciliens und Perſiens vorzieht, dürfte an dem Anblick der Felsſcenerie oberhalb der Stadt Tabris nur ſehr mäßiges Ergötzen fühlen. Zum guten Glück hat hier die perſiſche Gartenkunſt im Bunde mit den freundlichen Waſſernixen des entfernteren Sachantgebirges, deſſen Quellen in dieſe Gegenden geleitet werden, dem Uebelſtande einigermaßen abgeholfen und, wie bei Wielands Titania-Inſel, neben dem zackigen Gewirre ſchroffer Steinwände und rauher Klippen ein kleines grünes Paradies geſchaffen, das ſeinen jugendlichen Brautkranz unter den kahlen, gefurchten Scheitel der felſigen Stadtumgebung hindurchwindet. Hunderte und wieder hunderte von großen und kleinen Gärten und Gärtchen umgeben Tabris und liefern dem Luxus der Großen duftige Blumen und Schatten, den Küchen der Reichen und Armen Gemüſe und köſtliche Früchte.

Tabris hat 16,000 Häuſer und nahe an 140,000 Einwoh-

ner. Straßen und Häuſer ſind im Ganzen ſo gleichförmig, daß es einige Zeit erfordert, um ſich hier zurecht zu finden. Die Gabe des Ortsſinns wird auf eine ſcharfe Probe geſtellt, da hervorragende Gebäude oder Gegenſtände, welche zur Orientirung dienen könnten, in dieſer großen Stadt nur ſehr ſparſam vorhanden ſind. Ich half mir hier gerade ſo, wie in den engen Straßen der Merceria von Venedig, indem ich immer der Richtung jener Gaſſen folgte, wo das Gewühl und Geſchrei der Menſchen und Laſtthiere am ſtärkſten war und die Richtung nach einem belebten Mittelpunkt, in Venedig nach dem Marcusplatz, in Tabris nach dem großen Bazar ankündigt, welcher im Verhältniß zur Größe der Stadt hier eine noch viel bedeutendere Rolle ſpielt, als der Bazar in Konſtantinopel, und innerhalb deſſen das eigentliche perſiſche Volksleben concentrirt iſt. Um nicht den Conſuln, an welche ich empfohlen war, gleich bei meiner Ankunft in ſtaubigen Reiſekleidern zur Laſt zu fallen, mühte ich mich, ein Quartier ausfindig zu machen, in welchem ich mein Gepäcke einſtweilen unterbringen wollte. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt machte ich Bekanntſchaft mit einigen Koſaken, die zur Verfügung des ruſſiſchen Conſulats ſtehen, redete ſie ruſſiſch an und bat ſie, mich in einen Chan zu führen. Sie geleiteten mich in der That nach einem Haus, wo ich in einem ſchmutzigen Zimmer ein Dutzend Schnaps trinkender Ruſſen, Armenier und freche Weibsperſonen beiſammen fand, welche eben in einer wilden Orgie begriffen ſchienen. Voll Ekel verließ ich das Haus und ſchickte meinen Dolmetſcher ab, ein Zimmer in der Karawanſerei zu miethen. Indeſſen führte mich der Zufall nach langem Umherirren an einem Hauſe vorüber, wo über dem Portal der gemalte engliſche Löwe und die britiſche Fahne das Generalconſulat J. Majeſtät der Königin von England ankündigten. Müde der langen vergeblichen Irrfahrt ließ ich mich durch einen der perſiſchen Diener, welche nach Landes-

brauch unter der Thüre verſammelt waren, bei Herrn Bonham melden. Ich fand den Conſul im Geſpräche mit dem Dr. Caſſolani aus Malta, dem einzigen europäiſchen Arzte, welcher damals in Tabris lebte. Als ich meine Briefe übergab und meine Verlegenheit klagte, bot mir Dr. Caſſolani ſogleich auf das gefälligſte ein Zimmer in ſeinem Hauſe an. Herr Bonham war zwar auch ſehr gefällig, ſchien aber weniger gaſtfrei und, obwohl er ein ſehr geräumiges Haus und eine ſehr kleine Familie hatte, mochte er ſich doch, ganz wie ſein College Maſter Brant in Erzerum, nicht gerne geniren. Ich geſtehe, daß ich von der engliſchen Gaſtfreundſchaft im Oriente nicht eben die allergünſtigſte Anſicht gewonnen. Meine Briefe von Lord Aberdeen und Sir Stratford Canning hatten nicht die Wirkung, welche man nach der hohen Stellung dieſer Staatsmänner billig erwarten durfte. Im ruſſiſchen Aſien verhalfen mir minder glänzende Recommandationen in der Regel zu einer freundlichen und wahrhaft gaſtfreien Aufnahme. Bei näherer Bekanntſchaft und öfterem Wiederſehen machte freilich auch bei Mr. Bonham die trockene ächt engliſche Sprödigkeit und das formelle Weſen einem leichten Anflug von Gemüthlichkeit Platz. Er zeigte beſondere warme Theilnahme für meine Mittheilungen aus dem Kaukaſus und erwiederte mein Zutrauen durch belehrende Schilderungen über perſiſche Zuſtände. Herr Bonham war mit einer Nichte von Sir Robert Peel verheirathet, einer eben ſo ſchönen, als anmuthigen und gebildeten Dame. Sie hatte die mannigfachen Mühſeligkeiten und Gefahren der weiten Reiſe nicht geſcheut und war unmittelbar nach ihrer Vermählung Herrn Bonham zu Schiff und Pferd nach ſeinem Beſtimmungsort gefolgt. Auf ſtürmiſcher See und in trauriger Wildniß hatten die Beiden zuſammen die Honigmonate des britiſchen Ehelebens verbracht, als deren Frucht ihnen ein liebliches Kind beſchert ward, welches ſpäter mit ihnen über Indien nach China wanderte (wohin

Herr Bonham verſetzt wurde), mithin ſchon im zarteſten Alter die größten Weltreiſen gemacht hat.

Im Hauſe des Dr. Caſſolani war ich gut aufgehoben und lernte eine große Zahl von Perſern aus allen Ständen kennen, welche von früh bis Abend ſein Haus förmlich belagerten und von dieſem weiſen Hekhim, der durch eine gelungene Klumpfuß-operation ſchnell in den Ruf außerordentlicher Leiſtungen gekommen, Abhülfe ihrer mannigfachen Gebrechen und Leiden hofften. Es meldeten ſich mitunter Männer von überaus robuſter Conſtitution, welche wahre Bilder der Kraft und Geſundheit ſchienen und dennoch von tiefen und mitunter ſchmerzhaften Uebeln geplagt waren. So kam unter Andern eines Tages ein reicher Perſer von koloſſaler Geſtalt und faſt bronzefarbigem Geſichtsteint, begleitet von vielen Dienern, wie es bei Reichen die Sitte erheiſcht. Dr. Caſſolani ſah ihn lange forſchend an, bevor er mit ihm die Unterredung begann und äußerte auf italieniſch zu mir: „Dieſer Mann könnte zu einem Herkules als Modell ſitzen und dennoch vermuthe ich, daß er durch übermäßige Ausſchweifungen ſich ein nervöſes Leiden zugezogen. Es iſt nicht das erſtemal, daß ein ſolcher Rieſe zu mir gekommen, um von mir ſtärkende Mittel zu begehren, die ihm erlauben ſollen, ſeiner Sinnenluſt wie bisher zu fröhnen.“ Der Doctor hatte vollkommen richtig vermuthet. Der ſchöne kräftige Perſer klagte über lähmende Gefühle in den Händen und geſtand dem Arzt bei einer geheimen Unterredung, daß er dieſes Leiden ſich durch Exceſſe zugezogen und gewöhnlich im verſtärkten Grade ſpüre, ſo oft er ſeinem ſtarkbevölkerten Harem einen Beſuch abſtatte. Unter den übrigen Patienten waren die Augenkranken in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten. Dr. Caſſolani operirte ein paarmal mit Glück den grauen Staar und ſein Ruf verbreitete ſich bald bis Teheran, wohin er ſpäter auf den ausdrücklichen Wunſch des gichtbrüchigen Mohamed-Schah überſiedelte.

Mit Inbegriff ihrer Gärten und Vorſtädte hat die Stadt Tabris über dritthalb deutſche Meilen im Umfange und dürfte an Flächenraum hinter Wien oder Berlin kaum zurückſtehen. Die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk und beſtehen aus demſelben Baumaterial, wie in Choi und Eriwan, welches dem Straßenſtaube die meiſte Nahrung gibt und wohl zur Häufigkeit der Augenkrankheiten beiträgt. Die perſiſche Architektur hatte bekanntlich nie einen großartigen Charakter, wie die ägyptiſche oder byzantiniſche und ſelbſt die türkiſche mitunter zeigt z. B. in der großen Moſchee Solimanieh. Aber in der Ornamentirung iſt die perſiſche Baukunſt oft ſehr graziös, und die Arabesken, die man an einzelnen Moſcheen in den verfallenen Prachtpaläſten von Ispahan und Schiras und ſelbſt in der von Texier ſorgfältig copirten Ruinenmoſchee von Tabris noch erhalten ſieht, finden in den Bauwerken anderer großer Städte des Orients kaum ihres Gleichen, am allerwenigſten in Konſtantinopel, wo in dem neuen Sommerpalaſt des Großherrn am Bosporus die innere Ausſtattung an übel verſchwendeter Pracht wie an Geſchmackloſigkeit wetteifert. Der Fayenzeſchmuck, die Porzellanvertäfelung der mauriſchen Paläſte, welche ich in Algier und Konſtantine ſah, ſteht hinter der perſiſchen Kunſt in Arabesken, gemalten Guirlanden und farbigen Wandverzierungen weit zurück, und ſelbſt in Eriwan bemerkte der baieriſche Reiſende Herr von Hallberg, daß alle dem orientaliſchen Geſchmack nachgeahmten Decken und Wandarabesken in den Bauten Münchens dem zierlichen Wandſchmucke des alten Sardarſchloſſes von Eriwan, welches heute ein ſimpler ruſſiſcher Oberſt bewohnt, merklich nachſtehen. Im Aeußern der Gebäude zeigt ſich die perſiſche Baukunſt, wie bemerkt, keineswegs zu ihrem Vortheile. Nirgends finden ſich in Perſien Moſcheen, welche ſich mit den moslemiſchen Tempeln in Konſtantinopel, Bruſſa, Cairo meſſen können. Im Innern iſt theilweiſe große Zierlich-

keit verſchwendet und ſelbſt in den Wohnungen minder bemittelter Perſer zeigen die Zimmer doch in der Regel ſauber geglättete Gypswände, und faſt jeder wohlhabende Hausbeſitzer hat ſein Obſt- und Blumengärtchen oder wenigſtens einen von Mauern überragten Hof mit einigen Maulbeerbäumen, unter deren Schatten er auf weichem Teppiche ruhend der Kühle und friſchen Luft genießt. Nargileh dampfend und Scherbet ſchlürfend, auch wohl bei dem Geplätſcher einer Fontaine die üppigen Bewegungen tanzender Sclavinnen beſchauend oder bei ſorgfältig bewachten Thüren an der Seite ſeiner ſchönen Favoritin ruhend, die in ihrer verführeriſchen Haustracht von Flittergold und bunter Seide rauſcht, feiert der Hausherr nach der Mahlzeit den Kef und verſenkt ſich in ſein beſchauliches Nichtsthun, das die eigentliche Wonne des Orientalen iſt.

Wer das Glück hat, ein berühmter und vielbeſchäftigter Hekhim zu ſein, wie der Dr. Caſſolani, welchen das Vertrauen der Reichen und Großen ſelbſt in die Gemächer des Harems beruft, die mit Ausnahme des Hausherrn ſonſt jedem anderen männlichen Sterblichen verſchloſſen ſind, der hat ſich wohl manchmal an dem Anblick ſchöner morgenländiſcher Bilder ergötzt. Auch fränkiſchen Damen geſtatten die perſiſchen Großen ſehr galant den Beſuch ihrer Harems und Gärten. Uns ſind leider dieſe Myſterien der innern perſiſchen Hauseinrichtung in Tabris verſchloſſen geblieben und wir mußten uns mit den Beſuchen einiger Wohnungen von Kaufleuten begnügen, welche noch einfachere Einrichtung zeigten, als die Conſulathäuſer Englands und Rußlands. Die Wände ihrer Stuben waren glänzend weiß geglättet ohne Frescomalereien oder Fayenzezierrathen. Der Luxus beſtand lediglich in den Divans, in ſeidenen Kiſſen und orientaliſchen Teppichen, welche den Boden des Zimmers deckten. Der Harem nimmt gewöhnlich die hintere Seite des Hauſes ein. Die Gärtchen waren reinlich gehalten

mit vielen Roſen, doch ohne Mannigfaltigkeit des Blumenflors. Freilich bei Behmen-Mirza, dem Sardar von Tabris und Bruder von Mohamed-Schah, ging's ſchon buntfarbiger und prächtiger her, wie mir Dr. Caſſolani und Frau Bonham, die zu verſchiedenen malen in das Innere der Sardarwohnung zugelaſſen wurden und ſelbſt den Harem betreten durften, ſchilderten. Dort ſoll die Verzierungskunſt der perſiſchen Baumeiſter recht Hübſches geleiſtet haben und an Mormor- und Alabaſterſchmuck, Vergoldungen, Moſaik, Arabesken und ſelbſt Glasmalereien ein Luxus angehäuft ſein, welchen das einfache, ſchmuckloſe Aeußere des Sardarpalaſtes nicht im Geringſten vermuthen läßt. Alles Schöne haben die egoiſtiſchen Perſer der Augenluſt des Straßenpublicums und der Spaziergänger entzogen und für den Genuß der wenigen Privilegirten aufgeſpart, welche hohe Würden bekleiden oder durch Speculation, Betriebſamkeit und Zufall ſich Reichthümer erworben haben und dem Herrſcher gegenüber in einer Stellung ſind, wo ſie ihres Hausſegens wenigſtens hinter ihren vier hohen Mauern genießen können, ohne eine officielle Beraubung durch die weitreichende Hand des Schahs und Großvezirs fürchten zu dürfen. Uns gewährten die Straßenſpaziergänge nichts, als den eben ſo einfarbigen als einförmigen Anblick aſchgrauer Mauern mit perſiſchem Kothmörtel übertüncht und hie und da von dem mächtig grünen Thronhimmel rieſiger Maulbeerbäume und Platanen überragt.

Auch die perſiſchen Schönen, welche faſt eben ſo zahlreich als die Männer auf der Gaſſe wandeln, um die Bäder oder ihre Verwandten und Freundinnen zu beſuchen, erſcheinen hier nicht in jener buntfarbigen Glorie von Seide und Stickerei, womit ſie in den Harems glänzen und die Augen ihrer Gatten und Herren ergötzen. Sie ſind vom Kopf bis zu den Füßen in einfarbige Linnen, Mouſſeline oder grobe Baumwollzeuge förmlich

eingewickelt, und das Auge blickt nur durch die winzigen Oeffnungen einer gitterförmig gewebten Kopfhülle. Die Straßentracht der Türkinnen und Armenierinnen in Stambul und ſelbſt der Maurinnen in Tunis und Algier, ſo ſtreng man dort auch der gebotenen Geſichtsverhüllung nachzukommen ſucht, würde in Tabris und Teheran für ganz unzüchtig gelten. Die verhüllten Maurinnen der Berberei laſſen wenigſtens die ſchwarzen ſtechenden Augen zwiſchen den weißen Mouſſelinetüchern frei herausſchauen und die brünette Naſenwurzel dazu. Die Türkinnen in Konſtantinopel gehen noch weiter und laſſen mit den ſinnlich brennenden Augen auch das ganze Näschen ſehen, verbergen alſo nur Stirne, Mund und Kinn und gönnen nicht nur ihren Augen freien Ausblick über das bekannte Wonnebild der bosporiſchen Siebenhügelſtadt, ſondern laſſen auch den männlichen Spaziergängern, welche bei den ſüßen Waſſern unter milden Platanenſchatten an ihnen vorüberwandeln, ziemlich ungehinderten Einblick in die weſentlichen Theile ihrer feinen Geſichtchen. Auch die Füßchen ſtecken dort weit ungenirter in den gelben Pantoffeln und laſſen unter den weiten Hoſen manchmal noch einen guten Theil der Wadencontouren ſehen. Die chriſtlichen Armenierinnen ſind in dieſer Beziehung faſt noch liebenswürdiger und gefälliger und laſſen von ihrem Geſichte ſo viel offen, daß man einen ziemlich deutlichen Begriff armeniſcher Schönheiten bekommt, auch wenn man ſich lediglich mit dem Beſuch der Straßen Pera's begnügt, ohne in armeniſche Häuſer eingeführt zu werden. In Tabris hingegen iſt der Phantaſie grenzenloſer Spielraum gegeben. Der hundertaugige Argus, wenn er auch durch hundert Herſchelſche Rieſenteleſkope ſähe, würde ſich doch vergebliche Mühe machen, die geheimnißvollen Reize zu entziffern, welche unter dieſen dichten Hüllen vergraben ſind. Man ſieht nur vermummte Geſpenſter, welche nichts Menſchenähnliches haben und auf der Straße eben ſo leicht für

wandernde Säcke gelten könnten, welchen irgend ein perſiſcher Zauberer ein Paar Füße angehext.

Um perſiſches Volksleben und Volksſitten im Großen zu ſtudiren, iſt der Bazar der einzige geeignete Ort. Wir ſollten hier eigentlich im Plural ſprechen, denn der Bazar von Tabris beſteht aus mehreren Bazaren, iſt ein Conglomerat ſehr vieler Budenhallen. Häusliche Sitten und religiöſes Ceremoniell ſind in Tabris den Europäern unzugänglich, um ſo offener aufgeſchloſſen aber iſt alles übrige. Das öffentliche Leben concentrirt ſich ganz in den weiten Hallen und Höfen des Bazars, wo man Gewerbe, Kunſt, Wiſſenſchaft, ſinnliche Genüſſe, Luxus und Miſere in wunderlichſter Weiſe vermengt findet. Ich durchwandelte dieſen Bazar täglich bald allein, bald in Begleitung meines Dolmetſchers. Anfangs empfahl mir Dr. Caſſolani die Führung und das Geleite eines ſeiner perſiſchen Diener, der von dem Bazarpublicum und der Art, wie daſſelbe zu behandeln war, geübte Kunde zu haben ſchien. Wenn Neugierige uns umdrängten, wenn zudringliche Verkäufer uns mit ihren Anträgen beſtürmten oder die Schaar hungeriger Gaukler und Bettler mit ihrem Mitleid erregenden Klagerufen uns allzuſehr zuſetzten, wußte er mit ſeinen herkuliſchen Armen eine Gaſſe durch das Gedränge zu machen und die Unberufenen abzuweiſen. Allmählig gewöhnte man ſich an unſere tägliche Erſcheinung und ließ uns unſere Bazarſtudien in Ruhe machen.

Was uns gleich bei dem erſten Anblick des Bazars von Tauris am meiſten auffiel, war die ungeheure Maſſe europäiſcher Waaren im Verhältniß zu den Erzeugniſſen Aſiens. Ueber drei Viertheile des Inhalts dieſer Magazine und Buden ſtammten aus Europa, das meiſte aus England. Baumwollzeuge, Tücher, Stahlwaaren aller Art wurden auf den erſten Blick als britiſche Erzeugniſſe erkannt. Deutſchland und Rußland lieferten hiezu die gröbern Artikel. Aus Oeſterreich ſtammten beinahe

ſämmtliche feinere Glaswaaren, worunter beſonders viele Nargilehgläſer nach orientaliſchem Geſchmack mit bunter Farbenpracht überladen. Der Bernſtein für die Tſchibukſpitzen, welche durch ganz Aſien verbreitet ſind, wird zwar größtentheils von den preußiſchen Oſtſeeſtädten geliefert, findet aber erſt in Konſtantinopel ſeine Verarbeitung. Die in Konſtantinopel anſäſſigen böhmiſchen Glashändler waren ſeit einigen Jahren gegen den Bernſtein in Concurrenz getreten, indem ſie Tſchibukſpitzen aus böhmiſchem Glas von gelblich weißer Färbung lieferten, welche der beliebteſten Sorte von Bernſtein täuſchend ähnlich ſahen, aber doch nur bei den ärmern Rauchern Gunſt und Anklang fanden.

Die gröbſten und wohlfeilſten der vorräthigen Manufacturwaaren ſtammten aus Sachſen und Böhmen und beſonders Rußland. Auch Nürnberger Spielwaaren bemerkte ich in ziemlicher Menge, z. B. kleine falſche Kinderuhren mit dem Locomotivbilde auf dem Zifferblatt und der deutſchen Aufſchrift: „Dampfwagenfahrt von Nürnberg nach Fürth.“ Sogar das lithographirte Bildniß Mohamed-Schahs, des gegenwärtigen Herrſchers von Perſien, führte deutſche Aufſchrift und den Nürnberger Verlagsſtempel. Auf vielen roh gearbeiteten Doſen, welche von Aſtrachan kamen, ſah man das eben ſo roh gemalte Bildniß des Kaiſers Nicolaus. Sogar die lithographirten Portraits von Benkendorf, Paskewitſch, Neidhard und andern ruſſiſchen Generalen hingen unter Glas und Rahmen unter den Verkaufsgegenſtänden einer armeniſchen Bude. Rußland lieferte beinahe ausſchließlich das Lederzeug und die gröbſten Tücher, England den raffinirten Zucker, der hier eine der gangbarſten Waaren iſt.

Unter den aſiatiſchen Waaren ſtammt das Schönſte und Geſchmackvollſte aus Hindoſtan, beſonders Shawls, Teppiche, Decken. Die minder fein gewebten Shawls, deren geſchmack-

volle Färbung mitunter den bereits gerühmten perſiſchen Sinn für hübſches Colorit und zierliche Zeichnung bewährt, kommen großentheils aus den ſüdlichen Provinzen Perſiens. Von orientaliſchen Waaren liefert Schiras die beſten und ſolideſten Gegenſtände, beſonders Säbelklingen von ausgezeichneter Güte und mitunter überaus hohen Preiſen. Man zeigte mir prächtig gearbeitete Klingen, in deren damascirten Stahlwellen Ornamentirungen und Arabesken von Gold, zum Theil Inſchriften des Korans enthaltend eingearbeitet waren, deren Werth auf 200 Tomans oder perſiſche Ducaten geſchätzt ward. Von ſolchen koſtbaren Gegenſtänden herrſchte auf dem Bazar von Tabris freilich kein großer Ueberfluß. Denn mancher Reiche ſcheut ſich, dergleichen zu kaufen, um nicht ſeinen Reichthum zu verrathen, und mancher Händler ſcheut ſich, ſolche Waaren zu führen, um nicht die Habſucht des Sardars oder irgend eines perſiſchen Prinzen damit zu erregen, welche oft Liebhaber von ſeltenen und auserleſenen Gegenſtänden, aber gewöhnlich die ſchlechteſten unzuverläſſigſten Zahler ſind.

Bei dieſen perſiſchen Waffen gilt im Allgemeinen, daß der Werth der Klinge den Werth der äußern Verzierung überſteigt. Luxusſcheiden, prachtvolle Griffe von Gold, Elfenbein und Edelſteinen, wie man ſie nicht nur in den Bazars von Konſtantinopel und Cairo, ſondern auch in Tiflis, ja ſogar in Städten der Berberei öfters findet, ſind in Perſien nicht gebräuchlich oder jedenfalls höchſt ſelten. Die größte Sorgfalt wird von den Waffenſchmieden von Schiras ſtets auf die damascirte Klinge verwendet, welche aus einzelnen Stahlſtriemen kalt zuſammen geſchmiedet wird und eine eben ſo anhaltende und ermüdende Arbeit als geübte Hand erfodert. Die Waffenſchmiede von Tabris, Teheran und Ispahan haben es den berühmten Schwertfegern von Schiras in dieſem Handwerk, das im Orient noch auf der Höhe der Kunſt ſteht und in beſonderem

Anſehn gehalten wird, noch immer nicht gleich zu thun vermocht. Waffen aus andern Gegenden des Orients und von anderer Form als die gewöhnlichen perſiſchen Schießgewehre und gekrümmten Säbel z. B. arabiſche Yathagane, georgiſche Kinſchals, von welchen die Waffenbuden Konſtantinopels reichliche Auswahl enthalten, ſcheinen in Perſien nicht beliebt. Wenigſtens bemerkten wir im Bazar von Tabris außer einigen ſchlechten Schaſchken und Kinſchalen, die von Eriwan oder Tiflis kamen, nichts von ſolchen fremden Waffenſtücken.

Merkwürdiger als die Waarenbuden ſind die Werkſtätten der Handwerker. Alle Metiers ſind in dieſem Bazar vertreten von den allerſchwerfälligſten bis zu den feinſten. In der Regel ſind die verwandten Profeſſionen in nächſter Nähe beiſammen, was ſchon deshalb nothwendig ſcheint, weil nicht jedes Geſchäft den Lärmen vertragen würde, der z. B. in der Nähe der Kupferſchmiedewerkſtätten herrſcht. Ohnehin bringen Geſchrei der Verkäufer und Träger, das Summen der plaudernden Gruppen und das raſtloſe Auf- und Abwogen der Durchgehenden Unruhe genug in dieſe Hallen. Bei den Schmieden bewunderte ich eben ſo ſehr die Tactfertigkeit und Schnelligkeit der Schläge als die außerordentliche Kraftanſtrengung. Sieben Männer ſchmiedeten in einer Werkſtätte kupferne Wagſchaalen: Vulcan ſelber hätte der Kunſtfertigkeit dieſer rieſigen braunen Cyklopen des perſiſchen Feuerlandes ſeinen Beifall zugeklatſcht.

Als Gegenſatz zu dieſen lärmenden Metiers verdienen die perſiſchen Schönſchreiber Erwähnung, deren ich bereits im Bazar von Choi geſehen. Sie trieben beiläufig das gleiche Geſchäft, wie die bekannten écrivains publics in den größern Städten Frankreichs und ſind nicht beſſer als dieſe logirt und honorirt. Wer eine Petition an einen Großen oder irgend ein Geſchäftsſchreiben — Liebesbriefe ſind in Perſien nicht gebräuchlich und Figaro würde dort wenig lucrative Geſchäfte machen — abzu-

faſſen hat und des Schreibens nicht kundig iſt, nimmt zu einem dieſer öffentlichen Federfuchſer ſeine Zuflucht. Dieſelben verfertigen auch Talismane und Amulette mit Koranſprüchen auf Pergamentpapier, deren kalligraphiſche Meiſterſchaft nichts zu wünſchen übrig läßt und von unſern beſten Schönſchreibmeiſtern in Europa wenigſtens nicht übertroffen würde.

Auch öffentliche Schulen ſieht man mitten zwiſchen Magazinen und Buden. Der Lehrer-Mollah docirt gewöhnlich bei offener Thür und es herrſcht in dieſen Schulzimmern ein Geſumme wie in einem Bienenkorb. Ich trat ohne Umſtände in einen dieſer Schulſäle ein und grüßte den Schulmeiſter-Mollah, der ſtatt des ſchwarzen zottigen Kalpaks einen weißen Turban trug und mich freundlich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Seine Zöglinge, etwa 60 an Zahl, ſaßen auf den Teppichen des Bodens ziemlich unordentlich im großen Halbkreiſe um den Meiſter. Die meiſten waren Knaben von 10 bis 12 Jahren, doch mitunter auch einige olivenfarbige Lümmel von 17 bis 18 Jahren, die bereits ziemlich ſtattliche Schnurrbärte trugen und, wie mir der Lehrer ſagte, ſämmtlich vom Lande waren. Die Schüler laſen zuſammen alle halblaut, plauderten aber auch ganz ungenirt mit einander, liefen hin und her, wechſelten die Plätze und ſchienen von der Zucht und Ordnung unſerer europäiſchen Schulen keinen Begriff zu haben. Neben der allgemeinen Leſeübung, die hier jeder Schüler für ſich trieb, nahm der Lehrer noch eine beſondere vor, indem er einen Jungen nach dem andern zu ſich rief, der ihm von einem vorgelegten Manuſcript unter beſtändigem Kopfwiegen laut vorleſen mußte. Die ſehr ſauber geſchriebenen Blätter, welche der Schulmeiſter den Zöglingen vorlegte, enthielten Verſe von Hafis und Firduſi, welche dieſe niedlichen Jungen mit derſelben Leichtigkeit laſen, wie der gelehrteſte orientaliſche Profeſſor einer deutſchen Hochſchule. Türkiſche Schriften und Bücher werden in den Schulen der Perſer nicht geleſen. Auch

ſcheinen dort nur Wenige der türkiſchen Schriftſprache mächtig, obwohl die Volksſprache in ganz Aſerbeidſchan ein verdorbenes Türkiſch iſt. Das gewöhnliche Schulgeld, das dem Lehrer-Mollah bezahlt wird, beträgt einen Sahebgeran (30 Kreuzer) monatlich für den reicheren Schüler, einen Abbas (15 Kreuzer) für die Armen. Außerdem werden Extrageſchenke gegeben. So gab einer der Zöglinge dem Meiſter in meiner Gegenwart ein halb Dutzend ſchöner Aepfel.

Muſiker, Sänger, Taſchenſpieler, Gaukler und Mährchenerzähler tragen hier nicht wenig dazu bei, das ohnehin ſo bewegte und lärmende Bazarleben mannigfaltig und unterhaltend zu machen. Der Bazar von Konſtantinopel iſt gewiß viel umfangreicher und hat weit mannigfaltigere und prachtvollere Waaren, bietet aber auch lange nicht dieſes wechſelvolle Bild des Marktes von Tabris und iſt vergleichsweiſe ſtill und langweilig. Bei den Taſchenſpielern ſah ich nichts von überraſchenden Kunſtſtücken, welche man ſonſt von indiſchen Gauklern rühmt. Alles war hier gewöhnlich und ſtand weit zurück hinter der Fingerfertigkeit und der Täuſchungskunſt eines Bosco oder Herrmann. Mährchenerzähler in Derwiſchkleidern fanden aufmerkſame Zuhörer ſowohl unter den Budenmännern als unter den Paſſanten. Ihr Vortrag war lebhaft und feurig, durch Stimme und Mimik ſuchten ſie den Eindruck ihrer Wundergeſchichten zu erhöhen. Im übrigen geht es hier wie auf den Jahrmärkten Deutſchlands und wie in den Seeſtädten Italiens. Alle wollten gern hören und ſehen, aber niemand wollte zahlen, und die Collecte lieferte gewöhnlich ſehr magern Ertrag. Auf dem Marktplatz neben dem Bazar ſtanden gewöhnlich die Muſiker und Sänger. Als ich einer dieſer hauſirenden Künſtlerbanden mich näherte, machte mir die hörluſtige Menge bereitwilligſt Platz. Zwei der Muſiker legten ihre Inſtrumente weg, machten mir eine tiefe Reverenz und führten unaufgefordert, aber ſicher in der Hoffnung eines guten Bakſchiſch,

groteske und obſcöne Tänze aus. Der Rock der Feringhis iſt auch in Tabris mehr reſpectirt als der Kaftan der Orientalen. Das Volk bezeigt ihm ſeine Veneration, will aber auch für jede Artigkeit, die es den Feringhis erweist, doppelt und dreifach bezahlt ſein.

Die europäiſche Geſellſchaft in Tabris iſt faſt ausſchließlich durch die Mitglieder der Conſulate Rußlands und Englands und durch die Geſchäftsführer von vier griechiſchen Häuſern Konſtantinopels repräſentirt, welche letztere den europäiſch-perſiſchen Handel durch Capital, Landeskenntniß und Thätigkeit ausſchließlich zu monopoliſiren und alle einheimiſchen wie fremden Concurrenten zu verdrängen wußten. Der britiſche Generalconſul Bonham führte eine ziemlich einfache Haushaltung und begnügte ſich die kleine europäiſche Colonie ein oder zwei mal in jedem Semeſter zu Tiſche zu laden. Sein ſtiller Charakter eben ſo wie ſein häusliches Glück, der Beſitz einer geiſtreichen, ſchönen und liebenswürdigen Gemahlin, der Lieblingsnichte Sir Robert Peels, mochten gleichmäßig die Urſache an dieſer zurückgezogenen Lebensweiſe tragen, welche den übrigen unterhaltungsluſtigen und vergnügungsſüchtigen Europäern wenig behagte und als britiſcher Egoismus interpretirt wurde. Ungleich beliebter waren die Herren vom ruſſiſchen Conſulate, welche aber auch ihr möglichſtes thaten, durch artiges und liebenswürdiges Benehmen im Privatverkehr, wie durch offene Tafel die europäiſche Geſelligkeit zu beleben und ſo zur Unterhaltung in einer trotz ihrer Größe und Handelsbewegung traurigen und langweiligen Stadt, wo man in der Regel nur zweimal des Monats Briefe und Zeitungen aus Europa bekommt, das ihrige beizutragen.

Das Gleiche konnte man auch von den griechiſchen Kaufleuten rühmen. Die Geſchäfte der Herren Ralli und Comp., des reichſten der vier Häuſer, welches wohl den ausgedehnteſten Handelsverkehr in der Levante hat, beſorgte damals ein gewiſſer

Morfopulo, ein ältlicher Herr von einfachem anſpruchsloſem Weſen und gefälligem, faſt gutmüthigem Charakter, welcher in Tabris auch durch Hoſpitalität, Luxus und Freigebigkeit ſich auszeichnete, das erſte Haus machte und den Herren Conſuls und ihren Attachés wie auch ſeinen griechiſchen Handelscollegen häufig glänzende Gaſtmähler gab. Dr. Caſſolani führte mich gleich am Abend meiner Ankunft zu ihm, wo ich die geſammte europäiſche Geſellſchaft von Tabris mit Ausnahme des Conſuls Bonham verſammelt fand, welche eben im Begriffe war zu Tafel zu gehen. Obwohl ich Herrn Morfopulo weder Creditbrief, noch Empfehlungsſchreiben zu überreichen hatte, wurde ich gleichwohl mit der liebenswürdigſten Artigkeit aufgenommen und erhielt den Ehrenplatz neben Herrn von Oſſerow, welcher damals proviſoriſch dem ruſſiſchen Generalconſulat vorſtand.

Ein reiſender Europäer gehört in Tabris nicht zu den häufigen Erſcheinungen und die Ankunft eines ſolchen gibt in der kleinen europäiſchen Colonie immer manches zu reden. Man ſteckt dann gewöhnlich etwas wißbegierig die Köpfe zuſammen, erkundigt ſich nach des Fremden Nationalität und Herkommen und beeilt ſich ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Neben Herrn Morfopulo können wir auch von den Herren Skuta und Sagranti die Zuvorkommenheit gegen den Fremden und ihren liebenswürdigen Eifer rühmen, ihm den Aufenthalt möglichſt angenehm zu machen. Ruſſen, Engländer und Franzoſen ſieht man in Tabris natürlich öfter als andere Nationalitäten Europa's, da ihre Regierungen in Perſien politiſche Geſchäfte machen und in Teheran ihre diplomatiſchen Vertreter haben. Von reiſenden Deutſchen, welche hier geweſen, wußte man mir keinen zu nennen, als den öſterreichiſchen Naturforſcher Kotſchy und den alten originellen Baron Hallberg aus München, die aber beide flüchtig vorübergezogen ohne zu verweilen. Am Tage vor meiner Ankunft war ein Italiener Namens Foreſti eingetroffen, welcher ſich

für einen Doctor ausgab und an der offenen Tafel des Herrn Morſopulo bereits ſeinen Platz eingenommen hatte. Dieſer ſogenannte Doctor war, wie ich bereits in Erzerum erfahren, ſeit Jahren als wandernder Charlatan in der aſiatiſchen Türkei bekannt und hatte bei gewandter Sprachkenntniß manche Paſchas und Untergebene belogen und betrogen, ihnen bald heilkräftige Wundermixturen gegen alle möglichen Uebel für hohes Honorar verſchrieben, bald mit ſeinen bergmänniſchen Kenntniſſen ſich brüſtend Gold und Silber aufzufinden verſprochen. Zuletzt machte der Charlatan natürlich überall Fiasco und ſelbſt die heroiſchen Mägen der kurdiſchen Begs konnten Dr. Foreſti's Latwergen nicht mehr vertragen. Ueberall zur Thüre hinausgeworfen verſuchte er jetzt in Perſien ſein Glück. Als ich nach meiner Rückkehr vom Sahantgebirge ihn wieder in Tabris traf, hatte er bereits eine ſchöne Praxis, die aber meiſt aus incurablen Patienten beſtand, welche Dr. Caſſolani fortgeſchickt hatte. Herr Foreſti meinte, es ſei in Perſien für einen Feringhidoctor wohl Etwas zu machen. Vertrauen fehle nicht, nur halte es eben ſchwer, das Geld für die Medicamente einzutreiben, denn in dieſem geldſüchtigen Lande wolle Niemand zahlen, ſelbſt nicht der Reiche, nicht einmal der Sardar.

Jene Mahlzeit im Hauſe des Herrn Morſopulo gab mir bereits einen erſten Begriff von der üppigen Lebensweiſe, welche die anſäſſigen Europäer in Tabris führen. Nichts war geſpart und die morgenländiſchen Delicateſſen wechſelten mit den feinſten Erfindungen abendländiſcher Kochkunſt. Fiſche vom kaſpiſchen Meer, Wildpret aus den Wäldern von Gilan, Trauben und Maulbeeren aus Aſerbeidſchan, die feinſten Paſteten, farbige Gelées und Champagner-Cliquot von beſter Qualität in Eis gekühlt. Die Unterhaltung war ſehr belebend. Die Converſation rollte vom Orient zum Occident ab und zu und während uns Herr von Oſſerow ſeine Schilderung des perſiſchen Hofes in Te-

heran, Dr. Caſſolani ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen in Erzerum und Tabris und der Pſeudo-Hekhim Foreſti ſeine Abenteuer unter den Kurden zum Beſten gab, erzählte uns der junge Herr Maurokordato, ein Grieche von den eleganteſten franzöſiſchen Manieren und Verwandter des berühmten Staatsmanns in Athen, von Pariſer Salons und Pariſer Griſetten. Er hatte in der franzöſiſchen Hauptſtadt nicht lange vor ſeiner Verſetzung nach Perſien einige Jahre zugebracht, trug im Lande der Kaftans und Kalpaks noch immer vorzugsweiſe den eleganten Pariſer Frack und die gelben Glacéhandſchuhe und war natürlich in Erinnerung an den Glanz und die Freuden von Paris auf Tabris und das monotone Leben daſelbſt recht übel zu ſprechen.

Mit dem alten Morfopulo plauderte ich inzwiſchen vom Handel. Er ſagte mir, daß der Waarenabſatz in Perſien und Centralaſien ſich von Jahr zu Jahr mindere, der Schmuggelhandel nach den transkaukaſiſchen Provinzen Rußlands dagegen immer ſchwunghafter und einträglicher werde. Nahebei die Hälfte des Waarenimports über Trebiſond und Erzerum bleibt in den Depots von Tabris zur Verfügung der ruſſiſch-armeniſchen Schmuggler und nimmt dann den Weg über den Araxes, wo die Käuflichkeit der Grenzzollbeamten und Koſakenoffiziere den Schleichhandel gar ſehr erleichtern. Der Gewinn, welchen die griechiſchen Häuſer in Tabris damals machten, war enorm. Ihre Geſchäftsführer wurden aber auch ſehr hoch bezahlt und einige hatten noch außerdem gewiſſe Procente des Nettoertrages. Die Herren Ralli ſtellen in der Regel an die Spitze ihres perſiſchen Filialhauſes einen Verwandten oder einen ihrer bewährteſten Commis, dem ſie die Anſammlung eines Vermögens gönnen. Selten bleibt ein Geſchäftsführer über ſechs Jahre an ſeinem Poſten. Der alte Morfopulo geſtand mir, daß er faſt ohne eigenes Vermögen nach Tabris gekommen ſei, jetzt aber hinreichend gewonnen habe, um in Griechenland ſorgenfrei zu leben. Er wolle noch ein Jahr zu-

warten, dann aber unfehlbar von den Geſchäften ſich zurückziehen und in Athen als Rentier ſeine Tage beſchließen. An ſeine Stelle ſollte dann Herr Sagranti kommen, welcher jetzt ſchon im Dienſte der Herren Ralli ſich ein hübſches Vermögen erworben hatte.

Die Mehrzahl dieſer griechiſchen Herren, welche ich in Tabris fand, betrachteten ihren perſiſchen Aufenthalt lediglich als einen guten Weg, um ſchnell zu Vermögen zu kommen. Keiner von ihnen dachte daran, hier für immer zu bleiben, keiner war vom Charakter der Bevölkerung, mit welcher man hier täglich verkehren mußte erbaut, keiner lobte die Freuden des Aufenthalts: Jeder aber ſchimpfte wacker auf das häßliche Klima eines Landes, wo man im Winter am geheizten Kamine fror, wo die Karawanen manchmal im Schnee verſinken, während man im Sommer vor Staub und Hitze faſt verſchmachtet. Das materiell üppige Leben, welches dieſe Herren führten, verſöhnte ſie nicht mit dieſem Aufenthalt, nur der Gewinn war der Magnet, der ſie feſthielt. Die lucrative Seite des Geſchäfts und der Stand der Bilanz waren aber manchmal Schwankungen unterworfen und es fehlte auch in dieſem Punkte nicht an Sorgen, welche ihnen manche Lebensſtunde verbitterten. Oft reichte das Gerücht vom nahen Tode des Mohamed-Schah oder vom nahen Ausbruch eines Krieges mit der Pforte hin, die Käufer aus den ſüdlichen Provinzen und die Karawanen Innerafiens von der Reiſe abzuſchrecken. Man fürchtete, daß beim Tode des Schahs ſeine Oheime wieder das Panier der Empörung aufſtecken und die perſiſchen Provinzen durch Krieg und Anarchie zerreiſſen würden. Obwohl die Perſer keine Zeitung leſen, machen politiſche Gerüchte, welche ihr Intereſſe betreffen, unglaublich ſchnell die Runde durch das Land. Die angekommenen Waaren bleiben dann plötzlich in großen Maſſen ungekauft liegen. Anderſeits wurde freilich der Geſchäftsgang durch das perſönlich freundliche Einvernehmen, welches zwiſchen den Bevollmächtigten der vier

Reiſe

nach

Perſien und dem Lande der Kurden.

Von

Moritz Wagner.

Zweiter Band.

Mit einem Anhang:

Beiträge zur Völkerkunde und Naturgeſchichte Weſt-Aſiens.

Leipzig,

Arnoldiſche Buchhandlung.

1852.

Preis ſich geeinigt hat, wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meiſten Fällen zieht ſogar die ganze elterliche Familie der Braut mit in das Haus des temporären Gemahls, der ſie natürlich auf ſeine Koſten ernähren muß. Oefters wird dies zur ausdrücklichen Bedingung bei Abſchluß des zeitlichen Ehebündniſſes gemacht. Nicht nur ſämmtliche griechiſche Kaufleute, ſondern auch die Mitglieder des ruſſiſchen Generalconſulats waren in dieſer Form beweibt, und die Sitte iſt bei den Europäern in Perſien, beſonders in Aſerbeidſchan bereits ſo alt und allgemein, daß das ſittliche Gefühl dort nicht den geringſten Anſtoß nimmt. Man fragt ſich gegenſeitig ganz unbefangen, wie ſich die Frau Gemahlin befinde und was die Kinder machen. Jeder dieſer Herren hatte einen Theil ſeiner Wohnung für die Frauengemächer reſervirt und nannte denſelben Harem. Die Frauen behielten die Lebensweiſe der Eingebornen bei, ſowie auch die Tracht, verhüllten das Geſicht, wenn ein Fremder den Hausherrn beſuchte, erſchienen nie bei Tiſche, wenn der Gemahl Freunde bewirthete, füllten die Stunden, die ihnen der eheliche Umgang und die Pflege der Kinder übrig ließ, wie die mahomedaniſchen Perſerinnen mit Putz und Badebeſuch aus und erſchienen wie dieſe auf offener Straße in dichten weißen Hüllen vom Haar bis zur Zehe. Eheliche Treue und zärtliche Pflege der Kinder kann man von dieſen neſtorianiſchen Frauen wohl rühmen. Bei gänzlichem Mangel an Bildung des Geiſtes und Gemüthes, ſchön, aber ohne Anmuth konnten ſie wohl dem materiellen Bedürfniß der Männer genügen, nicht aber die Beſtimmung einer Lebensgefährtin nach den Begriffen der gebildeten Stände in Europa erſetzen, wo bei geiſtigem Verſtändniß und ähnlicher Bildungsſtufe die Frau auch Gedanken und Gefühle mit dem Manne zu theilen vermag und mit ihm auch in einem geiſtigen Bunde lebt. Wie wenig dieſe Art von perſiſch-fränkiſcher Ehe die Herren in Tabris befriedigte, bewies

der ſehnſüchtige Ton, in welchem ſie von ihren frühern Liebesverhältniſſen in den großen Hauptſtädten Europa's ſprachen. Wie gern hätte Herr Maurokordato eine elegante Griſette und deren franzöſiſche Grazie der ſchönſten Haremskönigin des Orients vorgezogen und wie ſchmachtete Herr von Oſſerow nach den reizenden Salondamen von St. Petersburg! Keiner von dieſen Herren hat der regelmäßigen Schönheit, welche den Orientalinnen nicht abzuſprechen iſt, das Wort geredet. Aber jeder pries die Liebenswürdigkeit, die Anmuth, die reichen Reſſourcen des Geiſtes und Herzens, welche man unter den gebildeten Frauen Europa's findet. Alle dieſe Eheherren ſchienen ihre neſtorianiſchen Schönen höchſt langweilig und reizlos zu finden und beneideten Herrn Bonham um den Beſitz ſeiner ſo gebildeten, liebreizenden Frau.

Sobald nach Ablauf der feſtgeſetzten Zeit der Ehecontract gelöst iſt, wird ein neuer Vertrag geſchloſſen, wenn der Europäer nicht inzwiſchen ſeiner temporären Gattin müde geworden iſt und ein ähnliches Verhältniß mit einer andern anknüpfen will. Die entlaſſene Frau findet um ſo ſchneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenoſſen, als ſie demſelben eine hübſche Baarſchaft mitbringt, während ſonſt der heirathsluſtige Neſtorianer ſeine Frau ihren Eltern abkaufen muß. Die aus dem zeitlichen Ehebunde mit dem Europäer hervorgegangenen Kinder gehen faſt immer in den Beſitz der Mutter über. Man verſicherte mich, daß die neſtorianiſchen Mütter für dieſe Kinder eine faſt zärtlichere Liebe bewahren, als für die ſpäter im neuen Ehebündniſſe Gebornen. Auch der neſtorianiſche Stiefvater ſoll ſeine Pflichten gegen dieſe mit der Heirath an ihn übergehenden Kinder keineswegs vernachläſſigen. Noch merkwürdiger iſt, daß die europäiſchen Väter, ſobald ihre Beſtimmung ſie in ihre Heimat zurückruft, ihre Kinder, wie es ſcheint, ganz ohne Gewiſſensſcrupel zurücklaſſen und dann der

Inhalt.

X.

Seite

Tabris. Hiſtoriſche Rückblicke auf ältere und neuere Zeiten. Perſiſche Zuſtände unter Feth-Ali Schah und Abbas Mirza nach den Mittheilungen engliſcher Beobachter. Converſationsfrüchte über perſiſche Verhältniſſe unter Mohamed Schah. Huſſein Chans Miſſion nach Frankreich. Franzöſiſche Exercirmeiſter. Graf Damas. Charakterzüge Mohamed Schahs und Hadſchi Mirza Agaſſi's. Kaiſer Nicolaus und der perſiſche Kronprinz. Häusliche Scenen. Die Ruſſen und ihre Politik. Die Engländer und die Franzoſen in Perſien 1

XI.

Ausflug nach dem Sahantgebirge. Geologiſches. Die Thermalquelle von Liwan. Die Grotte Iskanderiah. Naturcharakter des Sahant. Maragha und ſeine Geſchichte. Beſuch in Herbi. Das Luſtſchloß Halat-Buſchan. Rückkehr nach Tabris. Reiſe nach dem Süduſer des Urmiaſee's. Mirza Ali. Sirdari. Ilehitſchi. Mamegan. Die Stadt Duchalchan. Ein Abenteuer und eine perſiſche Gerichtsſcene. Aufenthalt in Daſchgeſan. Die petreficirenden Quellen und die Marmorbrüche. Geognoſtiſche Beobachtungen. Weiterreiſe nach Binab 67

XII.

Von Binab nach Perſiſch-Kurdiſtan — Der Dſchagatufluß — Landſchaftscharakter — Eine Nacht unter kurdiſchen Nomaden — Charakterzüge der Kurden. Die ſüdlichen Uferlandſchaften des Urmiaſee's. Eine Vogeljagd. Sauk Bulak. Zuſtände von Kurdiſtan. Ritt nach Serdaſcht und Rückkehr nach Sauk Bulak. Baliſta. Babari. Der ungaſtliche Neſtorianer. Turkman. Ein Abenteuer unter perſiſchen Frauen 96

XIII.

Seite

Ankunft in Urmia. Die amerikaniſchen Miſſionaire. Aufenthalt in Seir. Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdiſtans. Geognoſtiſche Verhältniſſe. Beſuch am weſtlichen Seeufer und im Dorf Gödiye. Grabhügel der Feueranbeter. Die Neſtorianer am Urmiaſee und in Kurdiſtan. Der Untergang der neſtorianiſchen Alpenrepublik in Dſchulamerk — eine Epiſode aus der neueſten Geſchichte des Orients 123

XIV.

Reiſeprojecte. Abenteuerlicher Beſuch in einem perſiſchen Hauſe. Die nordweſtlichen Uferlandſchaften des Urmiaſee's. Geognoſtiſche Beobachtungen. Die räthſelhaften Ruinen des Felsſchloſſes Gertſchin-Kaleh. Reiſe über Salmas und Choi nach Bajaſid 159

XV.

Schlußbetrachtungen.

Die neueſten Ereigniſſe in Perſien. Herat, ſeine Vergangenheit und Gegenwart. Die politiſche Bedeutung von Khoraſan und Herat. Rußlands und Englands Stellung in Centralaſien. Ueber die wahrſcheinlichen Folgen eines Zuſammenſtoßes der beiden Großmächte in Aſien. Der „ruſſiſche Ton" — ein Erbſtück der Mongolen. Die britiſche Macht in Indien. Die Zukunft. Die Lage der Dinge im Kaukaſus und in Kurdiſtan 175

Anhang.

I.

Beiträge zur Ethnographie des Orients.

1.

Die Kurden — ihre Herkunft, Sprache, geographiſche Verbreitung, Einrichtungen, Lebensweiſe, Sitten und Charakterzüge . . 217

2.

Die Yeſidis oder Teufelanbeter — ihre Herkunft, Sprache, Poeſie, Religion, Sitten, Gebräuche und Charakterzüge 249

II.

Beiträge zur Naturgeſchichte Vorderaſiens.

Phyſiſche Geographie. Klimatologie. Geologiſche Reſultate. Bemerkungen über den Charakter der Flora und der Fauna im türkiſchen Armenien, Kurdiſtan und weſtlichen Perſien. Verzeichniß der vorkommenden Thiere und Beſchreibung neuer Arten. . 282

X.

Tabris. Hiſtoriſche Rückblicke auf ältere und neuere Zeiten. Perſiſche Zuſtände unter Feth-Ali Schah und Abbas Mirza nach den Mittheilungen engliſcher Beobachter. Converſationsfrüchte über perſiſche Verhältniſſe unter Mohamed Schah. Huſſein Chans Miſſion nach Frankreich. Franzöſiſche Exercirmeiſter. Graf Damas. Charakterzüge Mohamed Schahs und Hadſchi Mirza Agaſſi's. Kaiſer Nicolaus und der perſiſche Kronprinz. Häusliche Scenen. Die Ruſſen und ihre Politik. Die Engländer und die Franzoſen in Perſien.

Tabris oder Tauris, das Kandſag der Armenier und Ganzaka der Byzantiner, wurde in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts durch den armeniſchen König Khosrow, der noch ein eifriger Anhänger des Feuercultus war, gegründet. Fauſtus von Byzanz nannte es zu Ende des vierten Jahrhunderts Kandſag Schahasdan d. h. „Ganzaka, die Königsſtadt." Ritter glaubt nicht, daß dieſe Stadt identiſch ſei mit der alten Gazaka des Ptolemäus, welche in der Mitte des zweiten Jahrhunderts als urbs regia florirte. Letztere iſt wohl die Gaza des Strabo, die erſte Reſidenz der alten Könige, deren Namen ſpäter auf die Ecbatana secunda, die alte Stadt Tabris überging, von welcher Moſes von Chorene in ſeiner armeniſchen Geſchichte ſagt, daß König Tiridates, welcher bekanntlich das

Chriſtenthum in Vorderaſien mit Ueberredung und Waffengewalt verbreitete, dieſe Stadt, die bereits mit ſieben Mauern umgeben war, noch mehr befeſtigt und daſelbſt einen der Seinigen als Statthalter zurückgelaſſen habe.

Nach dem Bericht des armeniſchen Geographen Indſchidſchean erbaute der König Khosrow der Große, welcher im fortwährenden Kampf mit dem König Artaſchir aus dem Königgeſchlecht der Saſſaniden lebte, in der Provinz Baruſch eine furchtbare Stadt mit ſieben Mauern, welche er Davreſch d. i. „dieſe (Da) iſt zur Rache (i vresch) des Haſſes“ nannte. In der Biographie von Narſes dem Großen wird zwar König Tiridates als Erbauer der Stadt genannt. Doch iſt nach der Meinung Indſchidſcheans nur der Wiederaufbau damit zu verſtehen, da dieſelbe im Jahr 321 n. Chr. von jenem Verbreiter des Chriſtenthums erobert, dann aber wieder hergeſtellt und befeſtigt wurde.

Von den jüngern orientaliſchen Geographen und Hiſtorikern liegen über Tabris viele Berichte vor. Ebn Haukal nennt ſie zuerſt Tabriz und bezeichnet ſie zu ſeiner Zeit als einen unbedeutenden Flecken. Abulfeda ſagt, daß der Name Tauriz ſo nach der Ausſprache des gemeinen Volks laute. Von den mahomedaniſchen Orientalen wird Zobeida Khatun, die Gemahlin Harun al Raſchids als die Erbauerin der Stadt Tabris genannt, welche dieſelbe im Jahr 791 n. Chr. wahrſcheinlich an der Stelle eines verödeten Ortes neu errichten ließ. In den Jahren 858 und 1042 wurde die Stadt durch Erdbeben gänzlich zerſtört, erſtand aber ſtets wieder aus ihren Ruinen. Unter den Mongolen-Kaiſern wird Gaſan Khan als einer der Herrſcher genannt, welcher Tabris vergrößerte und verſchönerte. Unter den verſchiedenartigen traurigen Schickſalen, welche dieſe durch ihre geographiſche Lage als Haupt- und Cen-

tralort der Provinz Aſerbeidſchan hochwichtige Stadt betroffen, war keines furchtbarer als das Rachegericht, welches der blutdürſtige türkiſche Padiſcha Murad IV., der osmaniſche Nero, wie ihn Hammer Purgſtall nennt, an der eroberten Stadt vollzog. Die prachtvollſten Gebäude und Denkmale, unter andern das Schloß und Grabmal des Mongolen-Kaiſers Gaſan Khan, wurden der Erde gleichgemacht. Ein Meer von Feuer und Rauch wogte über die Ebene. Die ſchöne Moſchee Uſſanhaſan ſicherte vor der vandaliſchen Wuth des Tyrannen nur der Ausſpruch des Mufti, daß dieſelbe von einem rechtgläubigen Sunniten, nicht von einem ketzeriſchen Schiiten erbaut worden ſei.

Wenige Jahrzehnte ſpäter ſcheint ſich die Stadt wieder zu großem Glanz erhoben zu haben, wie wir aus der Beſchreibung des berühmten alten franzöſiſchen Reiſenden Chardin entnehmen, der ſie 1673 beſuchte. Nach ſeinen Angaben zählte Tabris damals 15,000 Häuſer, auf den verſchiedenen Bazaren 15,000 Buden mit 300 Karavanſereis, 250 Moſcheen und 550,000 Einwohnern. Dieſe Zahlen ſchmecken freilich nach arger Uebertreibung, obwohl der nicht immer genaue und gewiſſenhafte Chevalier Chardin ſich auf die genaueſten Erkundigungen beruft, die er eingezogen habe. Sicher aber ſcheint, daß Tabris ſpäter in Folge von Kriegen, von Anarchie und Erdbeben, von ſeinem damaligen Glanze im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder ſtark herabgeſunken war. Als Jahre der fürchterlichſten Erderſchütterungen im alten Feuerlande Aſerbeidſchan werden 1727 und 1780 genannt. Die erſte Kataſtrophe ſoll 70,000, die andere 40,000 Menſchenleben in der Stadt gekoſtet haben, ungerechnet der Verheerungen in den kleinern Städten und Ortſchaften der Provinz. Erdſtöße ſpürte man ſeitdem bis auf die neueſten Tage. Jene unterirdiſchen Kräfte,

welche im weiten Halbring um dieſes perſiſche Vorſtufenland Armeniens ſo viele Rieſenvulcane aufgethürmt, deuten mit dieſen Erſchütterungen noch immer ihre Gegenwart an, obwohl ihre Gewalt ſchwächer geworden und die alten Feuerphänomene wenigſtens nicht mehr zu Oberfläche gelangen. Auch im Centrum der Provinz Aſerbeidſchan finden ſich Spuren einer anhaltenden vulcaniſchen Thätigkeit, Kegelberge mit wohlerhaltenen Kratern, Lavaſtrömen und Auswürflingen. Auf dem Markt von Tabris ſah ich weiße Bimsſteine und ſchwarze Schlackenſteine voll von Poren, die ſo leicht waren, daß ſie auf dem Waſſer ſchwammen, von den Eingebornen in beſondere Form gebracht und von den Perſern und Kurden beſonders zum Putzen ihrer Stahlwaffen gebraucht wurden. Das ſchreckliche Erdbeben von 1840, welches am Araxes ſo arge Verheerungen anrichtete, wurde in Tabris weniger geſpürt.

Zu Anfang unſeres Jahrhunderts war Tabris nach dem Berichte Kinneirs in einem ziemlich elenden Zuſtand, hatte ſchlechte Häuſer und nur 30,000 Einwohner. Einige Jahre ſpäter ſcheint ſie ſich raſch erhoben zu haben. Morier und Ouſeley fanden ſie 1813 im beſten Fortſchritt, die moderne Stadt wurde inmitten der alten Ruinen gebaut. Die von Ali Schah erbaute Burg Ark Ali Schah genannt, welche die Reiſenden jener Zeit als das intereſſanteſte Gebäude der Stadt bezeichnen, war vom jungen perſiſchen Kronprinzen Abbas Mirza zu ſeinem Wohnpalaſt reſtaurirt und darin ein Arſenal mit Werkſtätten und einer Kanonenbohranſtalt angelegt worden. Mit der Lebensgeſchichte des genannten hoffnungsreichen perſiſchen Kronprinzen, der zum Unſtern Perſiens und der weſtaſiatiſchen Europäiſirung allzufrüh verblich, ohne die umfangreichen Reformprojecte, die er als Thronfolger adoptirt hatte, als Thronbeſitzer zu einer großartigen Ausführung bringen und ins praktiſche Leben rufen zu können, iſt

auch die Geſchichte des neueſten Emporblühens der Hauptſtadt Aſerbeidſchans ſo innig verwebt, daß wir nicht umhin können, aus der Schilderung europäiſcher, beſonders engliſcher Reiſebeſchreiber, welche ſich damals in Perſien aufgehalten, namentlich Moriers, Ker Porters, Fraſers u. ſ. w. die nähern Einzelheiten dieſer Periode mitzutheilen, ohne welche die ſpätere Schilderung der politiſchen Zuſtände in dieſem Theile von Perſien aus der Zeit, in der wir uns daſelbſt aufgehalten, den meiſten unſerer Leſer unverſtändlich bleiben würde. Wir folgen hier genau der Zuſammenſtellung, welche Karl Ritter aus den Werken der benannten Reiſenden von dieſer denkwürdigen Epiſode der neuperſiſchen Geſchichte gegeben, da wir ſie nicht getreuer, vollſtändiger und anſchaulicher darſtellen könnten. Ritter vergleicht Abbas Mirza's rühmliche Anſtrengungen, Perſien der Barbarei zu entreißen und der europäiſchen Cultur ſich zu nähern, mit dem rühmlichen Wirken Kublai Khans in China und Kaiſer Abbars in Indien, die wie er über die Vorurtheile ihrer Zeit und ihrer Völker ſich zu erheben wußten.

„Die ſeltſamſte Erſcheinung, ſagt J. Morier als Augenzeuge, war es, auf altem iraniſchen Boden die Verſuche der Einführung europäiſcher militairiſcher Disciplin im Widerſtreit mit der alten Volksmeinung und dem tief eingewurzelten Fatalismus des Orients wahrzunehmen. Allerdings hatte früher Schah Nadir die größten Siege nur mit undisciplinirten Truppen davon getragen; aber er war nur ein Räuber an der Spitze ſeiner Horde, deren Feinde überall eben ſo undisciplinirt wie die ſeinen waren. Die kräftige Oppoſition von Janitſcharen, wie einſt in der Türkei, war hier nicht zu überwinden, wohl aber der Hohn des Hofes ſelbſt, der Prinzen, der Großen im Reiche und im Volke zu beſiegen. Abbas Mirza war allein der haltende Schlußſtein des durch Napoleons Emiſſarien, Gardanne u. A.,

angeregten und unter begünſtigenden Umſtänden durch Franzoſen und ruſſiſche Deſerteurs neu eingeführten Syſtems, aus Ueberzeugung, daß nur durch Bildung einer Artillerie und durch die Disciplin das Perſerheer gegen den drohenden disciplinirten Grenzfeind, die Ruſſen, unüberwindlich ſein würde, weil jeder frühere Widerſtand ohne disciplinirte Truppen erfolglos geblieben war. Solange von dieſer Seite die Gefahr gegen die Grenzprovinz, deren Gouvernement dem Kronprinzen anvertraut war, drohend blieb, ſo lange zeigten auch Ernſt und Eifer ungewöhnliche Anſtrengungen, die aber mit dem Fortſchritt der Jahre, als der Prinz ſchon die Früchte der Ausſaat zu früh ernten wollte, und die dem Perſer zu lange Dauer des Wachsthums ermüdete, wieder in Ohnmacht zurückſanken. Der Gewinn jenes anfänglichen Eifers konnte bei dem plötzlich erfolgenden Tode von Vater und Großvater kaum noch durch die Treue des Beiſtandes der Europäer auf den Enkel und Sohn, den jetzigen Schah, übertragen und zur Sicherung ſeiner Thronbeſteigung und Herrſchaft angewendet werden. Um den tief eingewurzelten Haß gegen alles, was von den Feringhi kam, zu beſiegen, wollte Abbas Mirza ſelbſt erſt als Recrut von Ruſſen und Franzoſen das Exercitium einlernen und die Uniform tragen, um mit ſeinem Beiſpiel voran zu gehen. Er fing mit 20 bis 30 Mann im geſchloſſenen Hofraume ſeines Palaſtes die Uebungen an, um nicht verlacht zu werden. Nachdem er ſich ſelbſt an die Spitze geſtellt und ſeine Leute gewonnen, gab er dem Adel Befehl, die Muskete eben ſo zu führen. Da es an einheimiſchen Commandeurs fehlte, übergab er den franzöſiſchen Offizieren, die zuerſt mit Bonaparte's Embaſſade unter General Gardanne nach Perſien gekommen waren, das Commando der großen Abtheilungen und hoffte dadurch großen Fortſchritt gewonnen zu haben. Englands Politik merkte bald den Plan der Neufranken, und die Embaſſaden

Sir Hartford Jones' und General Malcolms wußten bald die Rathgeber Bonaparte's aus dem perſiſchen Conſeil zu verdrängen, die Disciplinirung aber behielten ſie bei, ſetzten aber britiſche Commandeurs an die Stelle von jenen. Durch Abbas Mirza's jugendlichen Enthuſiasmus, und dadurch, daß er der Tapferſte und Vorderſte bei jeder Arbeit, in jeder Schlacht war, zwang er die andern zur Nachfolge. Als die franzöſiſche durch die engliſche Miſſion ganz verdrängt war, ging der Prinz darauf aus, ſich mit dem Beiſtande der Briten eine Artillerie zu ſchaffen unter Lieutenant Lindſay's von Madras Vorſtande, während Major Chriſtie das Commando der Serbaz oder der Infanterie erhielt, dren Kern anfänglich aus den Ueberläufern der ruſſiſchen Armee auf die perſiſche Grenze gebildet worden war. Der Vorwurf, daß der Kronprinz ſo durch den „Nezam" (d. i. die Disciplin des neuen Exercitiums) der Feringhi die Religion des Islam untergrabe (denn es wurden z. B. die Bärte abgeſchoren!), zog ihm zwar den Haß ſeiner eignen Brüder, zumal des mißgünſtigen Ali Mirza und ein gewiſſes Mißtrauen der Perſer zu, die Gemeinen, Iliyat, von den Wanderſtämmen Aſerbeidſchans genommen, waren aber nach und nach ganz gut dreſſirt und eingeübt. Sie eigneten ſich trefflich dazu, aber die perſiſchen Offiziere legten überall ſelbſt die größten Schwierigkeiten in den Weg. Nur die Energie des jugendlichen Charakters Abbas Mirza's, der damals von Freund wie Feind auch gelobt ward, der Adel ſeiner Geſinnung und ſeine perſönliche Tapferkeit, dann die drohende Stellung der ruſſiſchen Nachbarn und die liebenswürdigen, ja bezaubernden perſönlichen Eigenſchaften des Prinzen, ſagt J. Morier, überwanden alle jene Hinderniſſe. Voll Naivität und Humor, ungemein wißbegierig, nicht ohne Erfolg in ſeinen militairiſchen Beſtrebungen, den Studien ergeben, im Beſitz der engliſchen und franzöſiſchen Sprache, um-

geben von einer Bibliothek und Kartenſammlung, ſelbſt für die Aufnahme Aſerbeidſchans durch ſeinen Generalſtab unter Colon. Monteiths Leitung bedacht, Einheimiſche wie Fremde gewinnend, gehört ſeine vorübergehende Erſcheinung unſtreitig zu den größten Merkwürdigkeiten von Tabris.

Keineswegs immer glücklich in der Grenzvertheidigung ſeiner Provinz gegen Georgien zeigte er, ſagt Jaubert, jedoch den Ruſſen frühzeitig, daß er kein verächtlicher, barbariſcher Feind ſei; er hatte ſtets die Gegner unerbittlich verfolgt, aber ſeine gefangenen Feinde immer großmüthig behandelt. Der Schah von Perſien, Feth Ali, war ſtolz auf die Eigenſchaften, aber mißtrauiſch auf die Unternehmungen ſeines Thronfolgers geweſen; als er aber die erſte Revue der wohldisciplinirten Truppen ſich vor ſeinen Augen entwickeln ſah, ſo war er entzückt über die Ordnung ſeiner rohen Nomaden, deren wilde Independenz, mit der er ſtets zu kämpfen gehabt, ſich ſo ſchnell in die ſtricteſte militairiſche Dreſſur umgewandelt zu haben ſchien, und er wähnte ſich nun ſtatt wilder Barbaren mit dem Lager eines geregelten Armeecorps umgeben. Dieſer Eindruck war der fernern Durchführung des europäiſchen Militairſyſtems ungemein günſtig, dem, wenn mit Conſequenz und Nachdruck durchgeführt, allmählig auch Induſtrie, Handelsverkehr, Gewerbe, Schulunterricht und die verſchiedenſten Zweige der Civiliſation durch die militairiſche Schule nachgefolgt ſein würden.

Ker Porter, der, von Abbas Mirza für früher ſeinem Embaſſadeur in England, Abul Haſſan Khan, geleiſtete Dienſte als Gaſtfreund bei ihm aufgenommen, in ſeinem Gefolge, von ihm ſelbſt dazu eingeladen und auf Händen getragen, die Reiſe im Jahre 1819 nach Hofe zum Nuruzfeſte gemacht hat, meinte damals, wenn dieſer Prinz zur Herrſchaft in Perſien gelange, ſo würden europäiſches Recht und Geſetz durch ihn in ſeinem Reiche

Wurzel faſſen. Dies hat ſich anders geſtellt, und noch ſcheint der Boden dazu dort nicht vorbereitet genug geweſen zu ſein; es gehörten noch andere dazu als die junge europäiſche Schule am Hofe zu Tabris. Die ſanguiniſchen Hoffnungen, die man auf den jugendlichen Kronprinzen geſtellt, gingen mit ſeinem fortgeſchrittenen Alter wohl auch keineswegs alle in Erfüllung. B. Fraſer wenigſtens, ſein ſchärfſter Kritiker, fand ſchon im Jahre 1822 gar manches an ihm zu tadeln. Er meinte, ſeine Europäiſirung ſei mehr kindiſche Luſt am Neuen geweſen, als tieferes Staatsintereſſe; ſeine perſönliche Bravour ſei nicht weit hergeweſen; den Schmeicheleien ſehr hold, ſei er, voll Eitelkeit und Capricen und umgeben von ſchlechten Verwaltern, ungeſchickt in Unterhandlungen geblieben und habe ſich doch eigentlich nie wirklich populair zu machen gewußt.

Damals war das Arſenal in Tabris im trefflichſten Gange unter Mr. Armſtrongs Leitung; die Gießereien lieferten ihre Feuerwaffen. Eine Anzahl von perſiſchen Aerzten und Wundärzten, die auf des Prinzen Koſten ihre Studien in England gemacht, waren am Hofe und bei der Armee angeſtellt. Eine Druckerei war im Gange, die neuangelegte Papierfabrik brachte wegen Mangel an leinenen Lumpen noch nicht den gehofften Ertrag. Die begonnenen Grubenarbeiten und Bergwerke im Koflan Koh, wahrſcheinlich auf Kupfererze von Williamſon unternommen, aber durch den Geiz Abbas Mirza's, ſagt Th. Lumsden, in Stocken gerathen, waren zwar mißlungen, dagegen ſpäterhin doch andere in der mehr nördlichen Savellankette im Weſten von Ahar angelegt und in neueſter Zeit wirklich in Gang gekommen. Als aber die Leitung in den Werkſtätten des Arſenals in die Hände der Perſer ſtatt der Europäer gelegt ward, ging Alles wieder rückwärts, die alte Unordnung riß wieder ein, die Magazine wurden nicht gefüllt, die Gelder veruntreut, die Fabriken

gaben geringen und ſchlechten Ertrag, der Geiz der Kadjaren hielt jeden Pfennig zurück. Die Beamten wurden ſo ſchlecht oder gar nicht wie die Truppen bezahlt, ſie gingen auseinander und die Soldaten ohne Sold liefen vor den Ueberfällen der Türken in ihre Heimat.

Der unter Feth Ali Schah lange dauernde Friede im Innern des Perſerreiches trug jedoch ſehr vieles zum Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlſtandes von Perſien und zur Sittigung ſeiner jüngern Generation bei; aber die Mängel der innern Verwaltung blieben, die Habſucht der Kadjarendynaſtie, die Willkür und innere Uneinigkeiten der Prinzen, die überall zu Gouverneurs der Provinzen eingeſetzt waren, und die allgemeine Beſtechlichkeit der Beamten hinderten ſelbſt in der mit am beſten verſorgten Provinz Aſerbeidſchan den Aufſchwung, deren ſie durch ihre Lage und Stellung fähig geweſen ſein würde. Damals (1819) ſaßen außer Abbas Mirza in Aſerbeidſchan noch neun andere ſeiner Brüder als Gouverneure der Hauptprovinzen in eben ſo vielen großen Reſidenzen des Reichs, jeder mit ſeinem königlichen Hofſtaate, Schatze und Truppencorps ganz ſouverain in ſeinem Gouvernement; außer dieſen aber in den höchſten Civilämtern ſtehenden hatte der Schah in den geringern noch 39 leibliche Söhne und von 140 Töchtern viele der Schwiegerſöhne, die auf gleiche Weiſe innerhalb der Grenzen des Reichs untergebracht waren oder doch ſein wollten. Dieſer Zuſtand allein ſchon war an ſich hinreichend, um keinem, auch dem Kronprinzen nicht, einen größern allgemeinern Einfluß über die Grenzen ſeiner Provinz hinaus zu geſtatten, dagegen wohl um alle Theile des Landes gleichmäßig auszuſaugen, dabei ſelbſt zu verarmen und die Finanzen des Reichs wie alle übrigen Verhältniſſe in die größte Verwirrung zu bringen. Nimmt man hierzu den unſichern Zuſtand und Ertrag des Abgabenſyſtems, das auf wirkliche Ab-

gaben, auf Naturalien-Lieferungen und die Geſchenke aller Großen am Nuruzfeſte baſirt iſt, wo die regulairen Geldabgaben nur gering, die Geſchenke aber ungeheuer ſind, weil die erpreßten Summen, die den Erpreſſern am meiſten zu Gute kommen, noch viel ungeheurer ſind, ſo begreift man, wie mit dem größten Luxus und der größten Habgier der Beherrſcher doch immerfort Finanznoth die Hemmung aller Unternehmungen ſein muß.

Wie die Stellung des Kermanſchah-Gouvernements gegen das türkiſche Paſchalik von Bagdad einflußreich auf die Entwicklung der Südgrenze des Reichs geworden, ſo mußte die Stellung gegen das ruſſiſche Transkaukaſien und gegen das türkiſche Erzerum nothwendig ſeinen politiſchen und mercantilen Einfluß auch auf die weſtliche Grenzmark des Reiches, auf Aſerbeidſchan, ausüben. Denn ohne dieſen Einfluß würde ſchon die begonnene Europäiſirung nicht ſtattgefunden haben. Jene räumliche Stellung brachte eben hier den Orient mit dem Occident in die nächſte Berührung.

Nach dem Kampfe der Ruſſen und Perſer, an deren Spitze Abbas Mirza den Krieg geführt, ſollte durch britiſche Unterhandlung Sir Gore Ouſeley's, des damaligen Geſandten in Perſien, der Friede am Araxes vermittelt werden. J. Moriers Bericht aus jener Zeit verſetzt uns in den Gang der Unterhandlungen, bei denen er ſelbſt vorzüglich thätig war. Der Schah ſetzte ſich deshalb mit ſeinem ganzen Hoflager von ſeiner Reſidenz aus nach Aſerbeidſchan in Bewegung. Das Land muß die Koſten jedweder Reiſe des Schah, wie ſeiner Prinzen, ſeiner Truppen, Eilboten und Gäſte (Mehmans), das iſt ſeiner ganzen Begleitung, tragen. Auch der ärmſte turkomaniſche Zeltbewohner war und iſt dazu verpflichtet, mit ſeiner letzten Habe die Magazine zu füllen. Für den Schah mußte ſtets das Beſte geliefert werden, das feinſte Mehl, Gerſte, Stroh, Vieh, Wild, Fleiſch, Obſt u. ſ. w.

In der Ebene von Oujan war beim feierlichen Empfange des Schah auf der Grenze des Gouvernements Aſerbeidſchan alles von Seiten Abbas Mirza's geſchehen, um den königlichen Gebieter in Erſtaunen zu ſetzen über die Fortſchritte, die ſein Gouvernement durch die Europäiſirung gewonnen hatte. Beim Iſtakkall d. i. der erſten Begrüßung warf ſich der Prinz vor dem Fuße des königlichen Pferdes nieder und küßte (wie Abſalon vor David, 2. Samuel. 14, 33) die Erde als Zeichen der Unterwürfigkeit und des Gehorſams. Er ging dann zu Fuß, mit ſeiner Muskete auf dem Rücken, vor dem Roſſe des Schah einher und beſtieg das ſeinige nur erſt, als dieſer es ihm gebot. Der Schah wurde dann von dem disciplinirten Truppencorps mit Evolutionen, türkiſcher Muſik u. ſ. w. empfangen, um ihn, ungeachtet der großen Geldſpenden, doch noch in kriegeriſcher Stimmung gegen die Ruſſen zu erhalten. Ein temporärer Palaſt war auf einem künſtlichen Tepe zur Ueberſchauung der weiten Plaine aufgebaut, mit Audienzhalle, Empfangzimmern (Anderun), Gemächern zum Harem u. ſ. w., auf vergoldeten Pfeilern, ſchimmernd mit Spiegeln, Kryſtallen, Gemälden decorirt, und mit dem Bala khaneh oder dem obern Stocke verſehen, zu den Privatgemächern des Schah gehörend, um dort friſche Luft zu ſchöpfen und das Zeltlager ſeiner Truppen in unermeßlicher Ausdehnung zu überblicken, das mit Pavillons und Bannern von allen Farben und Arten weit hin die ländliche Scene ſchmückte. Die Thüren der vielen Tauſende der Zelte waren alle nach dem Königspalaſte zu gerichtet, um davor das Serferan oder die Ceremonie des Kopfbückens gegen den Königsſitz zu vollbringen. Die königlichen Prinzen in ihren Serperdehs, die Vezire und Oberoffiziere in ähnlichen Zelten waren in analogem Pompe umher mit ihren Gefolgen gruppirt. Die Truppencorps jedes Tribus waren für ſich in geſonderten Diviſionen, wie die

Bakhtiaris, die Affchars, die Irakis, die Shahipeſend u. v. a., geſtellt und durch Loſung vertheilt. Dieſer Anordnungen ungeachtet lief und ſtand Alles, ſagt J. Morier, auf ächt orientaliſche Weiſe ganz verwirrt durcheinander, Mannſchaft wie Vieh, Zelte und Boutiken, heiße Bäder und Kriegsgeräth, Luxusartikel und 12 Kanonen, die, unbrauchbar für die Action, zum Pomp für das Lager aufgefahren waren. Dem Schah war ſein Harem in das Lager gefolgt, wie dem Darius zu ſeiner Zeit am Tage der Entſcheidung; jeder der Oberoffiziere hatte ſeine warmen Bäder in der Nähe. Der Troß von 80,000 bis 90,000 Mann, davon die Hälfte Cavallerie, war unüberſehbar, und Theuerung und Noth bald nothwendige Folge ſolcher Einrichtung, welche nur die Vorbereitung zum Schluſſe einer ſchwebenden Friedensunterhandlung ſein ſollte. Nach vielen Ceremonien und Zeitverluſt wegen Rangſtreit und Etiquetten wurde beſchloſſen, ſtatt der Correſpondenzunterhandlungen die Friedenstractate zwiſchen Rußland und Perſien durch Geſchäftsführer in mündlicher Unterredung zum Ende zu führen, und dazu ein Convent zu Guliſtan im Karabag anberaumt. Die Vollzieher des Geſchäfts ſollten von ruſſiſcher Seite der Generalgouverneur von Georgien ſein, von perſiſcher Seite der Mirza Abul Haſſan Khan.

So kam denn endlich der Friedenstractat von 1813 zu Stande, der ſeitdem die Grenze des ruſſiſchen Transkaukaſiens und Perſiens gegen die europäiſche Seite mit einigen ſpätern Modificationen feſtſtellte, deren Hauptgrenzlinie im Norden das Südufer des Araxes über Nakhitſchewan und Eriwan hinauf gegen N. W. ausmacht, wie ſie nach der Weſtſeite die Gebirgslinie von da an direct ſüdwärts über den hohen Ararat und den Scheide-Gebirgszug zwiſchen Urmia- und Van-See bis zum ſüdlichen Taurus bildet, gegen die türkiſchen Paſchaliks von Bajaſid, Muſch, Wan und Moſul. Dadurch ſchiebt ſich nun Aſer-

beidſchans politiſche Umgrenzung keilförmig gegen N. W. zwiſchen die ruſſiſchen und türkiſchen Territorien vor bis zur letzten perſiſchen nordweſtlichen Spitze, in welcher der hohe Ararat als Grenzſtein dreier rivaliſirenden Mächte mächtig thront.

Die genauern Details der damals beſtimmten Grenzlinie, welche noch nicht in allen ihren Einzelheiten, ſelbſt weder auf Sutherlands noch Monteiths Karten eingetragen waren, obwohl man die allgemeinen Hauptzüge auf ihnen wie auf andern z. B. der Generalſtabskarte von Transkaukaſien verfolgen kann, gibt J. Morier folgendermaßen an. Die Grenze beginnt am Kaſpiſchen See, im Norden von Aſtara und ſüdwärts des ruſſiſch gebliebenen Hafens Lankarun, mit der Plaine Adineh Bazar; ſie zieht zum Shindanberge und von da auf der Küſtenkette nordwärts (über Oujarud) und direct von Balarud nordweſtwärts durch die Mitte der Sahara d. i. die Wüſte Moghan bis zum Aras (Araxes) bei Yedibaluk, etwas oberhalb ſeines Zuſammenfluſſes mit dem Kur.

Von da war ſie auf dem Südufer des ganzen Arasſtromes gegen N. W. beſtimmt worden aufwärts bis zu deſſen Verein mit dem Kapanektſchai im Rücken des Berges Megri. Vom rechten Ufer dieſes letztgenannten Fluſſes war die Grenze von Karabag und Nakhitſchewan im Norden des Aras über die Gipfel der Berge von Pembek und Aligez gezogen, und von dieſen bis zu dem Winkel der Grenze von Shuragil über die Schneeberge durch Akad, und wiederum längs der Grenze von Shuragil und zwiſchen dem Dorfe von Miſteri bis zu dem Arpatſchai, dem linken Zufluſſe des Araxes. — Aber dieſe letztere Grenze iſt ſpäter durch den zweiten ruſſiſchen Grenzkrieg (1826) modificirt, und der weſtliche Theil dieſes damals noch zu Perſien gehörigen Territoriums ganz zur armeniſchen Provinz Eriwan im transkaukaſiſchen Gebiete gezogen worden, ſo daß die Grenze auf dem

Süduſer des Araxes bis ſüdwärts des Meridians von Eriwan blieb und dann direct gegen S. W. an den hohen Ararat ſich anlehnte.

Rußland hat durch dieſe damals abgetretenen Landſtrecken das Commando über alle Eingänge von Aſerbeidſchan an der Nordgrenze Perſiens im Weſten des Kaſpiſchen Sees erhalten, ſo daß bei jedem Thronſtreite ihm ſchon das Thor zu beiden Reſidenzen Tabris und Teheran eröffnet bleibt, denſelben zu entſcheiden. Rußlands politiſcher Einfluß am Hofe zu Teheran mußte ſeitdem unfehlbar wachſen, zumal da es dem Generalgouverneur von Georgien zugleich gelang, in freundſchaftlichen Verkehr mit den Turkomanenſtämmen an den Oſtufern des Kaſpiſchen See's zu treten, deren Gebiet beide Buchareien dominirt. Dadurch wurden ihm beide Ufer des Kaſpiſchen See's und deſſen Häfen auf der Oſt- wie Weſtſeite zugängig und deſſen Beſchiffung begünſtigt; Aſtrakhan, die Mündungen des Kur und der Hafen von Lankarun konnten eine neue Bedeutung für den ruſſiſchen Handel mit Innerafien gewinnen, da nun auch die perſiſchen, indiſchen und chineſiſchen Waaren direct über dieſe Orte zunächſt ihren Tranſit finden können. Nicht nur Rußland, ſondern auch Perſien hat ſeit dem Fortbeſtehen dieſer friedlichen Grenzverhältniſſe großen Gewinn von dem dadurch belebteren Handelsverkehr gezogen. Der Durchgang und gegenſeitige Austauſch ſehr vieler Waaren iſt ſeitdem immer im Zunehmen geweſen, und dieſe wachſenden Handelsverbindungen haben einen ruſſiſchen Reſidenten für dieſelben am Hofe zu Teheran unentbehrlich gemacht. Im Jahr 1819 führte Perſien vorzüglich Seide, Brokate, Seidenzeuge, Baumwolle und Häute aus nach Tiflis und Aſtrakhan, von wo die Waaren auf dem Waſſer oder auf den neugebauten Landſtraßen in das Innere Moskowiens oder zum ſchwarzen Meere ihren Weg fanden. Rußland ſetzte dagegen weit mehr an

Induſtrie und Luxuswaaren, wie Tücher, Leder, Glaswaaren, Papier u. v. a. m., an Perſien ab.

Im Jahre 1834 bemerkte Fraſer, daß Tabris vorzüglich hierdurch unter allen Städten Perſiens faſt die einzige im blühenden Aufſchwunge war. Während die übrigen alle in zahlreiche Ruinen zerfielen und ihre Populationen abnahmen, war die von Tabris zuſehends gewachſen, und die Stadt immer größer und wohlhabender geworden. Nicht in Folge eines verbeſſerten Gouvernementsſyſtems, meint derſelbe, ſei dies geſchehen; denn wenn ſchon Abbas Mirza einige Verbeſſerungen in Feſtſtellung der Revenuen auf einen ſichern Fuß getroffen, ſo ſei doch auch ihm die Wohlfahrt der Unterthanen dabei nur eine ſehr untergeordnete Rückſicht geblieben, die bei den perſiſchen Herrſchern in der Regel gar nicht in Anſchlag komme. Nur dadurch, daß er ſelbſt mehr Theil nahm an den Geſchäften als andere, kam in ſeinem Bereiche weniger willkürliche Erpreſſung als in andern Gouvernements vor; jedes Dorf war aber ſchon auf das Maximum ſeiner möglichſten Abgaben angewieſen. Seitdem er aber ſein Gouvernement verließ, um an der Wiedereroberung von Khoraſan zu arbeiten, ſank Aſerbeidſchan allerdings wieder tiefer zurück unter der Tyrannei ſeiner Brüder.

Auch waren die Grenzverhältniſſe gegen das türkiſche Nachbarland keineswegs dazu geeignet geweſen, von dieſer Seite her den Wohlſtand von Aſerbeidſchan u heben. J. B. Fraſer kam 1822 nach Tabris, als Abbas Mirza eben in Fehde mit ſeinem türkiſchen Nachbar im Weſten ſtand; wir erhalten durch ihn einen Blick in das Getriebe jener Zeit und der kleinlichen perſiſchen Politik mit ihren Grenznachbarn, die immer nur auf den Augenblick berechnet erſcheint. Ein Verwandter des Paſcha von Bagdad hatte ſich vor deſſen Verfolgung nach Perſien geflüchtet und in Tabris Schutz gefunden. Vom perſiſchen Schah mit

Empfehlungsbriefen und Escorte zurückgeschickt, war ihm beim Großsultan Pardon ausgewirkt. Aber von neuem verfolgt floh er zum zweiten male nach Persien; die Türken aber ihm nach, nahmen seine Schutzgarde, Offiziere Abbas Mirza's, gefangen und schleppten ihn vom persischen Boden weg nach Tokat, wo er enthauptet ward. Es sollten zu gleicher Zeit persische Mekkapilger (Schiiten) auf dem Wege bei Damaskus von den Türken (Sunniten) insultirt, zumal Frauen des Schah von Persien und andere Große an den Zollstationen mißhandelt sein; weil man sie des Unterschleifs beschuldigte, wurde das Heiligthum ihrer Zelte verletzt. Zu diesen Thatsachen kam die Eifersucht Abbas Mirza's gegen seinen Bruder Mohammed Ali Mirza, Gouverneur von Kermanschah, der sich an den Osmanen in Bagdad gerieben und dadurch mächtig geworden war. Dessen Armee war an Zahl gewachsen, während die seinige sich vermindert hatte. Auch seinerseits sein Glück zu versuchen, überfiel er ohne Kriegserklärung, nach dortiger Art der Grenzgouverneure, die türkische Grenze und belagerte Bajasid (1821); einer seiner Generale drang sogar bis Diarbekr vor und plünderte Land und Ortschaften, trieb Beute und Heerden weg. Zwar wurde derselbe unter dem Schein der Mißbilligung von dem Gouvernement zurückberufen und durch Hinterlist ermordet; aber die Pforte ließ sich dadurch nicht irre machen, als Repressalien alles persische Eigenthum in der Türkei in Beschlag zu nehmen und alle persischen Handelsleute in Haft zu setzen. Abbas Mirza rückte nun mit einem Heere von 40,000 Mann ins Feld gegen die türkische Grenze; aber es fehlte ihm an Geld, und der Schah, sein Vater, unterstützte ihn nicht, seine Fehde nur als die eines Gouverneurs mit seinen Nachbarn ansehend. Die türkische Armee belagerte Topra-Kaleh, ihr eigenes Fort im Norden des Van-See's, das damals von Persern besetzt war. Abbas Mirza concentrirte seine Macht um

Choi und rückte von da dem Feinde entgegen. Es kam zum Gefecht, er ſiegte, die Türken flohen. Bis zum Paß Deear, 3 Tagemärſche von Topra-Kaleh jagte er ihnen nach. Hier brach die Cholera im Lager aus und die ganze Campagne war zu Ende; der zehnte Theil der Armee fand im Lager den Tod, der Reſt nahm die Retirade; Alles löste ſich damals, wie Monteith und Fraſer als Augenzeugen berichteten, ganz plötzlich auf. Erfolglos war die ganze Unternehmung, die Cholera aber, die ſich von Bagdad aus auf der Karawanenſtraße über Hamadan und Senna verbreitet haben ſollte, hatte auch ſchon Tabris erreicht und raffte dort (Mitte Juli) täglich ſchon 15 bis 20 Menſchen hinweg. Sie und die Peſt haben oft wiederholt dem Lande gleich große Wunden geſchlagen, wie ſolche Kriege und das Kadjarenſyſtem.

Der Friedenstractat, der bald darauf zwiſchen beiden geſchwächten Regierungen durch Abbas Mirza und den Seraskier von Erzerum zu Stande kam, brachte dem Thronfolger geringen Gewinn. Die Grenzen beider Reiche blieben nach wie vor, die perſiſchen Pilger ſollten ferner den Schutz der Türken genießen, die kurdiſchen Ueberläufer ſollten gegenſeitig ausgeliefert werden, und das Gouvernement von Erzerum nicht wie bisher ſo häufig mit ſeinen Paſchas wechſeln, wodurch allerdings bei deſſen ziemlicher Selbſtſtändigkeit, wie bei dem von Bagdad, nur zu häufig Mißverhältniſſe für den Grenznachbar herbeigeführt wurden.

Solange Abbas Mirza in Tabris ſelbſt gegenwärtig war, blieb auch ſein Einfluß vortheilhaft für den Flor dieſer Stadt; ſeine Begünſtigungen fielen aber in den letzten Lebensjahren weg, als er ſein größtes Intereſſe der Wiederbeſitznahme von Khoraſan zuwandte. Seit Nadir Schahs Tode hatten, bis auf die Kadjarendynaſtie, alle perſiſchen Monarchen die Oberherrſchaft über dieſe Oſtprovinz aufgegeben, weil dort ſich die kleinen Dynaſten aus Nadir Schahs Geſchlechte ſelbſtſtändig feſtſetzten und

durch die Afghanen gehalten wurden. Als dieſe Enkel Nadirs unter Ahmed Schah, dem Afghanenkönige, aus Kabuliſtan verdrängt wurden, wußten ſie ſich Aſyle in Herat und Meſchhed zu verſchaffen. Zwar ſetzte der perſiſche Schah, um ſeine Autorität dort herzuſtellen, einen ſeiner Söhne, Haſſan Ali Mirza als Gouverneur in Khoraſan ein, deſſen Einfluß jedoch blieb bis auf die Siege des Thronerben Abbas Mirza über die dortigen Kurdenhäuptlinge (1831 und 1832) ohne Nachdruck. Seitdem erſt hielt das perſiſche Gouvernement den Gedanken feſt, ſich der verloren gegangenen Oſtprovinzen des Reiches wieder zu bemächtigen, und zumal zunächſt Herats als des wichtigſten Mittelpunktes des orientaliſch-iraniſchen Verkehrs mit Indien und der Bucharei ſich zu bemeiſtern. Haſſan Ali, der Gouverneur von Khoraſan, vermählte ſich mit einer Prinzeſſin des Kamran, Fürſten von Herat, und hoffte durch Gewalt und Liſt leichter in den Beſitz von Herat zu kommen, aber Feth Ali Schah begünſtigte dieſe Pläne ſeines Sohnes nicht. Als Al. Burnes durch Meſchhed kam (1832), traf er dort den jungen Khosru Mirza, den Sohn des Kronprinzen Abbas Mirza, als Gouverneur dieſer Stadt, umgeben von britiſchen Offizieren, die ſein Heer organiſirten. Feth Ali Schah ſchlug auch Abbas Mirza die Unterſtützung zur Eroberung Herats ab. Er erkannte die Gefahr, die Grenze ſeines Reiches bis zu jenen feindlich geſinnten Stämmen und Secten auszudehnen, und zog es vor, im Bunde mit Herat zu ſtehen und dieſem die ſelbſtſtändige Vorhut ſeiner Oſtgrenzen gegen die unruhigen Afghanenſtämme und die indiſchen Mächte zu überlaſſen. Aber Abbas Mirza's Einfluß ſiegte über den des Vaters; er ſandte 1833 ſeinen älteſten Sohn, Mohammed Mirza (jetzt Mohammed Schah), mit dem Heere zur Eroberung nach Herat. Der Feldzug mißglückte. Er ſelbſt ſtarb während der Belagerung, das Heer mußte retiriren. Mohammed Mirza kehrte

im Juni 1834 zum Hofe ſeines ebenfalls ſchon kranken Großvaters nach Teheran zurück, eilte aber, den Sitz ſeines eignen Gouvernements in Aſerbeidſchan zu erreichen, wohin ihn die engliſche Miſſion mit ihrem ganzen militairiſchen und politiſchen Einfluſſe begleitete. Schon im Herbſte darauf ſtarb auch Feth Ali Schah zu Ispahan auf einer Expedition, die er gegen ſeine rebelliſchen Söhne und Statthalter in Ispahan und Schiras unternommen hatte, nach 40jähriger Regierung im 80. Mondenjahre ſeines Alters (am 23. October 1834).

Die große Verwirrung, in welche das Perſerreich nach jedem Thronwechſel geſtürzt zu werden pflegt, wiederholte ſich auch diesmal, und nur dem Einfluß des europäiſirten und beſſer organiſirten Gouvernements und Truppencorps von Aſerbeidſchan, wie vorzüglich der diesmal gemeinſamen treuen Fürſorge der damals freilich zu ihrem eigenen Intereſſe, wie für Perſiens Wohlfahrt vereinigten ruſſiſchen und vorzüglich britiſchen Miſſion, welche letztere ſich glücklicherweiſe in Tabris befand, iſt die glückliche Thronbeſteigung des rechtmäßigen Thronerben ohne großes Blutvergießen zuzuſchreiben. Dieſen Einfluß übte diesmal durch europäiſche Principien das geordnetere Tabris auf das Wohl von Perſien aus, als der junge Mohammed Schah noch in Tabris verweilte, bis er mit Beiſtand britiſcher Offiziere, die ſeine Armee commandirten, und mit Vorſchüſſen britiſcher Geldſummen zur Löhnung ſeiner Truppen verſehen, ſeine Gouvernementsſtadt verlaſſen und mit ſeinen Truppen am 2. Januar 1835 ſiegreich in der Königsſtadt Teheran einziehen konnte, um ſich dort krönen zu laſſen.

Aus dieſer Periode der Entſcheidung für die neueſten Zuſtände Perſiens, welche ſo eng an die Culturzuſtände von Tabris und Aſerbeidſchan geknüpft ſind, denen wir deshalb bei unſerer Darſtellung auch eine beſondere Aufmerkſamkeit glaubten ſchuldig

zu ſein, rühren unſere letzten Berichte von einſichtsvollen und merkwürdigen Augenzeugen her über dieſe Stadt und ihr zugehöriges Gouvernement, dem ſchwerlich wieder, wie die letzten Jahrzehnte hindurch, eine ſo bedeutende Reihe ausgezeichneter europäiſcher Beobachter und Augenzeugen zu Theil werden wird, die als Staatsmänner, Militairs, Miſſionaire, oder wiſſenſchaftliche Reiſende und Gelehrte der verſchiedenſten Art uns einen ſeltenen Reichthum von Berichten aus der ganzen letzteren Periode über dieſen Theil des Orients überliefert haben.

Die Reihe dieſer merkwürdigen Männer beginnt mit dem mit Recht durch ſeine Leiſtungen ſo berühmten afrikaniſchen Reiſenden Browne, deſſen Todesbericht wir hier nur noch die Vermuthung J. B. Fraſers, der deſſen goldenes Chronometer in den Händen des Schahs von Perſien nach deſſen Tode geſehen hatte (1821), beifügen, daß die Ermordung durch den Schah ſelbſt wahrſcheinlich veranlaßt worden, damals aus Mißtrauen gegen die Briten, ihnen keinen Blick in das gegen ihn aufrühreriſche Khoraſan zu gönnen, weshalb auch zwei andere Europäer, die bis Meſchhed vorgedrungen waren, dort ihren Tod gefunden haben ſollen, und Fraſer bei der Durchführung ſeiner Khoraſanreiſe aller jener Energie bedurfte, die dieſem Reiſenden eigenthümlich war. Auf Browne folgte der chriſtliche Miſſionair Martyns, der in Tabris ſeinen Sitz aufſchlug, deſſen ausgezeichneteſte Wirkſamkeit unter den moslemiſchen Perſern ſeit ſeinem nur zu frühzeitigen Tode (14. Auguſt 1822) wohl von keinem Nachfolger wieder erreicht ward. Seine wirkſame Polemik gegen den religiöſen Dünkel und die Freigeiſterei der Perſer beruhte auf ſeiner tiefen Einweihung in ſein Apoſtelamt, auf ſeiner vollendeten Kenntniß der Perſerſprache, in die er das neue Teſtament meiſterhaft überſetzt hatte, und auf ſeinem wahrhaft frommen Lebenswandel, ſo daß die Perſer dies ſelbſt allgemein anerkennen mußten, und er bei

ihnen nur unter dem ſchönen Namen „Merdi Khodai“ d. i. „der Mann Gottes“ im Andenken geblieben iſt. Damals traf ihn die engliſche Embaſſade zu Tabris zuerſt unter Sir Gore Ouſeley 1811 mit deſſen Bruder, dem Orientaliſten Will. Ouſeley, und ſeinem Geſandtſchaftsſecretair J. Morier, denen wir ſo wichtige Bereicherung unſerer Kenntniß von Perſien verdanken, vor ſeinem Tode, der ihn ſpäter auf einer Reiſe zum armeniſchen Patriarchen nach Etſchmiazin in Tokat ereilte. Er hinterließ bei ſeiner Abreiſe von Tabris ſeine theologiſchen mit den Mullahs gehabten Disputationen ſchriftlich und forderte ſie auf, ihn zu widerlegen. Dies geſchah nicht, weil ſie nicht damit zu Stande kommen konnten. Auch die gelehrteſten Mullahs von Kerbela wußten nichts darauf zu erwiedern, obwohl der Kaimakan oder Premierminiſter Abbas Mirza's, Mirza Buzurg, damals ſich dieſer Angelegenheit ſehr annahm. Später iſt ſie über dem politiſchen Treiben in Vergeſſenheit gekommen. Damals war es, als Browne, Capitain Monteith von den Madrasingenieurs und Snodgraſſ von der Bombayarmee ihre aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen und Aufnahmen zu Tabris begannen, denen ſpäterhin unter Mitbeihülfe des indo-britiſchen Gouvernements die ganze Landesaufnahme gefolgt iſt.

Damals commandirte dort Major d'Arcy Todd das Militairdepartement, dem wir Routiers und Meſſungen über Aſerbeidſchan verdanken. Die britiſchen Majore Stone, Chriſtie, Lindſay, G. Willock, der Arzt Campbell, deren einige ſpäterhin als ſehr thätige Männer ſich hervorthaten, waren dort angeſtellt, als zu Ouſeley's erſten Verſuchen zu Friedensunterhandlungen ſich auch die ruſſiſchen Offiziere Papoeuf und der K. Rath v. Freygang, durch ſeine Briefe über die kaukaſiſchen Landſchaften bekannt, für den Generalgouverneur von Georgien als Unterhändler einfanden. Die antiquariſche Ausbeute, auf welche damals der Orien-

taliſt W. Ouſeley ausging, war im modernen Tabris, das in dieſer Hinſicht freilich nicht mit Balk, Schiras, Suſa, Hamadan, oder andern Perſerſtädten rivaliſiren kann, verhältnißmäßig nur gering und beſtand nur aus Gold- und Silbermünzen mit arſacidiſchen und griechiſchen Legenden und einigen geſchnittenen Steinen, deren Ergebniß auf Platte LIX. ſeines Reiſewerks mitgetheilt iſt. Als ſpäterhin Ker Porter wiederholt auf dem Hin- und Rückwege ſeiner großen perſiſchen Reiſe eine längere Zeit (im Sommer 1819 4 Monate) in Tabris verweilte, war dort ein bedeutender Zuſammenfluß zur europäiſchen Umgeſtaltung zuſammenwirkender Kräfte vereinigt, welche bei der Liebenswürdigkeit ſeines graziöſen Gaſtfreundes, des Kronprinzen, ihm wohl zu ſanguiniſche Hoffnungen eines glänzenderen Erfolges perſiſcher Fortſchritte einflößten. Englands Politik, verſchieden von dem franzöſiſchen Intereſſe, das früher feſten Fuß in Perſien geſucht hatte, um eine Militairſtraße durch dieſes Land nach Indien zu gewinnen, lag es vor allem daran, Perſien in statu quo zu erhalten, durch ſeinen Einfluß zu dominiren und zu ſtärken, um durch deſſen Vorhut eine undurchdringliche Barriere für ſeine Beſitzungen in Indien ſich zu erhalten. Deshalb förderte England damals nicht nur jene Organiſirung der Infanterie und Artillerie des Heeres, ſondern leiſtete auch große Subſidien, ſchickte mit General J. Malcolms, im Verlauf von 15 Jahren dreimal wiederholten, politiſchen Miſſionen jene zahlreiche Schaar britiſcher Offiziere aus Indien nach allen Richtungen durch ganz Perſien zur Recognoſcirung des Landes, deren Reſultate wir in den claſſiſchen hiſtoriſchen Werken des Generals und in dem geographiſchen Memoire ſeines politiſchen Aſſiſtenten über Perſien niedergelegt finden, mit welchem die wiſſenſchaftlichere Kenntniß von Perſien erſt ihren Anfang nahm. Viele Offiziere und Volontairs der indo-britiſchen Armee wurden zur perſiſchen Armee

geſchickt, dort in dem Exercitium und in der Taktik zu inſtruiren, und viele Hunderte von Handwerkern und Künſtlern aller Art dahin befördert, um auf europäiſche Weiſe alle zu der Ausrüſtung eines Kriegsheeres, der Artillerie und Feſtungen gehörige Arbeiten zu leiten.

Der Vereinigungspunkt dieſer Thätigkeit war und blieb Tabris, zumal da der bejahrte Feth Ali Schah in der letzten Reihe ſeiner Regierungsjahre das Departement der auswärtigen Angelegenheiten ſeines Reiches ganz in die Hände ſeines Thronerben in Tabris hatte übergehen laſſen. Die Aufgabe war für die ſchon geſchwächten Schultern nicht gering, die Arbeit groß, der Erfolg verhältnißmäßig gut, die tapferſten perſiſchen Truppencorps, ohne alle Disciplin mit größter perſönlicher Bravour wie wilde Thiere kämpfend, mußten früherhin doch nur zu oft dem geringern Feinde den Rücken kehren. Das Feudalweſen der unabhängigen Tribus, ihr Nomadenleben und die Willkür ihrer Heimkehr aus dem Kriegsfelde, ihre nur ſcheinbare Organiſirung nach Stämmen, von einheimiſchen Häuptlingen geleitet, die eigentlich nur den Umſtänden folgten, der Mangel gleichartiger Bewaffnung, regelmäßiger Verproviantirung und der bei der neuen Organiſation nothwendige weit größere Aufwand der Finanzmittel, alles dies legte nebſt den früher genannten fortwährend die größten Schwierigkeiten der Ausführung entgegen, die immer nur theilweis auf gewiſſe Truppencorps beſchränkt bleiben konnte.

Bei einer Population von etwa 12 Millionen Seelen und bei viertehalb Millionen Tomans d. i. gegen 2 Millionen Pfd. Sterl. Einkünften ſchätzte man die größte Zahl der waffenfähigen Mannſchaft auf 250,000 Mann, vorzüglich Reitervolk, nach Tribus in Diſtricten vertheilt, die unter einheimiſchen Chefs, jedoch niemals in Einklang, wirkſam werden konnte.

Davon machten, außer etwa 2000 Cavalleriſten von Söhnen der Großen im unmittelbaren Dienſte des Schah und 10,000 Mann Reiterei, nur noch die 12,000 Mann Fußvolk die Djan Baze aus, ein im fortwährenden Solde ſtehendes Heer, die ſeit Schah Abbas' Zeiten (ſchon damals durch die Europäer, die Schirleys, eingerichtet, denen aber die Eiferſucht der einheimiſchen Großen im Wege ſtand) gleich den türkiſchen Janitſcharen Sultan Selims meiſt im Dienſt bei Hofe ſtanden, auch uniformirt waren und im Kriege wie im Frieden gegen die rebelliſchen Tribus und Horden gute Dienſte thaten.

Statt dieſer unſichern Macht war nun ſchon (1819) der Anfang zu einer zuverläſſigern Stütze des Thrones der Kadjaren gebildet. Unter Colon. d'Arcy von der königlichen Artillerie und Major Lindſay vom Madras-Etabliſſement waren 6 Truppencorps Infanterie regulirt, jedes mit 6 Kanonen und Haubitzen; die Formirungen der Cavalleriecorps unter dem Colon. Drouville und unter Lieutenant Willock als Lanciers kamen, aus Nationalvorurtheil, ſich ſelbſt ſchon für vollendetere Cavalleriſten haltend, weniger zur Reife. Auf dieſe Weiſe waren 11 bis 12,000 Mann, ein nicht zu verachtender Kern einer für den Orient nicht unbedeutenden Macht disciplinirter Truppen, ſchon damals gebildet, die, bis zu 50,000 herangewachſen, Perſien zu größter Selbſtſtändigkeit verholfen haben würden. Aber ſchon fingen die Kräfte zu erlahmen an, und aus unbekannten Gründen traten nach und nach alle britiſche Offiziere von dieſen Truppen ab, bei deren Infanterie nur der einzige britiſche Commandeur Capitain Hart zurückblieb.

Derſelbe Capitain Hart, der Reiſegefährte Major Keppels und Lambs, die 1824 Tabris beſuchten, war damals Commandeur der Leibgarde des Kronprinzen, Dr. Mc. Neill und nachher Dr. Cormick waren deſſen Leibärzte. Der Major Bacon, Capi-

geſchickt, dort in dem Exercitium und in der Taktik zu inſtruiren, und viele Hunderte von Handwerkern und Künſtlern aller Art dahin befördert, um auf europäiſche Weiſe alle zu der Ausrüſtung eines Kriegsheeres, der Artillerie und Feſtungen gehörige Arbeiten zu leiten.

Der Vereinigungspunkt dieſer Thätigkeit war und blieb Tabris, zumal da der bejahrte Feth Ali Schah in der letzten Reihe ſeiner Regierungsjahre das Departement der auswärtigen Angelegenheiten ſeines Reiches ganz in die Hände ſeines Thronerben in Tabris hatte übergehen laſſen. Die Aufgabe war für die ſchon geſchwächten Schultern nicht gering, die Arbeit groß, der Erfolg verhältnißmäßig gut, die tapferſten perſiſchen Truppencorps, ohne alle Disciplin mit größter perſönlicher Bravour wie wilde Thiere kämpfend, mußten früherhin doch nur zu oft dem geringern Feinde den Rücken kehren. Das Feudalweſen der unabhängigen Tribus, ihr Nomadenleben und die Willkür ihrer Heimkehr aus dem Kriegsfelde, ihre nur ſcheinbare Organiſirung nach Stämmen, von einheimiſchen Häuptlingen geleitet, die eigentlich nur den Umſtänden folgten, der Mangel gleichartiger Bewaffnung, regelmäßiger Verproviantirung und der bei der neuen Organiſation nothwendige weit größere Aufwand der Finanzmittel, alles dies legte nebſt den früher genannten fortwährend die größten Schwierigkeiten der Ausführung entgegen, die immer nur theilweis auf gewiſſe Truppencorps beſchränkt bleiben konnte.

Bei einer Population von etwa 12 Millionen Seelen und bei viertehalb Millionen Tomans d. i. gegen 2 Millionen Pfd. Sterl. Einkünften ſchätzte man die größte Zahl der waffenfähigen Mannſchaft auf 250,000 Mann, vorzüglich Reitervolk, nach Tribus in Diſtricten vertheilt, die unter einheimiſchen Chefs, jedoch niemals in Einklang, wirkſam werden konnte.

Davon machten, außer etwa 2000 Cavalleriſten von Söhnen der Großen im unmittelbaren Dienſte des Schah und 10,000 Mann Reiterei, nur noch die 12,000 Mann Fußvolk die Djan Baze aus, ein im fortwährenden Solde ſtehendes Heer, die ſeit Schah Abbas' Zeiten (ſchon damals durch die Europäer, die Schirleys, eingerichtet, denen aber die Eiferſucht der einheimiſchen Großen im Wege ſtand) gleich den türkiſchen Janitſcharen Sultan Selims meiſt im Dienſt bei Hofe ſtanden, auch uniformirt waren und im Kriege wie im Frieden gegen die rebelliſchen Tribus und Horden gute Dienſte thaten.

Statt dieſer unſichern Macht war nun ſchon (1819) der Anfang zu einer zuverläſſigern Stütze des Thrones der Kadjaren gebildet. Unter Colon. d'Arcy von der königlichen Artillerie und Major Lindſay vom Madras-Etabliſſement waren 6 Truppencorps Infanterie regulirt, jedes mit 6 Kanonen und Haubitzen; die Formirungen der Cavalleriecorps unter dem Colon. Drouville und unter Lieutenant Willock als Lanciers kamen, aus Nationalvorurtheil, ſich ſelbſt ſchon für vollendetere Cavalleriſten haltend, weniger zur Reife. Auf dieſe Weiſe waren 11 bis 12,000 Mann, ein nicht zu verachtender Kern einer für den Orient nicht unbedeutenden Macht disciplinirter Truppen, ſchon damals gebildet, die, bis zu 50,000 herangewachſen, Perſien zu größter Selbſtſtändigkeit verholfen haben würden. Aber ſchon fingen die Kräfte zu erlahmen an, und aus unbekannten Gründen traten nach und nach alle britiſche Offiziere von dieſen Truppen ab, bei deren Infanterie nur der einzige britiſche Commandeur Capitain Hart zurückblieb.

Derſelbe Capitain Hart, der Reiſegefährte Major Keppels und Lambs, die 1824 Tabris beſuchten, war damals Commandeur der Leibgarde des Kronprinzen, Dr. Mc. Neill und nachher Dr. Cormick waren deſſen Leibärzte. Der Major Bacon, Capi-

mir wurden von den indiſchen Kaufleuten ſelbſt bis hieher gebracht und für den Bazar von Konſtantinopel gegen Manufacturwaaren aus Europa umgeſetzt. Vom britiſchen Indien wurden die Waaren über Abuſchir, eben ſo wie die arabiſchen auf dieſem Wege oder über Bagdad eingeführt. Der ganze Handel war bis dahin noch in den Händen der Einheimiſchen geblieben, welche ſich dadurch ungemein bereicherten. Noch hatte ſich kein engliſches, kein europäiſches Handelshaus in Tabris etablirt; der vielen glänzenden Embaſſaden der Briten ungeachtet hatte England noch keinen Handelstractat mit Perſien zu Stande gebracht. In Trapezunt war der nächſte engliſche Conſul mit der Freiheit, durch ſeine Agenten Geſchäfte mit Tabris zu machen; Erzerum wurde zur Commandite, um auf kürzerem Wege und wohlfeiler die engliſchen Waaren zu erhalten als zuvor ausſchließlich über Abuſchir, wo der Landestransport durch 1200 engliſche Miles für die Ladung 10 bis 14 Tomans Koſten verurſachte, während derſelbe über Trapezunt nur halb ſo weit und um die Hälfte wohlfeiler iſt. Dieſes Fortſchrittes ungeachtet, deſſen Gewinn größtentheils den Eingebornen als activen Handelsleuten zu Theil ward, lockte die Unſicherheit des politiſchen Zuſtandes von Perſien noch keinen Großhandel von Europa dahin, zumal bei der noch vorherrſchenden Gewöhnung der perſiſchen Einkäufer, dem Markte von Stambul am Bosporus vor allen anderen den Vorzug einzuräumen.

Mit dieſen Angaben ſtimmen auch die des jüngſten, trefflichen, in Perſien ganz einheimiſch gewordenen Beobachters J. B. Fraſer, überein, der unmittelbar vor und nach dem jüngſten Regierungswechſel, welcher den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in dieſem Reiche herbeigeführt hat, in Tabris war. Er erholte ſich hier (1843) zunächſt von ſeinen Abenteuern in Ghi-

lan, Mazenderan und den Taliſch-Alpen, als Abbas Mirza geſtorben, deſſen älteſter Prinz und nächſter Thronerbe, Mohammed Mirza, im Sommer aus Khoraſan zurückgekehrt, ſeinen Gouvernementsſitz an der ruſſiſchen und türkiſchen Grenze zu Tabris einnahm, während ſein Großvater, der greiſe Feth Ali Schah, ſchon ſeinem Ende nahe war.

Zwar hatte früher Ker Porter unter den großen Veränderungen, die im Oriente vorgingen, auch die veränderte Prinzenerziehung gegen die frühere Zeit mitaufgezählt, wo ſie nur im Harem eingeſchloſſen blieben, bis ihre Zucht einem Mullah übergeben ward, eine Erziehungsweiſe, aus der freilich nicht viel Gutes hervorgehen konnte. Abbas Mirza hatte beſſer für den Unterricht ſeiner Nachkommenſchaft geſorgt, ſie im Leſen, Schreiben, in der Aſtronomie, Mathematik, Poeſie u. ſ. w. belehren laſſen und mit allem bekannt zu machen geboten, was innerhalb und außerhalb des Palaſtes vorgehe; aber doch ſcheint darum das Rechte auch nicht getroffen worden und keine Verbeſſerung derſelben erzielt worden zu ſein.

Der junge, erſt 28 Jahr alte Prinz Mohammed, von ſehr corpulenter Geſtalt, entwickelte in dieſer allerdings kritiſchen Lage doch ſehr wenig Energie des Charakters, keine Vorſorge für die Zukunft und ließ gedankenlos ſein Schickſal ganz in den ungeſchickten Händen ſeines Kaimakan und der politiſch klügern, für ſein Wohl beſſer beſorgten Fremdlinge, weil dies auch zugleich das ihrige war.

Die Truppen von Tabris ſtanden bei ſeiner Rückkehr im Felde gegen die türkiſche Grenze, von britiſchen Offizieren geführt, um Verhandlungen einzuleiten und Tractate zu ſchließen mit den kurdiſchen Wandertribus, welche auf jener Grenze hin und her ziehen und bei jedem Regierungswechſel von größter Bedeutung werden können. Die Provinz war während ſeines Vaters

Abweſenheit ausgeſogen durch ſeine Brüder und die Beamten, denen derſelbe das Gouvernement überlaſſen hatte. Der Hof war ſelbſt in Khoraſan arm geworden; in Aſerbeidſchan waren die Caſſen leer, die beiden Brüder (Jehangir und Khosrow Mirza) mußten nun zur Strafe ihrer ſchlechten Verwaltung in das Gefängniß nach Ardebil abgeführt werden. Die Macht im Lande war und blieb concentrirt in der Perſon des Kaimakan oder Premierminiſters Mirza Abul Caſſim, eines Mannes von ausgezeichneten Eigenſchaften, welcher als der genaueſte Kenner des Landes, der berechnendſte Finanzier, aber dabei als der ſchlaueſte politiſche Intriguant, als ein wortbrüchiger Betrüger und Heuchler, der alles verſprach und nichts hielt, ein Schlemmer, voll Anmaßung, Grobheit und Habſucht, deſſen unumſchränkter Einfluß ſelbſt dem Prinzen unerträglich ward, geſchildert wird und der bald nach der Thronbeſteigung Mohammeds in einem Anfalle des Zorns nach des Schahs Befehle erdroſſelt ward. Damals war dennoch nach Fraſers wiederholter Verſicherung Tabris der blühendſte Ort im Reiche (1834), weil er unabhängig von dem Gouvernement, durch den unternehmenden, ſehr thätigen Kaufmannsſtand zum Hauptemporium für Oſt- und Südperſien ſich erhoben hatte, und das Entrepot geworden war auf den hier ſich durchkreuzenden, ſtark beſuchten Karawanenſtraßen, nordwärts durch Kaukaſien und Tiflis zum ruſſiſchen, wie weſtwärts durch Aſia Minor nach Konſtantinopel zum türkiſchen Reiche und zum neu belebten Verkehr des Mittelmeeres mit den Europäern. Aus Indien, der Tartarei und Bucharei führte die Heratroute ihre Waaren herbei. Von Tiflis und Reſcht kamen alle ruſſiſchen Producte für den Conſumo der ſüdlichen und weſtlichen perſiſchen Provinzen, ſo wie die geringe Zahl ruſſiſcher Fabrikate, die durch den hemmenden Zolltarif der Capitale Transkaukaſiens, Tiflis, zu exportiren geſtattet

waren. Ueber Erzerum kam dagegen die ganze Fluth der Waaren von Stambul, wie der engliſchen Fabrikate über Trapezunt, oder auf dem anatoliſchen Landwege über Tokat hierher. Den Geſammtumſatz des europäiſchen Handels, den ruſſiſchen mit eingeſchloſſen, ſchätzt Fraſer auf eine Million Pfund Sterling an Werth und eben ſo reich den des heimiſchen Binnenverkehrs, eine Geldſumme, welche für ein ſo geldarmes und entvölkertes Land wie Perſien als ſehr bedeutend erſcheint und den ſichtbar ſich hebenden Wohlſtand der Bewohner von Tabris in neuerer Zeit, aller orientaliſchen politiſchen Wechſel ungeachtet, hinreichend erklärt. Aus dieſer Stadt kann man ſich auf die eine Weiſe durch die kurze Strecke von 80 Stunden Wegs nach Tiflis, wo ganz europäiſches Leben vorherrſchend geworden iſt, auf das ſchnellſte aus dem Orient in den Occident zurückbegeben, oder auch in der andern Richtung, die nicht viel entfernter iſt, über Erzerum nach Trapezunt überſiedeln, von wo in wenigen Stunden die europäiſche Welt am Bosporus erreicht wird. Dieſe eigenthümliche Stellung zu Europa theilt keine der andern perſiſchen Capitalen; es wird dieſer daher fortan in dem nun immer wachſenden Verkehr mit dem Occident wohl eine immer höhere Bedeutung in Beziehung auf die Civiliſation des Perſerreiches zu Theil werden."

So weit folgten wir der vortrefflichen Darſtellung Ritters von jener merkwürdigen Epiſode der perſiſchen Geſchichte unter Feth-Ali-Schah, wo deſſen hoffnungsvoller Sohn Abbas-Mirza, der ſeinen alten Vater an Talent, Einſicht und Thätigkeit ſo weit überragte, mehr als dieſer ſelbſt die Zügel der Regierung leitete, den europäiſchen Rathgebern ſein Ohr öffnete und den Reformideen Europa's (zunächſt freilich nur in militairiſchen Dingen) in das Herz von Aſien Bahn brach. Selbſt die Herrſcher in Afghaniſtan und Bochara konnten ſich nicht ganz außer-

halb der Bewegung halten, mußten militairiſche Neuerungen einführen und Exercirmeiſter kommen laſſen, welche einige Kenntniß von den militairiſchen Einrichtungen Europa's hatten und ihren ungeregelten Truppenhaufen etwas von jener Ordnung und Disciplin beizubringen wußten, in welcher die eigentliche Geheimlehre des europäiſchen Uebergewichts über die aſiatiſche Barbarei beſteht und die für jene Herrſcher wenigſtens ein ſicheres Mittel war, der Anarchie im Innern Meiſter zu werden und ihren ſchwankenden Thronen eine feſte Stütze zu geben.

Die Hoffnungen ſanguiniſcher Politiker, welche von dieſen nothwendigen Neuerungen eine Wiedergeburt oder Verjüngung aſiatiſcher Völker erwarteten, die nach Anderer Anſicht ihre große hiſtoriſche Rolle für immer ausgeſpielt haben und nie wieder aus ihrer Verſunkenheit ſich erheben werden, ſind freilich unbefriedigt geblieben. Der Fortſchritt der Völker iſt überhaupt ſtets und überall nur ein Werk der Zeit geweſen und wo man durch Sprünge oder Revolutionen den Fortſchritt unnatürlich vorwärts trieb, hat ſich das immer nach wenigen fieberhaften Jahren durch Reaction und Abſpannung gerächt. Das organiſche Wachsthum, der wirklich wohlthätige und ſichere Fortſchritt eines Volkes bedarf der Jahrhunderte. So wird auch Aſien ſich nicht ſo ſchnell aus dem langſamen Siechthum erholen, in welches es politiſche Kataſtrophen, verheerende Kriege, Anarchie und lähmender Despotismus während der letzten Jahrhunderte gebracht. Perſien iſt überdieß durch weite Länderſtrecken von Europa und dem anziehenden Einfluß ſeiner Cultur getrennt. Das türkiſche Aſien iſt faſt auf derſelben Stufe des Zerfalls und der Zerrüttung und die Reformbeſtrebungen der Pforte in den letzten Jahrzehnten haben dort noch weit weniger Wurzel gefaßt und Segen gebracht, als in der europäiſchen Türkei. Wäre der bewegliche, fleißige und induſtriöſe Perſerſtamm mit ſeinen vortrefflichen

Geiſtesanlagen und höchſt geſchmeidigem Charakter an der Stelle der arbeitſcheuen und culturunfähigen Türken, welche nur im Kriegshandwerk Großes geleiſtet, Bewohner der Länder am ſchwarzen Meer und Beherrſcher des Bosporus und der Dardanellen, ſo würde auch die europäiſche Bildung im Orient einen ungleich empfänglicheren Boden gefunden und ganz andere Reſultate hervorgebracht haben. Der lernbegierige, eifrige und gewinnſüchtige Perſer würde ſich ſchnell die Mittel und Vortheile der europäiſchen Technik angeeignet und der Culturpropaganda nach Aſien eine breite und ſtarke Brücke geſchlagen haben. Der Türke wird trotz ſeiner mannigfachen ehrenwerthen Eigenſchaften ſelbſt im europäiſchen Reformrock ein Barbar bleiben, wird ſich weder den Fleiß, noch das ſchaffende Genie der abendländiſchen Völker aneignen, wird ſchneller von den Laſtern als von den Tugenden Europa's angeſteckt ſein und im Contact mit unſerer Cultur jene ehrenwerthen alttürkiſchen Charakterzüge: die Worttreue, die Redlichkeit, den ehrlichen Sinn einbüßen. Für Perſien war das weſentlichſte Hinderniß des Fortſchritts ſeine übergroße Entfernung von Europa. Als europäiſches Nachbarreich hätten ſelbſt ſeine ſchlechten Herrſcher ſich der Reform nicht entziehen können und der Contact mit Europa hätte bei dieſem Volk einen ſchaffenden Geiſt geweckt auch ohne Impuls von oben, den bei den Türken Mahmud II. gab ohne damit Großes zu erreichen. Unter den weit bildungsfähigeren, lebenskräftigeren und rührigeren Perſern könnte noch heute ein Regenerator, welcher mit dem feurigen Willen und der Thatkraft die Einſicht und Beharrlichkeit des großen Peter verbände, Ungeheures wirken und im Herzen Aſiens zwiſchen Rußland und Britiſch-Indien ein ſtarkes und mächtiges Culturreich gründen. In der Türkei wäre dies bei der Degeneration der Race, bei der Fäulniß der Charaktere unter den höhern Ständen, bei dem

numeriſchen Mißverhältniß der türkiſchen Bevölkerung gegen die Raja nicht mehr möglich.

Abbas-Mirza, welcher in den erſten Jahren ſeines Auftretens die Freunde des Orients und der Reform zu ſo überſchwenglichen Hoffnungen berechtigte, war, wie der Leſer aus obiger Zuſammenſtellung der Berichte und Mittheilungen bewährter Augenzeugen der perſiſchen Verhältniſſe jener Periode erſehen, keineswegs der Mann, deſſen ein ſo tief geſunkenes Reich zu ſeiner Wiederauferſtehung bedurfte. Er wurde das frühe Opfer ſinnlicher Leidenſchaft und auf ſeinen krankhaften Sohn Mohamed-Mirza, welcher nach dem Willen ſeines alten Großvaters Feth-Ali-Schah zum perſiſchen Thronerben auserſehen war, hatten ſich nur die ſinnliche Genußſucht und frühe Hinfälligkeit des Vaters, nicht ſein leichter Anflug von Genie, nicht ſeine ritterlichen Eigenſchaften, nicht ſein jugendlicher Enthuſiasmus für Neuerungen und Verbeſſerungen und für die Einrichtungen Europa's vererbt. Seine Thronbeſteigung ſtieß gegen die allgemeine Erwartung auf geringeren Widerſtand als zu erwarten war. In dieſen ruinirten, verwahrloſten Provinzen, in dieſen verfallnen und verkommenen Städten konnten nicht einmal die Elemente eines kräftigen und hartnäckigen Bürgerkrieges geweckt werden, obwohl die Luſt dazu den zahlreichen Thronprätendenten nicht fehlte. Feth-Ali-Schah hatte in den letzten Jahren ſeiner Herrſchaft, wo ſein alternder Geiſt immer ſchwächer und ſeine Laſter von Geiz, Habſucht und Ueppigkeit immer ſtärker wurden, die Verwaltung und Einkünfte der Provinzen des Reichs ganz ſeinen vielen Söhnen überlaſſer. Er pflegte damit die vielköpfige Hydra der Prätendenten und Parteiungen. Als ihn endlich in Ispahan im Jahr 1843 der Tod erreichte, ſuchte jeder ſeiner Söhne ſeinen Anhang zu vermehren, um des verwaisten Thrones ſich zu bemeiſtern. Aber

die materiellen Mittel reichten nicht aus zur Befriedigung ihrer Herrſchergelüſte. Dieſe Mittel waren eben ſo armſelig und bettelhaft, als ihr Charakter ſchwach, als ihr Geiſt impotent war. So reichte die geringe Macht von Abbas-Mirza's jungem Sohne und die Unterſtützung, welche ihm britiſches Gold und die Organiſirung eines kleinen disciplinirten Truppencorps unter dem Commando der engliſchen Offiziere Nisbitt und Sir Henry Bethune Lindſay zuführte, vollkommen hin, den Erfolg des Thronerben zu ſichern, den Zile Sultan, welcher ſich zu Teheran in aller Eile zum Schah von Perſien hatte ausrufen laſſen, wieder zu ſtürzen, die rebelliſchen Oheime in Fars zu Paaren zu treiben und ſiegreich den Einzug in der neuen perſiſchen Capitale zu halten. Die Kadſcharen Dynaſtie erhielt ſich gegen alle Erwartung trotz der phyſiſchen und moraliſchen Erbärmlichkeit ihrer Mitglieder. Das perſiſche Reich war zu tief zerrüttet und geſchwächt und die Nachbarreiche ihrer Seits zu ohnmächtig, um Mohamed-Mirza und ſeinen europäiſchen Protectoren einen ebenbürtigen Rivalen entgegenſtellen zu können. Auch das Affſcharen-Geſchlecht war zu verſunken und zu verkommen, um aus ſeiner Mitte gegen die herrſchende Kadſcharenfamilie einen Mann vom Schlage Nadir-Schahs barbariſchen Angedenkens aber ächt morgenländiſchen Heldengepräges als Führer einer Parteibewegung zu ſtellen. Selbſt in den fernſten Provinzen ſiegte überall die von britiſchen Commandanten ſtreng aufrecht erhaltene europäiſche Disciplin der neuformirten Truppen über die aſiatiſche Unordnung, Impotenz und Barbarei. Die rebelliſchen Oheime vermochten dieſen kleinen Corps nur ohnmächtigen Widerſtand entgegen zu ſtellen und wurden großentheils als Gefangene nach Teheran geſchickt, wo die einen, wie man ſagt, der Cholera oder der Kerkerluft erlagen, die anderen

aber ſpäter Gnade fanden, und theilweiſe wieder als Statthalter angeſtellt wurden.

In den erſten Jahren der Herrſchaft Mohamed-Schahs, als ſein Körperumfang und ſeine Freßbegierde noch geringer waren und von der böſen Gicht, welche ihm ſpäter den Thron zum leidenvollen Marterſtuhle machte, noch kaum die erſten Vorboten ſich eingeſtellt hatten, ſpukte in dem jungen Fürſten etwas von den ehrgeizigen Gelüſten ſeines Vaters. Er beſchloß, ſich das abtrünnige Khoraſan wieder zu unterwerfen und die Eroberung Herats zu vollenden, welche ihm und ſeinem Vater Abbas-Mirza früher nicht geglückt war. Die britiſche Miſſion, welche die Erhaltung unabhängiger Herrſcher auf den verſchiedenen Thronen von Afghaniſtan als dem Intereſſe Englands und ſeiner Herrſchaft in Indien am beſten entſprechend erachtete und jede Schwächung der mohamedaniſchen Mittelſtaaten zwiſchen den Grenzen Englands und Rußlands durch gegenſeitige Kriege als eine Calamität, als eine Gefahr für die Zukunft des indiſchen Reiches betrachtete, ſuchte vergeblich den jungen Herrſcher von dieſem Plan abzubringen, welchen die ruſſiſche Miſſion insgeheim zu unterſtützen ſchien. Ob die Vergrößerung Perſiens durch Herats Eroberung, ob die Erſtarkung ſeiner neugebildeten militairiſchen Macht durch ſolche kleine Uebungsfeldzüge gegen die minder ſtarken moslemiſchen Nachbarfürſten gerade in Rußlands Intereſſe lag oder ein Nachtheil für England war, haben gründliche Kenner der dortigen Verhältniſſe mit Recht bezweifelt. Ich habe in Erzerum und Tabris mit Engländern verkehrt, welche die orientaliſchen und namentlich perſiſchen Zuſtände aus jahrelanger eigener Anſchauung und gründlicher Erfahrung kannten und die gleichwohl die Meinung Moriers theilten, daß die engliſche Regierung der politiſchen Wichtigkeit Perſiens viel zu großen Werth beilege und ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit

dieſem Lande und ſeinem Einfluſſe am Hofe von Teheran weit größere Opfer bringe, als dieſer geſchwächte, zerrüttete und verarmte Staat zumal bei ſeiner großen Entfernung von den Grenzen Indiens verdiene. Rußland aber hat als nächſter Nachbar allerdings ein näheres Intereſſe und wenn der damalige ruſſiſche Geſandte Graf Simonitſch insgeheim die Eroberungsentwürfe des jungen Schah begünſtigte, ſo geſchah es wohl eigentlich nur, um den britiſchen Einfluß zu verdrängen und Englands politiſchen und militairiſchen Agenten in Perſien entgegenzuwirken. Hätte damals der engliſche Geſandte Sir Henry Ellis dem Feldzuge gegen Herat das Wort geredet, ſo würde Graf Simonitſch wahrſcheinlich für den Frieden intriguirt haben. Ruſſiſcher und engliſcher Einfluß führen ſich am Hofe von Teheran beſtändig Krieg und oft geht der perſönliche Eifer und die perſönliche Eiferſucht der Diplomaten beider Großmächte und ihres untergeordneten Perſonals, welches in der Thätigkeit und in den Ränken der Diplomatie ein ſpecifiſches Mittel gegen die tödliche Langweile ihres freudloſen Aufenthaltes in der perſiſchen Capitale ſucht, viel weiter, als der Wunſch und Wille ihrer Regierungen. Trotz der Erklärung von Sir Henry Ellis, daß England ſich durch die Eroberung irgend eines Territoriums von Afghaniſtan verletzt ſehen würde, wurden die Vorbereitungen zur Expedition unausgeſetzt betrieben.

Aus dieſem Grunde verließen im Juni 1837 alle britiſchen Offiziere die perſiſche Armee. Die ruſſiſche Miſſion aber unterſtützte die Unternehmung mit ihrem Rathe und begleitete den Schah auf dieſem Feldzuge bis unter die Mauern von Herat, wo der blöde Kamram-Schah und ſein kluger Vezir Yar Mohamed, der gleichfalls den europäiſchen Neuerungen im Militairweſen hold war, ſich zum hartnäckigen Widerſtand rüſteten. Anderſeits hatten ſich Doſt Mohamed von Kabul und Kohundil

Khan von Kandahar Perſien genähert und um die Freundſchaft des jungen Schahs ſo wie ſeines mächtigen ruſſiſchen Protectors nachgeſucht. Bedroht von den Waffen Runſchid Singhs und der Engländer glaubten dieſe afghaniſchen Fürſten an Perſien und Rußland eine Stütze ſuchen zu müſſen, obwohl das letztere zu entfernt und das erſtere zu ſchwach und zu zerrüttet war, um ihnen irgend wirkſamen Beiſtand gewähren zu können. Bekanntlich war der perſiſche Kriegszug gegen Herat und die Belagerung dieſer Stadt im Jahr 1838 erfolglos. Ermüdet und durch Entbehrungen und Krankheiten geſchwächt kehrte das ſchlecht geführte perſiſche Expeditionscorps zurück und von dieſer Zeit an war der gichtbrüchige Schah von allen Eroberungsgelüſten radical geheilt, während ſein phyſiſches Leiden und die Schwäche ſeines Geiſtes und Charakters von Jahr zu Jahr zunahmen.

In dieſer Zeit geſchah es, daß auch einmal der franzöſiſche Einfluß am perſiſchen Hofe ſich wieder geltend zu machen ſuchte. Seit der Bonapartiſtiſchen Miſſion, deren Schickſal Jaubert beſchrieben, zu Anfang dieſes Jahrhunderts, hatte Frankreich keinen ernſtlichen Verſuch mehr gemacht, in die politiſchen Verhältniſſe Innerafiens ſich zu miſchen. Frankreich ſteht mit Perſien in faſt keinerlei mercantiliſchem Verkehr. Sein Intereſſe an der Erhaltung des perſiſchen Staats, an ſeiner Erſtarkung oder ſeinem Verfall iſt noch weit geringer als das Intereſſe Oeſterreichs, welches dem Orient doch viel näher liegt, auch mehr Fabrikate nach Perſien abſetzt und ſchon durch ſein geographiſches wie politiſches Verhältniß Rußland gegenüber angewieſen iſt, deſſen öſtliche Politik zu überwachen. Das franzöſiſche Cabinet aber hat von ſeinen Pflichten, die Würde Frankreichs als Großmacht nach allen Seiten hin zu behaupten und ſeinen politiſchen Einfluß auszudehnen, in der Regel eine andere Anſicht gehabt, als

das Wiener Cabinet, das ſich nicht einmal in die Händel miſchen wollte, die vor ſeinen eigenen Thoren ſtatt hatten.

Mohamed-Schah hatte bei all' ſeiner geiſtigen Beſchränktheit, ſeiner Sorgloſigkeit und Apathie doch Einſicht genug, um zu erkennen, daß er die Beſteigung und Behauptung ſeines Thrones lediglich den militairiſchen Verbeſſerungen verdanke, welche britiſche Offiziere in das zerrüttete perſiſche Heerweſen gebracht hatten. Er begriff auch, daß die ungeſchmälerte Erhaltung des Reiches gegen die Ambition ſeiner Oheime und Nachbarfürſten lediglich von der Erhaltung der militairiſchen Einrichtungen auf europäiſchem Fuße und beſonders von der ſtrengen Disciplin abhänge. Da England ſchmollte und Rußland ein zu gefährlicher Nachbar und Rival war, um Offizieren ſeiner Wahl die Dreſſur und das Commando perſiſcher Truppen anzuvertrauen, ſo erinnerten ſich die Weiſen am Hofe von Teheran, daß es außer dieſen beiden Feringhimächten, den einzigen, die der gemeine Perſer kennt, noch andere in Europa gäbe. Die politiſche Wiſſenſchaft und Staatenkenntniß iſt in Teheran noch heute nicht viel erleuchteter, als zur Zeit, wo ſie der geiſtreiche Morier ſtudirte und perſifflirte. Sein unübertroffener Roman Hadſchi-Baba zeichnet die Zuſtände, den Geiſt und die Sitten der Perſer in ſchärferen Umriſſen als alle Reiſebeſchreibungen. Das Schema der europäiſchen Staatenkunde, welches der perſiſche Exbarbier und neugebackene Diplomat als Product türkiſcher Converſation entworfen und ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eingereicht hatte, bildet ungefähr noch heute die Grundlage der Kenntniß perſiſcher Diplomaten in ihrem Verkehr mit Europa. Vermehrt ward dieſes Wiſſen nur durch die ferne Kunde der franzöſiſchen Glanzzeit und der Thaten Napoleons, deſſen Geſandtſchaft in Perſien nicht unwillkommen war, denn ſie brachte Geſchenke. Der perſiſche Hof erinnerte ſich in ſeiner Verlegen-

heit der alten Dienſtanerbietungen Frankreichs und ſtellte an dieſe Großmacht, der man mehr Vertrauen ſchenken durfte, da ſie in Aſien keine Beſitzungen hatte, das Geſuch um Exercirmeiſter.

Huſſein-Khan, ein ſchöner Mann und gewandter Intriguant, ſonſt aber nicht von beſtem ariſtokratiſchem Vollblut oder von beſonderm Anſehn, wurde mit dieſer Miſſion betraut. In Paris machte man von der Ankunft dieſer perſiſchen Geſandtſchaft mehr Aufhebens als ſie verdiente. Die Franzoſen, welche weder gerne reiſen noch fremde Länderkunde ſtudiren, ſtellen ſich Perſien anders vor als es iſt und denken, wenn ſie vom Orient hören, an die arabiſchen Mährchen, an Harun al Raſchid und die Wunder von Bagdad. Die franzöſiſchen Reiſebeſchreibungen aus dem vorigen Jahrhundert gehören zu den ſchlechteſten und unzuverläſſigſten, die wir beſitzen, und tragen mehr dazu bei, die Begriffe zu verwirren als aufzuklären. Tavernier, Chardin und andere der frühern Berichterſtatter über Perſien waren Juweliere, Kaufleute oder wie Clavijo, Olearius Geſandte, die, wie Ritter ganz richtig bemerkt, auf die Höfe und Audienzen, auf die Etiquette, auf Prunk und Geſchmeide übertriebenen Werth legten und von dem Lande nur die Capitalen und Emporien an den großen Lagerſtraßen ſahen, von dem Binnenlande und dem Volke nur wenig. Erſt die neuern Reiſenden, beſonders die Engländer haben uns über Perſien, über den Verfall dieſes Reiches und über den elenden verkommenen Zuſtand ſeiner Bevölkerung treuen Bericht gegeben und die nackte, dürre Wahrheit geſagt. Das unwiſſende franzöſiſche Publicum hat ihre Bücher freilich nicht geleſen und mochte wohl auch um ſo lieber an ſeinem alten Irrthum feſthalten als die franzöſiſche Nationaleitelkeit bei dem glänzenden Empfang dieſer perſiſchen Geſandtſchaft im Thronſale der Tuilerien mehr Befriedigung fand, wenn ſie

wähnte dieſelbe komme vom mächtigen Herrſcher eines blühenden Reiches, um Frankreich und dem Staatsoberhaupt zu huldigen.

Huſſein-Khan, welchen der Zufall oder eine Anwandlung von gnädiger Laune des Schah zu dieſer Miſſion berufen, ſpielte ſeine Rolle in Paris vortrefflich und durchſchaute ſchnell genug die Natur der Franzoſen, bei welchen der größte Charlatan in der Regel die beſten Geſchäfte macht. Daß von ſeinem armen und geizigen Hofe die geſandtſchaftliche Reiſecaſſe überaus kärglich verſehen worden, ſetzte ihn nicht in Verlegenheit. Sein Kalpak, ſein ſeidener Kaftan und ſein perſiſcher Geſandtſchaftstitel verſchafften ihm bei den Pariſer Gaſtwirthen wie bei den Boutiquiers im Palais royal hinreichenden Credit. Er machte Einkäufe, angeblich im Auftrag ſeines Hofes, um den perſiſchen Großen einen Begriff von den Wundererzeugniſſen der franzöſiſchen Induſtrie beizubringen. Den eigentlichen Zweck ſeiner Miſſion betrieb er als Nebenſache und fiel bei Anwerbung franzöſiſcher Heeresinſtructoren ſeiner Seits dem franzöſiſchen Charlatanismus in die Hände. Als Ludwig Philipp für den perſiſchen Geſandten die Schulden zahlen ſollte, welche derſelbe in ſeinem Hotel gemacht, ſank deſſen Anſehen in den Tuilerien und man bekümmerte ſich nicht weiter um ihn. Huſſein-Khan beſuchte auch England, wo man aber den Charakter dieſer perſiſchen Miſſion und Miſſionaire kühler prüfte und richtiger durchſchaute. Auch haben ihnen dort die Budenmänner der City ſchwerlich unbeſchränkten Credit bewilligt.

Ob der Schah ſpäter die Ehrenſchulden ſeiner Geſandtſchaft hat bezahlen laſſen, iſt uns nicht bekannt. Nur das haben wir mit Sicherheit erfahren, daß im Augenblick, wo Huſſein-Khan mit ſeinem Gefolge in Teheran wieder einzog, auch alle Maulthiere und Pferde mit Kiſten und Käſtchen der Geſandtſchaft von den Hofgendarmen allſogleich in Empfang genommen wurden, ohne

daß man dem Exgeſandten gönnte, mit den Pariſer Luxusartikeln ſein Haus zu ſchmücken Als er ſich zur Audienz bei ſeinem erhabenen Gebieter einfand, dankte ihm dieſer lächelnd für die ſchönen Sachen, die er ihm aus den Feringhiländern mitgebracht habe.

Mit den Modeartikeln der Pariſer Boulevards und des Palais royal war auch ein Dutzend franzöſiſcher Militairs gekommen, meiſt entlaſſene Unteroffiziere, die ſich den Titel Colonels gaben und mit buntſchäckigen Phantaſieuniformen ſchmückten. Am meiſten wußte ſich Graf Damas, ein Mann von vorgerückten Jahren und gewandten Weltmannsmanieren am perſiſchen Hofe breit und wichtig zu machen. Dieſer kecke Charlatan und Abenteurer, welcher in der franzöſiſchen Kaiſerzeit ſubalterner Offizier geweſen, und ein bedeutendes Familienvermögen durchgebracht hatte, ließ ſich gleich von ſeiner Frau und noch drei weiblichen Verwandten nach Perſien begleiten. Sein keckes Auftreten imponirte hier, ſeine Aufſchneidereien fanden Glauben. Gleich bei der erſten Audienz ſetzte er ſich ohne Umſtände in Gegenwart des Schah auf den Divan mit der Bemerkung, er habe in der Schlacht bei Auſterlitz, wo er und Kaiſer Napoleon die Ruſſen geſchlagen, eine Kugel in den Leib bekommen, die ihm zeitweiſe Schmerzen verurſache, und das Stehen ſauer mache. Der entſetzliche Verſtoß gegen die Hofetiquette, welcher das geſammte Hofſchranzenvolk in Erſtaunen ſetzte, brachte merkwürdig genug eine dem franzöſiſchen Charlatan nicht ungünſtige Wirkung hervor. Das martialiſche Geſicht, der graue Schnurrbart und die weißen Haare, der ariſtokratiſche Anſtand und die zuverſichtliche Haltung des Franzoſen kamen ihm zu ſtatten und imponirten dem Schah und ſeinem Vezir, welche meinten, ein Mann, welcher mit ſo ungewöhnlicher Dreiſtigkeit auftrete, müſſe auch ungewöhnliche Verdienſte haben und Ungewöhnliches leiſten können.

Der gichtbrüchige Schah fand überdieß Gefallen an der Converſation mit dem franzöſiſchen Edelmann, dem es ein paar mal gelang, Sr. Hoheit zum Lachen zu bringen und ſomit zu geſteigertem Appetit und beſſerer Verdauung zu verhelfen. Graf Damas wußte auch den Schah zu überzeugen, daß er allein den Kaiſer Napoleon durch ſeinen Einfluß und ſeine Ueberredungskunſt von dem Plane zurückgebracht habe, einen Eroberungszug nach Perſien zu unternehmen. Gleich nach beendigter Audienz empfing Graf Damas ſeine Ernennung zum perſiſchen General und die Herren Delacroix und Pigeon wurden ihm als Ordonnanzoffiziere beigegeben. Ein anderer franzöſiſcher Veteran Namens Seminot, welcher beſonders die Gunſt des alten Vezirs Hadſchi-Mirza Agaſſi zu gewinnen wußte, fand gleichfalls Huld und Gnade und den Generalstitel. Die übrigen franzöſiſchen Inſtructoren mußten ſich mit etwas geringeren Graden und Titeln begnügen. Abbé Vidal war als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache verſchrieben worden und ſollte dem Kronprinzen Unterricht ertheilen. Letzterer, damals ein neunjähriger Knabe, war bei dem Beſuche des Kaiſers Nicolaus im ruſſiſchen Armenien, alſo nicht lange Zeit zuvor mit zahlreichem Gefolge nach Eriwan geſandt worden, dort den ruſſiſchen Zaren zu begrüßen. Da dem Kaiſer Nicolaus die ſteif ceremonielle Unterredung im perſiſchen Phraſenton mittelſt der Dolmetſcher zu langweilig dünkte, nahm er ohne Umſtände den Knaben, ſetzte ihn auf ſein koloſſales Bein und ließ ihn darauf ſchaukeln, indem er ihm zugleich mit den ſpitzen Enden ſeines Schnurrbarts die zarten Wangen kitzelte. Der kleine Perſerprinz und ſein Gefolge waren über dieſe ungenirte kaiſerliche Liebkoſung, die freilich gegen die perſiſche Hofetiquette noch ungleich mehr verſtieß, als das Setzen des Grafen Damas in Gegenwart des Herrſchers, nicht wenig überraſcht. Auch ſoll die Rieſengeſtalt des Moskof-Kaiſers, der den perſiſchen

Thronfolger wie eine Puppe behandelte, ebenſo wie ſein martialiſcher Schnurrbart und der kriegeriſche Pomp, der ihn umgab, auf den kleinen Perſer, der heute die Krone trägt, von unauslöſchlichem Eindruck geweſen ſein. Damals alſo machte ſich am Hofe von Teheran der Wunſch geltend, daß der Thronfolger die europäiſche Umgangsſprache lernen möge, die ihm die künftige Verlegenheit erſparen und zum rechten Wort verhelfen ſollte, falls es einem ruſſiſchen Herrſcher aus Langweile über die endloſen Complimente und Redeblumen perſiſcher Rhetorik wieder einmal einfallen ſollte, ihn auf ſeinen Knieen zu ſchaukeln und mit dem Schnurrbart zu kratzen.

Mit den Herren Delacroix, Pigeon und dem Abbé Vidal bin ich vier Jahre ſpäter in Tiflis zuſammen getroffen und machte in ihrer Geſellſchaft die Reiſe durch Imerethien und Mingrelien nach Trapezunt. Es waren liebenswürdige Franzoſen und angenehme Geſellſchafter, deren Umgang und Mittheilungen für mich von beſonders belehrender Art geweſen, da dieſe Herren die Beobachtung und Erfahrung eines beinahe vierjährigen Aufenthalts in Perſien hinter ſich hatten. Es erging dieſen Herren in Perſien ziemlich ähnlich wie nicht nur den meiſten Militairs, ſondern auch den Berg- und Forſtmännern und andern Geſchäftsleuten, welche in die Dienſte der Pforte getreten waren. Sie waren anfangs voll redlichen Eifers und voll der Hoffnung etwas Nützliches zu wirken, etwas Dauerhaftes zu ſchaffen. Wie in der Türkei die Paſchas ſo nahmen hier der Schah, der Vezir, die perſiſchen Beamten und Militairs die Verbeſſerungsvorſchläge auf das bereitwilligſte an, ſchenkten jedem angeregten Reformproject ihren Beifall, verſprachen ihre thätigſte Unterſtützung und überfloſſen in Phraſen des Dankes und Lobes, wenn die Formation einer neuen Compagnie oder Schwadron von ausgehobenen Recruten gelungen war oder ein paar Batterien auf den

Laffetten ſich ſchwerfällig bewegten. Der erſte Feuereifer war aber eben ſo ſchnell verraucht, beſonders als die Perſer merkten, daß die Reformen Geld koſteten. Die Perſer ſind überhaupt in Geldſachen weit ſchwieriger und kleinlicher als die Türken, welche doch hie und da eine Anwandlung von Generoſität haben. Es gibt wirklich türkiſche Große, welche noch lieber Geld verſchwenden als einnehmen und nicht nur Prunk lieben, ſondern von wahrer Freigebigkeit beſeelt ſind, eine Eigenſchaft, die man in Perſien kaum dem Namen nach kennt. Bei der Leere des Schatzes, bei der Verarmung des Volks und der unglaublichen Unordnung und Zerrüttung der Staatsfinanzen ſind auch die Soldauszahlungen in Perſien viel unregelmäßiger als in der Türkei, wo der Staatshaushalt mit der Reform wenn auch nicht weſentliche Verbeſſerungen doch mehr Ordnung gewonnen hat und die Beamtenbeſoldungen wenigſtens für die angeſtellten Europäer in den letzten Jahren ziemlich regelmäßig floſſen.

Die Gleichgültigkeit, Trägheit und Sorgloſigkeit der orientaliſchen Behörden wirkt contagiös auf die meiſten angeſtellten Europäer, deren reformirender Eifer gewöhnlich eben ſo ſchnell erkaltet, wie das Intereſſe der Morgenländer an koſtſpieligen Experimenten, welche lange Zeit erfordern, um augenfällig gute Reſultate hervorzubringen. Neben der Indifferenz, dem Phlegma und dem Geize der Orientalen iſt ihr Mißtrauen das Haupthinderniß jeder gedeihlichen Wirkſamkeit ſelbſt der wirklich pflichtgetreuen und berufeifrigen Europäer in ihren Dienſten, deren Zahl nicht groß iſt. Dieſes charakteriſtiſche Mißtrauen und die tiefe, faſt unauslöſchliche innere Antipathie des Morgenländers gegen den Europäer, welche zeitweiſe verſtummt, aber nie verſchwindet, gehören zu jenen Grundzügen des orientaliſchen Weſens, welche dem Fortſchritt faſt unüberſteigliche Schranken entgegenſetzen. Ohne eine große politiſche Revolution iſt wahrſchein-

lich auch die zu einer höhern Culturſtufe unumgänglich nothwendige moraliſche Beſſerung des orientaliſchen Charakters namentlich der höhern Stände unerreichbar.

Mohamed-Schah wurde durch ſeine Gicht und Corpulenz abgehalten, den militairiſchen Uebungen öfter beizuwohnen. Er alterte früh und ſaß am liebſten auf den weichen Kiſſen ſeines Divans, die er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten verließ, um ſich auf den Sattel heben zu laſſen. Seinen frühern Kaimakan Mirza-Abul-Kaſſim hatte er in einer Anwandlung von zorniger Laune erdroſſeln laſſen. Seitdem fungirte der alte Lehrer des Schah Hadſchi-Mirza-Agaſſi, im Lande gewöhnlich nur der Hadſchi genannt, als Großvezir. Dieſer alte Mollah war ein wunderlicher Kauz, galt für gelehrt und weiſe, auch für andächtig und beinahe heilig, erſchien aber den Europäern bald als ein alter liſtiger Fuchs, bald als ein Tollhäusler. Seinem Amte war er nicht gewachſen. Es fehlten ihm eben ſo ſehr Kenntniſſe des Landes und praktiſcher Blick, als Redlichkeit und Pflichttreue gegen den Staat. Aber nach ſolchen Eigenſchaften wird in Perſien nicht gefragt. Das Vertrauen und die Gunſt des Schah ſind allein entſcheidend. Der alte Hadſchi durfte die ſeltſamſten Tollheiten begehen, die Staatsgelder mit unſinnigen Projecten verſchleudern, die Provinzen, die Ortſchaften an die unwürdigſten Statthalter und Verwalter vergeben und für ſeinen eigenen Hausſchatz ungeheure Summen erpreſſen. Der lahme Schah, auf welchen der alte Mollah bei zunehmender körperlicher Hinfälligkeit einen unbegreiflichen perſönlichen Einfluß ausübte, ließ das Alles geſchehen und wies die Klagenden mit der gewöhnlichen Bemerkung zurück: der Hadſchi ſei ein eben ſo weiſer als heiliger Mann, und wenn er es jedem nicht recht machen könne, ſo ſei eben die menſchliche Unvollkommenheit daran ſchuld. Der unglückliche Monarch, der bei ſeinen körperlichen Leiden oft

Anwandlungen von ſchwarzgallichter Laune und Zornausbrüchen unterworfen war, auch manchmal ein Vergnügen fand, der Execution grauſamer Strafen, die er verhängte, perſönlich beizuwohnen, blieb bis ans Ende ſeines Lebens gegen ſeinen Vezir voll unerſchütterlicher Langmuth. Seinem ſchwachen Geiſte hatte ſich nun einmal die fixe Ueberzeugung eingeprägt, daß ein frömmerer und weiſerer Mann als der Hadſchi, ſein alter Lehrer, in dem verderbten Perſerlande nicht zu finden ſei. Abul-Kaſſim war dem erſten Ausbruch ſeiner üblen Laune zum Opfer gefallen; Mirza-Agaſſi paſſirte glücklich durch alle leiblichen und geiſtigen Krankheitskriſen ſeines Gebieters, ohne deſſen Gunſt einzubüßen. Man ſagte freilich damals in Perſien, daß äußerer Einfluß der ſiegreichen Behauptung des Vezirpoſtens durch den unfähigen alten Hadſchi nicht fremd geweſen. Der Mollah, der oft ſehr eigenſinnig war und gutgemeinten Rathſchlägen ſtarrköpfigen Widerſtand entgegen ſtellte, benahm ſich gleichwohl zahm und geſchmeidig, ſo oft Graf Medem im Namen Rußlands einen Wink fallen ließ. Was kümmerte im Grund Rußland das Unglück dieſes Staates. Welches Intereſſe hatte es auch, der Verödung des Landes, der Entvölkerung und Verarmung der Städte durch die ſchändliche Wirthſchaft eines habſüchtigen Heuchlers oder Tollhäuslers ſich entgegenzuſtellen? Je abſcheulicher das perſiſche Regierungsſyſtem war, je ſchneller all' ſeine innern Kräfte verſiegten, je elender und unglücklicher ſich das Volk fühlte, deſto leichter wurde die künftige Oberherrſchaft Rußlands in dieſen Ländern angebahnt, deſto gründlicher wurden alle Hinderniſſe des ſiegreichen Fortſchreitens ruſſiſcher Propaganda durch die Gewalt der Waffen und des religiöſen Einfluſſes auf die chriſtlichen Völkerſchaften bei Seite geſchafft, deſto freier und bequemer findet ein künftiger Eroberer auf dem ruſſiſchen Thron die Wege zur Befriedigung ſeines orientaliſchen Ehrgeizes, deſto

weniger drückend wird dieſen Völkern ſelbſt das ruſſiſche Syſtem erſcheinen, das in ſeiner Härte doch mehr Ordnung und Methode hat und neben der deſpotiſchen Willkür, die ſeine Vollſtrecker ausüben, doch auch manches Gute ſchafft, manche materielle Verbeſſerung mit kräftiger Fauſt den unterworfenen Völkern aufzwingt.

Hadſchi-Mirza-Agaſſi's Hauptleidenſchaft nächſt der Vermehrung ſeiner vollen Tomankiſten war die von den Engländern eingeführte Kanonenbohrerei. Unabläſſig waren die Werkſtätten in Teheran thätig, Geſchütze von verſchiedenſtem Namen und Kaliber zu gießen und zu bohren. Die Provinzſtatthalter konnten nicht Metall genug herbeiſchaffen, dieſer ſeltſamen Kanonenpaſſion des alten Hadſchi zu genügen. Nicht nur ein Theil der Saa duraut — ſo heißt man in Perſien die unregelmäßigen Abgaben, Geſchenke und Strafgelder, die in die Staatscaſſe fließen, — ſondern auch von den Maleyat oder regulairen Abgaben wurde ein nahmhafter Theil in Kanonenmaterial geleiſtet. Alle Woche mußte wenigſtens Ein Geſchütz gegoſſen werden, ſonſt war der Hadſchi übler Laune, und irgend einer von den Großen oder Beamten fiel als Opfer ſeines Zorns in Ungnade. Auch ſeinem Gebieter wußte der Vezir einen Theil dieſer ſeltſamen Liebhaberei für neugegoſſene Kanonen beizubringen. Viel weniger lag ihm daran, die neuen Geſchütze auch manoeuvrirfähig zu machen, ſie auf ſolide Laffetten zu bringen, mit Protzkäſten zu verſehen und für gute Zugpferde zu ſorgen. Herr Delacroix, der ihm hierüber Organiſationspläne und Koſtenüberſchläge als Inſtructor der Artillerie vorlegte, fand kühle Aufnahme. Die Koſten der Beſpannung erſchienen dem Vezir zu hoch. Er wollte lieber Kanonen ohne Laffetten, ohne Protzkäſten, ohne Pferde haben und Herrn Delacroix gelang es mit Mühe, ein paar armſelige Batterien zu formiren. Uebrigens war der

Vezir auch Liebhaber von militairiſchen Paraden, von Manövres und Exercitien, freilich ohne das Geringſte davon zu verſtehen. Je toller und wilder es dabei durcheinander ging, je mehr Pulver verknallt wurde, je dichtere Staubwolken unter den Hufen der Witz ihrer ſchönen Pferde und ſattelfeſten Reiter grundſchlechten Cavallerie emporwirbelten, deſto befriedigter kehrte der alte Pudſchi nach Hauſe oder in das Serail zurück, um den lahmen Schah auf dem Divankiſſen die geſehenen Militairfortſchritte zu ſchildern und zu preiſen.

Die franzöſiſchen Militairs, müde der Hinderniſſe und Intriguen, die ihre Projecte durchkreuzten und ihre Thätigkeit lähmten, gaben ihre Verſuche am Ende auf und ließen dem ungeſinnigen Vezir und ſeinen Creaturen das Feld frei. Graf Damas, welcher am wenigſten von allen wirkte, erfreute ſich nicht lange ſeines Generaltitels und Sardargehalts. Er kränkelte fortwährend am Fieber und ſtarb ſchon im zweiten Jahr ſeines Aufenthalts. Seine Gattin und ſeine Nichte folgten ihm ins Grab. Er hatte vor ſeinem Tode noch manche ärgerliche Stunde, denn die Auszahlung des verſprochenen Gehalts wurde immer knapper und unregelmäßiger Er mußte ſeine Ordonnanzoffiziere und Dragomane unzähligemal an den geizigen Vezir ſchicken. Zuletzt wirkten alle Mahnungen und Drohungen nicht mehr. Die franzöſiſchen Militairs, welche ihren rückſtändigen accordmäßigen Sold für die freilich ſehr geringen Dienſte, welche ſie nach ihrem eigenen Geſtändniß dem perſiſchen Staat geleiſtet, nicht zu erhalten vermochten, mußten die Fürſprache des ruſſiſchen Geſandten anrufen. Graf Medem, ein Mann von höchſt ehrenwerthem Charakter und liebenswürdigen Manieren, ließ ſich aus rein perſönlicher Gefälligkeit bewegen, ſeinen Dragoman in dieſer Angelegenheit zu Mirza-Agaſſi zu ſchicken. Das Fürwort des ruſſiſchen Geſandten that auch augenblickliche Wir-

kung. Die Anſprüche der Franzoſen wurden befriedigt, Soldrückſtände und Rückreiſevergütung in klingenden Tomans ausbezahlt und überdieß jedem noch der große perſiſche Sonnen- und Löwenorden in falſchen Diamanten verabreicht. Damit war nun auch das Heilmittel für die getäuſchten Erwartungen und die unbefriedigten Wünſche dieſer etwas abenteuerlichen jungen Männer gefunden, mancher bittere Aerger verſüßt, und mit den prunkhaften Titel perſiſcher Colonels und Ordensritter begaben ſie ſich in Begleitung der beiden übriggebliebenen Damen von der Damasſchen Familie und eines ganzen Troſſes von Papageien und Windhunden ſammt einer ſchönen Collection perſiſcher Curioſitäten über Tiflis und Konſtantinopel nach Hauſe. Nur der alte Seminot blieb zurück, weil er in ſeinem Vaterlande Frankreich kein paſſendes Brod mehr zu finden hoffte und daher lieber das Gnadenbrod des Schahs forteſſen wollte, wenn es ihm auch oft in ſo langen Zwiſchenräumen verabreicht wurde, daß dieſes perſiſche Gnadenbrod faſt einem langſamen Hungertode gleich kam.

Auch der Abbé Vidal legte Amt und Geſchäft nieder, nahm gleichfalls die Vermittlung des Grafen Medem zur Befriedigung ſeiner Geldforderungen an und folgte ſeinen rückkehrenden militairiſchen Landsleuten. Dieſer Prieſter war ein jovialer Lebemann, überaus tolerant und beinahe gar zu weltlich geſinnt, übrigens ein Mann von Geiſt und vielen Kenntniſſen, den ich nach meiner Rückkehr aus Perſien in Smyrna wiedertraf, wo er auf der Kanzel wie auf dem Lehrſtuhl Glück machte. In Tiflis, wo ich dieſem Abbé zum erſtenmal begegnete, ſah er nichts weniger als einem geiſtlichen Herrn gleich, trug einen langen Schnurrbart und einen Jägerrock, ritt auf die Fuchsjagd und wohnte jedem Vergnügen und Kurzweil bei, die ſeine muntern Landsleute in der Beſitzung des alten franzöſiſchen

Wirths Jean Paul an den Kuraufern trieben und erfanden. Der Abbé gab uns dort öfter lehrreiche Schilderungen ſeiner perſiſchen Erlebniſſe zum Beſten. Er hatte, wie faſt alle Europäer, die ſchlechteſte Meinung vom Charakter der Perſer, die er als lügneriſch, heuchleriſch, ſpitzbübiſch ſchilderte. Doch meinte auch er, daß der Charakter des perſiſchen gemeinen Volks lange nicht ſo grundverdorben, ſo unverbeſſerlich ſei wie der der beſſern Stände in den Städten. Wie einmal der Statthalter von Urmia dem Miſſionair Hörnle, der ihm eine Strafpredigt wegen ſeiner Lügen gehalten, ganz unbefangen ſagte: jeder Perſer lüge ſolange ſich ſeine Zunge bewege, ſo erzählte uns auch der Abbé Vidal eine Reihe von Zügen, die einen merkwürdigen Beleg lieferten, wie ſtark dieſes Erzlaſter am perſiſchen Hofe eingeniſtet war. Denn ſelbſt der Schah auf ſeinem ſeidenen Divan öffnete ſelten den Mund, ohne ein paar Lügen zu ſagen, obwohl er ſeiner Stellung als abſoluter Deſpot, deſſen Wille über jedem Geſetz ſteht, nicht eben nöthig hatte, ſich dieſes Mittels zu bedienen. Die Lüge iſt in Perſien Lebensgewohnheit und das Kind ſaugt ſie in der Muttermilch ein. Abbé Vidal hatte Gelegenheit, manchen Blick in das Innere des Hofgetriebes wie in die Familienverhältniſſe der Großen von Teheran zu werfen. Er hatte es nicht durchſetzen können, den Kronprinzen im Franzöſiſchen zu unterrichten. Die Mollahs und ſelbſt der alte Hadſchi intriguirten zu ſtark gegen ihn. Doch hat man ihm geſtattet einige Hofpagen und Kinder von perſiſchen Großen im Franzöſiſchen zu unterrichten. Er rühmte mir die leichte Auffaſſungsgabe der Kinder, welche ſelbſt bei geringem Fleiß das fremde Idiom ſich leicht aneigneten. Als er Teheran verließ, gab es dort eine ziemliche Anzahl netter ſchwarzaugiger Buben mit ſpitzigen Lammfellmützen und ſeidenen Hängärmeln, welche das Franzöſiſche faſt ſo elegant, wie ein befrackter Pariſer par-

lirten. Liſt, Verſtellungskunſt und Heuchelei iſt ſchon dem Knaben im zarteſten Alter eigen. Alles Wiſſen des chriſtlichen Europa hätte Abbé Vidal den kleinen Perſern leichter beibringen können, als die chriſtliche Moral in ihrer praktiſchen Anwendung. Auf den Verſtand und das Wiſſen der Jugend, meint der Abbé, könne ein europäiſcher Lehrer wohl fördernd einwirken. Was aber die Kunſt betreffe, auch das ſittliche Gefühl der perſiſchen Stadtjugend zu wecken oder zu beſſern, auf ihr Herz oder Gemüth zu wirken, die ſchönen Worte von Tugend, Nächſtenliebe, Milde, Uneigennützigkeit, Edelſinn, die freilich auch in Europa nur bei einer ſehr kleinen Minorität in praktiſche Uebung kommen, zur That zu machen oder ſelbſt nur zu richtigem Verſtändniß und Anerkennung zu bringen, was dieſe Aufgabe betreffe, ſo müſſe er freilich ſeinen Nachfolgern, welche Aehnliches zu unternehmen beabſichtigen, das traurige Bekenntniß zurufen: Lasciate ogni speranza!

Auch von dem perſiſchen Familienleben entwarf der Abbé kein günſtiges Bild. Ueberall bemerkte er den früh keimenden Bruderzwiſt, Neid und Haß. Die Kinderblicke ſind ſchon von zarten Alter an auf die väterliche Hinterlaſſenſchaft gerichtet und, ihren künftigen Erbantheil möglichſt groß zu machen, dahin geht ſchon frühzeitig ihr Dichten und Trachten und daher auch ihr gegenſeitiges Buhlen um die väterliche Gunſt. Die Kinder werden je nach dem Reize und Einfluſſe ihrer Mütter ſehr ungleich behandelt. Der Vater, welcher den einen Sohn in prächtige Stoffe kleidet und mit leckern Biſſen füttert, läßt ſeinen andern Sohn, den ihm eine weniger geliebte Frau geboren, darben. Aus ſo ungleicher Vertheilung der väterlichen Gunſt erklärt ſich leicht der frühe Bruderhaß.

Eine der franzöſiſchen Damen ſchilderte uns ihre Haremsbeſuche. In dem Harem eines Mollah fand ſie auch eine Deutſche

us der Colonie Katharinenfeld in Georgien, welche bei dem eberfall dieſes Dorfes durch Kurden und Tartaren ſchon als ines Mädchen geraubt und nach Perſien verkauft worden. ie hatte ihre Mutterſprache wie die Erinnerung an ihre Eltern ſt vergeſſen. Dasſelbe Schickſal und die gleiche Reſignation tten noch einige andere deutſche Frauen, die bei jener Kata- ophe aus ihrer Heimat fortgeſchleppt wurden und nie wie- kehrten. Ein deutſcher Bauer von Katharinenfeld erhielt mal ganz unerwartet von ſeiner verſchwundenen Ehehälfte nen Brief, worin ſie ihm mit ganz zärtlichen Worten geſtand, ß ſie einen perſiſchen Prieſter geheirathet und dieſem diverſe nder geboren habe, das Haremsleben ganz erträglich finde d ihm dringend rathe, auch wieder zu heirathen.

Als bei dem zunehmenden Gichtleiden Mohamed-Schahs alle ixturen perſiſcher Heilkünſtler, alle Amulette und Talismane r Mollahs keine Wirkung hervorbrachten, nahm er endlich ch ſeine Zuflucht zur ärztlichen Kunſt der Europäer. Die ver- hiedenen Conſulatsdoctoren, auch Dr. Caſſolani in Tabris er- elt eine Einladung, ſich nach Teheran zu verfügen. Aber s Uebel ſpottete der Medizin, das Lebensfäßlein des leiden- n Herrſchers rollte unaufhaltſam den Berg hinab und unter l den Doctorhüten, die der kranke Schah gerufen, fand ſich in Siſyphus, der es wieder heraufwälzte. Bei dieſem Leiden ar der Perſerfürſt häufig Anfällen der übelſten Laune unter- orfen. Wie den ſchwarzgallichten Trebiſonder Abdullah Paſcha rgerte es ihn, daß ſo viele Hunderttauſende ſeiner Sclaven, eren Leben und Eigenthum in ſeiner Gewalt ſtand, geſund mher gingen und munter die Beine bewegten, während er ſelbſt emde Hülfe bedurfte, um vom Throne oder Diwan herabzu- igen. Auch ſein Verdauungsvermögen war nicht im Verhält- iß zu ſeiner Eßluſt. In ſolchem Zuſtande von Langweile,

ſchlechter Digeſtion und übler Gemüthsſtimmung mußte er, wie andere Tyrannen, Menſchen leiden ſehen, um ſein eigenes Leiden leichter zu tragen. Da mußte manches Ohr und manche Naſe in ſeiner Gegenwart abgeſchnitten, manche Hofdiener halbtodt geprügelt werden, um ſeine lahmen Nerven aufzuregen und ihm zu beſſerm Appetit zu verhelfen. Seine grauſamen Gelüſte konnte er nicht in großartiger Weiſe befriedigen wie ein Timur, ein Nadir-Schah oder Mohamed-Aga, denn die mildergewordene Zeit und die Gegenwart der europäiſchen Repräſentanten läßt ſeit der wiederholten Demüthigung des Schahs durch ruſſiſche Waffen ein ſchrankenloſes Tyrannenwüthen ſelbſt in Perſien heute ſo wenig mehr zu, als in der Türkei. Hatte der arme gichtleidende Mohamed-Schah auch nicht die Ungeheuerfigur jener fürchterlichen Völkerquäler aus früheren kraftvolleren Zeiten des Orients, ſo bemerkte man dagegen in der kleinlichen Ausübung ſeiner Tyrannenluſt einen gewiſſen Humor, welchen die Geſchichte weniger von den finſtern Deſpoten des Orients, als von den Scepter tragenden Böſewichtern des Occidents erzählt, z. B. von Nero, von Iwan dem Schrecklichen und dem franzöſiſchen Ludwig XI. Ein beſonderes Vergnügen fand Mohamed-Schah, wie mir der Abbé Vidal erzählte, daran, die Väter unter ſeinem Hofgeſinde, über die er ſich gerade ärgerte, durch die Hände ihrer eigenen Söhne in ſeiner Gegenwart prügeln zu laſſen. Zu dieſem Schauſpiele lachte er dann oft ſo, daß er ſich den Wanſt halten mußte, ſein Leiden auf ein paar Augenblicke vergaß, und mit beſſerem Appetit ſein Pilav frühſtückte.

Hinrichtungen würde er oft vorgenommen haben, wenn ihn der alte Vezir nicht abgehalten hätte. Hadſchi-Mirza-Agaſſi liebte die güldenen Tomans und die kupfernen Kanonen, nicht aber das Blutvergießen und die Menſchenquälereien. So oft

er von einem Todesurtheil durch den Mund des Schahs geſprochen hörte, eilte er in das Serail, machte ſeinem königlichen Zögling ſanfte Vorwürfe und wußte die Vollziehung der Blutſentenz zu hintertreiben, die dann gewöhnlich in eine Ducatenbuße umgewandelt wurde, von welcher der milde menſchenfreundliche Vezir natürlich den beſten Theil bekam.

Die Köpfe hat ſeine humane Intervention Vielen gerettet, die Naſen und Ohren konnte er nicht ſo gut beſchützen. Auch bei dem Prügeln hat ſeine Fürſprache nicht immer genützt. Doch gibt es in Perſien noch heute wie zu Hadſchi-Baba's Zeit gegen die Vollziehung tyranniſcher Befehle ein ſehr probates Mittel. Der Verurtheilte unterhandelt gewöhnlich mit dem Henker und Büttel im Moment der Execution. So oft das Meſſer gewetzt oder der Stock geſchwungen iſt lispelt der Delinquent ſeinem Peiniger eine gewiſſe Zahl in die Ohren, die er dann oft verdoppelt oder verdreifacht, wenn der Prügelmeiſter oder Ohrabſchneider harthörig iſt und mit der Execution vorwärts ſchreitet. Je höher die ausgeſprochene Ziffer der zu zahlenden Tomans iſt, deſto milder fällt dann auch die Vollziehung der Strafe aus und von dem verurtheilten Ohrenpaar wird dann oft nur ein halbes Läppchen abgeſchnitten, um ein paar Blutstropfen zu vergießen und dann den Kalpak tiefer herab über die blutige Stelle zu ziehen. In Perſien iſt die Corruption noch verbreiteter und allgemeiner, als ſelbſt in Rußland und in der Türkei. Die Verkäuflichkeit der Juſtiz und die Beſtechlichkeit reichen bis zum Throne hinauf. Herr Delacroix erzählte mir hierüber folgende charakteriſtiſche Thatſache, die noch Alles übertrifft, was uns Hadſchi-Baba in ſeinen Memoiren über perſiſche Corruption mitgetheilt hat. Mohamed-Schah wollte eines Tages einer Jagd beiwohnen, wo das eingefangene Wild an ihm vorbeigetrieben und von ihm aus bequemer Loge in ziemlicher Nähe todtgeſchoſſen werden

ſollte. Durch ein Verſehen des Oberjägermeiſters oder Wildaufſehers waren die zum Tod beſtimmten Thiere früher losgelaſſen worden, bevor noch der Schah ſeinen mörderiſchen Logenſitz eingenommen hatte. Ein Theil des Wildes war glücklich entkommen. Der Herrſcher aber ergrimmte und verurtheilte den Wildaufſeher zum Verluſt ſeiner Ohren. Das Urtheil ſollte in ſeiner Gegenwart vollzogen werden. Der Oberjägermeiſter aber war ein vermögender Mann und flüſterte den Schergen ein leiſes Angebot von Tomans in die Ohren, wenn ſie mit den ſeinigen glimpflich umgehen würden. Der Schah, vor dem inzwiſchen ein anderer Klageproceß verhandelt wurde, hörte etwas von jener leiſen Unterredung. Sein Zorn war etwas erkaltet. Er ließ dem Wildaufſeher die angebotene Tomansſumme verdoppeln und für ſeinen eigenen königlichen Säckel einſtreichen, ſchenkte ihm aber die Strafe und hat ſich alſo ſelber das vertheilte Ohrenpaar bezahlen laſſen.

Die Kadſcharendynaſtie hat keinen Herrſcher aufzuweiſen, der dem Affſcharen Nadir Schah als Heerführer und Eroberer auch nur entfernt zu vergleichen wäre. Vielleicht eben deshalb iſt ihr Haß gegen das Affſcharengeſchlecht ſo tief. Die Gebeine jenes großen Eroberers mußten auf Mohamed-Schahs Befehl ausgegraben und unter der Thorſchwelle ſeines Palaſtes beigeſetzt werden, damit der Herrſcher ein eben ſo raffinirtes als lächerliches Rachegelüſte befriedigen, und ſagen konnte, er habe Nadirs Aſche unter ſeine Füße getreten, ſo oft er den Palaſt verließ, um zu Pferde zu ſteigen.

Mit der Hinfälligkeit des perſiſchen Staates iſt auch in die perſiſche Herrſchertyrannei eine gewiſſe Impotenz gekommen. So wenig als auf dem türkiſchen Herrſcherthrone von Byzanz ein Murad IV. mehr möglich wäre, ſelbſt wenn der herrſchende Osmanenſprößling alle Eigenſchaften und Gelüſte dazu hätte,

eben ſo wenig könnten die fürchterlichen Dämone, welche wechſelsweiſe in den beiden letzten Jahrhunderten das perſiſche Scepter führten, dort die frühere Rolle ſpielen. Ihren Blutbefehlen würde in ſo großartigem Maßſtabe nicht mehr gehorcht werden. Verwicklung mit den Geſandtſchaften Rußlands und Englands und Verluſt des Thrones würden die Folge ſein, wenn in dieſer milder gewordenen Zeit ein perſiſcher Herrſcher wie früher Anwandlungen von blutdürſtiger Raſerei ſich hingeben und ſeine Mordgelüſte nicht zeitgemäß moderiren wollte.

Selbſt die politiſchen Gegner Rußlands müſſen, wenn ſie die perſiſch-ruſſiſchen Verhältniſſe kennen und einer unparteiiſchen Anſchauung fähig ſind, zugeben, daß Rußlands Verfahren gegen dieſen Nachbarſtaat ein gemäßigtes, beinahe großmüthiges war. Als eine fanatiſche Pöbelrotte in Teheran den ruſſiſchen Geſandtſchaftspalaſt erſtürmte und den Geſandten erſchlug, hat das ruſſiſche Cabinet doch weder den gerechtfertigten Anlaß zu einem Kriege genommen, noch andere Conceſſionen gefordert als die Beſtrafung der Schuldigen. Selbſt von der letzten Kriegsſchuld wurde ein namhafter Theil nachgelaſſen. Als Paskewitſch ſiegreich bis an den Urmiaſee vordrang, ſtand es in der Macht Rußlands jene ſchönen Provinzen am kaſpiſchen Meere Ghilan und Maſenderan, die von Firduſi beſungenen Paradiesgärten, welche Peter der Große bereits erobert hatte, zurückzufordern. Der Beſitz dieſer herrlichen Küſtenländer hätte für das ruſſiſche Transkaukaſien einen unſchätzbaren Werth. Der nordöſtliche Abhang der Akburskette gegen das kaſpiſche Meer iſt reich an Mineralien, beſonders an Steinkohlen und der Boden iſt von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit. Das Klima iſt zwar ungeſund und würde vielen nordiſchen Anſiedlern das Leben koſten. Aber in Rußland wird bekanntlich, wenn es ſich um die Ausführung ſtaatlicher Entwürfe handelt, nach Menſchenopfern

zuletzt gefragt. In dem milden Klima Maſenderans gedeihen die meiſten Südgewächſe, welche auf den kalten Plateaus und in den Thälern Georgiens nicht fortkommen oder nur dürftig durch Kunſtpflege gedeihen. Der ruſſiſche Major Woskobrimiloff vom Minencorps hat dort herrliche Steinkohlenlager und Gänge von ſilberhaltigem Blei und Kupfer entdeckt. An Schiffbauholz iſt in den jungfräulichen Urwäldern ein faſt unerſchöpflicher Reichthum vorhanden Selbſt Palmen gedeihen in dieſer milden Luft, während in den ruſſiſchen Küſtengegenden des Kaspiaſee's bei Derbent und Baku nicht einmal der Oelbaum die Winterkälte erträgt. Die ruſſiſche Schifffahrt und der Handel auf dem kaspiſchen Meer würden erſt durch den Beſitz dieſer Provinzen zu einiger Bedeutung gelangen. Auch die Häfen ſind an der Südküſte ſicherer und geräumiger als an den öſtlichen und nördlichen Geſtaden. Die ruſſiſchen Agenten im Orient drücken den Wunſch, dieſe blühenden aber unter perſiſchem Scepter faſt uncultivirten und verwahrlosten Provinzen wieder mit dem großen nordiſchen Reiche als äußerſte Anhängſel vereinigt zu ſehen, ziemlich unverblümt aus. Auch in Tabris ſprachen die Diplomaten des Generalconſulats ganz wie die Militairs in Tiflis und Eriwan: „Gilan und Maſenderan müſſen uns gehören und in Petersburg wird man früher oder ſpäter Einſicht in die nothwendigen Conſequenzen einer Feſtſetzung der ruſſiſchen Herrſchaft jenſeits des Kaukaſus und in die Bedürfniſſe dieſer Provinzen nehmen, die nur durch eine beſſere Arrondirung am kaspiſchen wie am ſchwarzen Meere zu einer Bedeutung und Blüthe gelangen und für Rußland eine Quelle des Wohlſtandes werden können, während ſie ihm jetzt eine koſtſpielige Laſt ſind."

Es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß man ſolche Stimmen, die man jetzt in den ruſſiſchen Gouverneursſalons von Tiflis

wie in den Geſandtſchaftshotels und Conſulathäuſern Rußlands im moslemiſchen Orient alle Tage hören kann, auch zur Zeit ſchon laut ſich äußerten, als Paskewitſch in Tabris ſtand und mit dem Schwerte den Perſern die Friedensbedingungen in die Feder dictiren konnte. Aber Kaiſer Nicolaus und Kanzler Neſſelrode haben nun einmal den Grundſatz, in Aſien gemäßigt aufzutreten und hier nur langſam Schritt für Schritt vorwärts zu rücken, da ſie zu gleicher Zeit ihre Blicke nach Weſten, auf die drohenden Exploſionen des Revolutionsherdes richten wollen. Solange die polniſche Frage nicht definitiv erledigt iſt, äußerte einmal ein heller ſtaatsmänniſcher Kopf auf der franzöſiſchen Rednerbühne, beſinnt man ſich in Petersburg bei jedem Schritt, den man nach Oſten vorwärts macht.

Kaiſer Nicolaus iſt keineswegs wie ſein großer Vorgänger Peter I. und ſeine große Großmutter Katharina II. von krieg-eriſcher Ruhmesluſt und Vergrößerungsſucht geplagt. Er leiſtete darin nur ſo viel, als ein durch die Natur und ſein Verhängniß auf Eroberungen angewieſener Staat leiſten mußte. Den Fuß auf den Nacken der europäiſchen Demokratie zu ſetzen, macht ihm mehr Vergnügen, als ihm ſelbſt die Eroberung des himmliſchen Reiches und die Inſtallirung ruſſiſcher Generalgouverneure in Peking und Nanking gewähren würden. Aber anderſeits iſt die Cabinetspolitik in Petersburg auch unter Kaiſer Nicolaus keineswegs ſo ganz friedliebend, ſo genügſam und uneigennützig, wie ſie von Rußlands politiſchen Bewunderern geprieſen wird. Die Feſtungsbauten von Eriwan und Gumri, die Werfte von Nicolajeff und die Flotte von Sebaſtopol ſtehen eben ſo wie die militairiſchen Demonſtrationen Rußlands an der Donau den falſchen Lobpreiſungen ruſſiſcher Genügſamkeit als beredte Widerſprüche entgegen. Kaiſer Nicolaus hat nicht den Ehrgeiz, Perſien und die Türkei heute ſchon zu erobern,

aber er ist in aller Stille emsig bedacht, jedem seiner ehrgeizigen Nachfolger die Wege der Eroberung zu bahnen. Persien und das türkische Asien werden, wenn nicht inzwischen ein neuer Sturm von Westen losbraust oder, was sehr unwahrscheinlich ist, im Innern des Reiches selbst Bewegungen entstehen, dem russischen Koloß in den nächsten Jahrzehnten wie überreife Birnen von selber in den Schoos fallen, ohne daß er seine langen Beine dort viel wird bewegen müssen.

Nach der Ansicht der russischen Agenten im Orient war das Petersburger Cabinet beim Friedensschlusse mit Persien viel zu gemäßigt. Man begnügte sich mit der Araxesgrenze, mit Eriwan und Nachitschewan und mit dem Zuwachs eines schmalen Striches am heiligen Berge Ararat, so wie der Küste von Lenkoran und der Gebirge von Talysch. Etschmiadzin, der alte berühmte Patriarchensitz Armeniens lag freilich innerhalb der Grenzen dieser neuen Acquisition und damit waren sowohl ein verstärkter religiöser Einfluß auf die in Persien und der Türkei seßhaften und im ganzen übrigen Orient zerstreuten Armenier gewonnen als stillthätige Elemente einer russischen Propaganda weit über die gegenwärtigen Grenzen hinaus geweckt. Wer aber Rußlands Stärke und Persiens Schwäche kennt, mag sich immer noch über die Mäßigung des russischen Cabinets wundern, das den besiegten und gedemüthigten Schah auch zur Abtretung von Gilan und Masenderan wie jenes wichtigsten Theiles von Aserbeidschan, welchen das russische Heer bereits occupirt hielt, hätte zwingen können. Eine Fortsetzung des Krieges, ein Wiederaufflammen der verlorenen Energie Feth-Ali-Schahs und der Kampflust Abbas-Mirza's hätte nur das Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte und Persiens Ohnmacht noch nackter und schimpflicher geoffenbart. Einem Marsche der russischen Armee nach Teheran standen damals nur die entmuthigten Haufen

einer faſt aufgelöſten Armee entgegen. So wie der perſiſche Staat bereits zu jener Zeit in einen Zuſtand der Schwäche und Zerrüttung, welcher ſeitdem noch ärger geworden, herabgeſunken war, bedurfte der ruſſiſche Rieſe kaum nur der Mühe des Bückens, um ſchöne Länder aufzuheben und mit den herrlichen Küſtenprovinzen im Süden des kaſpiſchen Meeres das Gewicht und den Werth ſeines aſiatiſchen Reiches jenſeits des Kaukaſus zu vermehren. England würde wegen einiger perſiſcher Provinzen ſchwerlich einen Krieg mit Rußland angefangen haben, und den übrigen Großmächten konnte an einer Ausdehnung Rußlands in jener Richtung wenig gelegen ſein. Die eifrigen Agenten und Freunde Rußlands im Orient beklagen noch heute die damalige Mäßigung des Cabinets von St. Petersburg. Der Kaiſer ſelbſt, meinen ſie, würdige nicht gehörig den Werth eines ſo ſchönen Länderzuwachſes. Der Gedanke eines orientaliſchen Weltreiches unter ſeinem Scepter ſcheint den Kaiſer Nicolaus nie erwärmt zu haben ſelbſt nicht zur Zeit, wo er jünger war und ſeine morgenländiſchen Provinzen nicht aus perſönlicher Anſchauung kannte. Seit ſeinem dortigen Beſuche im J. 1837 ſcheint Kriegsluſt und Vergrößerungsſucht nach Weſtaſien hin bei ihm nicht zugenommen zu haben Der Anblick der transkaukaſiſchen Provinzen, namentlich der Araxesländer entſprach nicht ſeiner Vorſtellung, wie er ſich damals ſelbſt gegen den Generalgouverneur von Roſen geäußert haben ſoll. Für ein halbes Jahrhundert, meinte er, habe man noch hinreichend zu thun, um Transkaukaſien ganz nach ſeinem Sinn d. h. im Geiſte ruſſiſcher Caſernendisciplin zu organiſiren. Iſt es einmal ſo weit gekommen, daß man die ruſſiſche Recrutirung bis an den Araxes ausdehnen und Georgier, Armenier und Tartaren ohne alle Inconvenienzen mitten unter Groß- und Kleinruſſen in die graue Montur ſtecken kann, dann iſt den

kaiſerlichen Wünſchen Genüge geſchehen, die ruſſiſche Aufgabe nach der noch gegenwärtig herrſchenden Petersburger Hof- und Cabinetsanſicht in jenen Provinzen gelöst und der Doppeladler mag dann ſeine Schwingen zum weitern Fluge ſchütteln, um auch die Völker jenſeits dieſes Grenzfluſſes an ruſſiſches Commando und ruſſiſche Caſernenzucht zu gewöhnen.

Herr von Oſſerow bemühte ſich mir den Geiſt der Mäßigung zu rühmen, welche in allen Inſtructionen des Petersburger Cabinets für die ruſſiſche Geſandtſchaft in Teheran vorwalte. Alle Vorſchläge und Wünſche Rußlands in Betreff des Grenzverkehrs und der Handelserleichterung ſeien ſtets mehr im bittenden als befehlenden Tone dem Schah und ſeinem Vezir mitgetheilt worden. Rußland habe nie die Sprache des Siegers geführt, ſelten oder nie den ohnmächtigen Schah an Rußlands Uebermacht, an Perſiens Schwäche und Hülfloſigkeit erinnert. Nur ein einziges mal ſei dem Grafen Medem durch eine Depeſche vorgeſchrieben worden, in drohender Weiſe aufzutreten. Es betraf die Auslieferung ruſſiſcher Deſerteurs, deren Zahl etwa auf 800 geſtiegen war. Die meiſten dieſer Ueberläufer waren dem regulairen Militair des Schahs einverleibt worden. Durch Annahme des Islam glaubten ſie ſich gegen die Auslieferung geſchützt. Mohamed-Schah und Hadſchi-Mirza-Agaſſi ſetzten anfangs dem ruſſiſchen Begehren entſchiedene Weigerung entgegen. Erſt als Graf Medem mit einer Kriegserklärung drohte und der ruſſiſche Generalgouverneur von Tiflis Truppen an den Araxes marſchiren ließ, wankte der hartnäckige Widerſtand und die ruſſiſche Forderung ward endlich zugeſtanden. Jene Unglücklichen wurden truppweiſe gefeſſelt an die Grenze gebracht und den ruſſiſchen Behörden überliefert. Doch gelang es einigen Hunderten theils in die Türkei zu entkommen, theils im Innern des Landes ſich zu verbergen. Andere ruſſiſche Forde-

rungen und Wünſche wurden nur theilweiſe erfüllt und Graf Medem ſollte im Weigerungsfalle nicht darauf beſtehen z. B. in Betreff der Regulirung der Küſtenfahrten am Kaspiſee, der Ausbeute der Steinkohlenlager von Maſenderan und der reichen Wälder von Gilan zum Behuf des Schiffbaues. Dagegen ward die Errichtung einer ruſſiſchen Wachtpoſtenlinie zwiſchen dem Hafen Engeli und Teheran für die Sicherheit der einzelnen Reiſenden und zur Erleichterung des ruſſiſch-perſiſchen Handelsverkehrs zugeſtanden.

Die engliſche Diplomatie in Teheran genoß unter Mohamed-Schah lange nicht mehr des hohen Einfluſſes, welchen ſie unter dem alten Feth-Ali-Schah beſeſſen, beſonders bei Lebzeiten des Kronprinzen Abbas-Mirza, welcher für die Engländer eine ſo ausgeſprochene Vorliebe hatte. Auch die zunehmende Sparſamkeit der britiſchen Regierung, welche weder wie früher Subſidien zahlte, noch nach altem Brauche prächtige Geſchenke an den Schah und die Großen Perſiens von Zeit zu Zeit gelangen ließ, war wenig geeignet den britiſchen Einfluß zu erhöhen. Oberſt Shiel ſpielte neben dem Grafen Medem, welcher mit reichen Geldmitteln ausgeſtattet war und deſſen gewandte Manieren und liebenswürdiger Charakter zu dem glatten Weſen der Perſer beſſer paßte, eine ziemlich unbedeutende Rolle, obwohl die Mitglieder der britiſchen Geſandtſchaft den Ruſſen an Kenntniß des Orients und Erfahrung ziemlich überlegen waren. Seitdem der Plan der Eroberung Herats am Hofe von Teheran aufgegeben war, trat hier keine Frage von erſter Wichtigkeit in den Vordergrund. In der perſiſch-türkiſchen Streitfrage übernahm die engliſche Diplomatie in Gemeinſchaft mit der ruſſiſchen das Vermittleramt. Da aber die Unterhandlungen hierüber in Erzerum gepflogen wurden, wo Perſien durch einen außerordentlichen Geſandten vertreten war, erregte dieſe Frage in Teheran weder

Intereſſe noch Beſorgniſſe. Die Differenzen waren an und für ſich zu unbedeutend, um zu einem Kriege auch nur den Vorwand zu geben. Bei der Ohnmacht und der finanziellen Zerrüttung Perſiens wie der Türkei war voraus zu ſehen, daß es nicht zum Schlagen kommen werde, obwohl es zu Teheran bei Hofe an Drohungen und Prahlereien nicht fehlte. Bei der Hartnäckigkeit beider Höfe war Nachgiebigkeit beſonders in Betreff der Grenzregulirung von keiner Seite zu erwarten und ſo ſah man voraus, daß die Streitfrage nach jahrelangen Verhandlungen doch in der Schwebe bleiben werde.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Tabris hatte Frankreich als außerordentlichen Geſandten am Hofe von Teheran den Grafen von Sartiges beglaubigt. Verſchiedene Umſtände trafen zuſammen, welche das franzöſiſche Cabinet von der Nothwendigkeit einer politiſchen Verbindung und diplomatiſchen Vertretung in Perſien überzeugten. Die entlaſſenen franzöſiſchen Militairs hatten bittere Klagen in die Heimat geſchrieben: daß man die „große Nation“ im Orient zu wenig kenne und reſpectire, daß in Ermangelung eines officiellen Repräſentanten Frankreichs die Fürſprache des ruſſiſchen Geſandten angerufen werden mußte, um ihre wohlbegründeten Anſprüche und Forderungen durchzuſetzen, ein Umſtand, welcher für Franzoſen allerdings demüthigend genug war. Dazu kam dann die türkiſch-perſiſche Streitfrage, über deren Weſen die franzöſiſche Botſchaft in Konſtantinopel ſo wenig Beſtimmtes erfahren konnte. Endlich erfolgte auch ein Gewaltſtreich gegen die franzöſiſchen Lazzariſten in Urmia. Der frühere Statthalter von Urmia, ein Oheim des Schahs, welcher eine beſondere Vorliebe für die Franzoſen hatte, ſchenkte den Lazzariſten und ihrer Gemeinde eine Kirche, welche er widerrechtlich den Neſtorianern abgenommen hatte. Nach ſeiner Abſetzung petitionirten die Neſtorianer um Rückgabe der

Kirche, deren Beſitz ihnen durch den neuen Beg von Urmia zuerkannt wurde. Die franzöſiſchen Miſſionaire nahmen ſich der Katholiken an, während die amerikaniſchen Miſſionaire als Proteſtanten für den rechtmäßigen Anſpruch der Neſtorianer all' ihren Einfluß aufboten. Bei zunehmender Erbitterung in Urmia, wo die Katholiken nur ein ſehr kleines Häuflein bilden, hatten die Lazzariſten einen ſchweren Stand. Der neſtorianiſche Pöbel inſultirte ſie und drohte ihre Wohnungen zu ſtürmen. Die Endentſcheidung in dieſer Sache wurde der Weisheit des Schahs oder vielmehr des in ſeinem Namen herrſchenden Bezirs überlaſſen. Da der Bericht des Beg von Urmia, welcher von dem neſtorianiſchen Klerus durch Geldgeſchenke gewonnen war, einen ſehr feindſeligen Geiſt gegen die katholiſchen Chriſten athmete, entſchloß ſich Mirza-Agaſſi kurzen Prozeß zu machen und die Lazzariſten von Perſien auszuweiſen. Er konnte dies um ſo ſicherer wagen, als auch die ruſſiſche wie die engliſche Diplomatie, welche die Verſuche Frankreichs, in Perſien politiſchen und religiöſen Einfluß zu gewinnen, mit ſchelem Auge betrachteten, im Geheimen gegen die franzöſiſchen Miſſionaire arbeiteten. Die Lazzariſten zogen ſich nach Moſul zurück mit Ausnahme eines Miſſionairs, der ſich in Tabris aufhielt und um den die perſiſchen Behörden ſich nicht weiter zu bekümmern ſchienen.

Heftige Beſchwerden gingen von Seite der Lazzariſten an den franzöſiſchen Botſchafter nach Konſtantinopel. Der geſammte franzöſiſche Klerus im Orient unterſtützte ſie mit frommem Eifer, am meiſten aber der bekannte franzöſiſche Schriftſteller Eugen Bové, welcher noch jetzt in Konſtantinopel lebt und im Solde der Lyoner Geſellſchaft für Verbreitung des katholiſchen Glaubens ſteht. Laut ertönten die Klagen über Verfolgung der Katholiken, über Beleidigung Frankreichs in der Perſon jener

Miſſionaire und die Intervention der franzöſiſchen Regierung in Perſien ward offen angerufen. Der Graf v. Bourqueney machte ſelbſt Herrn Guizot den Vorſchlag einen jungen Attaché der Geſandtſchaft, den Grafen von Sartiges nach Teheran zu ſchicken, ſowie auch einen franzöſiſchen Conſulatpoſten in Erzerum vorläufig zur Beobachtung des Ganges der Unterhandlungen in der perſiſch-türkiſchen Streitfrage zu errichten. Herr Guizot, der es wie ſeine Vorgänger dem franzöſiſchen Intereſſe angemeſſen fand, daß Frankreich als erſte Schutzmacht der katholiſchen Chriſten im Orient gelte und der zugleich auch die Nothwendigkeit der Ausdehnung des politiſchen Einfluſſes Frankreichs im Oſten erkannte, gab ſeine Zuſtimmung. Herr Goch ging als franzöſiſcher Conſul nach Erzerum und drei Monate ſpäter trat der Graf von Sartiges ſeine Reiſe nach Teheran an, wo er mit äußeren Ehrenbezeugungen um ſo lieber empfangen wurde, als er dem Schah und dem Hadſchi reiche Geſchenke mitbrachte. Ueber Stellung und Einfluß dieſes Geſandten am perſiſchen Hofe konnten wir nichts Beſtimmtes erfahren, Graf Medem und Oberſt Shiel empfingen den neuen diplomatiſchen Collegen, welcher den Einfluß Frankreichs als rivaliſirende Macht neben Rußland und England geltend machen ſollte, mit kühler Artigkeit und Zurückhaltung. Den Lazzariſten wurde die Rückkehr nach Urmia geſtattet. Die Kirche aber blieb im Beſitze der Neſtorianer.

XI.

Ausflug nach dem Sahantgebirge. Geologiſches. Die Thermalquelle von Liwan. Die Grotte Iskanderiah. Naturcharakter des Sahant. Maragha und ſeine Geſchichte. Beſuch in Herbi. Das Luſtſchloß Halat-Buſchan. Rückkehr nach Tabris. Reiſe nach dem Süduſer des Urmiaſee's. Mirza Ali. Sirdari. Ilehitſchi. Mamegan. Die Stadt Duchalchan. Ein Abenteuer und eine perſiſche Gerichtsſcene. Aufenthalt in Daſchgeſan. Die petreficirenden Quellen und die Marmorbrüche. Geognoſtiſche Beobachtungen. Weiterreiſe nach Binab.

An einem heißen Julimorgen, wo das Thermometer bald nach Sonnenaufgang 23° R. anzeigte, ritt ich in Begleitung des Dr. Caſſolani und eines perſiſchen Führers von Tabris in ſüdlicher Richtung nach der Gebirgsgruppe des Sahant, welche ſich nahe an 4000′ über dem Spiegel des Urmiaſee's und 8400′ über dem ſchwarzen Meer erhebt, und deren quellenreiche Abhänge nach dem Urmiaſee und ſeinen öſtlichen Ebenen das meiſte Waſſer ausſenden. Die Hitze war in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Tabris unausſtehlich geworden und ihre Qual durch den Staub, welchen die periodiſchen Tageswinde in Wolken durch die Gaſſen jagten, ohne die heiße Atmoſphäre zu kühlen, vermehrt. Wer nicht durch ſeine Verhältniſſe an die Stadt gebunden war floh nach den kühlern Terraſſen

des Sahant und bezog in einem der grünen Thäler oder Schluchten dieſer ziemlich maleriſchen Gebirgsgruppe am Ufer einer der Quellen oder rauſchenden Bäche ſein Sommerquartier. Auch die Conſuln flüchten gewöhnlich Mitte Juli in die kühlern Höhen. Herr von Oſſerow, der ruſſiſche Generalconſul, hatte in der Nähe des Dorfes Herbi am Ufer des Flüßchens Wasmiſch-tſchai mit ſämmtlichen Attachés des Conſulats ſeine Zelte aufgeſchlagen und gedachte hier bis Mitte September zu verweilen. Unſerer Verabredung gemäß ſollten wir mit ihm in einem der höchſten Sahantthäler bei der Thermalquelle von Liwan zuſammentreffen. Dr. Caſſolani wünſchte dringend dieſe Quelle, deren heilkräftige Wunder von den einheimiſchen Hekhims hoch geprieſen werden, näher zu unterſuchen.

Die Hügel, welche die Vorſtufen der Sahantgruppe bilden, beſtehen aus Mergel, Conglomerat und Kalktuff, ſämmtlich zur Molaſſeformation gehörig, die auch Petrefacten enthält. Die iſolirte Gebirgsgruppe des Sahant ſelbſt, welche der Hochebene Aſerbeidſchans als Gebirgsinſel aufgelagert iſt und ſich in gleicher Richtung mit dem Urmiaſee von Süden nach Norden zieht, beſteht aus Trachytporphyr, dem in der Richtung von Liwan ein Kalktuff aufgelagert iſt, welcher große Puddinge von verſchiedenen Felsarten, theils eckige, theils gerundete Fragmente von Trachyt, Porphyr und Kalk einſchließt. Dieſe Puddingſchichten wechſellagern mit Kalkmergel ohne eingeſchloſſene Geſchiebe. Etwas tiefer im Gebirge bemerkten wir jene ſeltſam geſtalteten Felſen voll Löcher und Höhlungen, deren bereits der britiſche Oberſt Monteith erwähnt, welcher im Auftrage des Kronprinzen Abbas-Mirza das Sahantgebirge in verſchiedenen Richtungen durchſtreifte, um vornehmlich deſſen Quellenreichthum kennen zu lernen, da die Stadt Tabris einzig von dorther gutes Trinkwaſſer erhält. Monteith will auf der niedern Kette am Ufer des

Flüßchens Wasmiſch-tſchai (er nennt ihn Bosmitſch-Fluß) Thonſchieferformation mit Gyps und leichten Spuren von Kohlenlagern beobachtet haben, von welchen wir nichts bemerkten. Richtig iſt ſeine Angabe über den merklichen Temperaturunterſchied zwiſchen dem Plateau von Tabris und den erſten Sahantterraſſen. Hier zeigte das Thermometer gegen 2 Uhr Nachmittags nur 24° R., während um dieſelbe Tagesſtunde in Tabris das Queckſilber bis auf 31° R. ſtieg. Noch bevor wir das Dorf Liwan erreichten, bemerkten wir an den Abhängen des Gebirgs viele durch Wildbäche erzeugte Erdpyramiden von ähnlicher Größe wie die berühmten Erdpyramiden von Botzen.

Liwan iſt ein großes Dorf mit überaus fruchtbarer Umgebung. Gärten, Wieſen und Felder ziehen ſich um den Ort. Das Getreide war bereits geſchnitten, höchſt üppig ſtand der Luzernerklee. Die Bevölkerung von Liwan ſieht im Verhältniß zur perſiſchen Landbevölkerung beinahe behäbig aus. Die Männer ſind hochgewachſen, muskulös, von ſchönen Geſichtszügen und ſtark gebräuntem Teint. Die berühmte Eiſenquelle, welche in ziemlicher Entfernung oberhalb des Dorfes aus einer Schlucht entſpringt, hat eine Temperatur von 31° C. und ſcheint außer kohlenſaurem Kalk beſonders Eiſenoxyd zu enthalten, welches dem Niederſchlag die gelblichte Färbung gibt. Ueber dieſer Quelle iſt ein kleines Badhaus mit gewölbtem Dach, deſſen Form den Grabcapellen der Marabuts in Algerien ähnelt, erbaut. Von nah und fern kommen zahlreiche Gäſte herbei, die ſich bald der Geſundheit, bald des Vergnügens wegen baden. Noch andere eiſenhaltige Thermalquellen von gleicher Temperatur entſpringen in der Nähe. Auf einer Inſel, die der Wasmiſch-tſchai bildet, zeigte man mir noch eine ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Mineralquelle, die eine Temperatur von 14° C. hatte. Etwas höher im Gebirge entſpringt ein ſehr wohlſchmeckender

Säuerling. Die Schluchten des Sahant ſcheinen überhaupt ſehr reich an Mineralquellen. In der Nähe des Dorfes Wasmitſch befindet ſich jene Grotte Iskanderiah, welche bereits Tavernier, Ouſeley, Browne und zuletzt Oberſt Monteith beſucht und beſchrieben haben. Sie liegt an der Mündung einer Thalſpalte von Saad Abad, einem der weſtlichen Zuflüſſe des Aigi und hat Aehnlichkeit mit der berühmten Hundsgrotte bei Neapel. Ihr Zugang iſt ſehr beſchwerlich, ihre mephitiſchen Dünſte werden erſt in einer gewiſſen Tiefe bemerkt. Viele wilde Thiere ſcheinen hier den Tod gefunden zu haben, wie die vermoderten Knochen andeuten. Nach einer unter den Eingebornen herrſchenden Sage ſoll in dem todbringenden Pfuhl dieſer Höhle ein Schatz Iskanders (Alexanders) oder ſeines Vezirs des weiſen Ariſthatalis verborgen ſein.

Wir verweilten einen Tag an der Quelle von Liwan. Die Herren v. Oſſerow, Daniskoff und Guſſef waren bereits in Begleitung von Dienern und Koſaken einige Stunden vor uns eingetroffen und hatten ihre Zelte auf einer kleinen Bergwieſe in der engen Thalkluft aufgeſchlagen. Auch die neſtorianiſchen Frauen waren dieſen Herren gefolgt. Jeder derſelben hatte neben ſeinem geräumigen Zelte noch ein kleineres für das Harem aufgeſchlagen. Trotz der Einſamkeit dieſer Gegend ließen ſich die Damen nie außerhalb des Zeltes ohne Geſichtshülle ſehen. Während ſich meine Begleiter mit Baden beluſtigten, machte ich Ausflüge nach den Abhängen des Gebirges. Ueberall wo der maſſige Kern deſſelben zu Tage tritt, iſt das Geſtein porphyrartiger Trachyt mit den ſogenannten glaſigen Feldſpathkryſtallen (Ryakolith) ganz ähnlich dem kaukaſiſchen Trachyt. Auch der Vegetationscharakter dieſes perſiſchen Gebirges iſt dem kaukaſiſchen ähnlich. Ich fand hier eine Menge Arten von ſubalpinen Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Hochthälern

des Kaukaſus bei Kobi und Keſchand gefunden. Doch zeigt die Flora hier lange nicht dieſelbe Mannigfaltigkeit wie in der kaukaſiſchen Centralkette. Auch die hier fliegenden Gebirgsſchmetterlinge beſonders von den Geſchlechtern Argynnis und Hipparchia ſtimmen im Weſentlichen mit den kaukaſiſchen oder armeniſchen Arten überein. Auf den höchſten kahlen Felshöhen des Sahant ſoll der Steinbock und das kaukaſiſche Schaf (Ovis Gmelini) nicht ſelten, jedoch ſchwer zu ſchießen ſein. Einer unſerer Gefährten ſchoß einen Haſen, wahrſcheinlich eine noch unbeſchriebene Art, von dem gemeinen Lepus timidus durch Größe, Länge und Form der Ohren, hellere Färbung und feinere Haare merklich unterſchieden.

Monteith hat alle Quellen und Gewäſſer des Sahantgebirges unterſucht und durch Beobachtungen und Meſſungen die Kenntniß der phyſiſchen Beſchaffenheit dieſes Gebirges anſehnlich bereichert. Alle Gewäſſer des Sahant fließen nach Monteiths Beobachtung dem Urmiaſee zu mit Ausnahme des Karangu-Fluſſes, welcher durch Haſchterud in öſtlicher Richtung nach dem kaſpiſchen See ſtrömt. Keines dieſer Sahantflüßchen hat bedeutenden Waſſerreichthum, aber alle ſind ein Segen für das Flachland, das durch ihre Ableitung in Canäle an vielen Punkten, wo ohne künſtliche Bewäſſerung keine Cultur gedeihen und der Blick nur öder Wüſte begegnen würde, zum blühenden Garten umgewandelt iſt. Wenige Stunden von unſerm Bivouak am Wasmiſch-tſchai entfernt lag das Städtchen Maragha am gleichnamigen Fluß, im Mittelalter beſonders berühmt durch die Sternwarte des großen perſiſchen Aſtronomen Naſſyr-Eddyn, welcher dem wie ein Meteor auftauchenden mongoliſchen Herrſcher Hulaku Khan, dem mächtigen Eroberer Vorderaſiens, zu ſeinen kriegeriſchen Plänen das günſtigſte Horoſkop geſtellt hatte. Hulaku Khan, welcher mit ſeinen

wilden mongoliſchen Reiterſchwärmen einem wandernden Heuſchreckenheere vergleichbar, ſich auf die damals blühenden Provinzen Weſtperſiens und Meſopotamiens ſtürzte, den morſchen Thron der Kalifen in Bagdad niederwarf, die Feſten der Aſſaſſinen eroberte und Armenien, Georgien, Kleinaſien und den größten Theil von Perſien ſeiner kurzen Herrſchaft unterwarf, nachdem er plündernd und verheerend dieſe Länder durchzogen, ſchlug in Maragha ſeine Reſidenz auf. Hier ließ er auf einer Anhöhe eine ſehr feſte Burg erbauen, um darin ſeine unermeßlichen Schätze zu wahren. Alles Gold und Silber, das er auf ſeinen Eroberungszügen erbeutet, ließ er münzen und zu Baliſch (eine mongoliſche Münze von Silber und Gold) ſchlagen. Aus Dankbarkeit für ſeinen Aſtronomen Naſſyr-Eddyn, welcher die Siegeslaufbahn ſeines Gebieters in den Sternen geleſen, ließ Hulaku Khan jenes Obſervatorium erbauen, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen großen wiſſenſchaftlichen Glanz auf dieſe früher wenig bekannte Stadt warf, die bald der Sitz einer ganzen Akademie von orientaliſchen Gelehrten wurde, deren Vorſitz der genannte Hofaſtrolog führte. Hulaku Khan genoß nicht lange ſeines Kriegsruhms und ſeiner Schätze. Er ſtarb ſchon nach 10jähriger Herrſchaft im J. 1264 zu Maragha und ihm folgte bald ſeine Gemahlin Daghus Khatun ins Grab, die eine Chriſtin war und deren Andenken im Orient lange geſegnet wurde. Beider Grabſtätten ſollen noch exiſtiren. Der britiſche Geſandtſchaftsſecretair Morier erwähnt zuerſt der mit Sculptur verſehenen Sarkophage, auf welchen die Figuren von Waffen, Büchern, Künſtlerinſtrumenten und ein Reiterbild eingemeiſelt ſind. Maragha beſtand als Stadt ſchon vor Hulaku. Nach Abulfeda ſoll dieſelbe von Merwan, dem letzten Kalifen der Ommajaden im J. 744 erbaut worden ſein. Später war ſie die Reſidenz ſeldſchukiſcher Emire. Im J. 1221

wurde die Stadt durch den mongoliſchen Weltſtürmer Dſchingis Khan erobert und zerſtört. Erſt Hulaku, angezogen durch die Lieblichkeit der Lage in einem grünen Thal, richtete ſie wieder aus ihren Ruinen auf. Kinneir und Morier waren die letzten Reiſenden, welche Maragha beſucht und uns dürftige Berichte über ihren gegenwärtigen Zuſtand hinterlaſſen hatten.

Mein Wunſch, dieſe durch Geſchichte und Schickſale ſo berühmte Stadt, in welcher freilich nur wenig Spuren ihres mittelalterlichen Glanzes übrig geblieben, zu beſuchen, ſcheiterte an dem Widerwillen meiner Reiſegefährten, welche bei der drückenden Hitze nicht zu bewegen waren, den Ritt über die ſteilen Bergpfade fortzuſetzen. Leider hatte ich meinen Dolmetſch und die Packpferde in Tabris zurückgelaſſen und ſo entſchloß ich mich der Einladung des Herrn von Oſſerow folgend meine Reiſegefährten nach Herbi zu begleiten, wohin die Harems der ruſſiſchen Conſulatsherren bereits aufgebrochen waren. Wir ritten dem Wismiſch-tſchai entlang abwärts durch das ſchmale Thal, welches von Fruchtbarkeit und üppigem Grün ſtrotzte, während die Berghalden zu beiden Seiten, der Befeuchtung entbehrend, kahl und dürr in die grüne Mulde abfielen. Wir gelangten zuerſt zur großen Ortſchaft Bineh, welche reizende Gärten hat. In der Nähe von Herbi erweitert ſich das Thal. Auf einer ſchönen von Bächen durchrauſchten Thalwieſe unter dem Schatten koloſſaler Weiden und Pappeln erblickten wir die Zelte der ruſſiſchen Conſulatsherren mit ihren Harems und dem Dienertroß. Ein Dutzend Koſaken hielt in der Nähe Wache. Herr v. Oſſerow empfing uns hier mit ſeiner gewöhnlichen Hoſpitalität. Wir nahmen im offenen Zelte unſer Abendmahl ein und erfreuten uns der milden Abendkühle und der lieblichen Gegend mit ihrer friſchen Vegetation. Bei dem vorherrſchenden trockenen Charakter der perſiſchen Landſchaften iſt dem Reiſenden ein

ſolcher Anblick beſonders in der trockenen Zeit des Hochſommers, wo im Gebirge ſelten, in der Plaine faſt nie Regen fällt, nicht häufig gegönnt. Wir ſaßen hier bis faſt um Mitternacht und horchten mit Intereſſe den Schilderungen, die uns Herr v. Oſſerow von den politiſchen Zuſtänden Perſiens, welche er in Teherán als Mitglied der Geſandtſchaft durch eine Reihe von Jahren beobachtet hatte, entwarf. Als einer entomologiſchen Merkwürdigkeit macht mein Tagebuch von den graubeflügelten Schaben (Tineae) Erwähnung, welche angezogen durch die Lichthelle in nie geſehenen Schwärmen uns umſchwirrten und durch ihre Maſſe mehr als einmal die Kerzenflammen erſtickten.

Tags darauf kehrte ich in Begleitung des Dr. Caſſolani über Halat-Buſchan nach Tabris zurück, nachdem wir von den Herren Oſſerow, Daniskoff und Guſſef, dankbar für ihre gaſtfreundliche Aufnahme, Abſchied genommen. Bei Halat-Buſchan liegt auf einer Inſel in einem künſtlichen See ein Luſtſchloß des Sardars von Tabris. Nach altem Brauche kommt jeder Sardar einmal des Jahres hieher, um mit feierlichem Pomp den Ehrenmantel anzuziehen. Das kleine Luſtſchloß iſt aus Backſteinen erbaut und ſein Inneres im perſiſchen Geſchmack eingerichtet. Die gewölbte Decke des untern Saales iſt mit bunten Fresken bedeckt, welche kleine Landſchaften, Bäume, Blumen, Vögel darſtellend uns von der perſiſchen Malerkunſt eben keinen vortheilhaften Begriff geben. Durch bemalte Fenſterſcheiben bricht ſich matt das Sonnenlicht. Solches Dämmerlicht liebt die wohlige Sinnenluſt der Perſer, und namentlich die Frauengemächer der meiſten Großen haben ſolche gemalte Fenſter. Halat-Buſchan mit ſeinen vielen Pappeln und Weidenbäumen und der ziemlich üppigen niedern Pflanzendecke bildet in der ſonſt dürren, kahlen und ſonnverbrannten Landſchaft von Tabris gleich wie das Thal von Herbi eine liebliche Oaſe, welche

früher noch ungleich ſchöner und ſchattiger geweſen ſein ſoll. Behmen Mirza, der gegenwärtige Sardar und Bruder des Schahs, ließ hier, aus Geldverlegenheit wie man ſagt, kurz nach dem Antritt ſeines Amtes, 3000 der ſtärkſten Bäume fällen, verkaufte ſie zu einem Toman das Stück und beraubte damit die Gegend ihrer ſchönſten Zierde.

Während meiner kurzen Abweſenheit von Tabris hatte der engliſche Generalconſul Bonham von Behmen Mirza, dem Sardar von Aſerbeidſchan und Bruder Mohamed Schahs, einen Ferman für mich erlangt, worin ſowohl den Behörden des Landes als ſämmtlichen Unterthanen Seiner Hoheit in den beſtimmteſten Ausdrücken der Befehl ertheilt war, meine wiſſenſchaftlichen Reiſezwecke nach Kräften zu fördern und mir überall gaſtfreundliche Aufnahme angedeihen zu laſſen. Dieſer offene Geleitsbrief, der mit dem Siegel und der Unterſchrift des Sardars verſehen war, ſollte mir nicht nur in den kleinen perſiſchen Ortſchaften, wo es weder Karawanſereien noch Chans gab und die Hoſpitalität der Bewohner in verdächtigem Rufe ſtand, ſondern auch bei jenen wandernden Kurdenhorden im Süden des großen Urmiaſee's und auf dem Grenzgebirge zwiſchen Perſien und der Türkei gute Aufnahme und Obdach ſichern.

Um dem geſchriebenen Befehl des Sardars noch mehr Nachdruck zu verleihen hatte Behmen Mirza noch einen Kawaſſen ſeines Hofgefolges auf Herrn Bonhams Bitte zu meiner Verfügung geſtellt. Obwohl die perſiſchen Sardare, gedrängt und eingeſchüchtert von den europäiſchen Conſuln, mittelſt der Nachhülfe ihrer kleinen regulairen Truppencorps weit mehr als früher für die Sicherheit der Reiſenden und die Bewachung der verrufenſten Gegenden ſorgten und nach dem Beiſpiele der türkiſchen Paſchas den Räuberſinn der nomadiſirenden Grenzkurden zu zügeln, ihnen mehr Reſpect vor dem Eigenthum einzuflößen ſuch-

ten, ſo hat doch ſelten ein dauernder Erfolg ihren guten Willen belohnt und das unglückliche Ende der Reiſenden Browne und Schulz iſt bei den hieſigen Europäern noch in friſchem, ſchauerlichem Andenken. Die Beraubung und Mißhandlung des brittiſchen Conſuls Abbot hatte ſpäter nicht nur die Europäer, ſondern auch die einheimiſchen Behörden nicht wenig alarmirt. In Perſien wie in der Türkei iſt bei den Regierenden der Wunſch vorherrſchend, ihre Völker der europäiſchen Civiliſation zu nähern und in den Augen der Feringhis nicht für rohe Barbaren ohne Zucht und Geſetz zu gelten. Deshalb geſchieht auch von den oberſten Landesbehörden das möglichſte, den reiſenden Europäer gegen den Fanatismus oder Räuberſinn der Landbevölkerung zu ſchützen, ihm ſelbſt unter jenen nomadiſchen Kurdenhorden, welche kaum die Autorität der Schahs anerkennen und ihren Beg oder Lagerhäuptling mehr als den Sardar reſpectiren, kein Haar krümmen zu laſſen.

Mirza Ali, der Kawaß des Sardars, war ein hagerer, gebräunter Perſer, nicht über mittlere Größe und von nichts weniger als impoſanter Figur. Sein bärtiges Geſicht trug nicht einmal jenen Stempel der Schlauheit und des verſchmitzten Sinnes, welcher in perſiſchen Phyſiognomien ſelten mangelt. Auch ſeine Kleidung hatte nichts ausgezeichnetes und als Waffe trug er nur einen ſchlechten Carabiner und den gewöhnlichen Krummſäbel. Dennoch ſollte, wie Herr Bonham mich verſicherte, die Begleitung dieſes Mannes in den entlegenen Gegenden nicht wenig beitragen, die Wirkung des Fermans zu erhöhen, namentlich in Orten, wo niemand der Schriftſprache kundig iſt und ein kräftiger Dolmetſch, welcher des Sardars Willen den Leuten mündlich kund gibt, immerhin ein nothwendiger Begleiter iſt. Ich mußte mir daher dieſe Vermehrung meines Reiſegefolges gefallen laſſen und Herrn Bonham und dem Sardar noch dankbar

dafür ſein, obwohl der Sold eines ſolchen Kawaſſen ungerechnet der vermehrten Verzehrungskoſten für Pferd und Reiter täglich einen perſiſchen Ducaten koſtet.

Mein Reiſeproject war zunächſt nach den ſüdlichen Gegenden des Urmiaſee's gerichtet, die zu jenen Landſchaften Vorderaſiens gehören, welche geographiſch noch am wenigſten bekannt ſind, doch dem Ethnographen, dem Archäologen und Naturforſcher die Löſung mancher Räthſel verſprechen. Die Gebirge von Türkiſch-Kurdiſtan ſtoßen ſüdlich von Sauk-Bulak wie ein breiter Keil in das perſiſche Territorium hinein. Es leben hier wandernde oder halb ſeßhafte Kurdenſtämme, eben ſo jeſidiſche und chriſtlich-neſtorianiſche Stämme, welche man kaum dem Namen nach kennt, über deren Urſprung, Geſchichte, Sitten und Lebensweiſe höchſt ſelten ein Augenzeuge berichtet hat. Ker Porter iſt der erſte europäiſche Reiſende, welcher im Jahr 1818 einen flüchtigen Streifzug durch jene Gegenden und eine vollſtändige Rundfahrt um den Urmiaſee gemacht hat, ohne jedoch den Contouren der Küſtenumſäumung von Perſiens todtem Meer immer genau zu folgen. Er ſcheint ſich ſelbſt bei den zugänglichen Uferſtellen, deren es beſonders an der Süd- und Oſtſeite nicht viele gibt, in der Regel vom Geſtade ziemlich entfernt gehalten zu haben. Sein Reiſejournal läßt viele Lücken, welche auch durch die ſpäteren britiſchen Reiſebeſchreiber Kinneir, Fraſer, Monteith nicht ausgefüllt worden ſind. Von allen Gegenden Weſtaſiens gehört jener Theil von Türkiſch- und Perſiſch-Kurdiſtan, welchen die hohe Mauer der Zagros-Alpen als ein mächtiger Waſſerſcheider durchzieht, die Wiege der Zabflüſſe, der Wohnſitz des gefürchteten Häuptlings der Hakkari-Kurden und das ganze große Dreieck zwiſchen dem Wan- und Urmiaſee, dem Zab Ala und dem Tigris, in deſſen Centrum das noch immer ſo geheimnißvolle Land Dſchulamerk mit den höchſten Eis-

bergen Kurdiſtans, die Alpenrepublik der chaldäiſchen Chriſten vom großen Stamme der Tijari liegt und von deſſen äußerſtem Südende die Gewäſſer nach verſchiedenen Himmelsrichtungen dem Tigris und perſiſchen Meerbuſen, dem Urmiaſee und dem kaspiſchen Meer zuſtrömen, zu den unbekannteſten und für Ethnographen und Alterthumsforſcher jedenfalls intereſſanteſten. Eine völlige terra incognita iſt der nächſte Gebirgsſtrich im Süden des Wanſee's vom Erdoſch-Dagh bis zur Alpenwiege der Zab flüſſe. Selbſt die neueſten Reiſen von Monteith, Shiel, Grant und die Nachrichten der amerikaniſchen Miſſionaire von Urmia haben dieſes geographiſche Dunkel nicht gelichtet. Auch der ganze mittlere Lauf des Zab Ala und ſein Durchbruchsgebiet im Südweſten gegen das geheimnißvolle Rewandoz, die Stadt der Hakkari-Kurden, welche noch keines Europäers Fuß betreten, iſt eine wahre „unbekannte Erde.“ Dort in der Nähe wurde der um die Wiſſenſchaft ſo hoch verdiente Profeſſor Schulz von Gieſſen im Augenblick wo er im Begriffe ſtand in die Landſchaft Dſchulamerk einzudringen, von ſeiner kurdiſchen Escorte ermordet.

Mein Plan war mit einer genauen Rundreiſe um den Urmiaſee zugleich einen Ausflug nach dem ſüdlichen Kurdiſtan zu verbinden, über die Päſſe des Kendilan-Dagh nach Sulimanieh zu gehen, das Quellgebiet des Zab Aſſal zu beſuchen und von dort über Rewandoz durch die Päſſe des Dſcharwur-Dagh nach der Stadt Urmia zu gehen, wo ich die Unterſuchung der Ufer des Urmiaſee's vervollſtändigen wollte. Die Unwirthbarkeit des Landes im Süden des Urmiaſee's, der räuberiſche Charakter der Grenz-Kurdenſtämme und die Schwierigkeit des Uebergangs über den Kendilan-Dagh*) bewogen mich ſpäter,

*) Die Neſtorianer von Urmia nennen den ganzen Höhenzug zwiſchen dem türkiſchen und perſiſchen Gebiet „Alburs.“

die Abſicht eines tiefern Eindringens in Türkiſch-Kurdiſtan wieder aufzugeben und nach einer fruchtloſen Recognoscirung jener hohen Gebirgskette, die man zu den öſtlichen Ausläufern der Zagrosalpen rechnet, nach dem ſüdweſtlichen Ufer des Urmia-ſee's zurückzukehren. Ich hatte für dieſe Reiſe ſechs Packpferde von dem Armenier Piloſch, der mit der großen Karawane des Kara-Gös von Erzerum eingetroffen war, gemiethet. Südlich von Daſchgeſan ſchloß ſich noch ein anderer perſiſcher Reiſender meiner kleinen Karawane an. So zogen wir, nachdem ich von Herrn Bonham und dem gaſtfreundlichen Dr. Caſſolani dankbaren Abſchied genommen, an einem ſchwülen Auguſtmorgen durch das Thor von Tabris. Der braune Kawaß Mirza Ali ritt an der Spitze und der bärtige Pole Johann Saremba, der ſich auf dem Bazar von Tabris einen thurmförmigen perſiſchen Kalpak gekauft hatte und heute damit zum erſtenmal ſein Haupt ſchmückte, bildete die Nachhut.

Nach vierſtündigem Ritt erreichten wir das große Dorf Sirdari, wo ein belebter Bazar iſt und ſogar Gefrornes zu kaufen war. Behmen Mirza's Geleitsbrief that hier vortreffliche Wirkung. Der perſiſche Ortsvorſtand beſuchte mich in eigner Perſon und quartierte mich bei dem reichſten Dorfbewohner ein. Letzterer wollte mich in das Innere ſeines Hauſes geleiten, aber aus Furcht vor dem Ungeziefer, den nie fehlenden Inſaſſen perſiſcher Divans und brodirter Decken, zog ich eine Lagerſtätte unter dem Schatten der Obſtbäume des Gartens vor. Der artige Beſitzer brachte uns in kleinen Körben außer Brod und Kaimak weiße Maulbeeren, halbreife Trauben, kleine Aepfel und vortreffliche Pflaumen. Die Dorfbewohner zeigten hier die zudringlichſte Neugierde und umlagerten den Eingang des Gartens. Es meldeten ſich auch bereits wieder verſchiedene Kranke mit augenſcheinlich unheilbaren Leiden behaftet, die ich mit eini-

gen Medicamenten meiner Reiſeapotheke abfertigen mußte, um ihrer los zu werden. Als gegen Abend die Hitze ſich mäßigte, ließ ich wieder ſatteln. Nach zweiſtündigem Ritt erreichten wir das Dorf Ilehitſchi, wo ich ein Nachtquartier nahm und wie gewöhnlich in einem Weingarten auf meiner Burka bivouakirte.

Tags darauf kamen wir an der großen Ortſchaft Mamegan vorüber, welche terraſſenförmig auf einer ſanft abfallenden Berghalde erbaut iſt. Ich kaufte hier auf dem Bazar einen durch ungemein große Ohren ausgezeichneten perſiſchen Gebirgshaſen. Die Neugierde der Bevölkerung war höchſt läſtig. Ein reiſender Feringhi iſt in dieſen Gegenden eine überaus ſeltene Erſcheinung. Bis zum Städtchen Duchalchan*) war das Land, welches wir durchzogen, eine dürre traurige Ebene, die nicht der kleinſte Bach bewäſſerte. Wegen faſt gänzlichen Mangels an befruchtender Feuchtigkeit war der Feldbau hier ſehr beſchränkt. Magere Sand- und Salzpflanzen bedecken ſtellenweiſe dieſe troſtloſe Einöde. Auf dem Boden liefen ziemlich zahlreich dieſelben Melaſomengattungen, welche man auch auf den ſalzgeſchwängerten Sanddünen des Mittelmeeres findet. In beſonders vielen Individuen waren die Gattungen Erodius, Pimelia und Blaps vertreten. Nur in der nächſten Umgebung der Dörfer, wo die dürftigſten Waſſeradern des Sahant von den Bewohnern in künſtliche Canäle geleitet und zur Bewäſſerung des dürren Bodens aufgefangen werden, gibt es einige grüne Gärten.

In Duchalchan hatten wir ein unangenehmes Abenteuer. Als unſere kleine Karawane über den Marktplatz ritt, hatte ſich perſiſcher Pöbel in großer Zahl verſammelt, der uns mit Lachen und Pfeifen begrüßte. Als er uns ruhig weiter ziehen ſah, fielen höhniſche Schimpfworte und zuletzt Kieſelſteine. Der Pole,

*) Dekergan auf den engliſchen Karten.

durch einen Steinwurf an der linken Hand verwundet, ſprang vom Pferde und ſtürzte mit geſchwungenem Säbel mitten unter den Pöbelhaufen, den muthmaßlichen Thäter am Kragen feſthaltend. Der Pöbel brüllte, wagte aber nicht, den Gefangenen zu befreien. Mirza Ali war mit mir voran um die Straßenecke geritten. Als wir den Tumult hörten, ſchwenkten wir die Pferde und eilten dem Polen zu Hülfe. Es war nicht eben nöthig, dieſem feigen Volk mit gezogenen Piſtolen zu drohen. Denn obwohl einige Hunderte auf dem Platze und in den angrenzenden Gaſſen zurückblieben und fortfuhren zu ſchreien und zu ſchimpfen, wagte doch keiner, den jungen Burſchen der ſtarken Fauſt des Polen zu entreißen. Der Kawaß band dem Gefangenen die Hände und wir führten ihn zum Kadi, vor deſſen offener Gerichtshalle unſere kleine Karawane ſtille hielt, während die Maſſe im weiten Halbkreiſe, doch in reſpectvoller Entfernung, vor dem Hauſe in plaudernden Gruppen ſtand. Der Zorn und Muthwille ſchien verſchwunden und einige Graubärte in der Menge ſuchten das Loos des Gefangenen durch Bitten zu mildern. Da ich es aber auf Zureden des Kawaſſen für nöthig fand ein Exempel zu ſtatuiren, trat ich in die offene Gerichtshalle ein.

Der Kadi Mirza Tſchebir, ein langbärtiger ſchöner Perſer in ausgewählter Kleidung ſaß im vollen Bewußtſein ſeiner Würde auf dem Divan und verhandelte ſo eben den Proceß zwiſchen einem Städter und Bauern. Als er mich in meinem ſeltſamen Aufzuge mit hohen gruſiniſchen Reiterſtiefeln über ſeine brodirten Teppiche marſchiren ſah, ſchnitt er ein finſteres Geſicht, denn nach Landesbrauch darf der Boden des Gerichtshauſes nur mit bloßen Füßen berührt werden. Kaum hatte der Kadi jedoch einen Blick auf meinen Ferman geworfen, als ſich ſeine düſtere Miene in ein höfliches Lächeln aufklärte. Er ließ die Streiten-

den bei Seite treten und verhandelte ſogleich unſeren Proceß. Als der Pole den Hergang erzählt und dem Kadi ſeine wunde Hand gezeigt hatte, ſagte Letzterer zu mir: „es iſt doch ein gar ſchlechtes Volk hier zu Land. Die Feringhi dürfen nicht glauben, daß wir es an Ohrenabſchneiden und Prügeln fehlen laſſen. Aber ſo viele Executionen wir auch vornehmen, gibt es doch immer neue Verbrechen.“

Mirza Tſchebir wandte nach dieſen Worten das Auge von mir und warf einen fürchterlichen Blick auf den Angeklagten, den ein Tſchauſch am Arme feſthielt. Der junge Menſch war bleich, zitterte und weinte. Ich hatte Mitleid mit dem armen Schelm, deſſen Schuld nicht einmal genau conſtatirt werden konnte, da doch einige Dutzend Kieſelſteine von den Pöbelfäuſten geworfen worden und man nicht wiſſen konnte, wer eigentlich meinen Dolmetſch verwundet hatte. Als auch der Kawaß zur Bekräftigung der Erzählung Saremba's ſeinen Bericht abgeſtattet, gab der Kadi dem nächſten Gerichtsdiener einen Wink und ſprach halb laut einige mir unverſtändliche Worte. Der Angeklagte ſchien ihre Bedeutung beſſer verſtanden zu haben, denn er lamentirte wehmüthig und bat um Gnade. Es handelte ſich um nichts Geringeres als um den Verluſt ſeines Ohrenpaares, die ein mit ſcharfem Meſſer bereitſtehender Tſchauſch, welcher in derartigen Operationen eine geübte Hand zu haben ſchien, auf Mirza Tſchebirs Befehl zu amputiren im Begriffe ſtand. Natürlich proteſtirte ich jetzt als Kläger feierlich und energiſch gegen dieſe Sentenz und der Pole mußte dem Kadi meine Strafpredigt über die barbariſche Juſtiz des Perſerlandes wörtlich überſetzen. Mirza Tſchebir hörte dieſelbe mit großer Gemüthsruhe an und begnügte ſich kühl zu erwiedern, daß eben jedes Land auch im Juſtizfach ſeine eigenthümlichen Bräuche habe und daß man ohne ſo abſchreckende Strafmittel das Volk

gar nicht mehr in Furcht und Reſpect halten könne. Er ſchien übrigens nicht unzufrieden, daß ich ſelbſt für eine Milderung der Strafe ſtimmte, denn aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte mehr der Reſpect vor meinem Ferman und die Befürchtung einer Reclamation in Tabris als die Gerechtigkeitsliebe den Kadi beſtimmt, eine ſo exemplariſche Strafe zu verhängen. Der junge Delinquent ſchien wohlhabend genug, durch das Opfer einiger Tomans ſein Ohrenpaar zu retten. Wahrſcheinlich hatte es dabei ſein Bewenden. Ich verließ mit meinen Leuten das Richterhaus, nachdem ich dem Kadi eine genauere Unterſuchung der Sache anempfohlen und von ihm das Verſprechen erhalten hatte, wenigſtens in dieſer Sache kein Strafurtheil vollziehen zu laſſen, welches unſere europäiſchen Humanitätsgefühle ſo tief verletzte.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort und gelangten nach zweiſtündigem Ritt an den Fuß des Nedili-Dagh, der ein weſtlicher Ausläufer des Sahantgebirges iſt. Am Fuße dieſer Bergkette entſpringt ein reicher Eiſenſäuerling, der viel kohlenſaueren Kalk, Kieſelerde und Eiſenoxydul niederſchlägt und eine Temperatur von 23° Celſius hat. Tadapan-ſu iſt der Name dieſer Quelle, die, wie der Führer uns verſicherte, im Lande eines beſonders heilkräftigen Rufes genießt. Neben dem Quellſprudel iſt ein Badhäuschen erbaut. Die höheren Gipfel des Nedili-Dagh beſtehen aus trachytiſchem Porphyr, auf den niedrigen Abhängen gegen das Seeufer lagert ein harter Kalktuff.

Von der Höhe dieſer Berge überſchaut man ein ausgedehntes ſchönes Panorama von wahrhaft maleriſcher Wirkung. Das große Salzwaſſerbecken des Urmiaſee's, ſeine mitunter recht ſeltſam geſtalteten Ufer und die hohen ſchneereichen Gebirge, welche die ſalzgeſchwängerten Hochebenen des alten Feuerlandes mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten, mit ihren üppig

blühenden Gartenlandſchaften und traurigen Wüſteneien in prachtvoller Majeſtät umgürten, iſt faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung zu überſchauen. Am ſchönſten nahm ſich die Halbinſel Schahi mit ihren maleriſch geſchwungenen Felsgipfeln, welche in zackigen Kronen ſich hoch über die blaugrüne Waſſerfläche erheben, im landſchaftlichen Proſcenium aus. Von dieſer Seite geſehen hatte dieſelbe einige Aehnlichkeit mit der Inſel Capri im Golf von Neapel, deren pitoreske Contouren bekanntlich alle Landſchaftszeichner bewundern. An der Oſtſeite der Schahiinſel war die Ebene mit einer halbzolldicken Salzkruſte bedeckt. Mit dem Fernrohr ſah man einige Gruppen der Schahi-Bewohner nach Tabris auf den Markt reitend. Die Pferde ſchienen in dem ſalzigen Sumpfboden oft bis an die Knie einzubrechen. Das Niveau des Urmiaſee's war während meines kurzen Aufenthaltes in Tabris und im Sahantgebirge um faſt einen halben Fuß gefallen.

Am Abend desſelben Tages erreichten wir das Dörfchen Daſchgeſan, eine kleine Viertelſtunde vom Seeufer entfernt und den berühmten Marmorbrüchen, welche den ſchönſten alten und neueren Bauwerken Perſiens und ganz Vorderaſiens das prächtige Material lieferten, zunächſt gelegen. Das Dorf ſteht erſt ſeit wenigen Jahrzehnten und wird von Morier dem einzigen europäiſchen Reiſenden, welcher vor mir dieſe Steinbrüche und die benachbarten petrefikirenden Quellen beſucht und beſchrieben hat, nicht genannt. Die von ihm erwähnte Ortſchaft Scheramin-Köi liegt eine Viertelſtunde weiter landeinwärts in der Nachbarſchaft des Dorfes Chanajeh-Köi, deſſen Bewohner ſich außer den Steinmetzarbeiten auch mit Obſtbau und Feldcultur beſchäftigen und ziemlich hübſche Gärten beſitzen. Die Ebene, in welcher dieſe drei Ortſchaften liegen, hat etwa eine deutſche Meile im Umfang und iſt in Halbmondform von mit-

telhohen Bergen eingefaßt. Am Fuße der öſtlichen und ſüdlichen Berge breiten ſich ſchöne Saatfelder aus mit Waizen, Reis, Baumwolle und Seſam (Ricinus) bepflanzt. Gegen das Seeufer iſt der Boden ſteril und in der nächſten Umgebung der Quellen gedeiht keine Art von Cultur. Daſchgeſan, wo ich eine Woche verweilte, iſt das ärmſte von den genannten Dörfern, ohne Gärten, ſogar ohne ſüßes Trinkwaſſer. Der ganze Ort zählt nur etwa zwanzig Häuschen, deren Mauern theils aus Tuff, theils aus den herrlichſten Marmortrümmern beſtehen, welche mit Koth zuſammengekittet ſind. Elendere Wohnſitze aus prächtigerem Baumaterial kann man ſich nicht denken.

Die Umgegend von Daſchgeſan gehört in geologiſcher Beziehung zu den merkwürdigſten und räthſelvollſten, die ich je kennen gelernt habe. Nach der noch heute ſowohl bei den Eingebornen als unter den europäiſchen Geographen vorherrſchenden Anſicht iſt der berühmte halbdurchſichtige alabaſterartige Marmor am Urmiaſee das fortdauernde Product von Quellbildungen. Als ſolches wird dieſer Marmor nicht nur von den älteren und neueren britiſchen Reiſenden in Perſien, welche nicht ſelbſt an Ort und Stelle geweſen, ſondern ſelbſt von Morier bezeichnet, der die Reiſe nach Scheramin ausdrücklich in der Abſicht machte, die Marmorſchichten und den Proceß ihrer Bildung zu beobachten. Seine Beſchreibung der Quellen ſelbſt iſt zwar lückenhaft, aber nicht ungetreu. Grundfalſch dagegen iſt ſeine Meinung, daß aus dem Abſatze der Quellen noch heute das gleiche prachtvolle Steinproduct hervorgehe, mit welchem die perſiſchen Großen ſeit Jahrhunderten vorzugsweiſe ihre Gotteshäuſer, Paläſte und Gräber ſchmückten.

Die meiſten Quellen, welche in früheren Epochen wirklich periodiſch durch ihren reinen Kalkniederſchlag jene Marmorſchichten bildeten, ſprudeln heute nur an der Nordſeite der Ebene.

Ich zählte deren im Ganzen 37, von welchen der kleinere Theil am Fuße der hohen Tuffkalkfelſen entſpringt, von welchen zweifelsohne vor Zeiten das Waſſer ſämmtlicher Quellen in die Ebene ſich ergoß und hier einen kleinen See bildete, in welchen die reinſten Quellen bei vollkommener Ruhe ihre Marmorſchichten, die trüberen ihren ſchmutzigen Tuff abſetzten. Nachdem durch den fortſchreitenden Bau der Tufffelſen die Quellen ſich ſelber ihren Canal verſtopft hatten, brachen ſie in größerer Entfernung davon, meiſt an tiefer liegenden Stellen der Ebene, wo der Boden geringere Widerſtandsfähigkeit zeigte, wieder hervor. Ganz ähnliche Erſcheinungen haben wir bei den berühmten Thermalquellen von Hammane-Meskhutin im Atlasgebirge, welche aber lange nicht ſo kalkreich ſind und bei vielen Quellen Anatoliens, beſonders an der Karawanenſtraße zwiſchen Trapezunt und Erzerum beobachtet. In der Ebene von Daſchgeſan ſelbſt ſprudeln die meiſten Quellen aus kleinen coniſchen Erhöhungen, welche ſie durch ihren Niederſchlag einige Fuß über der Bodenfläche gebaut haben und deren Ränder ſehr ſanft gegen die Ebene abfallen. Das Mundloch der Quelle befindet ſich ſtets in der Mitte der coniſchen Erhöhung.

Durch einen ſchmalen Canal von der Breite und Tiefe weniger Zolle fließt das Waſſer in ſüdlicher Richtung der Ebene zu. Keiner dieſer Canäle iſt über einige hundert Schritte lang. Zerbröckelter Kalktuff und dieſelbe ſchwarzgrüne, ſchlammartige höchſt eigenthümliche Materie, welche ſich rings um die Ufer des Urmiaſee's angehäuft findet und an manchen Stellen ſich meilenweit landeinwärts erſtreckt, verſtopfen dieſe Quellrinnen und das Waſſer tritt dann über deſſen Ränder in die niedrigen Theile der Ebene aus, ſeine verſchiedenartigen Tuffſchichten bildend. Die meiſten dieſer Quellen fließen nur ſchwach, andere im ziemlich ergiebigen Sprudel. Ihre Temperatur iſt 18° nach der

Scala des hunderttheiligen Thermometers. Dem Geſchmack nach ſcheint Bitterſalz über den Eiſengehalt vorzuherrſchen. Der Niederſchlag in der nächſten Nähe der Quellen iſt bald grau, bald röthlich oder gelb gefärbt, je nach der Beimiſchung von Metalloxyden. Daß eine gewiſſe Tendenz zur Marmorbildung bei dieſen Quellen noch immer vorherrſchend iſt, beweiſen die vielen papierdünnen, ſchneeweißen und vollkommen reinen Kalkſchichten, die ſich noch jetzt in der nächſten Umgebung der Mundlöcher mancher Quellen bilden. Aber ſelbſt dieſes dünne Präparat, welches zweifelsohne in früheren Zeiten bei ganz ungeſtörter Bauarbeit der Quellen und wahrſcheinlich unter verſchiedenen Temperaturverhältniſſen zur Bildung der eigentlichen Marmorſchichten diente, gelingt jetzt nicht an allen Stellen. Die gröberen Beſtandtheile des Waſſers miſchen ſich mit den feineren und bilden den gewöhnlichen ſchmutzig grauen Tuff, der ſich mit dem milchweißen Niederſchlag anderer Quellen miſcht, deren dünner Schichtenbau auch hier durch die Fußtritte vorüberwandelnder Menſchen und Viehheerden alsbald wieder zerſtört wird. Der Bau wirklicher Marmorſchichten gelingt dieſen Quellen nirgends mehr, wie ich mich durch genaue Beſichtigung der Localität überzeugte. Offenbar iſt der frühere Standort der Quellen auf den höher gelegenen Tuffkalkfelſen, wo ſich zuerſt die trüberen, unreinen Beſtandtheile des Waſſers abſetzten und den ſchmutziggrau gefärbten Tuff bildeten, während das über die geneigten Schichten hinwegfließende Waſſer an den tieferen Stellen der Ebene ſich zu einem See ſammelte und bei ſeiner Verdünſtung in vollkommener Ungeſtörtheit die horizontal reinweißen Kalkſchichten niederſchlug, der Marmorbildung günſtiger.

Auf den höheren Tuffkalkfelſen im Norden hat man bis jetzt keinen Marmor entdeckt, wahrſcheinlich findet ſich derſelbe auch hier in den tieferen Schichten. Aber Bohrverſuche ſcheint

man nicht angeſtellt zu haben, obwohl die ſchönſten und reichhaltigſten Schichten in den Steinbrüchen der Ebene nahebei ausgeſchöpft ſcheinen. Gegenwärtig wird das prachtvolle Geſtein nur noch in der Plaine am Fuße der nördlichen Tufffkalkberge gebrochen, wo eine höchſt inſtructive Reihenfolge von Schichten durch Menſchenhände aufgeſchloſſen liegt. Ein Kalktuff von ſchmutzig grauer Farbe, von vielen Löchern und Höhlungen durchſetzt, bildet die oberſte Schicht und enthält viele halbfoſſile Pflanzenreſte und Abdrücke von Stengeln und Blättern. Eiſenoxyd gibt ihm an vielen Stellen einen röthlichen Ton. In der Tiefe nehmen die Tufffkalkſchichten an Mächtigkeit wie an Härte zu. Die oberſten Schichten ſind ſelten über 1½ Zoll mächtig, die dreizehnte Schicht von oben herab gezählt, hat bereits eine Mächtigkeit von 6 Zoll. Die Färbung dieſer Schichten wird in der Tiefe immer lichter, bis allmählig der Tuff in wahren Marmor übergeht. Den obern Rand der Schichten, welche unmittelbar über dem alabaſterartigen Geſtein lagern, überkleidet eine Kruſte des gewöhnlichen Tuffs, während gegen die Mitte das Geſtein in milchweißer lichter Färbung und in einer der tieferen Marmorſchicht bereits ſehr ähnlichen Beſchaffenheit mit einem dieſer Felsart eigenthümlichen quarzartigen Fettglanz vorkommt. Die eigentlichen Marmorſchichten, welche unmittelbar darunter folgen, ſind von 6'' bis 1' mächtig. Dieſer Marmor iſt von ſehr verſchiedener Färbung, Zeichnung und Schönheit. In den meiſten Schichten iſt eine trübgelbe oder weißliche Färbung vorherrſchend. Die ſchönſten Varietäten ſind milchweiß, citronengelb oder roſenroth. Ich habe Handſtücke mitgebracht, welche dem Roſenquarz unſerer deutſchen Alpen täuſchend ähnlich ſehen. Ein eigenthümlicher Fettglanz, ähnlich wie der des Quarzes, charakteriſirt die meiſten Varietäten dieſes Geſteins. Sein Bruch iſt ſplitterig, manchmal über-

zehend ins Flachmuſchlige. Beigemengte Oxyde geben ihm oft eine überaus zierliche Zeichnung. Ich fand von dieſem Marmor auch mitunter ſehr große Stücke von kugeliger Form, um welche ſich dünne Schichten concentriſch angeſetzt hatten. Zerſchlug man dieſe Kugeln, ſo ſah man ganz ähnliche kreisförmige Linien, wie bei den Jahresringen der Bäume. In dieſer kugeligen Form ſcheint der Marmor, jedoch nur als Tropfſteingebilde, aufzutreten. Zwiſchen den verſchiedenen Tuffkalkſchichten befinden ſich nämlich öfters hohle Räume, wo der untere Rand der Tuffſchicht mit prächtigen Marmor-Stalaktiten ausgekleidet iſt. Dieſe Stalaktiten bildeten ſich hier offenbar ſpäter als die oberhalb lagernden Tuffſchichten, durch deren Poren das darüber hinſtrömende Quellwaſſer mit ſeinen feinſten Kalktheilen hindurchſickerte und zwiſchen der Schichtenabſonderung allenthalben verſchiedenartige Tropfſteinbildungen vom reinſten kohlenſaueren Kalk abſetzte. An Stellen, wo das Geſtein ein dichteres Gefüge hat, iſt es weniger durch Löcher und kleine druſenförmige Höhlungen durchſetzt, wie in anderen Schichten, wo der Werth der ausgehämmerten Steintafeln durch dieſe hohlen Räume ſehr geſchmälert wird. Mit Ausnahme der ganz trüben Varietäten ſind die Marmortafeln, wenn ſie nicht die Dicke eines Zolls überſchreiten, gewöhnlich mehr oder minder durchſchimmernd und man kann, wenn man ſie gegen die Sonne hält, die Umriſſe der ſie haltenden Hand durch das Geſtein erkennen. Je durchſichtiger und reiner das Geſtein iſt, deſto höher iſt in der Regel ſein Werth. Nach einer chemiſchen Analyſe des amerikaniſchen Geologen Hitchcock enthält dieſer prächtige Marmor:

Kohlenſaueres Eiſenoxydul	2.93 Theile.
Kohlenſauere Bittererde	1.33 —
Kohlenſaueren Kalk	95.74 —
	100.00

Ein ähnlicher Quellmarmor von der Landſchaft Salmas im Nordweſten des Urmiaſee's, welchen derſelbe amerikaniſche Geolog unterſuchte, enthielt an kohlenſauerem Eiſenoxydul faſt um die Hälfte weniger. Die ſchönſte reinweiße Varietät dieſes Geſteins fand ich an den räthſelhaften Grabmonumenten des Felsſchloſſes Gertſchin-Kaleh, im Weſten des Urmiaſee's.

Den hohlen Ton, welchen Morier beim Fußtritt über dieſen Steinbrüchen beobachtet haben will, habe ich nicht wahrnehmen können, noch weniger die ſchwefeligen Dünſte in der Luft. Der widerliche Geruch, den man hier ſpürt, iſt der gewöhnliche, der an den meiſten Uferſtellen des Urmiaſee's herrſcht und von der bereits in meinen früheren Skizzen mehrfach erwähnten ſchwarzgrünen, ſalzgeſchwängerten, eigenthümlich ſtinkenden Materie herrührt, welche auf dem Grunde des See's wahrſcheinlich aus faulenden Vegetabilien entſteht und in den umgrenzenden Ebenen ſehr weit landeinwärts verbreitet iſt, eine Erſcheinung, welche in Verbindung mit anderen Beobachtungen auf eine früher viel bedeutendere Ausdehnung des Seebeckens unwiderleglich hindeutet. In Moriers kurzer Beſchreibung dieſer Localität iſt überhaupt manches Ungereimte, wie auch der Geolog Hitchcock ſehr ſcharfſinnig vermuthet hat, obwohl er nicht ſelbe in dieſen Gegenden geweſen. Wenn Morier den petreficirten Sumpf dieſer Quellenumgebung mit dem Ausſehen einer gefrorenen Waſſerfläche vergleicht, ſo iſt das ziemlich richtig, ebenſo die Bemerkung, daß das Waſſer hier allenthalben die Tendenz zeige, ſich in Steinſchichten zu erhärten. Grundfalſch dagegen iſt die Behauptung Moriers, daß aus derſelben Operation, wie wir ſie gegenwärtig bei Daſchgeſan vor Augen ſehen, aus jenen papierbogendünnen Schichten, welche die coniſchen Erhöhungen um die Mundlöcher der Quellen überdecken, das gleiche ſchöne reine Kalkproduct hervorgehe, welches man in

ganz Vorderaſien unter dem Namen Tabris-Marmor bewundert. Ich habe bei einer ſehr genauen Unterſuchung dieſes merkwürdigen Territoriums nicht eine einzige Stelle gefunden, wo wirkliche Marmorſchichten nahe an der Oberfläche des Bodens zu Tag treten. Ueberall bildet der ſchmutziggraue oder bräunliche Tuff die höheren Schichten, und der ſchöne durchſichtige Marmor erſcheint erſt in ziemlicher Tiefe. Unter demſelben folgt dann eine Reihe gewöhnlicher Tuffſchichten, welche dann wieder mit ſchönen Marmorſchichten wechſellagern. Wie räthſelhaft auch der Hergang dieſer Marmorbildung iſt, ſo drängen ſich doch hier bei genauer Beobachtung zwei ſichere Thatſachen auf:

1) fand hier die Marmorbildung nur in periodiſch abgeſchloſſenen Zeiten ſtatt, nach welchen die Quellen die Fähigkeit, dieſes reine Geſtein hervorzubringen, wieder verloren haben;

2) ſeit einer langen Reihe von Jahren iſt hier kein eigentlicher Marmor mehr aus dem Quellabſatz hervorgegangen.

Die geiſtreiche Hypotheſe Hitchcocks, deſſen Scharfſinn wir um ſo mehr bewundern müſſen, da er dieſe geologiſch höchſt wichtigen Localitäten nicht einmal ſelbſt beſucht hat: daß der Marmor bei einer früher weit höheren Temperatur des Waſſers, wo dieſe Quellen gleich jenen berühmten Travertin bildenden heißen Quellen im Himmelaya als wirkliche Thermalquellen reicher an Waſſer wie an kohlenſauerem Kalk dem Boden entſprudelten, ſich gebildet habe, hat viel Wahrſcheinliches für ſich. Die zahlreichen vulcaniſchen Bildungen rings um den Urmiaſee, die erloſchenen Feuerberge der Gegend von Tabris, deren wir bereits erwähnten, die in früheren Zeiträumen periodiſch wiederkehrenden Feuererſcheinungen und Eruptionen in dieſem Lande, wo in der früheſten hiſtoriſchen Zeit dem Feuer eine allgemein göttliche Verehrung gewidmet war und Spuren des alten Feuercultus ſich bis auf den heutigen Tag im Volke vorfinden, könn-

ten vielleicht den Schlüſſel zur Löſung dieſer geologiſchen Räthſel liefern und den periodiſchen Wechſel der Temperatur wie der chemiſchen Beſtandtheile dieſer Quellen ſo wie der petrographiſchen Beſchaffenheit ihrer Steinbildungen erklären.

Von Daſchgeſan machte ich faſt täglich Spaziergänge nach dem Seeufer. Man konnte ſich auch hier wie an vielen Stellen des nördlichen Ufers nur auf etwa 50 Schritte nähern, da man in der ſchwarzgrünen Sumpfmaterie, die hier mit einer dünnen Salzkruſte überdeckt war, bis an die Kniee einſank. Eine ungeheuere Herde von Wad- und Schwimmvögeln, welche ſich in verſchiedene Gruppen zertheilte, war ſichtbar, doch leider außer Schußweite. Nie ſcheinen dieſe Thiere durch Jäger erſchreckt worden zu ſein. Selbſt die ſtärkſten Flintenſchüſſe, die ich abfeuerte, konnten ſie nicht zum Auffliegen bringen. So karg und einförmig hier die Vegetation iſt, ſo reich ſcheint dagegen die Inſectenfauna zu ſein. Das ſalzige Ufer war mit zahlloſen Käfer-Cadavern bedeckt, worunter vorherrſchend die Gattungen: Megacephala, Cicindela, Adesmia, Pimelia und eine noch unbeſchriebene Art von Scarabaeus. Dieſe Koleopteren ſcheinen ſich hier eines überaus kurzen Lebens zu erfreuen und nur im Frühling würde der entomologiſche Sammler an dieſen Ufern reiche Ausbeute machen. Obwohl es mir trotz aller Anſtrengungen nirgends gelang, den ſalzigen Moraſt ganz zu überſchreiten und bis an den Rand des Waſſers zu kommen, ſo konnte ich doch von der Felshöhe im Norden der Ebene deutlich wahrnehmen, daß hier die Tuffkalkſchichten bis unter das Niveau des See's fortſetzen. Als einer beſonderen Merkwürdigkeit erwähnt mein Tagebuch noch der ziemlich geräumigen natürlichen Höhlen in dieſen Tufffelſen, welche ſpäter durch künſtliche Nachhülfe erweitert worden zu ſein ſcheinen. Die Bewohner von Daſchgeſan bedienten ſich ihrer zur Aufbewahrung des Seeſal-

ges. In dieſe Höhlen ziehen ſich bei einbrechender Dämmerung viele intereſſante Tagſchmetterlinge zurück. Ich erbeutete hier eine neue wunderſchöne Art von Satyrus, welche Herrig-Schäffer beſchrieben hat.

Nachdem ich eine volle Woche in Daſchgeſan zugebracht, ſetzte ich meine Reiſe nach der Südſeite des Urmiaſee's fort. Ueberall ſuchte ich dem Geſtade ſo viel wie möglich nahe zu kommen, da eine neue Unterſuchung der Ufer von Perſiens todtem Meere, welches vor mir nur der britiſche Reiſende Ker-Porter (i. J. 1818) ziemlich flüchtig und in einem allzu weiten Kreiſe umwanderte, das nächſte geographiſche Problem war, deſſen Löſung mir beſonders am Herzen lag. Eine vollkommene Rundreiſe um den Urmiaſee war jedenfalls ausführbar, während der projectirte Ausflug über die Zagros-Alpen nach Türkiſch-Kurdiſtan, der beabſichtigte Beſuch in Rewandoz und Dſchulamerk nach den Anſichten des Sardars Behmen Mirza und des Conſuls Bonham ein unter den zerrütteten Verhältniſſen der Gegenwart kaum ausführbares Unternehmen war.

Die Gebirgskette, welche als weſtlicher Ausläufer des Sahant die Südſeite der Ebene von Daſchgeſan umgrenzt, beſteht aus Schiefer-Conglomeraten und einem dichten hellfarbigen Kalk. Waſſer und Vegetation ſind auf den Abhängen desſelben ſehr ſparſam. Von Mineralquellen und Tuff oder Marmorbildung bemerkte ich keine Spur. Nach dreiſtündigem Ritt hatten wir dieſes öde, kahle Steingebirge hinter uns und traten in eine große freundliche Ebene ein, welche mit vielen Dörfern und Anbau bedeckt iſt. Das Städtchen Binab, welches einen ziemlich belebten Bazar hat, und von Obſt- und Weingärten umgeben iſt, erreichten wir gegen Abend nach achtſtündiger Tagesreiſe. Auf dem ganzen Wege von Daſchgeſan bis Binab war nicht ein einziger Bach zu überſchreiten. Alle Waſſer, welche der

Sahant in dieſer Richtung herabſendet, werden von Gärtnern und Feldbauern abgezapft und zur Befeuchtung des Bodens völlig verbraucht. Bis zum kleinen Maraghafluß im Süden von Binab, deſſen Bett im Hochſommer überaus waſſerarm iſt, erreicht in den trockenen Monaten kein einziges Sahantflüßchen dieſer Gegend das Waſſerbecken des Urmiaſee's, da vor dem Ende ſeines natürlichen Laufes durch künſtliche Canäle der durſtige Boden hier alle Gebirgswaſſer aufſaugt. Auch hier gelang es mir nirgends, den äußerſten Rand des Seebeckens zu erreichen. Der ſalzige Uferſchlamm machte alle Annäherungsverſuche fruchtlos. Die große Ebene war belebt durch zahlreiche Vögelſchwärme. Staaren und prächtig gefiederte Beerenfreſſer (Merops Apiaster) ſchwärmten um die Dörfer. Wilde Tauben und Steppenhühner (Pterocles arenarius) ſuchten nach den Körnerreſten auf den geſchnittenen Feldern. Letztere waren ziemlich ſcheu und ließen ſich nicht leicht auf Schußweite beſchleichen, während man von den wilden Tauben hier mit wenigen Schüſſen mehr erlegte, als man für ſeine Reiſeküche brauchte.

In Binab fanden wir recht freundliche Aufnahme nebſt ſchmackhaftem Lammbraten, vortrefflichem Pilav und ziemlich genießbaren Früchten. Der perſiſche Wirth, der uns am Kochfeuer Geſellſchaft leiſtete, rieth uns für die folgenden Tage, wo wir nach Ueberſchreitung des Dſchagatufluſſes in das eigentliche Kurdenland eintreten und die Hoſpitalität wilder und faſt unabhängiger Nomadenſtämme in Anſpruch nehmen ſollten, zur äußerſten Vorſicht und Wachſamkeit. Die Sage von dem jüngſten Trauerſpiel im chriſtlichen Alpenlande Dſchulamerk, von den Waffentriumphen und Gräueln, welche die Häuptlinge Nurullah Beg und Beder Chan gegen die unglücklichen Neſtorianer verübt hatten, war auch bis in dieſe Gegenden gedrungen. Der

tumultuariſche und räuberiſche Sinn der kurdiſchen Grenznomaden war durch dieſe Vorgänge allenthalben geweckt und genährt. Die perſiſchen Steuereinnehmer konnten ſelbſt unter den nächſten Kurdenſtämmen jenſeits des Dſchagatu nur mit größter Mühe die Abgaben eintreiben. Die Clans und Stämme oberhalb Sauk-Bulak verweigerten jede Zahlung und drohten dem Sardar, ſich an die Hakkari anzuſchließen, mit welchen ſie bisher in häufiger Fehde gelebt.

XII.

Von Binab nach Perſiſch-Kurdiſtan — Der Dſchagatuſluß — Landſchaftscharakter — Eine Nacht unter kurdiſchen Nomaden — Charakterzüge der Kurden. Die ſüdlichen Uferlandſchaften des Urmiaſee's. Eine Vogeljagd. Sauk Bulak. Zuſtände von Kurdiſtan. Ritt nach Serdaſcht und Rückkehr nach Sauk Bulak. Baliſta. Babari. Der ungaſtliche Neſtorianer. Turkman. Ein Abenteuer unter perſiſchen Frauen.

Unter dem niederſchlagenden Eindruck der Erzählung unſers perſiſchen Hauswirths in Binab von den bedrohlichen Zuſtänden Kurdiſtans und der fanatiſchen Aufregung, welche die Siege der Hakkari- und der Buhdan-Kurden über die chaldäiſchen Chriſten auf alle nomadiſirenden und ſeßhaften kurdiſchen Stämme diesſeits wie jenſeits der Zagroskette hervorgerufen, traten wir am 19. Auguſt die Reiſe nach dem eigentlichen Kurdenlande an. Ich ordnete unſere kleine Karawane ſo, daß Mirza Ali, in deſſen Händen der Ferman des Sardars war, an der Seite unſers Wegführers ſtets eine Strecke voran reiten mußte, um mit den Kurden, auf welche wir jenſeits des Dſchagatu ſtoßen ſollten, zu parlamentiren, ihnen den friedlichen und harmloſen Zweck unſerer Reiſe auseinander zu ſetzen und ſie mit der Autorität ſeines Amtes und Namens, wie mit den Befehlen des Statthalters von Tabris bekannt zu machen. Der Pole

Saremba und der Armenier Piloſch ſollten bei den Pferden verweilen und das Gepäcke nie aus den Augen verlieren, während der perſiſche Reiſende, der ſich in Binab uns angeſchloſſen, bei der Nachhut ritt. Ich ſelbſt hielt es für nothwendig, mich öfters von der Karawane zu entfernen, um die Gegend zu beiden Seiten des Weges zu recognoſciren. Da ich das beſte Pferd ritt und ſeinen flinken Beinen vertraute, konnte ich manchmal auch auf größere Entfernungen hinter der Karawane zurückbleiben, wenn es ſchöne Pflanzen oder ſeltene Inſecten zu ſammeln gab. Nie aber trennte ich mich von meiner Doppelflinte. Bevor wir von Binab aufbrachen, wurden alle Gewehre und Piſtolen meiner Begleitung ſorgfältig unterſucht, ob ſie im ſchußfertigen Zuſtande ſeien. Bekanntlich imponirt den räuberiſchen Kurden nichts mehr als europäiſche Feuerwaffen, deren Wirkung ſie im letzten ruſſiſch-perſiſchen Kriege kennen gelernt und denen der gemeine Kurde nur ſeine Bambuslanze, der Häuptling ſeine elende Luntenflinte entgegen zu ſtellen hat. Die Kurden ſind ſcharfe Beobachter und gute Rechner und wiſſen eben ſo ſehr die Stärke des Widerſtandes wie den Werth der Beute abzuſchätzen. Neigt ſich die Wagſchaale nicht bedeutend zu Gunſten der Letztern, ſo hat der Reiſende unter jenen Stämmen, welche noch einigermaßen die Autorität des perſiſchen oder türkiſchen Statthalters reſpectiren, keine allzu großen Gefahren zu erwarten, wenn auch das Gefühl vollkommener Sicherheit im Kurdenlande nirgends exiſtirt.

Ueber den Maraghafluß führt ſüdlich von Binab eine ſolide Brücke mit fünf Spitzbögen. Im Frühling ſoll der Fluß ſein weites und tiefes Bett ganz ausfüllen und ſehr reißend ſein, im Spätſommer iſt er ſeicht und ſo waſſerarm, daß man hier kaum eine Strömung nach dem See bemerkt. Nach dreiſtündigem Ritt erreichten wir die Ufer des Dſchagatu, welcher nicht

wie die nordöſtlichen Gewäſſer des Urmiaſee's auf den Sahantgipfeln, ſondern auf den höheren Bergen im Süden, die als Fortſetzung der Zagroskette ſüdöſtlich in die Landſchaft Ardelan abfallen, entſpringt und nach einem Laufe von nahebei 1½ Breitegraden in die ſüdlichen Sumpfebenen des Urmiaſee's ausmündet. Der Dſchagatu bildet noch heute wie zur Zeit der Wanderung Ker-Porters die Grenze zwiſchen den kurdiſch redenden Nomadenſtämmen, welche meiſt Sunniten ſind und den türkiſch ſprechenden Perſern Aſerbeidſchans, welche ſich zur Secte Ali's bekennen. Selten miſchen ſich die Dorfbevölkerungen der beiden moslemiſchen Secten, obwohl ſie Nachbarn ſind und unter der gleichen Herrſchaft ſtehen, während man chaldäiſche Chriſten und ſelbſt jeſidiſche Teufelsanbeter mit den ſeßhaften Kurden nicht ſelten gemengt findet. Ich ließ die Karawane am rechten Ufer des Dſchagatu Halt machen und während meine Leute den Reſt der geſtrigen Küche und die Pferde ihre gewöhnliche Gerſtenration verzehrten, badete ich im Fluß, welcher ſelbſt in der trockenen Jahreszeit ziemlich viel Waſſer und eine anſehnliche Breite hat, aber an den meiſten Stellen gefahrlos durchwadet werden kann. Nach kurzer Raſt überſchritten wir gegen Mittag den perſiſch-kurdiſchen Grenzfluß. Der Landſchaftscharakter änderte ſich hier. Noch von Daſchgeſan aus geſehen iſt das Bild des alpenumgürteten See's trotz der wilden Einſamkeit, welche an der Oſtſeite den vorherrſchenden Charakter bildet, ſehr maleriſch. Jenſeits des Dſchagatu wird der Anblick der Gegend immer öder und trauriger und gegen das Ufer des Takauflüßchens, das weiter ſüdöſtlich die Landſchaft durchſtrömt, hat das Gemälde dieſer öden Sumpfflächen eine ſchauerliche Monotomie.

Nachdem wir nahebei drei Stunden geritten, ohne einem Menſchen zu begegnen, erblickten wir endlich in der Ferne ſchwarze Zelte, welche ein altes ruinenhaftes Gebäude umgaben und einen

Trupp kurdiſcher Reiter, welche eben mit der Heerde von der Weide kamen. Die ſchwarzen perſiſchen Lammfellmützen waren verſchwunden und wir hatten es wieder mit hellfarbigen kurdiſchen Filzmützen und feuerfarbigen Turbans zu thun.

Die Luchsaugen der Kurden ſchienen uns bereits bemerkt zu haben, bevor wir noch ihre Zelte erblickt hatten. Ein prächtiger Häuptling von edlem Geſichtsprofil mit dichtem rabenſchwarzem Barte und einem ungeheuern Wulſt von buntfarbigen Shawls um den Rand der Filzmütze gewunden kam mit einigen Reitern dem Kawaſſen entgegen. Während Mirza Ali mit ihnen parlamentirte, ließ ich die Packpferde Halt machen und betrachtete in der Entfernung von einigen hundert Schritten mit meinem Fernrohre die Gruppe. Zu meiner unangenehmen Verwunderung bemerkte ich, daß die Haltung des perſiſchen Kawaſſen eben ſo demüthig, als die Miene des kurdiſchen Häuptlings ſtolz und übermüthig war. Mirza Ali hielt den Ferman in der Hand, welchen der Kurde nicht leſen konnte, deſſen Siegel und Unterſchrift er gleichwohl aufmerkſam muſterte. Nach einer Unterredung, welche beinahe eine Viertelſtunde dauerte, kam Mirza Ali zu uns zurückgeritten und verſicherte uns, daß Kamir-Aga, der Neffe des eigentlichen Clanoberhauptes uns in deſſen Namen willkommen heiße. Wir durften uns jetzt, wie der Kawaß feierlich betheuerte, der kurdiſchen Hoſpitalität ohne Beſorgniß anvertrauen. Denn dieſes räuberiſche Hirtenvolk ehrt bekanntlich die Gaſtfreundſchaft unter ſeinem Zelte, wie alle orientaliſchen Nomaden. Wenn man von Mord, Plünderungen und Raubthaten im Kurdenlande hört, ſo darf man hier ganz ſo, wie bei den Beduinen Arabiens und Nordafrika's verſichert ſein, daß ſolche Thaten nie in den Dörfern und Lagern, nicht einmal in deren Nähe vorfallen, ſondern ſtets draußen in der Wildniß oder an

den Wegen und Straßen, wo das religiöſe Geſetz der Gaſtfreundſchaft nicht mehr gilt.

Der greiſe Häuptling Schader-Aga, ein hochbejahrter Mann mit welkem, dürrem Geſicht, das mehr Verdacht als Ehrfurcht einflößte, empfing uns in der Mitte der um ihn verſammelten Bevölkerung mit dem gewöhnlichen würdevollen Anſtand, welcher keinem morgenländiſchen Großen fehlt, auch wenn er ein Barbar und Räuber iſt. Man hatte ſo eben zu unſerm Empfange Teppiche auf dem Boden ausgebreitet und mit Polſtern belegt. Mit höflicher Geberde bedeutete mir der Häuptling, auf dem Polſter Platz zu nehmen, erſuchte mich aber zuvor, dem Landesbrauche gemäß die Stiefel auszuziehen. So ungerne ich aus Furcht vor den Ungeziefern, welche bei den Kurden noch mehr als bei den Perſern zu den primitiven und ſeßhaften Anſiedlern von jedem Hausgeräthe gehören, welches Haar und Wolle trägt, der Einladung folgte, glaubte ich hier doch mich einmal dem Brauche fügen zu müſſen, um bei dieſen Wilden nicht gleich Anſtoß zu erregen. Der harte Blick und der rauhe Kehlton des graubärtigen Häuptlings, der zwar noch körperlich rüſtig, aber beinahe taub war, hatte nichts ſehr Beruhigendes noch Erfreuliches. Dem Polen wurde es anfangs ſchwer, ſich mit dem Häuptling türkiſch zu verſtändigen. Der Kawaß, welcher das kurdiſche Idiom einigermaßen verſtand, mußte ihm öfters zu Hülfe kommen und ſelbſt den Dolmetſch machen. Bald erfuhren wir, daß wir es mit einem Lager der Mukri-Kurden zu thun hatten, welche zu den alten Bekannten des Reiſenden Ker-Porter gehören, der vor 30 Jahren als der erſte Europäer dieſe Gegend flüchtig durchſtreifte und bei den Kurden eine ziemlich gaſtfreundliche Aufnahme fand. Ich mußte wie er zu meiner perſönlichen Sicherheit die Rolle des Hekhim ſpielen, um bei dieſem argwöhniſchen Volke keinen Verdacht hinſichtlich der Reiſezwecke zu erre-

ten. Ein Arzt, der heilkräftige Pflanzen oder Quellen zu entdecken ſucht und bereitwillig iſt, ſeine Medicamente gratis auszutheilen, iſt bei den Kurden nie ein ganz unwillkommener Gaſt. So geſund und muskulös die Kurden im Allgemeinen ausſehen, ſo fehlen doch Krankheiten und Gebrechen bei dieſem Volke ſo wenig wie bei den Arabern der Wüſte oder bei den Bewohnern unſerer deutſchen Alpen.

Kaum hatte ich das Käſtchen meiner Reiſeapotheke geöffnet, als ſich Patienten in Menge meldeten. Manche waren mit ganz unheilbaren Leiden behaftet. Aber ſelbſt eine Kurdin, welche ſeit zehn Jahren völlig gelähmt war und von den rüſtigen Armen ihrer Söhne herbeigetragen wurde, hoffte noch durch irgend eine Wundermixtur des fremden Feringhidoctors wieder friſche Beine zu bekommen. Ich mußte ihr irgend eine ſtärkende Flüſſigkeit geben, um nur ihre zudringlichen Klagen los zu werden. Jeder wirkliche oder eingebildete Kranke war zufrieden, ſobald er einige Pillen oder Pulver aus dem Arzneikaſten in Empfang genommen hatte. Auch die an Altersſchwäche leidenden Greiſe drückten mir dankend die Hand und riefen einen kurdiſchen Segensgruß wenn ſie ein paar Tropfen von Pfeffermünzeſſenz auf Zucker hinuntergeſchluckt hatten und deſſen angenehme Wirkung auf den Magen ſpürten.

Während der Vertheilung der verſchiedenen Medicamente hatte mich der alte Schader-Aga mit dem harten Blick ſeiner grauen Augen aufmerkſam beobachtet. Als Alle abgefertigt waren, ſagte er zu dem Polen: „Ich glaube, Gott hat deinen Herrn, den weiſen Hekhim, zu mir geſchickt, um mir wieder zum Gehör zu verhelfen. Möge er ſeine Kunſt erproben. Wir wollen euch gerne bei uns behalten, ſolange es euch gefällt. Deinem Herrn wollen wir täglich Kaimak bereiten und jeden Freitag ein Lamm braten. Euch anderen ſoll es keinen Tag an Pi-

lav und Jauert und eueren Pferden nicht an gutem Futter fehlen."

Der Pole überſetzte mir das Anſinnen wie die Einladung des Häuptlings und ihm meine dankende Antwort nebſt der Bemerkung: daß die europäiſche Medizin, wie hoch ſie auch im Glauben der Orientalen (welche ihr mehr Wunderkraft zutrauen als wir Abendländer ſelbſt) ſtehen möge, doch noch kein Mittel gefunden habe, die natürliche Harthörigkeit eines alterſchwachen Mannes von achtzig Jahren zu curiren. Mit dieſer Antwort war Schader-Aga keineswegs zufrieden und meinte, eine ſo wohl ausgeſtattete Reiſeapotheke wie die meinige müſſe unter den verſchiedenartigen Büchſen und Flaſchen doch auch irgend eine Mixtur gegen die Taubheit enthalten. Er wurde mit ſeiner Forderung immer dringender, verſprach uns für den Abend ein friſchgeſchlachtetes Lamm und ſchmackhaften Kewab am Spieße gebraten und drohte am Ende, uns gar nicht weiter ziehen zu laſſen, ohne ein Rettungsmittel für ſeine harten Ohren.

Wir hielten nun Rath zuſammen und hofften der läſtigen Zudringlichkeit des alten Kurden durch ein unſchuldiges Mittel los zu werden. Auf mein Geheiß ſtopfte ihm der Dolmetſch Baumwolle mit Olivenöl getränkt in beide Ohren, nachdem er ihm zuvor mit ſehr lauter Stimme geſagt, daß er bei Anwendung des Mittels, welches wir ihm geben würden, in der erſten Zeit gar nichts hören, aber bei fortgeſetztem Gebrauche deſſelben eine ſehr heilſame Wirkung ſpüren werde. Ein paar Löffel der beſten Mageneſſenz, die ich mit mir führte, unter Zuckerwaſſer gemiſcht, machte den alten Mann ziemlich zufrieden. Er verſicherte uns am Abend, daß er wieder kräftigern Appetit verſpüre und hoffte damit zugleich den Anfang einer Linderung ſeiner Taubheit zu begrüßen. Wir hatten einige Mühe, unſern Ernſt

behaupten. Mein Dolmetſch war mehr als einmal nahe daran, ch den Ausbruch ſeines mühſam zurückgehaltenen Lachens m arzneigläubigen Häuptling die Täuſchung zu verrathen.

Als wir einige Stunden beiſammen geſeſſen und den Freundſchaftstſchibuk mit einander geraucht hatten, nahm die läſtige ugierde der Kurden etwas ab. Der Kawaß und der Pole erndigten ſich nach dem Weg durch die Päſſe des Serdaſchtbirges, welches ſüdweſtlich von Sauk-Bulak die Vorſtufe eines lichen Ausläufers der Zagroskette bildet und das wir in den chſten Tagen überſchreiten wollten, um in das Gebiet der kkari zu gelangen. Kamir-Aga, der Neffe des Häuptlings, lcher bei deſſen Kinderloſigkeit zu ſeinem Nachfolger beſtimmt ir, ſchilderte den Weg als ſehr gefährlich, entwarf ein höchſt ſchreckendes Bild von der Wildheit und dem Blutdurſt der Hakri- und Rewandozſtämme und rieth uns dringend von dem erſuch, durch die Serdaſchtpäſſe in die oberen Zabthäler zu hen, ab.

Während der Pole mit dem jungen Kurdenhäuptling das eſpräch fortſetzte, gelang es mir der frechen Neugier der Kurden d Kurdinnen zu entwiſchen, indem ich unter dem Vorwande, ediziniſche Kräuter zu ſuchen, einen Spaziergang nach den ſern des nahegelegenen Gardarflüßchens machte, wo ich viele ramineen und ſeltene Sumpfpflanzen fand, auch auf den uchten Uferſtellen einige hübſche Cicindelen erbeutete. Die ſer waren von Waſſerſchnepfen und Sumpfvögeln belebt, deren) mehrere in großer Nähe ſchoß. Um die Blumen der ſumpfi- n Wieſen ſchwirrte Plusia Gamma und faſt jeder Schritt durch s Gras brachte eine hier ungemein häufige Catocala-Art m Auffliegen.

Als ich von dieſer kleinen botaniſchen Excurſion wieder zum ager zurückkehrte, waren Kewab und Pilav bereitet und der

eßlüſterne Blick meiner Leute, welche die Mahlzeit nicht ohne meine Gegenwart beginnen wollten, hatte mich längſt ſehnſüchtig geſucht. Der alte Häuptling machte mir Vorwürfe, daß ich mich allein ſo weit vom Lager entfernt habe. Er ſei, meinte er, nicht nur dem Sardar von Tabris, deſſen Schreiben mich empfohlen, ſondern Gott ſelber für die perſönliche Sicherheit eines von ihm aufgenommenen und beherbergten Gaſtes verantwortlich. Es gebe in dieſer Gegend nicht nur viele wilde Thiere, ſondern auch böſe Menſchen, welche ſich kein Gewiſſen daraus machten, einem einzelnen Wanderer ein Leid zuzufügen. Auf meine Erwiederung, daß ich nächſt meinem guten Stern der Sicherheit meiner Feuerwaffen vertraue, wünſchte der Alte eine Probe meiner Schießkunſt zu ſehen. Ich zeigte ihm die geſchoſſenen Bekaſſinen, worüber er und die andern Kurden ſehr verwundert waren, denn ſie glaubten, da ſie von Schroten nichts wiſſen, daß ich die ſchlanken Vögel in ihrem Zickzackfluge mit der Kugel geſchoſſen. Als ich vor ihren Augen mit einer gezogenen Piſtole auf 30 Schritt ein dünnes Bäumchen traf, war der Beifallsruf der Jungen und Alten allgemein. Kamir-Aga bat mich, ihm meine Piſtolen zu ſchenken, und als ich ihm vorſtellte, daß ich dieſer Waffen bei meiner Wanderung durch ſo gefährliche Gegenden nicht entbehren könne, mußte ich ihm verſprechen, nach meiner Rückkehr für ihn ein ſolches Piſtolenpaar in Europa zu beſtellen, für welches er jeden Preis zu bezahlen verſprach.

Der Abend endigte mit einem allgemeinen Gebet. Der greiſe Schader-Aga ſtieg ſelbſt auf den kleinen Thurm des verfallenen Hauſes, welches in der Mitte des Lagers ſtand und nach ſeiner ſoliden Bauart zu ſchließen aus ſehr alter Zeit ſtammte. Von Inſcriptionen oder anderen Zeichen, welche auf die Spur ſeines Urſprungs oder ſeiner früheren Beſtimmung leiten konnten, war nichts zu entdecken. Der alte Häuptling,

welcher zugleich die Stelle eines Muezzin und Mollah vertrat, mahnte ſeine Gemeinde mit der ſtärkſten Anſtrengung ſeiner brüllenden Baßſtimme zur Andacht, ſtieg dann vom Thurme herab und verrichtete mit entblößten Füßen auf dem Teppich ſtehend, den Blick nach Süden gewendet, das Gebet. Die ganze männliche Bevölkerung des Kurdenlagers folgte ſeinem Beiſpiel und die gleichen Ceremonien wiederholten ſich am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang. Hätten wir nach der ermüdenden Anſtrengung des vergangenen Tages auch noch ſüßer und feſter geſchlummert, Schader-Aga's Stimme, deren heulender Baßton dem Dromedargeſchrei ziemlich ähnlich war, würde uns doch aufgerüttelt haben.

Nach beendigtem Morgengebet herrſchte große Bewegung im Lager. Die jungen Kurden trieben die Heerden zur Weide, nachdem das Melkgeſchäft durch die Frauenhände abgethan war. Das Hornvieh ſah klein und mager aus. Sechs kurdiſche Kühe liefern noch kaum dieſelbe Quantität Milch, wie eine ſtarke Kuh von Schwyz oder Unterwalden. Auch hat die Milch hier lange nicht den kräftigen Geſchmack unſerer Alpenkühe. Dagegen ſind die Heerdenthiere dieſes Landes genügſamer und abgehärteter und ſcharren ſich, während des ſehr harten Winters, ihr Futter ſelbſt aus dem Schnee. Den Brauch des Heumachens kennen nur wenige Kurdenſtämme und die Stallfütterung iſt in dieſem Lande gar nicht in Anwendung. Die Pferde in Perſiſch-Kurdiſtan ſind ſtark, flink und dauerhaft, ſtehen aber doch der perſiſchen Race an Leichtigkeit und Schönheit, den Turkomanenpferden an Größe, der armeniſchen Race von Karabagh an Stärke, der arabiſchen Race aber in allen Eigenſchaften nach.

Schader-Aga war am Morgen von ſehr guter Laune. Der Pole hatte ihm die ölgetränkte Baumwolle aus den Ohren gezogen und der alte Häuptling bildete ſich ein, heute bereits

entſchieden beſſer als geſtern zu hören. Wir mußten ihm noch einen Vorrath von Baumwolle und Oel zurücklaſſen und ſchmunzelnd erſuchte mich der alte Häuptling noch um ein weiteres Fläſchchen jenes Wunderelixirs, das ſeinem Magen geſtern ſo wohl gethan und ſeinen altersſteifen Gliedern friſche Lebenswärme eingehaucht habe. Dafür ließ er uns die Reſte der geſtrigen Mahlzeit reichen und friſchen Kaffe bereiten, zu deſſen Würze er ſich von mir noch den nöthigen Zucker erbat.

Die freche Zudringlichkeit der Kurden war dieſen Morgen noch ärger als am Abend zuvor. Sie wollten nicht nur wieder Medicamente haben, ſondern auch noch Flaſchen und Büchſen dazu und zeigten keinen Dank für das Empfangene. Kamir-Aga, der uns bis jetzt noch mit ſeiner Zudringlichkeit verſchont hatte, vertraute nun, als er das an ſeinem alten harthörigen Oheim vollbrachte Wunder ſah, meinem Dolmetſch an, daß er bereits an ſtarker Abnahme des Geſchlechtstriebes leide und von mir ein Mittel zur Stärkung des Beiſchlafes wünſche. Betrachtete man die ſchöne athletiſche ſechs Fuß hohe Geſtalt dieſes Kurden, der noch in der Blüthe des Lebens ſtand und dem Ausſehen nach wohl kaum das vierzigſte Jahr zurückgelegt hatte (kein Kurde erinnert ſich genau ſeines Alters), ſo konnte man ſich des Erſtaunens über dieſes Bekenntniß nicht erwehren. Ich empfahl ihm den Gebrauch der Bäder im ſalz- und jodreichen Waſſer des Urmiaſee's. Ein ſo einfaches Mittel aber wollte dem Häuptlinge nicht gefallen. Er hatte mir am Abend zuvor von einer Mineralquelle geſprochen, welche das Erdreich, dem ſie entquillt, roth färbe und allem Anſcheine nach ein Eiſenſäuerling war. Er ſchlug mir vor, mich nach dieſer Quelle zu geleiten, um vielleicht, wie ich ihm Hoffnung machte, durch den innern Gebrauch dieſes Waſſers die frühere Stärke wieder zu erlangen. Dieſe Quelle lag nach ſeiner Beſchreibung ſeitwärts

von Taſch-Tebe und auf halbem Wege nach Sauk-Bulak. Ich nahm den Vorſchlag an und ritt, nachdem Leute und Pferde geſättigt waren, mit ihm und einem anderen kurdiſchen Führer in ſüdweſtlicher Richtung weiter.

Sehr bezeichnend für den Charakter der Kurden war unſer Abſchied von den Mukri-Nomaden und dem alten Schader-Aga. Ich bot ihm (weniger aus Freigebigkeit als um den Grad von Zartgefühl und Hoſpitalität eines Kurdenhäuptlings zu erproben) vier Sahefgerans als Bezahlung der Bewirthung an. Komiſch ſtand dem gefurchten Antlitz des Alten der ſichtbare Widerſtreit zwiſchen dem Gebote der Religion, dem Pflichtgefühl der Gaſtfreundſchaft und der gemeinſten Habſucht und Geldgierde. Er und ſeine Leute hatten einen guten Theil meiner Reiſeapotheke geplündert und glaubten von mir wahre Wundermittel zur Heilung unheilbarer Uebel empfangen zu haben. Daß nun auch noch ein klingender Erſatz für die wenigen Speiſen, die er uns gegeben, folgen würde, hatte der Kurde offenbar ſelbſt nicht erwartet. Um ſo freudiger war nun ſeine Ueberraſchung. Anfangs machte er Miene, keine Bezahlung nehmen zu wollen. Während er eine zurückweiſende Bewegung mit der Hand machte und einige mir unverſtändliche Worte ſprach, heftete er den Blick immer feſter und gieriger auf die vier Silbermünzen. Ein Lächeln von ganz unbeſchreiblicher Art zuckte dabei über ſein verwittertes Geſicht. Zuletzt ſtreckte er maſchinenmäßig, wie durch unüberſtehliche Zaubergewalt gezwungen, die welken Finger nach dem Silber aus, welches dann plötzlich unter ſeinen weiten Kaftan verſchwand.

Die beiden Kurden führten uns einen abſcheulichen Weg durch unabſehbare Moräſte ohne eine Spur von gebahntem Pfad. Hohe Sumpfpflanzen, Schilf und Binſen ragten oft bis über Reiters Höhe hinaus und verſperrten die Ausſicht in die freie

Fläche. Während die Kurden ein uns unverſtändliches Geſpräch in ihrem Idiom führten, warf Kamir-Aga ſeine habichtsternen Raubvogelaugen ſo oft auf unſere Packpferde, daß Furcht und Argwohn bei mir wie bei meinen Leuten erwachten. Der Gegend völlig unkundig waren wir ganz in der Gewalt dieſer Barbaren und mußten jeden Augenblick fürchten, in einen Hinterhalt gelockt zu werden, wo gegen einen überlegenen Reiterhaufen uns keine Hoffnung erfolgreichen Widerſtandes blieb. Bei unſerer ſchwachen Zahl konnte trotz unſeren guten Feuerwaffen eine berittene Bande von demſelben Mukriſtamme, den wir verlaſſen, uns ſo leicht an irgend einer einſamen Stelle überwältigen. In dem nächſten Moraſte konnten die Kurden unſere Leichname verſenken, ohne eine Spur ihres Verbrechens zu hinterlaſſen und der Sardar Behmen Mirza hätte bei dem beſten Willen vielleicht nicht einmal die Mittel gehabt, unſeren Tod zu rächen. Als wir nach zweiſtündigem Ritt durch den ſumpfigen Weiher geriethen, welcher auf der Karte zwiſchen Taſch-Tebe und Ferochſad im Süden von Sauk-Bulak ziemlich richtig angezeigt iſt, wadeten unſere Pferde bis an die Bruſt im Waſſer und wir beſtürmten unſere kurdiſchen Führer mit bitteren Vorwürfen, daß ſie uns in dieſe wegloſe ſcheußliche Wildniß gebracht hatten. Der Binſenwald war hier ſo dicht, daß er jede Ausſicht verdeckte und ich geſtehe, daß ich eine häßlichere Gegend wie dieſe ſchlammige Südebenen am Urmiaſee auf allen meinen Reiſen nicht geſehen habe.

Endlich arbeiteten ſich unſere armen unermüdlichen Pferde aus dem naſſen Schilfwalde heraus und wir kamen auf eine ziemlich trockene Wieſe mit freiem Ueberblick der ſüdweſtlichen Gebirge Kurdiſtans und der weiten moraſtigen Plaine bis nahe dem Geſtade des großen Salzſee's, deſſen Anblick uns durch einen niedrigen Hügelzug, welcher den von Süden herſtrömen-

den Gewäſſern auf dieſer Seite den freien Abfluß nach dem See ſperrte, entzogen ward. Gegen Südoſten dehnte ſich der große Weiher aus, welchen wir ſo eben theilweiſe durchwadet hatten.

Bevor wir noch die Stelle erreichten, wo nach der Andeutung Kamir-Aga's die Mineralquelle entſprang, geſellten ſich zwei andere berittene Kurden zu unſeren Führern. Das unerwartete Begegnen dieſer beiden lanzenbewaffneten Krieger in der pfadloſen Wildniß vermehrte unſeren Argwohn. Als die Kurden ihre Pferde zu tummeln anfingen und unter wildem Geſchrei in immer engerem Kreiſe um unſer Gepäck jagten, wohl nur um ihre Reiterkünſte und Kampfweiſe zu zeigen, warnte ich den Polen auf ſeiner Hut zu ſein. Er hatte die wilden Völker des Orients im Laufe ſeiner transkaukaſiſchen Schickſale hinreichend kennen gelernt, um ihnen zu mißtrauen und fürchtete wie ich, daß dieſe Kurden jeden Augenblick bereit ſein möchten, aus der vorgeblichen Komödie Ernſt zu machen. Plötzlich ſprengte Kamir-Aga, ſeinen Silberſchimmel in vollen Galopp werfend, mit eingelegter Bambuslanze auf den Polen zu, der unter dem Scheine, als wolle auch er auf den Spaß eingehen, ſein Doppelgewehr auf den Kurden anſchlug. Kamir-Aga brach in ein wildes Gelächter aus, warf ſein Pferd herum und ſprengte mit gefällter Lanze gegen mich. Ich ſtreckte ihm eben ſo ſchnell meine beiden Piſtolen entgegen mit einer Bewegung, die dem Kurden andeutete, daß ich wie der Pole auf meiner Hut und wie er bereit ſei, Ernſt aus dem Scherze zu machen, wenn es Noth thue. Unter jauchzendem Gelächter ſenkten die Kurden ihre Lanzen und jagten wieder im weiten Kreiſe um unſere Karawane her. Das Ganze glich ziemlich der Fantaſia der Beduinen in Nordafrika, welche bei größerer Zahl der wilden Reiter, in maleriſcherer Tracht und bei größerer Schönheit der Pferde-Race in der afrikaniſchen Meditſcha und in den Ebenen der Provinz

Oran mich oft ſo entzückt hatten. Auch Kamir-Aga war ſehr prächtig anzuſchauen mit ſeinem ſchönen energiſchen Geſicht und Adlerprofil, das mich an die ſchönen Helden Tſcherkeſſiens erinnerte. An Reitkunſt, kriegeriſcher Haltung und pitoreskem Wurf des faltenreichen Mantels ſtand der Kurdenhäuptling den impoſanteſten Kriegergeſtalten, die ich in den Thälern des Atlas und des Kaukaſus geſehen, nicht nach. Weniger vortheilhaft ſahen ſeine Begleiter aus. Bei den kurdiſchen Phyſionomien fehlt ein allgemeiner beſtimmter Typus und Alles deutet bei den Bewohnern der Karduchenberge wie bei den Atlas-Kabylen auf eine ſtarke Miſchung der Race.

Endlich hatten wir die Stelle erreicht, wo ein ſchöner Eiſenſäuerling in reichem Sprudel dem Boden entquoll. Der hunderttheilige Thermometer zeigte in dieſem Waſſer 21°. Der Boden umher war mit einer dicken Tuffkalkkruſte, durch Eiſenoxyd gelbröthlich gefärbt, belegt. Der Eiſengehalt dieſer Quelle war ſo ſtark, daß er mir (wie die Quellen am Kreuzberge im Kaukaſus) ſchon nach dem Genuß von zwei mäßigen Bechern Kopfweh verurſachte. Ich ließ hier die Packpferde Halt machen und graſen, ſchärfte jedoch meinen Leuten die äußerſte Wachſamkeit ein. Die ungeheuere Menge von Waſſervögeln, die ich in ſo großer Zahl nicht einmal an den einſamen Ufern des afrikaniſchen See Fezzara der Provinz Konſtantine wahrgenommen, lockte zur Jagd und ich ſchoß vor den Augen der Kurden einen braunen ſichelſchnäbligen Ibis (Ibis falcinellus) als er eben krächzend in ziemlicher Nähe unſeres Bivouaks aus dem Schilfe aufflog. Der Schuß und noch mehr der Sturz des Vogels aus der Luft hatte eine eigenthümliche Wirkung, welche für das Studium der Vogelſitten nicht ohne Intereſſe iſt. Hunderte und Tauſende von Wadvögeln und Schwimmvögeln erhoben ſich aus dem Schilfe, flogen in mannichfaltigſter Weiſe ſchreiend und pfei-

fend, kreiſchend und krächzend herbei und ſchauten aus der Luft auf den gefallenen Ibis herab. Einige ſenkten ſich zu ihm ins Waſſer, als wollten ſie ihm zu Hülfe kommen oder ſehen was aus ihm geworden. Es waren darunter beſonders viele weiße und graue Reiher, Waſſerhühner, Ibiſe, Strandreiter u. ſ. w. Andere hochbeinige Wadvögelarten, wie Flamingos und ſchwarze Störche flogen in einer anderen Richtung. Als ich in den Schwarm über uns einen zweiten Schuß abfeuerte, der einen Strandreiter (Himantopus ruſipes) zum Fall brachte, ſtäubte die ganze Maſſe der Vögel mit verſtärktem Kreiſchen auseinander. Bekanntlich tödten die Kurden keinen Vogel. An den einſamen Ufern dieſes Sumpfſee's war vielleicht noch nie ein Schuß gefallen. Erſt als der zweite Knall wieder einem Vogel das Lebenslicht ausblies, ſchienen die befiederten Thiere deſſen tödtliche Bedeutung zu merken und flogen entſetzt und krächzend nach allen Richtungen von dannen. Die Kurden, welche wieder glaubten, daß das Gewehr mit Kugeln geladen, machten mir unverdiente Complimente. Ich hatte gute Gründe, ſie bei ihrem Glauben zu laſſen.

Kamir-Aga, der in der Hoffnung erhöhter Zeugungskraft und fruchtbaren Beiſchlafes aus der Stahlquelle mit vollen Zügen getrunken, nahm jetzt Abſchied von uns und kehrte mit ſeinen Gefährten in das Lager zurück. Er hatte, wie er dem Polen erzählte, den letzten ruſſiſch-perſiſchen Feldzug mitgemacht, und das Cavalleriecontingent des Clans der Mukri-Kurden commandirt. Damals unter der ſtrengen Regierung Feth-Ali Schahs, wo der ritterliche Kronprinz Abbas-Mirza die Kriegsrüſtungen beſonders in dieſer Provinz mit Feuereifer betrieb und mittelſt ſeiner regulairen Truppen auch die Kurdenſtämme im Zaume hielt, zeigten ſich letztere willfähriger und gehorſamer gegen den Herrſcher von Teheran als gegenwärtig, wo Verfall

und Unordnung, namentlich in dieſen kurdiſch-perſiſchen Grenzgegenden in arger Weiſe überhand genommen.

Von Kembir-Köi — ſo heißt dieſe Gegend nach einem verlaſſenen Kurdendorf in der Nähe — nach Sauk-Bulak wanderten wir fortwährend durch pfadloſe Wildniſſe. Erſt in der Nähe dieſer Capitale von Perſiſch-Kurdiſtan wird der Landſchaftscharakter freundlicher. Die moraſtige Ebene geht allmählig in ein trockenes Hügelland über, die Bergwaſſer laufen im Süden wieder in einem geregelten Bett. Sauk-Bulak liegt am ſüdlichen Ende eines grünen Thales, zählt etwa 600 ärmliche Steinhütten und eine Bevölkerung von beiläufig 2000 Seelen, deren überwiegende Anzahl kurdiſchen Urſprungs iſt. Die Zahl der Neſtorianer iſt ſeit Ker-Porters Beſuch hier zuſammen geſchmolzen und beträgt kaum 50 Familien. Der alte Bonda-Chan, welcher den britiſchen Reiſenden damals gaſtfreundlich aufgenommen hatte, war längſt zu den Vätern verſammelt. Seit ſeinem Tode führte ſein Sohn Abdullah-Chan den Oberbefehl. Derſelbe war aber eben auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und während ſeiner Abweſenheit waren die Regierungsgeſchäfte in den Händen eines alten Mollah, deſſen Hoſpitalität wir nicht eben rühmen können. Er quartierte uns in dem elenden Häuschen eines Neſtorianers ein und obwohl er meinen perſiſchen Ferman leſen konnte, war er nicht ſehr bereitwillig, meine Reiſezwecke zu fördern. Unſer Plan war zunächſt von Sauk-Bulak nach Tokta und Jeltomar nach den Serdaſcht-Bergen vorzudringen, dort eine ſtarke kurdiſche Escorte zu nehmen und über den Darupaß nach dem Gebirgsdorf Kunamaſſi zu gehen, welches in einem Hochthal des Quellgebietes von Zab-Aſal gelegen iſt und wo der kühne Reiſende Ker-Porter dreißig Jahre früher in entgegengeſetzter Richtung mitten im Winter ſeine gefahrvolle Reiſe über das wilde Karduchengebirge an-

trat. Von Kunamaſſi wollte ich ſodann durch die gebirgige terra incognita nach dem nördlichen Hakkari-Lande bis zum Zab-Ala vordringen und einem der nordöſtlichen Zuflüſſe dieſes Stromes folgend über Rewandoz und die Päſſe des Dſchawur-Dagh nach den weſtlichen Ufern des Urmiaſee's zurückkehren.

Der Häuptling von Sauk-Bulak, welchem ich dieſen Plan mittheilte, erklärte deſſen Ausführung für eine Unmöglichkeit. Die Drohungen des Paſcha von Moſſul wegen der anmaßenden Haltung Beder-Chans, des Häuptlings der Buhdan-Kurden, welcher damals auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtand und ſeit der Unterwerfung der Neſtorianer in Dſchulamerk Luſt zu tragen ſchien, ſich zum unabhängigen Herrſcher des ganzen Kurdenlandes von den Ufern des Vanſee's bis zu den Hochthälern der Zabflüſſe aufzuwerfen, hatten alle Stämme alarmirt. Der Häuptling der Hakkari Rurullah-Beg, welcher den Beder-Chan zu dem Einfall in Dſchulamerk überredet hatte, fürchtete einen Beſuch der türkiſchen Nizamtruppen, welche von Moſſul aus in zwei Tagmärſchen die Ufer des Zab-Ala erreichen und ſeinem Laufe folgend leicht bis Rewandoz vordringen konnten. Die Stimmung in dieſen kurdiſchen Grenzgauen, deren Stämme ſich von jeher durch unbändige Streitluſt und Unabhängigkeitsſinn unter allen Kurdentribus hervorgethan, war in Folge des Gerüchtes eines nahen Feldzuges der Türken ſchwieriger und ungünſtiger als je. Jeder fremde Reiſende, meinte der Mollah, auch wenn er vom perſiſchen Gebiete nach Kurdiſtan komme, werde von den Grenzkurden als türkiſcher Kundſchafter betrachtet werden und ſein Leben äußerſt gefährdet ſein. Die Aufregung habe ſich bis unter die Nomadenſtämme des Serdaſcht-Gebirges verbreitet und die Reiſe über den Darupaß ſei jetzt ſelbſt mit einer ſtarken Escorte ein mißliches Unternehmen.

Die Neſtorianer und Armenier des Städtchens, bei welchen

ich, dem Bericht des Mollah mißtrauend, durch meinen Dragoman Erkundigung einziehen ließ, beſtätigten genau dieſe Mittheilungen. In früheren Zeiten, ſagten ſie, habe man auf dieſem Wege die Reiſe nach Suleimanieh ohne alle Gefahr machen können und das Geleite von wenigen kurdiſchen Reitern habe zur Sicherheit der kleinen Karawanen hingereicht. Dagegen ſei ihnen auch aus früherer Zeit kein Beiſpiel bekannt, daß ein chriſtlicher Eingeborner durch das Hakkari-Land über Rewandoz nach Dſchulamerk gelangt ſei. Nur durch die Päſſe des Dſchawur-Dagh im Norden ſei der Verkehr zwiſchen den Neſtorianern auf perſiſchem Gebiete und ihren unabhängigen Stamm- und Glaubensgenoſſen im Hakkari-Lande und in Dſchulamerk, deſſen Patriarch auch über die Neſtorianer auf perſiſchem Gebiet die oberſte geiſtliche Autorität übte, der Verkehr möglich geweſen. Auch Mirza Ali, der ſich auf mein Geheiß mit den Männern der Kriegerkaſte des Ortes in Verkehr ſetzte und ihnen für das Geleite durch den Darupaß in meinem Namen eine gute Belohnung verſprach, brachte mir keine erfreuliche Kunde. Alle Kurden erklärten das Unternehmen als höchſt gefährlich und riethen uns, von der Ausführung abzuſtehen.

Am folgenden Morgen entſchloß ich mich in Begleitung eines Neſtorianers mit einer Escorte von ſechs kurdiſchen Lanzenreitern eine vorläufige Recognoſcirung bis an den Fuß der Serdaſcht-Berge zu machen. Mirza Ali und der Armenier Piloſch blieben mit dem Gepäck in Sauk-Bulak zurück. Der wackere Pole Saremba begleitete mich und erklärte ſich bereit, jede Gefahr zu theilen, mir überall zu folgen, wohin ich auch immer gehen werde. Ich kann die Hingebung dieſes braven Menſchen, welcher meines Wiſſens gegenwärtig in Konſtantinopel unter ziemlich drückenden Verhältniſſen lebt und deſſen Dienſte ich jedem künftigen Entdeckungsreiſenden empfehle, der

Luſt haben ſollte, in dem Karduchenlande ſein Glück zu verſuchen und die Schleier jener kurdiſchen terra incognita*) zwiſchen den Wiegen der beiden Zabflüſſe zu lüften, nicht genug rühmen.

Die Berge oberhalb Sauk-Bulak beſtehen aus demſelben groben Conglomerat von Puddingſteinen, welche ich ſpäter auf den Gebirgen öſtlich von Urmia genauer unterſuchte. In den höheren Bergen gegen Serdaſcht treten plutoniſche Gebilde, vorherrſchend ein ſchöner Granit, zu Tage, in welchem körniger Kalk eingelagert iſt. Die Vegetation dieſer Berge iſt ſparſam.

*) Seitdem der tapfere Renegat Omer Paſcha die ſtreitbaren Stämme des Buhdangebirges zu Paaren getrieben, jeden kurdiſchen Widerſtand durch Taktik und Kanonen gebrochen und Beder-Chan, den mächtigſten Häuptling Kurdiſtans als Gefangenen nach Konſtantinopel geſchickt hat, hatte eine Entdeckungsreiſe in dieſe Gegenden unendlich mehr Ausſicht glücklichen Erfolges. Die türkiſchen Truppen drangen damals öſtlich vom Tigris und im Süden des Vanſee's, wo die beſten Karten von Türkiſch-Aſien eine ſo große völlig unerforſchte Lücke zeigen, in Gegenden ein, welche nie der Fuß eines Europäers betreten hat, in welche ſelbſt die kühnſten britiſchen Reiſenden nicht einzudringen wagten. Die Ausführung eines Unternehmens, welches zur Zeit meiner Reiſe durch Perſiſch-Kurdiſtan höchſt ſchwierig, vielleicht unmöglich war, könnte jetzt, nach meiner Ueberzeugung, mit nicht ſehr bedeutendem Aufwande an Geld und Kräften glücklich ſtattfinden. Abgeſehen von dem geographiſchen und naturgeſchichtlichen Intereſſe würde eine genaue Unterſuchung der topographiſchen Verhältniſſe dieſes Landes auch manche hiſtoriſche Räthſel über den Rückzug der Zehntauſend löſen und zu Xenophons claſſiſcher Beſchreibung einen wichtigen Commentar liefern. Bekanntlich fand der Rückzug der Griechen durch das Quellland des Zab ſtatt, wo ſie bald die Angriffe der ſie verfolgenden perſiſchen Reiterei bald den Widerſtand der wilden Eingebornen zurückzuſchlagen hatten. Auch das Schlachtfeld von Gaugamela, wo Alexander den Darius ſchlug, war in der Nähe des großen Zab. Noch heute fehlt uns eine genaue topographiſche Beſchreibung dieſes Schlachtfeldes.

Nur die Ränder der Bäche zeigen üppiges Grün, nur wo genügende Feuchtigkeit im Hochſommer iſt, hat die Bergflora mehr Mannigfaltigkeit der Formen. Eigentliche Wälder fehlen. Die Jagd ſcheint nur ſehr mäßige Ausbeute zu liefern. Auch die niedere Thierwelt iſt hier ſehr dürftig repräſentirt. Wir übernachteten zwiſchen Beiran und Haſſan-Agas unter den Zelten eines kleinen kurdiſchen Nomadenlagers vom Stamme der Bilbos. Es waren arme Leute, die uns außer Jauert nichts anzubieten hatten. Ihre Phyſionomien waren wild und häßlich, ihr Anzug ſehr zerlumpt. Das Geleite unſerer kurdiſchen Reiter gab uns hinreichendes Gefühl der Sicherheit. Auch gewöhnten wir uns allmählig an den Anblick wilder Räubergeſtalten, ohne gleich an das Schlimmſte zu denken. Ueber den Zuſtand des Landes jenſeits der Berge konnten die kurdiſchen Hirten uns keine Auskunft geben, meinten aber, daß der Häuptling von Serdaſcht uns ſicher nach Suleimanieh geleiten könne. Tags darauf erreichten wir nach einem Ritt über eine ſteile Berghalde das verfallene Grenzfort Serdaſcht, deſſen Commandant Abas-Chan, ein Kurde, gewöhnlich die Escorten für die Karawanen nach Suleimanieh liefert.

Serdaſcht liegt auf dem grünen Abhang des gleichnamigen Gebirges am linken Ufer des Baches Ak-ſu. Von hier überſteigt man gewöhnlich die eigentliche Waſſerſcheide durch den Darupaß, welchen die Eingebornen auch Hamal-Dagh (Laſtträgerberg) nennen. Abas-Chan zeigte ſeine Bereitwilligkeit mir eine Escorte von zehn Reitern zu geben, welche mich ſicher über das Gebirge nach Suleimanieh führen ſollte. Aber ein Eindringen in die Thäler nördlich von Zab-Aſfal und die Reiſe durch das Hakkari-Gebiet über Rewandoz nach Dſchulamerk erklärte auch er für eine Unmöglichkeit. „Die Hakkari, äußerte er, plündern und morden ſelbſt ihre eigenen Glaubensgenoſſen,

einen Franghi und Chriſten werden ſie noch weniger ſchonen.“ Er weigerte ſich auch geradezu, mir nach den nördlichen Gegenden eine Escorte mit zu geben. Als ich die Unmöglichkeit einſah, meinen Reiſeplan in nordweſtlicher Richtung zu verfolgen, beſchloß ich auf den Beſuch in Suleimanieh, welches als hinreichend bekannt und beſchrieben wenig Intereſſe darbot, zu verzichten und direct nach Sauk-Bulak auf demſelben Wege, den ich gekommen, zurückzukehren, von dort aber die Richtung nach den ſüdweſtlichen Ufern des Urmiaſee's einzuſchlagen.

Als wir am folgenden Tage die kurdiſche Capitale wieder erreichten, fanden wir den Perſer und den Armenier bei der Mahlzeit im Hauſe unſers neſtorianiſchen Wirths. Beide hatten während meiner Abweſenheit nicht verſäumt, ſich den Bauch zu pflegen, und der arme Neſtorianer, der kaum für ſich und ſeine Familie zu leben hatte, klagte über ihren entſetzlichen Appetit. Schon am Abend, noch vor meiner Abreiſe äußerte der Neſtorianer mit ganz orientaliſcher Naivetät, daß er ein recht ſchönes Geſchenk für ſeine gezwungene Hoſpitalität von mir zu erhalten hoffe. Mirza Ali zeigte oder heuchelte über meine Rückkehr lebhafte Freude. Er habe, äußerte er, ſich gleich nach meiner Abreiſe Vorwürfe gemacht, daß er mich mit den Kurden in die Berge ziehen ließ. Wenn mir dort ein Unfall begegnet wäre, hätte die Verantwortlichkeit und die Strafe des Sardars zuvörderſt ihn getroffen. „Und wer hätte mir die bedungenen Tomans für meine Begleitung bezahlt, wenn die Kurden dich ermordet hätten!“ ſetzte der Kawaß mit einem Stoßſeufzer hinzu.

Tags darauf zogen wir von Sauk-Bulak in nordweſtlicher Richtung ab und erblickten nach vierſtündigem Ritt wieder die Fläche des Urmiaſee's, welche den Glanz der Mittagsſonne in dem leichten Gekräuſel ſeiner tauſend Wogen prächtig reflectirte. Wir gelangten hier dicht an das Ufer, welches an der äußerſten

Südweſtſpitze von Kalkfelſen umgürtet iſt, welche ziemlich ſchroff in den See abfallen. Der Kalk iſt dicht, hart und von lichter Färbung, petrographiſch dem oberen Jurakalk ſehr ähnlich. Ich fand bei kurzem Verweilen an dieſer Stelle ziemlich viele verſteinerte Muſcheln beſonders von den Gattungen: Pecten und Terebratula, welche nicht ohne einige Mühe von den harten Felſen loszuſchlagen waren. Dieſelbe Formation ſetzte auch unter dem See fort, der hier tiefer iſt, als an den meiſten zugänglichen Uferſtellen im Norden und Oſten. Auffallender Weiſe war auch hier der häßliche Geruch des Waſſers noch ſehr vorherrſchend, obwohl kein Schlamm das Ufer bedeckte und kein Sumpf die nächſte Umgebung berührt.

Wir übernachteten im Dorf Baliſta, welches eine kleine halbe Stunde vom See entfernt liegt. Ein Theil des Ortes iſt auf dem Abhange eines Berges erbaut, mit Mauern umgeben und bildet eine Art Feſtung. Wir ſahen hier zum erſtenmale wieder einen ſchönen, ſtolzen Baumſchlag. Dickſtämmige Maulbeerbäume von mächtiger Höhe und Ausbreitung der Aeſte zieren die nächſte Landſchaft, welche im Halbkeſſel von Bergen umſchloſſen iſt. Nach der Seeſeite war die Ausſicht frei und lieblich. Die Mehrzahl der Bewohner beſteht aus Kurden. Von türkiſch redenden Perſern ſollen hier nahe bei fünfzig Familien wohnen. Je näher man der Stadt Urmia rückt, deſto mehr ſchwindet die kurdiſche Bevölkerung und wird durch Perſer und Neſtorianer erſetzt. Die Weide auf den Berghalden im Norden wird dürftiger, die Bodencultur in der Ebene nimmt dagegen zu. Jenſeits des Fluſſes Burranduß verſchwinden die wilden Phyſionomien und die maleriſche Tracht der Kurden in der Ebene wie am Fuße der Berge. Nur auf den höheren Halden und Kämmen des türkiſch-perſiſchen Grenzgebirges ziehen noch nomadiſirende Kurdentribus umher. Der Burranduß im

Weſten und der Dſchagatu im Südoſten bilden die Grenzen von Perſiſch-Kurdiſtan. Die Kurdenſtämme dieſes Landſtrichs, welche die Oberhoheit des Schahs von Perſien wirklich oder dem Namen nach anerkennen, ſind hier in geographiſchem Zuſammenhange mit ihren Stammes- und Glaubensbrüdern, welche in der aſiatiſchen Türkei das weite Territorium zwiſchen dem Tigris, den Seen Van und Urmia und den Südebenen Meſopotamiens bewohnen. In dieſem großen Berggebiet iſt die kurdiſche Nationalität beinahe ausſchließlich vorherrſchend. In den öſtlichen Gebirgslandſchaften Aſerbeidſchans tritt die kurdiſche Bevölkerung nicht mehr in großen zuſammenhängenden Maſſen auf, ſondern bewohnt nur inſelartig einzelne Gebirgsgegenden, wo ſie von türkiſchen und perſiſchen Völkern umgeben iſt.

Die große fruchtbare Ebene von Urmia kündigte ſich jenſeits des Burranduß-tſchai in ihrer blühendſten Geſtalt an. Alle Dörfer waren durch einen breiten grünen Kranz von Bäumen und Feldern umwunden. Wir hielten die Mittagsruhe im Dorf Babari, welches dicht am Ufer des genannten Fluſſes recht lieblich gelegen iſt. Die Bevölkerung beſteht zur größern Hälfte aus Neſtorianern. Armeniſche und chaldäiſche Katholiken bilden die Minderzahl. Wir wurden von der Bevölkerung wenig freundlich aufgenommen und ein Neſtorianer, in deſſen ſchattenreichem Garten wir die heißen Tagesſtunden zubringen wollten, weigerte ſich gradezu uns aufzunehmen. Zum erſtenmale ſeit meiner Abreiſe von Tabris hatte ich mich über einen wirklich ungaſtlichen Empfang zu beklagen. Selbſt die wilden ſunnitiſchen Kurden hatten uns bereitwillig unter ihren Zelten ein Obdach geſtattet und hier wollten uns Chriſten nicht einmal die Ruhe unter ihren Bäumen gönnen.

Mirza Ali machte ſummariſchen Proceß, indem er mit aller Gemüthsruhe den ungaſtlichen Neſtorianer mit der Peitſche

prügelte und ihm dann erſt den Ferman des Sardars zeigte. Von hier an zeigte der Kawaß überhaupt eine gewiſſe Tendenz zur Brutalität, die mehr als einmal meine ernſtliche Intervention nöthig machte. Gegen die Perſer am öſtlichen Ufer hatte er ſich in der Regel ſehr artig, gegen die halbfreien Kurden im Süden ſogar demüthig benommen. An den gedrückten Chriſten der Urmiaebene ſchien er ſich nun für die frühere Selbſtbeherrſchung ſchadlos halten und ſeiner perſiſchen Prügelſucht, welche der Dienſt bei einem Sardar ſelten zu mindern pflegt, freieſten Lauf gönnen zu wollen.

Bei dem Neſtorianer hatte übrigens die grobe Lection gut angeſchlagen. Er wurde plötzlich von kriechender Demuth und geſtattete uns nicht nur die Mittagruhe in ſeinem Garten, ſondern ſetzte uns auch noch von deſſen beſten Früchten vor. Sein wenig zuvorkommendes Benehmen bei der erſten Begrüßung ſuchte er dadurch zu entſchuldigen, daß er und die übrigen Dorfbewohner durch gewaltſame Einquartierung von perſiſchen Gensd'armen, Beamten und Offizieren oft und viel zu leiden hätten. An eine Vergütung für die Bewirthung ſei nie zu denken geweſen. Man ſei gewöhnlich froh, wenn die Einquartierten nach Befriedigung ihres Magens weiter ziehen, ohne den Garten zu beſchädigen oder den Hauswirth zu mißhandeln. Ohnehin ſei die Bevölkerung des Ortes durch Abgaben ſchwer gedrückt, arm und unglücklich. Für die Miethe ſeines Obſtgartens habe er an den perſiſchen Großen, welchem die Gunſt des Schahs zum Beſitze dieſes Ortes verholfen, alljährlich die ſchwere Summe von vierzig Tomans zu zahlen.

Als nachmittags die brennende Sonnenhitze ſich etwas gemäßigt hatte, ließ ich ſatteln und wir ritten weiter nach der großen perſiſchen Ortſchaft Turkman, welche drei Stunden ſüdlich von der Stadt Urmia zwiſchen lieblichen Wein- und Obſt-

gärten gelegen iſt. Hier hielten wir Nachtquartier und lagerten in dem Garten eines wohlhabenden Perſers. Die Bäume beugten ſich unter der Laſt köſtlicher Aepfel, welche von geringer Größe, aber äußerſt lieblichem Geſchmack waren. Hier begegnete mir ein artiges Abenteuer, das eine heitere Epiſode unſers ziemlich einförmigen Reiſelebens bildete.

Nach verzehrtem Pilav lag ich in meine Burka eingehüllt in halbem Schlummer, als mich das Schluchzen und Seufzen eines Menſchen ſtörte, deſſen Geſtalt ich in der Dunkelheit nicht recht erkennen konnte. Anfangs kümmerte ich mich nicht um ihn und hoffte, die Störung werde von ſelber aufhören. Als die weinerlichen Töne in verſtärktem Grade fortdauerten, rief ich meinen Dolmetſch, um des Mannes Kummer zu erforſchen. Es ſei, ſagte mir der Pole, der Sohn meines perſiſchen Hauswirths, deſſen Frau eben im Sterben liege. Man habe von der Ankunft eines fränkiſchen Hekhim gehört und nur der ſchüchterne Reſpect habe den Perſer abgehalten, mich in der Ruhe zu ſtören und die Bitte zu formuliren, ihn nach ſeiner Wohnung zu begleiten. Ich folgte dem Manne mit größter Bereitwilligkeit, da ich durch dieſen Zufall zum erſtenmal das Innere eines perſiſchen Harems beſchauen zu können hoffte. Der Pole mußte unſer Arzneikäſtchen mitnehmen und ſo verfügten wir uns mit dem weinenden und klagenden jungen Perſer nach dem inneren Hofraume eines Hauſes, wo unter der offenen Gallerie eine Gruppe weiblicher Geſtalten verſchiedenen Alters in hübſcher perſiſcher Haustracht um eine ſcheinbar ohnmächtige Frau ſtand, die auf den Teppichen und Polſtern des Bodens ausgeſtreckt mit geſchloſſenen Augen lag. Es war ein recht hübſches junges Weib von höchſtens zwanzig Jahren; um das in zierlichen Flechten lang herabwallende Haar war ein Tuch von bunter Seide geſchlungen, das nur die Stirne verhüllte. Die Geſichtsfarbe war

ſeltſamerweiſe nicht blaß wie bei einer Ohnmächtigen und der Puls ſchlug ziemlich regelmäßig. Ich ließ Eiswaſſer bringen, welches ſelten in einem perſiſchen Hauſe fehlt, ſpritzte damit der Ohnmächtigen ins hübſche Geſichtchen und hielt ihr zugleich ein Fläſchchen mit Salmiakgeiſt unter das feine Näschen.

In demſelben Augenblick ſchlug die Ohnmächtige ihre ſchwarzen Augen auf und ſprang erſchrocken in die Höhe, bedeckte aber allſogleich mit einem lauten Geſchrei ihr Geſicht, als ſie die beiden fremden Männergeſtalten in ihrem ſeltſamen Anzug erblickte. Eine alte Frau riß der jungen die Hände vom Geſicht und redete ihr eifrig zu: ſie dürfe ſich ſchon vor den Fremden ſehen laſſen, der ja ein Hekhim ſei. Die anderen Weiber ſchlugen mit der Hand auf die Bruſt und riefen: dieſen Hekhim hat Allah zur Rettung geſandt! Alle, auch die verſammelten Männer der Familie ſchienen an ein ärztliches Wunder, faſt an eine Erweckung vom Tode zu glauben, obwohl ſie ſelbſt gewiß mit gleichem Erfolge das einfache Mittel hätten anwenden können, welches die Ohnmächtige ſo ſchnell zur Beſinnung gebracht. Die hübſche Patientin ſah noch immer ſehr ſcheu auf uns mit ihren ſchüchternen Gazellenaugen, ließ es aber doch geſchehen, daß ich ihr hübſches Händchen noch einmal faßte, um die Pulsſchläge zu zählen.

Ich ließ ihr noch ein Glas Eiswaſſer bringen und entfernte mich dann mit dem Polen unter den leicht verdienten Segensrufen der Anweſenden, um auf der Raſendecke des Aepfelgartens die milde Auguſtnacht ſüß zu verſchlafen. Piloſch und der Kawaß, welche von dem ärztlichen Wunder bereits gehört hatten, füllten ihre Reiſeſäcke mit den köſtlichen Aepfeln, die ſie an Zahlungsſtatt für die glückliche Cur ſich mit gutem Gewiſſen aneignen zu dürfen glaubten.

XIII.

Ankunft in Urmia. Die amerikaniſchen Miſſionaire. Aufenthalt in Seïr. Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdiſtans. Prognoſtiſche Verhältniſſe. Beſuch am weſtlichen Seeufer und im Dorf Gödize. Grabhügel der Feueranbeter. Die Neſtorianer am Urmiaſee und in Kurdiſtan. Der Untergang der neſtorianiſchen Alpenrepublik in Dſchulamerk — eine Epiſode aus der neueſten Geſchichte des Orients.

Die Stadt Urmia, welche dem großen See ihren Namen gibt, erreichten wir Tags darauf in früher Stunde. Der Beg ließ uns in das Haus einer Neſtorianerin einquartieren, deren Mann zu Handelszwecken nach Tabris gegangen war. Urmia iſt eine hübſchgelegene, anſehnliche Stadt von nahebei 30,000 Einwohnern, größtentheils Perſern. Sie iſt von Mauern und ſchönen Obſtgärten umgeben, welche ſich bis in das Innere der Stadt fortziehen und die einzelnen Häuſer von einander trennen. Der Bazar iſt belebt, ſteht aber an Größe, an Mannigfaltigkeit der Waaren und der eigenthümlichen Erſcheinungen dem Bazar von Tabris weit nach. Eigentliche Alterthümer ſcheint die Stadt nicht zu beſitzen. Es iſt ungewiß, ob die heutige Stadt Urmia identiſch mit jener Thebarmai der Alten iſt, welche Kaiſer Heraklius zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts mit einem Heerhaufen beſuchte, um dort einen

Feuertempel zu zerstören. Die ältesten griechischen Geographen Strabo und Ptolemäus machen von ihr keine Erwähnung. Auch in der alten armenischen Geographie findet man keine Nachricht von Urmia, das erst dem arabischen Geographen Ebn Haukal im zehnten Jahrhundert bekannt wurde. Abulfeda nennt sie später „eine ausgezeichnete Stadt," die mit Mauern umgeben von ziemlichem Umfange sei und an der Grenze der Ebene und der Berge auf der Westseite des See's liege, welchen diese arabische Geograph Tala oder Tela nennt nach dem Namen des Schlosses auf einer Insel, welches Halaku zur Aufbewahrung seiner Schätze erbaut habe. Ker-Porter war der erste Europäer, welcher sie im Jahre 1819 besucht und als Augenzeuge beschrieben hat.

Seit 1831 haben sich nordamerikanische Missionaire in Urmia niedergelassen, nicht um die Mahomedaner zu bekehren (— ein solcher Versuch wäre eben so ungereimt als unausführbar, wie jeder Kenner der Menschen und Dinge im Orient weiß —) sondern um durch Lehre und Beispiel auf die empfänglicheren sogenannten chaldäischen Christen, unter denen wir sowohl die Anhänger der Lehre des Nestorius als die unirten Chaldäer verstehen, zu wirken. Den amerikanischen Missionairen folgten die französischen Lazzaristen, welche bemerkten, daß diese Gegend am Westufer des Urmiasee's auch für römische Propaganda kein undankbarer Boden sei. Die Thätigkeit des Pater Garzoni für Ausbreitung des katholischen Glaubens hatte sich schon früher über einen großen Theil von Vorderasien bis über Amadia hinaus erstreckt und war in vielen Gegenden von einem merkwürdigen Erfolge begleitet. Wo nicht das religiöse Bedürfniß die orientalischen Christen ihm entgegen führte, wirkte die materielle Noth. Ein Mann, welcher der Gunst oder mindestens des Schutzes der moslemischen Herrscher genoß, konnte nach der

Meinung der Eingebornen auch ihr Protector gegen die Willkür der Satrapen, gegen den Druck und die Habſucht der Großen ſein. Auch die Basler evangeliſche Miſſion hatte früher in Perſien einige Verſuche gemacht, den mahomedaniſchen wie den chriſtlichen Eingebornen das Evangelium in ihrer Weiſe zu predigen, ſchienen aber früher als die beharrlichen Nordamerikaner an der glücklichen Löſung ihrer Aufgabe zu verzweifeln. Seitdem die Miſſionaire Haas, Hörle und Schneider im Jahre 1837 Perſien verlaſſen, iſt von der Basler Miſſion kein Verſuch mehr in den Gegenden am Urmiaſee wiederholt worden.

Die amerikaniſchen Miſſionaire hatten kaum von meiner Ankunft Kunde erhalten, als ſie mich einluden, ſie in ihrem Sommerſitze zu beſuchen. Der Ueberbringer ihrer Einladung war ein geborner Deutſcher, der aber ſeit ſeinem vieljährigen Aufenthalte im Orient, wo er außer dem Engliſchen auch das türkiſche, kurdiſche und ſyriſch-chaldäiſche Idiom erlernte, ſeine Mutterſprache faſt vergeſſen hatte. Er war früher Iſraelite und hatte ſich zur presbyterianiſchen Kirche bekehrt. Jetzt ſtand er in Dienſten der Miſſion, von deren Andachtswärme, Frömmigkeit und Bekehrungseifer bis jetzt erſt ein ſehr beſcheidenes Maß auf ihn übergegangen ſchien. Mit der Einladung der gaſtfreundlichen Miſſionaire hatte der junge Mann zugleich ein wohlgeſatteltes prachtvolles Reitpferd für mich mitgebracht, das mich an der Seite des Führers in munterem Galopp nach dem maleriſchen Miſſionsſitze hinauf brachte.

Seïr — ſo heißt die Sommerreſidenz der Amerikaner — iſt eine kleine Stunde von der Stadt Urmia entfernt recht maleriſch und lieblich gelegen. Ein einſtöckiges und einförmiges Gebäude, etwa 50 Schritte in der Länge und einer Caſerne nicht unähnlich, iſt von einer mit vier Thürmen flankirten Mauer umſchloſſen und krönt die oberſte Terraſſe eines Hügels, von deren

Höhe herab man einen wunderbaren Ueberblick der großen blühenden Ebene von Urmia mit ihren 360 Ortſchaften, ihren Flüſſen, Gärten und Pflanzungen, ſowie des großen Salzſee's, der hier nach Norden und Süden ſich über einen vollen Breitengrad ausdehnt und der verſchiedenen Bergketten genießt, welche die Seeufer in einem bald enger, bald weiter gezogenen Cirkel umgürten und von welchen die öſtlichen und weſtlichen Ketten alpine Höhe erreichen, auch den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ſind. Die Mauer ſchließt nebſt dem Hauſe auch einen kleinen Hof und Gemüſegarten mit Fruchtbäumen und Weinſtöcken ein und iſt ſolid genug gebaut, um dem Anlauf einiger tauſend Kurden, ſelbſt bei ſehr mittelmäßiger Vertheidigung Trotz zu bieten. Dicht an der Grenze des Gebietes wilder und unbändiger Raubhorden hat eine ſo maſſive Bauart für eine Miſſionsanſtalt allerdings dringend Noth gethan und wie klug auch die Miſſionaire für mögliche Fälle der Gefahr und der Bedrängniß Sorge getragen, ſo genießen die geiſtlichen Herren doch keineswegs das frohe Gefühl der leiblichen Sicherheit. Denn ſollte ein ähnlicher Sturm, wie er im Jahr 1843 die chriſtliche Alpenveſte von Dſchulamerk, welche man für eine durch die Natur ſelbſt uneinnehmbare Völkerburg zwiſchen den beiden islamitiſchen Reichen gehalten, getroffen hat, ſich über die Alburskette*) wälzen und die Neſtorianerwohnſitze der perſiſchen Ebene heimſuchen, ſo dürfte der Beg von Urmia mit ſeiner armſeligen Mannſchaft ſchwerlich im Stande ſein, dieſen kriegeriſchen Raubhorden den Eingang zu wehren. Die Neſtorianer von Urmia aber wenn ſie auch Zeit hätten, dem Miſſionsſitze zu Hülfe zu eilen und hinter wohl bewehrten Mauern ſich zu ver-

*) So iſt der Name dieſer Grenzkette, welche die engliſchen Karten Dſchawur-Dagh oder Arghi-Dagh nennen.

theidigen, ſind zu friedſam und zu energielos, zu entwöhnt des Waffenhandwerks und zu gewöhnt an Druck und Sclaverei, um von ihnen kräftigere Thaten zu erwarten, als von ihren freien und kriegeriſchen Glaubensgenoſſen, den Tijari's, die ſich ſelbſt hinter ihren Felsmauern der Ueberzahl und fanatiſchen Wuth der ſunnitiſchen Kurden nicht erwehren konnten.

Von den geiſtlichen Bewohnern des Miſſionsſitzes Seïr waren drei verheirathet und jeder derſelben fühlte ſich im Beſitze einer ſittigen, anmuthigen Hausfrau und blühender Kinder, denen das perſiſche Klima die Roſen nicht von den friſchen, runden Wangen geraubt, recht glücklich. Durch Verſtand, Erfahrung und Gelehrſamkeit ſchien Mr. Perkins (der auch ein recht intereſſantes Werk über die Schickſale der Miſſion und über Charakter, Sitten und Lebensweiſe der Neſtorianer veröffentlicht hat) der Hervorragendſte unter ſeinen Collegen zu ſein, den Herren Holtey, Stoddart und Stacking, welche ihm ſonſt an Frömmigkeit und Berufstreue nicht nachſtanden. Drei andere Miſſionaire, die Herren Johns, Marrick, Prad und der Arzt der Miſſion Dr. Reith bewohnten die Stadt Urmia, waren aber eben in Seïr auf Beſuch anweſend. Von den Tagen, die ich in dieſem lieblichen Landſitz zugebracht, von den guten und frommen Menſchen, die ich hier kennen gelernt, von den freundlichen Predigerfrauen und von Mr. Perkins holdem Töchterchen Judith, die im zarten Alter ſchon zweimal die Reiſe über den Ocean, das ſchwarze Meer und das wilde Karduchenland gemacht, von den neſtorianiſchen Dorfſchönen der Nachbarſchaft mit ihren buntfarbigen maleriſchen Kleidern und den demantſprühenden Augen des Morgenlandes, von dem Gurren der Tauben und dem Zwitſchern der Staaren und Bienenfreſſer, die um das Dach des behäbigen Hauſes ſchwärmen und auf den Zweigen der Gartenbäume ſich wiegen, in denen der friſche Wind

vom Kurdengebirge melodiſch ſäuſelt und damals die heiße Auguſtatmoſphäre kühlte — von dem idylliſchen Geſammtbilde dieſer Miſſionairreſidenz, deſſen Eindruck nach langen Kreuz- und Querzügen im Lande betrügeriſcher Perſer und räuberiſcher Kurden doppelt wohlthuend war, könnte eine gewandte Touriſtenfeder wie die unſers Landsmanns Kohl eine noch anmuthigere Schilderung liefern, als von einem deutſchen Coloniſtenhäuschen in der ſüdruſſiſchen Steppe. Meinem Vorſatze getreu, nur das Neue und Wichtige aus dieſen wenig bekannten und noch von keinem deutſchen Reiſenden geſchilderten Gegenden dem Leſer vorzuführen, beſchränke ich mich auf wenige Einzelheiten.

Die Ebene von Urmia iſt nahebei 12 Stunden lang und 4½ Stunden breit. Man überſieht ſie von Seïr herab faſt in der ganzen Ausdehnung. Der Waſſerreichthum, der von den ſchneereichen Kämmen und Abhängen der kurdiſchen Alpen nach dieſer Ebene ſich ergießt, ſichert ihr die außerordentliche Fruchtbarkeit. Einen fleißigern Anbau des Bodens, eine zweckmäßigere Benutzung des Waſſers durch künſtliche Canäle und eine dichtere Bevölkerung als hier habe ich nirgends in der Welt gefunden, nicht einmal in den geſegneten Ebenen der Lombardei. Man erblickt hier Dorf an Dorf, Garten an Garten, Feld an Feld, ſoweit der Blick reicht, ziemlich ähnlich, wie an den reichcultivirten Ufern des Züricher See's, freilich ohne die palaſtähnlichen Landhäuſer, ohne die Reinlichkeit, das Comfort und die Bildung der Schweizer und ohne den Segen ihrer bürgerlichen Freiheit bei dem Volke. Mitten in dieſem paradieſiſch fruchtbaren Lande Perſiens herrſcht Armuth, Elend, Hunger. Außer den 65,000 Toman, welche die Bevölkerung der Ebene von Urmia an Abgaben dem Staatsſchatz von Teheran zu entrichten hat, verfallen die unglücklichen Bewohner der ſchändlichſten Raubſucht und Erpreſſung der perſiſchen Beamten und der Adeligen, an welche

die Gunſt und Laune des Schahs die Dörfer verſchenkt. Gleichwie in dem fruchtſtrotzenden Boden das Nildelta bleibt von dem Mehl des Getreides, das der Bauer hier mit ſeinem Schweiße gedüngt, kaum ſo viel übrig, um ihn und die Seinigen vom Hungertode zu retten und es gibt Leute, die aus Furcht vor dem tyranniſchen Druck ihrer Herren das Ei nicht zu eſſen wagen, das ihnen die eigene Henne gelegt. Bei einem Ausflug, den ich ſpäter in nördlicher Richtung machte, verweigerten mir die Bauern trotz der angebotenen Bezahlung das Futter für die Pferde, obwohl ihre Scheunen mit vollen Garben angefüllt waren. Sie dürften, ſagten ſie, bei empfindlicher Körperſtrafe kein Körnlein davon verkaufen, bevor ihr Herr die Ernte nicht genau beſichtigt und ſeinen Antheil davon genommen habe.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Seïr machte ich mit den Miſſionairen einen Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdiſtans. Die Herren waren ſämmtlich vortrefflich beritten. Ein ſchöneres Pferd, als der ſchneeweiße Schimmel, welchen Mr. Perkins ritt, habe ich nie im Morgenlande geſehen. Jede Bewegung dieſes prächtigen Thieres, welches aus dem Marſtalle Mohamed-Schahs um einen bedeutenden Preis erkauft war, hatte unbeſchreibliche Grazie. Am ſchönſten nahm es ſich aus wenn es trank und auf den Knien der beiden Vorderbeine ſich niederließ. Auf den Felskanten und dem rauhen Steingerölle der Berghalden Kurdiſtans bewährte ſich das Thier als ein eben ſo ſicherer Bergſteiger wie die Pferde kurdiſcher Race und auf dem flachen Boden der Ebene unterhalb Seïr ließ es letztere im Rennen weit hinter ſich Die Miſſionaire, welche bedeutende Summen von den nordamerikaniſchen Geſellſchaften zur Verbreitung des Chriſtenthums beziehen, leben nicht nur ſehr comfortabel, ſondern ſelbſt mit einigem Luxus, wovon beſonders ihr Marſtall,

der mit Pferden von faſt allen orientaliſchen Racen gefüllt iſt, gültiges Zeugniß gibt.

Das Gebirge im Weſten von Urmia, welches die hohe Waſſerſcheide zwiſchen dem Flußſyſtem des Zab, der in mannigfachen Windungen durch größtentheils unbekannte Thäler dem Tigris zuſtrömt und den vielen Flüßchen, welche die öſtlichen Ufer des Urmiaſee's im kurzen Laufe durchſchreitend in deſſen großen Salzwaſſerbecken ſich begraben, behält hier die allgemeine Hauptrichtung von Südoſt nach Nordweſt bei, welche den meiſten Gebirgen Aſiens eigenthümlich iſt. Von den Neſtorianern diesſeits wie jenſeits der Kette wird dieſelbe Alburs genannt mit demſelben Namen, den auch das Gebirge nordwärts von Teheran führt. Den höchſten Gipfel nannten mir die Eingebornen Scheidan-Dagh (Teufelsberg). Nächſt ihm ſcheint der Aju-Dagh (Bärenberg) ſich aus der Kette zur höchſten ſelbſtſtändigen Gipfelform zu erheben. Ein anderer hoher Berg, welcher den ganzen Sommer hindurch Schneelaſten trägt, wurde mir als Hertſchin-Dagh bezeichnet. Dieſe Berge übertreffen die Gipfel des Sahant, welche jenſeits der Waſſerfläche des Urmiaſee's mit ihren mächtigen Felshörnern in die reine Himmelsbläue hineinſtießen, an Höhe, wie die größeren Schneelaſten beweiſen. Nach der freilich unſicheren relativen Schätzung des Augenmaßes dürfte die Höhe dieſer Berge zwiſchen 10- und 11,000' betragen. Die Nähe der mächtigen Gebirgswand verdeckte uns die Gipfel der höchſten Berge Kurdiſtans, welche am Dſchidda- und Dſchawur-Dagh, dicht an der Grenze zwiſchen den Stämmen der kurdiſchen Hakkari und der chaldäiſchen Tijari eine Höhe von 13- bis 14,000' (15,000 nach Monteith) mit ewigen Firnen und Gletſchern nach der Schätzung der britiſchen Reiſenden, welche ſie in einiger Entfernung geſehen, erreichen ſollen. Dem Namen nach bildet dieſes Gebirge

die ſtaatliche Grenze zwiſchen Perſien und der Türkei. In Wirklichkeit aber ſind nicht nur die höchſten Kämme und Grahte, ſondern auch die höher gelegenen Terraſſen, die mit Alpenkräutern bedeckten grünen Halden und die oberen Flußthäler des Baranduß, des Schaher-tſchai, Naſſlu-tſchai, welche die Ebene von Urmia durchſtrömen und der anderen Gewäſſer, welche weiter nordwärts durch die Landſchaft Salmas fließen, ſowie der Thäler und Schluchten, durch welche der Zab-Ala weſtlich von Newandoz ſeine verſchiedenen Zuflüſſe erhält, weder türkiſch noch perſiſch, ſondern von freien und ſtreitbaren Kurden bewohnt, welche bald ſeßhaft in Dörfern wohnen, bald als Nomaden umherziehen und zu denen ſich die Steuerbeamten der Paſchas und Sardare ſeit undenklichen Zeiten nicht gewagt haben. In den tieferen Stellen der Berghalden, welche man gefahrlos durchſtreifen kann, liegen ärmliche Dörfer, deren Bewohner meiſt afffſchariſchen Urſprungs ſind. Die Affſcharen, welche vielleicht den zahlreichſten Stamm Weſtaſiens bilden, ſprechen einen verdorbenen türkiſchen Dialekt und ſind wohl der Maſſe nach türkiſchen Blutes, obwohl aller Wahrſcheinlichkeit nach auch kurdiſche Elemente und ſelbſt perſiſche Beſtandtheile dem Volke beigemiſcht ſind. Aus dieſem Stamme, der heute zur äußerſten Machtloſigkeit herabgeſunken, war Nadir-Schah entſprungen, vielleicht der gewaltigſte Kriegsheld, welchen die perſiſche Geſchichte kennt.

Der Kamm und die höchſten Gipfel dieſes Kurdengebirges, welche wir nicht beſteigen konnten, ſcheinen aus trachytiſchem Porphyr zu beſtehen gleich wie die gegenüberliegenden Gipfel des Sahant. Die oberſten Bäche, deren Zuſammenfluß den Naſſlu-tſchai bildet, führen faſt nur dieſe Felsart als Gerölle in ihrem Bett. Die Formation der Voralpen, wie wir die niedrigeren Berge, welche dem Alburs als Stufen dienen, nennen

wollen, beſteht aus wechſellagernden Schichten von Sandſtein, Kalkſtein und grobem Conglomerat. Die Mächtigkeit ihrer Schichten, deren Abſonderung hier ſehr deutlich iſt, variirt zwiſchen ½ bis 20 Fuß. Die oberſten Schichten ſind die mächtigſten und ſchließen in einem kalkigen Bindemittel, das in Salzſäuere ſtark aufbraust, ſowohl eckige Felsſtücke als abgerundete Geſchiebe der verſchiedenſten Größe ein, welche ſehr verſchiedenen kryſtalliniſchen Felsarten angehören. Rother Granit, Syenit, Gabbro, Quarzfels, Porphyr, Trachyt, dichte und körnige Kalkſteine ſind zu einer ſehr feſten Maſſe zuſammengebacken. Dieſe Conglomerate gehören allem Anſchein nach, wie die Nagelfluh des Rigi, der ſie petrographiſch ſehr nahe kommen, zu den Gliedern des Molaſſe. Nach dem Hervortreten der ältern plutoniſchen und vulcaniſchen Bildungen war dieſe Gegend noch von einem Binnenmeer bedeckt, aus welchem die höchſten Berge inſelartig emporragten und durch ihre herabſtrömenden Gewäſſer das Gerölle dem Meeresboden zuführten. Nach deren Ablagerung erfolgte die eigentliche Hebung des Landes, wahrſcheinlich zur Zeit wo die Granit- und Gabbroberge an den nordweſtlichen Ufern des Urmiaſee's aus Spalten hervortraten. Die Zeit wo die Feuerberge Weſtperſiens und Armeniens thätig waren und ihre dunklen baſaltiſchen und doleritiſchen Laven in der Umgebung ihrer Krater anhäuften, gehört wohl einer ſpätern geologiſchen Epoche an. Die Schichten dieſes Conglomerats fallen meiſt unter einem Winkel von nahebei 20° gegen die See ab. Zerborſtene oder gewundene Schichten wie an der Nagelfluh des Rigi habe ich auf den Abhängen des kurdiſchen Alburs nirgends beobachtet.

Die amerikaniſchen Miſſionaire, welche für meine naturgeſchichtlichen Arbeiten ein reges Intereſſe zeigten und mir beſonders bei dem Felsartenſammeln hülfreiche Hand boten, begleite-

mich auch nach den merkwürdigſten Punkten der Ebene und zu den Ufern des See's. Die große Ebene von Urmia iſt Norden und Süden durch Querjoche, welche von den kurdi- n Voralpen bis an die Ufer des See's auslaufen, ziemlich ſt abgegrenzt. Aus dem im Ganzen ſehr flachen Boden der ine ragen einzelne nackte Hügel, mitunter ſelbſt höhere Fel- und in der Nähe des Seeufers die ziemlich anſehnliche Berg- ppe des Beſau-Dagh mit drei Hauptgipfeln inſelartig or. Außer dieſen natürlichen Erhöhungen ſieht man aber künſtliche Hügel von regelmäßiger Form, mit ebenem Gipfel, lich den berühmten Mohillen oder Kurganen in den ſüdruſ- en Steppen und den alten Grabhügeln bei Kertſch am arzen Meer, aber größer, umfangreicher und nicht coniſch rmt wie letzterer. Dieſe Hügel am Urmiaſee ſind mit Damm- , Wieſen oder Feldern überdeckt. Unter dieſer Dammerde et man ſehr viel Holzaſche, menſchliche Skelette und Thier- hen, zertrümmerte Thongeſchirre, Kupfer- und Silbermün- welche der großen Mehrzahl nach ganz abgeſchliffen und un- tlich ſind. Diejenigen Münzen, deren Gepräge man noch nnen konnte, ſtammten größtentheils aus der Zeit der römi- n Herrſchaft, die geringere Zahl aus der älteren perſiſchen . Wir beſuchten zwei dieſer Hügel bei dem Dorf Degalu. n erkannte hier die Spuren großartiger Ausgrabungen, Höh- von über hundert Schritt Länge, durch die man zweifelsohne eintlichen Schätzen nachgeſpürt hat. Silbermünzen, wenn in geringer Zahl, werden bei ſolchen Ausgrabungen ge- nlich erbeutet. Im ſchlimmſten Falle liefert die nie fehlende aſche, welche zur Düngung der Felder verwendet wird, den atzgräbern einigen Erſatz für die Mühe. Die Eingebornen n dieſen künſtlichen Erhöhungen, deren Urſprung und Be- ung man nicht kennt, keine andere Benennung als Tepe,

Hügel, und ſchreiben nach der herrſchenden Sage ihre Entſtehung dem Zoroaſter, den Magiern und den alten Feueranbetern zu.

Am 30. Auguſt wurde eine Seefahrt verabredet, wozu der gefällige Mr. Perkins eines der Schiffe gemiethet hatte, welche an gewiſſen Wochentagen die Fahrt vom weſtlichen Urmiageſtade nach den öſtlichen Ufern machen. Der frühere Statthalter von Urmia Malek Kaſſim Mirza, ein jüngerer Bruder Abbas-Mirza's und Oheims des damaligen Königs von Perſien Mohamed-Schah, hatte dieſe Schiffe auf ſeine Koſten erbauen laſſen. Dieſer perſiſche Prinz, welcher theilweiſe in den Fußſtapfen ſeines ſeligen Bruders wandelt und an den europäiſchen Einrichtungen und Moden Geſchmack gewonnen hat, auch fertig franzöſiſch und engliſch ſpricht und die Unterhaltung mit gebildeten Europäern liebt, iſt ein wunderlicher Kautz, über welchen mir von den in Aſerbeidſchan lebenden Europäern eben ſo viel Schlimmes als Gutes erzählt wurde. Malek Kaſſim hatte, indem er ſeinen geſtickten perſiſchen Hängärmel-Kaftan mit einem Rock nach europäiſchem Schnitt vertauſchte und andere äußerliche Neuerungen auf europäiſchen Fuß einführte, den Laſtern des Orients nicht entſagt. Unſere Erfindungen, die augenfälligen Wunder unſerer Induſtrie, ſelbſt unſere wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Speculationen von uns zu borgen, ihnen auf islamiſcher Erde das Bürgerrecht zu gewähren, dazu finden ſich aufgeklärte Große im mohamedaniſchen Orient nicht ſelten willfährig und zuvorkommend. Nur die chriſtlich-europäiſche Moral, die Grundſätze der Humanität, des Patriotismus und der Ehre, die im Grunde mehr die fortſchreitende Bildung und Freiheit in den europäiſchen Landen, als das Evangelium zur rechten Anerkennung und theilweiſe zu praktiſcher Geltung gebracht hat, wollen im Morgenlande nirgends em-

fänglichen Boden finden, am allerwenigſten bei den grundverorbenen Großen des Perſerlandes.

Durch Intriguen, welche die Feinde Malek Kaſſims am ofe von Teheran angezettelt hatten, war dieſer Prinz ſchon inige Jahre vor meinem Aufenthalt in Urmia von der dortigen Statthalterſtelle vertrieben worden. Ein reiches Geſchenk für en Großvezir Hadſchi-Mirza Agaſſi hätte ihn allein retten könen. Aber der Prinz hatte theils mit ſchlechten induſtriellen Exerimenten, zu welchen ihn die kenntnißloſen Charlatane ſeiner Umgebung gerathen, theils mit Luxus und Exceſſen, Vermögen nd Einkommen verpraßt. Das arme Volk war unter dieſem ivliſirten Statthalter nicht weniger gedrückt, mißhandelt und usgeſaugt worden als unter ſeinen barbariſchen Vorgängern nd Nachfolgern, die nicht wie er Lamartine's philanthropiſche Poeſien laſen, nicht das Franzöſiſche mit Eleganz parlirten. Faſt lle techniſchen Verbeſſerungen, die er eingeführt, waren beeits wieder ins Stocken gerathen, ſogar die Schifffahrt auf em See, die immer unregelmäßiger und ſchlechter wurde. Als ir das Geſtade erreichten, fand ſich das beſtellte Schiff nicht or. Es lag an der „Pferdeinſel," faſt in der Mitte des See's nd ſollte leck und ſchadhaft ſein. Die Fahrzeuge wurden mir iberhaupt als ſehr ſchwerfällig geſchildert, auch trotz ihrer Größe eder ſicher noch ſegelgewandt. Der Urmiaſee könnte mit leichen Booten ſicher befahren werden, da nur die ſtärkſten Orkane ein ſchweres Salzwaſſer in heftige Bewegung ſetzen können. Selten ſoll hier die Brandung eine ähnliche Stärke, nie die Wogen eine ſo bedeutende Höhe wie am Wanſee erreichen. Die amerikaniſche Miſſion beſaß ein eigenes Boot, welches in einer kleinen Bucht nahe den Felſen des Beſau-Dagh lag. Als wir nach der Uferſtelle kamen, fanden wir nur noch einen Haufen Aſche. Die Eingebornen hatten es in Brand geſteckt, wohl

nur, um ſich der Nägel und des eiſernen Beſchläges deſto leichter zu bemächtigen. Damit war unſere letzte Hoffnung einer Fahrt nach den Inſeln in Rauch aufgegangen. Wir mußten uns mit dem friſchen Bad begnügen, das bei einer Lufttemperatur von 29° R. allerdings eine Wohlthat war. —

Wäre der Urmiaſee im Mittelpunkt Europa's gelegen, unſere Heilkünſtler würden wahrſcheinlich Tauſende ihrer Patienten und Convalescenten, welchen die ganze pharmaceutiſche Vorrathskammer nicht wieder zur verlornen Kraft und Geſundheit verhelfen konnte, an ſeine Ufer ſchicken und wer weiß, ob es an irgend einem Badort der Welt erfolgreichere Kuren gäbe. Wenigſtens kann ich aus perſönlicher Erfahrung verſichern, daß zehn Nordſeebäder von Dieppe oder Helgoland noch lange keine ähnlicherregende Wirkung, keinen gleichkräftigen Reiz auf die Haut üben als das Waſſer dieſes See's, deſſen Salz- und Jodgehalt ſelbſt den des todten Meeres ſo weit noch übertrifft. Man kommt aus dieſem Waſſer krebsroth und dabei überaus geſtärkt und erfriſcht an die Luft. Der Urmiaſee hätte als Kurort vor der Nordſee auch den Vortheil, daß die Bäder hier ſelbſt bei Sturm völlig gefahrlos ſind. Denn abgeſehen von ſeiner Seichtigkeit — bis eine halbe Stunde vom Ufer hat der See noch nicht die Tiefe von 6' — reicht bei der Schwere des Waſſers die geringſte Bewegung mit Hand oder Fuß hin ſich an der Oberfläche zu erhalten. Beleibte Menſchen, die ſich der Länge nach ausſtrecken, ſchwimmen ſelbſt ohne Bewegung und werden durch das ſchwere Solwaſſer getragen. Eingeborne ſoll man hier ſelten oder nie baden ſehen.

Der Naturcharakter iſt hier ziemlich der gleiche wie an den nördlichen Ufern. Nur an wenigen felſigen Stellen kann man bis an den äußerſten Uferrand gelangen ohne den eigenthümlichen, dunkelgrünen, mit Salz und Vegetabilien geſchwängerten

Schlamm zu durchwaten, welchen der See faſt allenthalben um ſeine Ufer anhäuft. Auch die fortdauernde Bildung von Thonſchichten, in welche die von den Flüſſen zugeführten und von der Brandung nach dem Ufer geſpülten Rollſteine eingebacken werden, iſt hier ganz der gleiche wie an der Nordſeite. Was man von der völligen Unbelebtheit des Urmiaſee's geſagt und geſchrieben, iſt irrig. Allerdings leben weder Fiſche noch Molusken in ſeinem ſalzreichen Waſſer, dagegen kleine Cruſtaceen von höchſt eigenthümlicher Bildung in ungeheuerer Zahl. Dieſe ſehr kleinen und feinen geſchwänzten Geſchöpfe gingen mir leider trotz der ſorgfältigſten Verpackung zwiſchen ſpiritusgetränkter Baumwolle zu Grunde. Sie bilden wahrſcheinlich eine ganz neue Familie der Cruſtenthiere und dienen wahrſcheinlich den Schaaren von Waſſervögeln, die man auf dieſem See erblickt, zur einzigen Nahrung. Auffallend iſt, daß Keiner der engliſchen Reiſenden, welche am Urmiaſee geweſen, dieſen Thierchen Erwähnung macht. Ritters Vermuthung, daß bei der Maſſe von Schwimmvögeln dem ſalzigen Waſſer nicht jedes animaliſche Leben fehlen könne, war vollkommen richtig.

Der öſtliche Abfall der Felsgruppe des Beſau-Dagh ſpringt ziemlich weit in den See hinein und bildet ein wahres Cap. Die Baſis dieſes Vorgebirges, an welchem ſich die dunklen und ſtinkenden Wogen des See's bei mäßiger Brandung brechen, beſteht aus einem groben Conglomerat, ähnlich der Nagelfluth. In der bindenden Maſſe walten bald die thonigen bald die kalkigen Beſtandtheile vor. Einige Handſtücke, die ich losgeſchlagen, brausten in Säuern ſtark, andere kaum ſichtbar. Große und kleine, eckige und gerundete Stücke von trachytiſchem Porphyr ſind in dieſer Maſſe ſehr feſt eingeknetet. Dagegen fehlen die Geſchiebe anderer Felsarten, welche in den Conglomeraten

oberhalb Seïr ſo häufig vorkommen, beinahe gänzlich. Die Gipfel des Beſau-Dagh beſtehen aus vulcaniſchem Porphyr.

Mr. Perkins ſchlug mir, um mich für die mißglückte Waſſerexpedition ſchadlos zu halten, einen Beſuch in dem großen neſtorianiſchen Dorf Göbipe vor, welches eine halbe Stunde vom See entfernt liegt. Sein College Mr. Staking predigte eben in der Nachbarſchaft. Wir begegneten unterwegs vielen Neſtorianern, welche mit Kornſchneiden oder Dreſchen beſchäftigt waren. Ihre Tracht iſt die perſiſche, ihre gebräunten Geſichter kamen mir aber viel mildern und freundlicheren Ausdrucks vor als die der moslemiſchen Bewohner dieſes Landes. Der Miſſionair wurde von den Leuten überaus freundlich begrüßt. Die Männer ließen ihre Feldarbeiten im Stiche, näherten ſich uns und erwiederten, nachdem ſie ehrfurchtsvoll die Hand nach orientaliſchem Brauche auf die Bruſt gelegt, den cordialen amerikaniſchen Händedruck. Auch die Mädchen und Frauen grüßten freundlich und ſittig. Unter den Jungfrauen, welche die Arbeit in heißer Sonne noch nicht um Geſundheit und roſige Farbe gebracht hat, ſieht man viele friſche Geſtalten, deren kräftige Schönheit durch die bunten Farben der maleriſchen Tracht ſehr gehoben wird.

In Göbipe kehrten wir im Hauſe eines Prieſters ein, welcher mit Mr. Perkins auf ſehr freundlichem Fuße zu ſtehen ſchien. Wir wurden auf das artigſte empfangen und bekamen alle Gerichte zu eſſen, welche der neſtorianiſche Speiſezettel kennt. Die Frau Prieſterin gehörte nicht zu den Reizendſten ihres Geſchlechts, leiſtete aber als Köchin Vorzügliches. Mehr Augenweide als ihr Anblick gewährte des Miſſionsdieners Joannes junge, blühende, bildſchöne Frau, die nicht nur ſehr hübſch und geſchmackvoll, ſondern auch überaus reinlich gekleidet war. Sie hatte nur das Kinn bis an den Rand der Unterlippe mit einem

weißen Tuch verhüllt, der übrige Theil des Geſichtes war frei und wir konnten, da ſie ganz unbefangen ſich näherte und uns bei Tiſch mit vieler Anmuth bediente, ihre feine Haut, den zarten Teint, die halb griechiſche Naſe, die reichen ſchwarzen Zöpfe und die prächtigen Augen ſo lange bewundern, als wir Luſt hatten. Gleich der Frau Prieſterin trug ſie eine Bernſteinkette um den Hals, an welcher viele ruſſiſche Silbermünzen hingen. Der junge Ehemann, der uns begleitet hatte, wohnt von ſeiner jungen Frau getrennt im Miſſionshauſe, darf ſie aber wöchentlich dreimal beſuchen. Er ſchien ganz zufrieden, heute ausnahmsweiſe bei ſeinem hübſchen Weibchen ein paar Stunden verweilen zu dürfen. Orientaliſche Eiferſüchtelei ſcheint nicht zu den vorherrſchenden Charakterzügen dieſer Neſtorianer zu gehören. Joannes redete ſeiner Frau zu, doch recht artig und freundlich gegen den fremden Gaſt zu ſein. Sie zeigte mir auf ſein Geheiß all ihren Putz und ſchenkte mir ein Stück davon, das ſie mit eigenen Händen brodirt hatte, zum Angedenken.

Joannes war ein ſehr gutmüthiger junger Menſch, der wirklich fromm und gemüthvoll und den Miſſionairen von Herzen, nicht blos aus ſelbſtſüchtigem Intereſſe ergeben ſchien. Europa und Amerika waren ihm die gelobten Länder, die er ſo gerne auch einmal beſucht hätte. Er klagte mir ſeine Sehnſucht dorthin und bat mich, doch das Mögliche für ihn zu thun, daß er dieſe Sehnſucht ſtillen könne. Sogar ſein ſchönes junges Weib wollte er dann gerne auf ein paar Jahr im Stiche laſſen. Der andere Miſſionsdiener, jener deutſche Exjude, der mich nach Seïr geleitet hatte, meinte freilich: es ſei bei ſeinem Collegen Joannes nicht ſowohl ein frommer Pilgerdrang, der ihm den Beſuch in den Ländern der Civiliſation und der Chriſtenheit ſo wünſchenswerth mache, ſondern Egoismus und ehrgei-

zige Speculation. Letzterer bildete ſich nemlich ein bei guter Kenntniß des Engliſchen und beſſerer Kenntniß der Landesſprache eben ſo gut wie Mr. Perkins oder Mr. Staking den Miſſionair ſpielen und ſeinen Landsleuten und Glaubensgenoſſen „Etwas vorpredigen zu können.“ Amerika's Glaubensfendlinge werden ſo glänzend honorirt und die reichen Mitglieder der Miſſionsgeſellſchaften von New-Orleans und Philadelphia, welche gegen die Negerſclaverei und die Verfolgung der armen Rothhäute durch Donnerbüchſen und Bluthunde noch nie eine chriſtliche Stimme erhoben, aber gerne Hunderttauſende von Dollars zur Unterhaltung ihrer nutzloſen Miſſionsanſtalten in Orient bezahlen, könnten wohl auch einmal mit eingebornen Orientalen den Verſuch wagen, das Evangelium nach ihrer Form und auf ihre Koſten predigen zu laſſen. Als Miſſionsdiener war Joannes ein Individuum von ſehr mäßiger Bedeutung im Lande. Als Miſſionair, der mit über die Geldcaſſe der Miſſion verfügen konnte, mußte ihm ſelbſt der hohe Klerus des Landes den Hof machen, was Grund genug war, den Ehrgeiz eines neſtorianiſchen Jünglings zu reizen.

Nach der Mahlzeit beſuchte uns der ehrwürdige Biſchof Mar-Ilia, der ungeachtet ſeines weißen Bartes noch ein Mann im beſten Lebensalter, dabei wohl genährt und von friſcher Röthe der runden Wangen war. Sein Anſtand war ſehr würdevoll, die Augen freundlich, das Benehmen fein und gegen den Miſſionair von ausnehmender Rückſicht und Artigkeit. Er trug eine feuerrothe nach hinten kapuzenartig herabfallende Biſchofsmütze, um welche ein buntes Tuch turbanartig geſchlungen war. Der übrige Theil ſeiner Kleidung hatte nichts Ausgezeichnetes, beſtand aber aus feinern Stoffen. Seit der Flucht des Patriarchen von Dſchulamerk nach Moſſul übte Mar-Ilia unter den neſtorianiſchen Gemeinden auf perſiſchem Gebiet die oberſte geiſt-

liche Autorität. Er hatte guten Grund, gegen Mr. Perkins höflich und rücksichtsvoll zu sein, ihn auch das Evangelium nach presbyterianischer Weise ungestört predigen zu lassen, denn er empfing aus den Händen der Mission einen ansehnlichen Monatgehalt, welcher die Einnahme, die ihm von den Gemeinden des Landes zufloß, um das Doppelte übertraf. Ganz die gleiche Bewandtniß hatte es auch mit den Priestern der niederen Grade, deren kriechende Artigkeit gegen die Missionaire sich durch ihre Armuth, ihre Geldsucht und den Monatssold, den sie von den Amerikanern erhielten, sattsam erklärte. Interessant waren mir die Mittheilungen, welche ich bei dieser Gelegenheit aus dem Munde des Bischofs über die Ereignisse im Hakkarigebiet und Dschulamerk und über die gesellschaftlichen Zustände des nestorianischen Volks erhielt.

Auf die sogenannten syrisch-chaldäischen Stämme in der Ebene von Urmia und im gebirgigen Kurdenlande, auf ihren Charakter, Sitten und Gebräuche kommen wir bei einer andern Gelegenheit zurück. Hier nur wenige Bemerkungen über dieses Volk und den seit dem Jahre 1843 untergegangenen christlichen Alpenstaat im Innern Kurdistans, der hinter den hohen Felsmauern der Zabthäler seine Freiheit und Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten zu behaupten wußte. Der Ursprung der Nestorianer als Volk ist ungewiß. Die Hypothese des amerikanischen Missionars Dr. Grant (des einzigen gebildeten Reisenden, dem es bis heute gelungen ist, von Mossul in westöstlicher Richtung über Amadia durch die Zabthäler und durch den zugänglichsten Theil des Hakkarigebietes bis zur Stadt Dschulamerk inmitten der Nestorianerrepublik vorzudringen) daß die heute sogenannten chaldäischen Christen die verloren gegangenen zehn Stämme Israels seien, entbehrt noch gar sehr des gültigen historischen Beweises. Sie selbst nennen sich Nassrani,

oft mit dem Beiſatze Suriani, was ſo viel heißen will als „ſyriſche Nazaräer.“ Nach der Unterſuchung des Orientaliſten Profeſſor Rödiger iſt die Sprache der Neſtorianer eine armäiſche Vulgärſprache. Rödiger hält dieſes Neuſyriſche für eine entartete Tochter der altſyriſchen Mutter. Die beiden chriſtlichen Secten der Neſtorianer und der Jakobiten in Weſtperſien und im türkiſchen Kurdiſtan ſprechen dieſes eigenthümliche Idiom, welches mit dem Kurdiſchen das durch neuere Forſchungen in die zahlreiche Claſſe der indo-europäiſchen Sprachen verwieſen iſt und in ſeinem Bau dem Perſiſchen am nächſten kommt, in keiner grammatiſchen Verwandtſchaft ſteht. Wie dieſes Volk nach ſeinen heutigen Wohnſitzen, wo es gänzlich iſolirt von ſprach- und glaubensverwandten Völkern mitten unter türkiſch- und kurdiſchredenden Stämmen in der Ethnographie Vorderaſiens eine ſo eigenthümliche Stelle einnimmt, gekommen iſt, darüber herrſcht gänzliches Dunkel, das weder durch hiſtoriſche Quellen, noch durch Sagen aufgeklärt wird. An gewagten Hypotheſen hat es darüber nicht gefehlt. Die früheſten Mittheilungen über die Exiſtenz des neſtorianiſchen Gebirgsſtaates verdanken wir den Nachrichten, welche der katholiſche Miſſionar Pater Gavzoni während ſeines Aufenthalts in Amadia in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geſammelt hat. Später haben Rich, Monteith, Walſh, Eli Smith und in neueſter Zeit der unlängſt verblichene kühne Miſſionar Dr. Grant nähere Bemerkungen über dieſe intereſſante Bevölkerung mitgetheilt. Die Chaldäer (wie ſie nach der vom römiſchen Stuhl ausgegangenen Benennung mehr in kirchlicher als in ethnographiſcher Beziehung genannt werden) nahmen frühzeitig die Lehren des Biſchofs Neſtorius an, welcher im Jahre 439 nach Chriſtus wegen Ketzerei ſeines Amtes entſetzt wurde. Die geſonderte Lage ihres Landes hatte ſie auf der Grenze der Byzantiner- und Saſ-

ſanidenherrſchaften, welche gegenſeitig in fortdauernden Kriegen begriffen waren, frühzeitig dem directen Einfluſſe der griechiſchen Kirche entzogen; ſie blieben neſtorianiſche Häretiker in der urſprünglichen Form, die einzigen, bei denen ſich dieſe vielleicht in ſolcher Urſprünglichkeit erhalten hat. Dieſe Secte iſt in geographiſch iſolirten Gliedern über einen ſehr großen Theil von Aſien verbreitet und reicht ſelbſt bis an die Grenzen China's. In Perſien und Kurdiſtan gehören die Neſtorianer zu zwölf verſchiedenen Diſtricten. Den zahlreichſten Stamm bilden die Tijari in dem von chriſtlichen und kurdiſchen Stämmen gemiſchten Berglande Hakkari, in welchem auch die Hauptſtadt der Neſtorianer Dſchulamerk nordweſtlich vom Zab-Ala, die der ganzen chriſtlichen Alpenrepublik ihren Namen gab, gelegen iſt. Ihr geiſtliches Oberhaupt, welches zugleich auch das weltliche Regiment führt, iſt der Patriarch Mar-Schimon, welcher vor dem Kurdeneinfall im Jahr 1843 eine Stunde von Dſchulamerk zu Kotſch-Hanes, ſpäter in Diß, einem befeſtigten Dorf reſidirte. Ihn erkannten auch die perſiſchen Neſtorianer als Oberhaupt der Kirche an. Doch herrſchte wegen der geographiſchen Schwierigkeiten zwiſchen den Neſtorianern der perſiſchen Ebene, welche das ſchwere Joch der Satrapen fühlten und ihren Glaubensbrüdern im türkiſch-kurdiſchen Gebirgslande, welche unbehelligt von den türkiſchen Statthaltern an die Pforte nicht einmal Tribut zahlten, nur ein ſchwacher Verkehr, der ſich auf gelegentliche Reiſen einzelner Prieſter nach Kotſch-Hanes beſchränkt zu haben ſcheint. Die Geſammtzahl der Neſtorianer zwiſchen dem Tigris und dem Urmiaſee wird verſchieden angegeben, dürfte ſich nach einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung der amerikaniſchen Miſſionaire auf höchſtens 70,000 Individuen belaufen, von welchen die Tijari vor dem Jahre 1843 nahebei die Hälfte ausmachten.

Der Charakter dieſer Neſtorianer wird ſehr verſchieden geſchildert. Im gebirgigen Kurdiſtan ſind ſie wild, tapfer und habſüchtig; ſie gleichen ziemlich den Kurden, mit welchen ſie in vielen Orten gemiſcht wohnen. Viehzucht iſt ihre Hauptbeſchäftigung. In der Ebene von Urmia ſind ſie dagegen Landbauern und haben unter perſiſcher Herrſchaft im Allgemeinen ſowohl den feigen, ſervilen, lügneriſchen und trügeriſchen Sinn, als auch die höflichen, einſchmeichelnden Manieren ihrer nächſten Nachbarn angenommen. Die amerikaniſchen Miſſionaire fanden bei den Neſtorianern von Urmia ſchon deshalb eine freundliche Aufnahme, weil letztere einſahen, daß durch die Anweſenheit dieſer Männer in europäiſcher Kleidung dem tyranniſchen Wüthen der perſiſchen Großen und Adeligen ein Damm geſetzt ſei, daß die Berichte dieſer Männer nach Tabris oder Teheran nicht ganz ohne Wirkung bleiben, daß ſie an ihnen Beſchützer oder wenigſtens Vermittler finden würden, wenn durch einen Statthalterwechſel das Joch noch härter werden ſollte als es bisher geweſen. Ueberdieß ſtreuten die reichen Miſſionaire ihre klingenden Wohlthaten mit vollen Händen aus, unterrichteten die Jugend nicht nur unentgeltlich, ſondern gaben den Schülern noch Wochengelder. In die Liturgie, in die äußern Glaubensformeln der Neſtorianer miſchten ſie ſich nicht, verlangten keine Aenderung ihrer kirchlichen Gebräuche, bezeugten dem hiſtoriſchen Charakter des Neſtorius, des Stifters der Secte, von deſſen Geſchichte ſelbſt die unwiſſenden eingebornen Prieſter nur wenig, das gemeine Volk gar nichts weiß, ihre Achtung und befreundeten ſich durch Geldſpenden mit dem hohen und dem niedern Klerus.

Glänzender Reſultate in Bezug auf Beſſerung der Sittlichkeit, Anregung durch tugendhafte Beiſpiele und Beförderung der Bildung und Aufklärung kann ſich die amerikaniſche Miſſion bis

heute nicht rühmen. Das hat mir ſelbſt Herr Perkins geſtanden, welcher meinte, daß man bei der älteren Generation faſt jede Hoffnung aufgeben und alle Kraft der Lehre wie des Beiſpiels der Jugend zuwenden müſſe. Dieſe Seite ihrer Bemühungen wird von den älteren Neſtorianern am wenigſten nach Verdienſt erkannt und gewürdigt. Jeder Biſchof erhält von den Amerikanern einen Monatgehalt von 300 türkiſchen Piaſtern, der gewöhnliche Geiſtliche von 150 bis 200 Piaſtern. Unter der Bedingung, daß dieſe Gehalte regelmäßig fortbezahlt werden, läßt es ſich der neſtorianiſche Klerus gefallen, daß die Miſſionaire in den Dörfern predigen, Schulen halten und der Jugend die Grundſätze der chriſtlichen Tugend verdolmetſchen, welche von der eingebornen Prieſterſchaft nicht gelehrt und noch weniger geübt werden. Ohne dieſe Beſoldung oder Beſtechung der Prieſterſchaft zu einem guten Zwecke würden die Miſſionaire im Lande ſich nicht behaupten können. Selbſt den Bauer treibt nur Geldſucht wenn er ſein Kind in die Miſſionsſchule ſchickt. Jeder Schüler erhält wöchentlich einen Sahefgeran und ſo klein dieſes Geſchenk iſt, würde ein Aufhören deſſelben doch die Schulen ſchnell entvölkern. Die Anſtalt in Urmia koſtet den Miſſionsgeſellſchaften Nordamerika's über 50,000 Dollars jährlich, die Unterhaltung der übrigen im ganzen türkiſchen Orient zerſtreuten Miſſionaire faſt das Dreifache dieſer Summe. Außer einigen Iſraeliten, die wohl mehr die Noth oder Speculation als innerer Seelendrang zur Bekehrung getrieben, haben dieſe koſtſpieligen Miſſionen Amerika's der chriſtlichen Kirche noch keinen Gläubigen gewonnen. Mit Recht meinte ein reiſender engliſcher Geiſtlicher, mit dem ich einſt im türkiſchen Orient zuſammentraf: die Amerikaner könnten ihre Bekehrungsverſuche mit beſſerm Erfolge und geringeren Koſten in ihrer nächſten Nachbarſchaft,

unter den heidniſchen Rothhäuten der weſtlichen Wildniſſe der Vereinigten Staaten anſtellen, ſtatt ihre Miſſionaire mit ungeheuerem Geldaufwand nach dem fernen mahomedaniſchen Orient zu ſenden, wo das Chriſtenthum gegen den Islam noch nie einen Fuß breit Boden gewonnen hat. Jeder Kenner des moslemiſchen Morgenlandes weiß, daß unter den Anhängern des Propheten heutigen Tages jeder Verſuch chriſtlicher Proſelytenmacherei das unnützeſte Geſchäft iſt, das man dort treiben kann. Unter den chriſtlichen Secten des Orients mag es den abendländiſchen Miſſionairen wohl gelingen, mitunter empfängliche Gemüther für ihre Tugendlehren und dankbare Herzen für die Linderung materiellen Elends zu finden. Aber die errungenen Reſultate ſtehen auch hier bis heute in keinem Verhältniß zu den gebrachten Opfern.

Die Amerikaner werden von den chriſtlichen wie von den moslemiſchen Eingebornen für höchſt achtbare und tugendreiche, aber auch für recht ſeltſame Männer oder richtiger geſagt für eine Art tugendhafter Narren gehalten, welche ein frommer Wahnſinn von ihrer Heimat hinweg über Länder und Meer getrieben. Es gehörte eine gewiſſe Zeit dazu, bis die Eingebornen zu dieſer für die Zwecke der Miſſion nicht ungünſtigen Anſicht ihres Charakters und ihrer Tendenzen kamen. Denn anfangs waren ſelbſt die Chriſten, beſonders die neſtorianiſchen Prieſter etwas ſcheu und mißtrauiſch und die Perſer und Türken glaubten feſt, daß die Fremden durch ihr religiöſes Auftreten nur politiſche Zwecke verbergen wollten, daß ſie geheime Agenten Englands ſeien. Bei näherer Kenntniß und längerem Umgang mußte dieſer Verdacht ſchwinden, da die Miſſionaire ſich nicht um Politik bekümmerten, und nächſt ihren religiöſen und humanen Zwecken, nur den Wiſſenſchaften, der Sprachkunde und der Alterthumsforſchung ihre Zeit widmeten. Nur bei den von Ra-

tur ſehr mißtrauiſchen Perſern mag noch nicht jeder Funke von Argwohn erloſchen ſein.

Auch mit den Neſtorianern im Hakkari-Gebiet und in Dſchulamerk trat die amerikaniſche Miſſion von Moſſul aus in Verkehr. Dem kühnen Dr. Grant, Arzt der Miſſion, gelang es im J. 1839, als der erſte gebildete Reiſende in das chriſtliche Gebirgsland Dſchulamerk einzudringen, wo er bei dem Patriarchen Mar-Schimon in Kotſch-Hanes eine gaſtfreundliche Aufnahme fand, auch die Hauptſtadt Dſchulamerk, welche eine Bevölkerung von 12,000 Seelen haben ſoll, ſelbſt beſuchte. Damals war dieſes nach dem Ausſpruche des Miſſionairs „wilde aber edelgeſinnte Bergvolk“ noch im vollen Genuſſe ſeiner Freiheit, noch im ſtolzeſten Bewußtſein ſeiner Kraft. Nie, ſagten ſie dem Dr. Grant, habe ein Feind gewagt, ihr Gebirgsland zu betreten; ſelbſt Mahomed und Omar der Eroberer hätten nicht eindringen können. Nur einen Wunſch fand er bei ihnen allgemein rege, nemlich ſich an eine chriſtliche Herrſchaft anſchließen zu können, mit einer fremden, nicht mahomedaniſchen ſondern chriſtlichen Macht in Gemeinſchaft zu treten und durch ihre Heerſchaaren ihr Beiſtand zu leiſten, ein Zutritt, der nach der Meinung Dr. Grants bei der Stellung und der anerkannten Tapferkeit dieſer neſtorianiſchen Tijari von großer Entſcheidung ſein würde. Selbſt unſer ſcharfſinniger Ritter meinte, als er den wichtigen geographiſchen Bericht des Dr. Grant an den britiſchen Oberſten Shiel in Teheran geleſen, „daß dieſes ſo vergeſſene und von ſeiner Schweſterkirche ſelbſt verachtete Volk bei der Verſunkenheit und Zerſpaltung ihrer moslemiſchen Umgebungen noch zu einer großen Beſtimmung durch die Vorſehung aufbewahrt werde.“

Dieſe Vermuthung hat ſich bei ſpäteren Ereigniſſen leider nicht beſtätigt. Was Mahomed und Omar nie gewagt hatten,

vielleicht weil die Armuth und die wilde Lage eines Hirtenlandes für moslemiſche Eroberer wenig Reiz hatten, das führte der Häuptling der kurdiſchen Stämme im Buhdangebirge ſchon vier Jahre nach Dr. Grants Beſuch aus. Nurullah-Beg, der Häuptling der Hakkari-Kurden und Nachfolger des einäugigen Muſtapha-Chan von Rewandoz, welchen Reſchid Paſcha gefangen nahm, iſt ein wilder, kriegeriſcher und raubſüchtiger Kurde, dem es längſt nach einer guten Beute bei den Chriſten der oberen Zabthäler gelüſtete. Waren letztere auch arm in Vergleiche mit den Bewohnern der großen Städte und der fruchtbaren Ebenen, ſo hatten ihre Habſeligkeiten, ihre ſchönen Heerden doch noch Reiz genug für einen kurdiſchen Räuberfürſten. Nurullah-Beg*) hielt ſich ſelbſt nicht für ſtark genug, um ganz auf eigene Fauſt ſein Waffenglück gegen dieſe chriſtlichen Bewohner der höchſten Schneeberge zu verſuchen, deren kriegeriſcher Ruf höher ſtand als er verdiente. Der Beg von Rewandoz lud daher zu dieſem ſchwierigen Unternehmen den mächtigen Häuptling Beder-Chan ein, deſſen Macht ſich über alle Gebirgſtämme des Buhdan zwiſchen dem Tigris und dem Zab-Ala erſtreckte. Seine befeſtigte Reſidenz lag nur wenige Tagreiſen von Dſcheſireh entfernt, in einem wilden, ſchwer zugänglichen

*) Nurullah-Beg gilt im Kurdenlande für den eigentlichen Mörder des deutſchen Profeſſors Schulz. Er war ſchon zur Zeit, wo Muſtapha-Chan in Rewandoz reſidirte, ein angeſehener Kurdenhäuptling. In dem Glauben, daß der deutſche Gelehrte in ſeinem Gepäcke viel Geld und Koſtbarkeiten verborgen habe, gab Nurullah-Beg der Escorte, welche aus ſeinen Leuten beſtand, den Befehl, den fremden Franghi vor dem Eintritt in das perſiſche Gebiet zu ermorden. Im Augenblick als Schulz in einem der oberſten Thäler des Zab mit ſeiner Escorte vor einem Felſen lagernd eine Keilinſchrift copirte, wurde er von einem Kurden rückwärts durch den Kopf geſchoſſen.

Theil des Gebirges und beſtand aus zwei feſten Caſtellen, aus welchen er ohne Artillerie nicht zu vertreiben war.

Die Macht dieſes fanatiſchen, ehrlüſternen und unternehmenden Häuptlings war ſo gefürchtet in ganz Kurdiſtan, daß ſelbſt der türkiſche Paſcha in Moſſul nichts gegen ihn zu unternehmen wagte, vielmehr ſich eifrig um ſeine Freundſchaft bewarb. Kurze Zeit vor dem Zuge Beder-Chans nach Dſchulamerk hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Paſcha an den Ufern des Tigris. Letzterer kam nach dem verabredeten Platze mit 600 regulairen Soldaten gezogen und war mehr erſchrocken vielleicht noch als verwundert bei dem Anblick der Zelte des Buhdanhäuptlings, welcher ſtatt des gewöhnlichen Reitergefolges, das er mitzubringen verſprochen, mit nicht weniger als 6000 bewaffneten Kurden ſich gelagert hatte. Der Paſcha, der kein Zeichen von Furcht merken laſſen wollte, gab heimlich den Befehl, in aller Eile noch eine weitere Nizamverſtärkung mit ſechs Kanonen aus Moſſul kommen zu laſſen. Erſt als dieſe eingetroffen war, kamen ihm Muth und Vertrauen wieder. Der türkiſche Statthalter und der kurdiſche Räuberhauptmann blieben einen Tag beiſammen, hatten eine lange Unterredung und ſchieden als die beſten Freunde. Nach der Meinung der Neſtorianer war damals der Zug Beder-Chans gegen Dſchulamerk verabredet und vom Paſcha gutgeheißen worden.

Dr. Grant, der von dem Plane des Kurdenhäuptlings wußte, ſuchte noch kurz vor deſſen Aufbruch der Kataſtrophe vorzubeugen. Frieden ſtiften und Verſöhnen iſt eine ſo ſchöne, eines chriſtlichen Miſſionairs vollkommen würdige Rolle und Dr. Grant hat ſich durch eine Reiſe, welche er mitten durch das Gebiet der wildeſten und unbändigſten Kurdenſtämme nach der Reſidenz des Beder-Chan mit Gefahr ſeines Lebens unternahm, um ein furchtbares Blutvergießen zu hindern, gewiß

einen dauernderen Ruhm erworben als durch ſeine gelehrten Unterſuchungen über die zehn verloren gegangenen Stämme Iſraels. Der Miſſionair wurde von Beder-Chan nach kurdiſchem Brauche gaſtfreundlich aufgenommen und ruhig hörte ihn der Häuptling an, der mit ihm den Tſchibuk rauchte und aus derſelben Schüſſel aß. Die neſtorianiſchen Freunde des amerikaniſchen Doctors äußerten damals: das Lamm habe mit dem Löwen geſpeiſt.

Aber die Beredtſamkeit des Friedenspredigers vermochte nicht, den Fanatismus und den Ehrgeiz Beder-Chans, den perſönlichen Haß und den Rachedurſt Nurullah-Begs, welcher gegen den Patriarchen ſchon früher in kleinen Fehden gekämpft und den Kürzeren gezogen hatte, zu dämpfen ſo wenig wie ihre gemeinſchaftliche Raubluſt, die auch Mohamed-Chan vom Wanſee, der dritte Kurdenhäuptling im Bunde, welcher zum bevorſtehenden Zuge gegen Dſchulamerk ſein Reitercontingent geſchickt, redlich mit ihnen theilte.

Nach dem Urtheil der britiſchen Agenten im Orient waren freilich die neſtorianiſchen Tijari des Intereſſes, welches europäiſche Diplomaten, namentlich Sir Stratford Canning und Oberſt Shiel wohl auf Antrieb der Miſſionaire jenem chriſtlichen Alpenſtaat ſchenkten, wenig würdig und die Herren Brant und Stevens ſchilderten mir dieſe Bergbewohner in ganz anderem Lichte als Dr. Grant und meinten, die Tijari ſeien ebenſo rauh, wild, räuberiſch und beuteluſtig wie ihre Nachbaren, die Kurden, ja ihr Patriarch ſei eigentlich um kein Haar beſſer als Nurullah-Beg ſelber. Seit Jahren ſeien Diebſtähle und Räubereien zwiſchen den Neſtorianern und Kurden an der Tagesordnung geweſen, daher der gegenſeitige Groll. Aber wer eigentlich das Opfer des Andern und auf weſſen Seite die

wägende Gerechtigkeit die Schaale der Schuld tiefer ſenke, das könne Niemand mit Beſtimmtheit ſagen.

Manche waren ſogar der Meinung, daß die chriſtlichen Bergbewohner unter der Leitung ihres geiſtlichen Oberhauptes in ihren Raubunternehmungen noch kecker und glücklicher geweſen als die Kurden unter der Anführung ihres weltlichen Häuptlings, was freilich ſehr übertrieben ſcheint. Denn nach dem böſen Klang zu urtheilen, welchen der Name eines Nurullah-Beg ſelbſt unter der Bevölkerung von Perſiſch-Kurdiſtan hatte, ließ ſich doch kaum annehmen, daß er der Beſtohlene, der Beraubte, das Opfer des chriſtlichen Patriarchen ſein könne. Wenn man auch die übertrieben günſtige Meinung, welche Dr. Grant über den Charakter der Neſtorianer in Kurdiſtan vielleicht mehr aus Berechnung als feſter Ueberzeugung veröffentlicht hat, nicht ſo unbedingt zu theilen vermag und die chriſtlichen Völker des Orients überhaupt für verdorbener hält als ſie den geiſtlichen Lehrern aus dem Abendlande erſcheinen, ſo braucht man doch nicht alles zu glauben, was gewiſſe Engländer den Neſtorianern aus entgegengeſetzten Gründen anzuhängen ſuchen. Nach Allem was ich über dieſe neſtorianiſchen Tijari erfahren, erſchienen ſie mir noch immer etwas beſſer als die Räuberſtämme ihrer Umgebung und wenn ſie den Kurden Raub mit Raub und Blut mit Blut vergalten, ſo ließ ſich dies auch als eine Art Nothwehr rechtfertigen. Die reine Wahrheit zu erfahren, hält in jenen Ländern überaus ſchwer. Alle Orientalen ohne Unterſchied der Religion ſind in Lüge und Verſtellung wohl bewandert und bei den abendländiſchen Augenzeugen, welche dort leben, findet ſich ſelten ein ganz vorurtheilsfreier und unparteiiſcher Mann, welcher Menſchen und Zuſtände in ihrer wahren Geſtalt erblickt und alle perſönlichen Neigungen und Antipathien unterdrückend nur der Wahrheit die Ehre gibt.

Wenn auch das Urtheil der Herren Brant, Stevens, Farrant über die Neſtorianer allzu hart und irrig ſein ſollte (— ſie ſchilderten mir die Tijari als Leute, welche an Gütern, die durch Raub und Diebſtahl gewonnen, mehr Freude haben als an dem durch Fleiß und Arbeit erworbenen Beſitz und den Patriarchen Mar-Schimon als einen ungebildeten, trotzigen und ſtörriſchen Mann, welcher in Charakter und Benehmen von einem gewöhnlichen Kurdenhäuptling nicht zu unterſcheiden ſei —), ſo haben die Berichte der amerikaniſchen Miſſionaire doch mindeſtens die kriegeriſche Kraft und die politiſche Bedeutſamkeit dieſes chriſtlichen Alpenvolks in Kurdiſtan übertrieben. Vermochten dieſe Bergbewohner, welche ſich gegen Dr. Grant gerühmt, daß ſie den Heerſchaaren der größten Welteroberer Trotz geboten, doch nicht einmal den wilden Banden eines kurdiſchen Räuberhauptmanns zu widerſtehen. Von dem Bildungsgrade und der Sinnesart des Patriarchen geben die Briefe, welche er zu wiederholtenmalen an die Miſſion von Urmia geſchrieben, kein ſehr günſtiges Zeugniß. Man erkennt darin die Schmeichelei und Heuchelei gepaart mit der gemeinſten Habſucht, indem er nach Erſchöpfung aller möglichen Lobesphraſen die Miſſionaire ſehr naiv erſucht, ihm doch eine Uhr und ein Teleſkop zu ſchenken.

Die Banden Nurullah-Begs begannen die Feindſeligkeiten in dem Diſtrict Diß, wo damals der Patriarch reſidirte. Die Neſtorianer ließen ſich, obwohl ſie längſt von den Rüſtungen und Plänen der Kurden wußten, überfallen und leiſteten geringen Widerſtand. Der Patriarch dachte nur an ſich, indem er ſich mit einigen Getreuen noch zu guter Zeit und ſo raſch wie möglich aus dem Staube machte. Dafür wurden ſeine Mutter und ſeine Brüder auf das grauſamſte erwürgt und Tauſende ſeiner Gemeinde fielen unter dem Würgeſtahl der Kurden.

Nach der Meinung des Herrn Stevens hat die Rohheit, der hartnäckige und unverſöhnliche Sinn des Patriarchen zum Theil das Ungewitter über das Haupt ſeines Volkes gebracht. Statt nun dem grollenden Sturm, den er wenigſtens nicht auf gütlichem Wege abzuwenden ſuchte, mannhaft die Stirne zu bieten, die Heerde ſeiner Gläubigen um ſich zu ſchaaren und ſie mit dem Kreuze in der Hand zum Widerſtand gegen die Kurden im Namen der Religion zu entflammen, fand es der heilige Mann für rathſamer, ſein Volk im Stiche laſſend auf raſchem Pferde nach Moſſul zu galoppiren. Die zahlreichen Kriegsſchaaren Beder-Chans und Mohamed-Chans folgten den Hakkari-Kurden auf dem Fuße und von allen Seiten drangen nun die nach Blut und Beute lechzenden Horden in das Gebirge der Neſtorianer ein.

Der Rauch der brennenden Dörfer wirbelte über die Schneehäupter des Dawur-Dagh, das Todesröcheln der Männer und der Schrei mißhandelter Weiber miſchte ſich mit dem Triumphgeheule der Kurden. Die Wehrloſigkeit des Geſchlechts und Alters fand ſo wenig Gnade wie die Unſchuld der Kinder. Faſt die Hälfte der neſtorianiſchen Tijari ſoll bei dieſer Kataſtrophe gefallen ſein. Ein kleiner Theil flüchtete ſich nach Perſien; einige Tauſende blieben als Gefangene und Sclaven in der Gewalt der kurdiſchen Häuptlinge. Selbſt die Bibliothek des Patriarchen wurde verbrannt. Nur an einer einzigen Stelle leiſtete eine kleine Schaar einen heroiſchen Widerſtand. Das Dorf Sespatoi, welches auf einem ſteilen Felſen lag, wurde auf das äußerſte vertheidigt. Als die Uebermacht der Kurden unwiderſtehlich vordrang, fielen ſämmtliche Vertheidiger nach der verzweifeltſten Gegenwehr bis auf vier oder fünf, denen es gelang, ſich an der ſteilſten Stelle des Felſens mit Stricken hinabzulaſſen und den Verfolgern zu entrinnen.

Als die Häuptlinge Beder-Chan und Nurullah-Beg im Lande der Tijari nichts mehr zu rauben, zu ſengen und zu brennen fanden, kehrten ſie in ihre Wohnſitze zurück. Beder-Chan ſchleppte eine große Zahl von Kindern beſonders Mädchen mit ſich nach den Buhdanbergen. Die Knaben ließ er beſchneiden und machte ſie mit Gewalt zu Islamiten. Der Häuptling der Hakkari-Kurden war in dieſem Punkte gemäßigter, er hatte es mehr auf andere Beute abgeſehen und begnügte ſich mit dem geraubten Geld und Gut, mit den fortgetriebenen Ochſen und Schafen der Neſtorianer. Die Hakkari-Kurden ſind an die Nachbarſchaft der Chriſten mehr gewöhnt und ſcheinen nicht den gleichen Höhegrad von Fanatismus und religiöſer Unduldſamkeit zu haben wie die Buhdanſtämme und ihr Häuptling, welchen ſie jedoch an Raubſucht und Beuteſucht nicht nachſtehen.

Zaiual-Beg, ein wilder Buhdan-Kurde, wurde von Beder-Chan als Oberhaupt über das verheerte und entvölkerte Gebiet von Dſchulamerk eingeſetzt. Er hatte um ſich eine kurdiſche Prätorianerſchaar der auserleſenſten Räuber und Böſewichter, welche ihm Beder-Chan und Nurullah-Beg zurückgelaſſen hatten, um die letzten Trümmer des Tijarivolks, welchen die Kurden das Leben gelaſſen, in Unterwürfigkeit zu halten. Die wenigen wehrhaften Männer, welche dem Blutbad entrannen, ſammelten ſich ſpäter unter türkiſchem Schutz am Tigris.

Der Paſcha von Moſſul hat während dieſer Vorgänge eine zweideutige Rolle geſpielt. Ob er den Raubzug Beder-Chans gutgeheißen, iſt nie ermittelt worden. Mit Waffen oder Soldaten hat er den Kurdenhäuptling nicht unterſtützt, wie man ihn fälſchlich beſchuldigt hat. Aber eben ſo wenig iſt von ſeiner Seite irgend ein Schritt geſchehen, das Blutbad zu verhindern. Wahrſcheinlich hat der türkiſche Satrap im Bewußtſein ſeiner militäriſchen Schwäche gegen den Bund der mächtigſten Kurdenhäupt-

linge die Sache gehen laſſen und ſich heimlich der Demüthigung jenes chriſtlichen Alpenſtaates, der ſich auf ſeine Unabhängigkeit und kriegeriſche Furchtbarkeit ſo viel einbildete, gefreut. Als auf die donnernden Noten Sir Stratford Cannings nach beendigtem Blutbade neue Verhaltungsbefehle von Seite der Pforte nach Moſſul abgingen, ſuchte der Paſcha den Vermittler zwiſchen Beder-Chan und dem Patriarchen zu machen, deſſen ſtörriſcher Trotz merkwürdigerweiſe noch immer unerſchüttert war. Herr Stevens, britiſcher Conſul in Samſun, wurde von der britiſchen Geſandtſchaft in einer beſondern Miſſion nach Moſſul geſchickt, um durch ſeine perſönliche Energie den Forderungen der Pforte gehörigen Nachdruck zu geben. Der Paſcha mußte, gedrängt durch die Noten des Herrn Stevens, den Buhdanhäuptling auffordern, ſeinen Stellvertreter aus Dſchulamerk zurückzurufen und den Patriarchen wieder einzuſetzen, auch die Kinder, welche er in die Sclaverei geſchleppt, zurückzugeben. Beder-Chan, welcher trotz ſeiner Macht kein Intereſſe hatte, in offener Rebellion gegen die Pforte aufzutreten, geſtand die erſte Forderung zu, verweigerte aber die Herausgabe der Kinder, welche Moslims geworden.

So ſtanden die Dinge zur Zeit meines Aufenthaltes in Urmia. Wenige Monate nachher wurde dem Patriarchen Mar-Schimon und ſeinen geflohenen Anhängern wirklich von den Kurdenhäuptlingen gnädig geſtattet, in ihr Land zurückzukehren. Von einer Wiederherſtellung des alten Zuſtandes aber konnte nicht die Rede ſein. Ein Beutelthier läßt eher die Jungen ſich aus dem Leibe reißen, als daß ein Kurde von Buhdan oder Hakkari ſeinen Raub zurückgebe. Alle Fermane von Stambul und alle britiſchen Diplomatennoten konnten ein verheertes Land nicht wieder blühend, eine beſiegte, verarmte, gebrochene Bevölkerung nicht wieder ſtark und glücklich machen. Die Re-

ſtorianer werden die Erinnerung ihrer Zaghaftigkeit und ihrer Niederlage, die Kurden das Angedenken ihrer Ueberlegenheit und ihres Triumphes nie verlieren. Wenn auch die Exiſtenz der Neſtorianer gerettet iſt, und eine fruchtbare Generation die durch den kurdiſchen Mordſtahl geſchlagene Lücke wieder ausfüllen wird, ſo erſcheint dies doch nur als ein Werk türkiſcher Gnade und mit der Freiheit und Unabhängigkeit des chriſtlichen Alpenſtaates, deſſen langes Beſtehen inmitten der wilden Kardu-chenberge eine ſo höchſt merkwürdige Thatſache war, dürfte es für immer zu Ende ſein.

Was den Ausgangsact des blutigen Trauerſpiels in Kurdiſtan betrifft, ſo müſſen wir den Leſer auf den Schluß unſerer ſpäteren Mittheilungen verweiſen. Den grauen Mörderhäuptling von Buhdan, der die Gunſt ſeines Gottes durch jene Bartholomäusnacht in Dſchulamerk und durch die Zwangsbekehrung neſtorianiſcher Kinder gewonnen zu haben glaubte, erreicht bald darauf die Nemeſis durch die Hand eines tapferen Renegaten, den nur perſönlicher Ehrgeiz, kein Glaubensdrang in die Hürde des Islam geführt hatte.

Die Katholiken in der Ebene von Urmia und in den ſüdlichen Zabthälern ſprechen das gleiche neuſyriſche Idiom wie die Neſtorianer, mit welchen ſie auch die Abſtammung, die Sinnesart und die Lebensweiſe gemein haben. Ihr Abfall von der Lehre des Neſtorius hat in verſchiedenen Zeiträumen ſtattgefunden. Der glücklichſte Sectenbekehrer unter den römiſchen Miſſionairen war der Pater Garzoni im vergangenen Jahrhundert. Die Katholiken von Urmia, welche als die eigentlichen chaldäiſchen Chriſten in den römiſchen Miſſionsberichten bezeichnet werden, erkennen zwar den Papſt an und haben den Gottesdienſt nach lateiniſchem Ritus eingeführt, miſchen aber doch in ihre Ceremonien noch Manches ein, was dem orientaliſchen

Kirchendienſte entnommen iſt; ſie ſind im übrigen weder andächtiger noch tugendhafter als ihre der alten Kirche treugebliebenen Stammgenoſſen. Ihre Prieſter heirathen gleichwie bei den katholiſchen Armeniern und den Maroniten. Dieſes Zugeſtändniß mußte der römiſche Stuhl machen. Das Cölibat wäre im Orient noch ungleich ſchwerer praktiſch durchzuführen wie im Abendlande und nicht der ärmſte Hirte oder Taglöhner wäre zu bewegen in den Prieſterſtand zu treten, der ihm die Familie verſagt. Bei den Neſtorianern wird nur von den höchſten geiſtlichen Würdenträgern die Eheloſigkeit verlangt. Die Kinder werden für dieſe Würden ſchon in früheſter Jugend auserſehen. Gewöhnlich iſt es ein Geſchwiſterſohn des Biſchofs, der deſſen Amt und Namen erbt.

Die Errichtung einer katholiſchen Miſſion in Urmia hat zunächſt ein Bericht des Herrn Eugen Bové veranlaßt, welcher der Lyoner Geſellſchaft für Verbreitung des katholiſchen Glaubens einen günſtigen Bericht über die religiöſe Empfänglichkeit der Chriſten in Weſtperſien eingeſchickt hatte. Die ſcheinbar glänzenden Reſultate der nordamerikaniſchen Miſſion, ihr freundliches Verhältniß zu den Neſtorianern, ihr weit verbreiteter Schulunterricht hatten den franzöſiſchen Gelehrten bethört. Er ſah nicht ein oder ignorirte gefliſſentlich, daß das Geheimniß des Einfluſſes der amerikaniſchen Miſſion lediglich in ihren Geldſpenden lag, daß vom Tage an, wo die Beſoldung oder Beſtechung des neſtorianiſchen Klerus aufhörte, auch die Wirkſamkeit der Amerikaner ihr Ende erreicht hätte, daß ihre Predigten unbeſucht, ihre Schulhäuſer leer ſein würden vom Augenblicke an, wo die Andächtigen und die Schulkinder nicht mehr ihr Wochenalmoſen von der Miſſion zu erwarten hätten.

Die franzöſiſchen Lazzariſten, welche im Vergleich mit ihren amerikaniſchen Rivalen nur ſehr geringe Geldmittel beziehen,

beſitzen auch nur ſehr geringen Einfluß im Lande. Sie konnten ihrer Gemeinde nicht einmal zum Wiederbeſitze der Kirche verhelfen, welche ihnen Malek Kaſſim Mirza zugeſprochen und deſſen Nachfolger zu Gunſten der Neſtorianer wieder abgenommen hatte. Sie ſelbſt geſtanden mir, daß mit dem Baarmangel der Miſſion zugleich der Lebensnerv abgeſchnitten ſei. Das Geld iſt überall ein Zaubermittel, übt aber nirgends ähnliche Wunder wie im Orient. Sogar die religiöſen und nationalen Antipathien vermag hier das Geld zu beſiegen und der reiche freigebige Fremde, welchem Lande und welcher Kirche er auch angehöre, findet nirgends in der Welt ſo viele Freunde, Anhänger und Verehrer als im Perſerlande. Solches hat uns ſchon längſt einmal der Barbier von Ispahan Hadſchi-Baba in ſeiner Lebensgeſchichte erzählt und wenn gleich eine engliſche Feder dieſelbe ausgearbeitet hat, könnte ſie doch noch heute als die wahrhaftige Beichte eines ächten Iranſohnes gelten.

XIV.

Reiſeprojecte. Abenteuerlicher Beſuch in einem perſiſchen Hauſe. Die nordweſtlichen Uferlandſchaften des Urmiaſee's. Geognoſtiſche Beobachtungen. Die räthſelhaften Ruinen des Felsſchloſſes Gertſchin-Kaleh. Reiſe über Salmas und Choi nach Bajaſid.

Einige Wochen hatte ich in dem idylliſchen Landſitze der amerikaniſchen Miſſionaire gemüthlich und andächtig verlebt und dieſe noch mehr frommen und tugendreichen als unterhaltenden und kurzweiligen Männer mehr noch achten als lieben gelernt. Chriſtliche Andacht und presbyterianiſche Frömmigkeit in Ehren! Aber vier volle Stunden täglich Gebete und fromme Litaneien anhören und ſogar mit beten zu müſſen, damit ſchien die amerikaniſche Hoſpitalität etwas theuer erkauft. Beſonders einem wandernden Naturforſcher ſchien das ein herber Zeitverluſt und wie andächtig derſelbe auch den frommen Vorleſungen dieſer betſeligen Theologie beigewohnt hat, glaubte er doch auf den Bergen und in der Wildniß draußen die edle Zeit praktiſcher verwenden zu können. Das Comfort, die gute Tafel, die langweilige Converſation mit den frommen Predigerfrauen, die neſtorianiſchen Dorfſchönen und ſelbſt das liebe Köpfchen der kleinen Judith verlor für ihn die Anziehungskraft und er kehrte nach

der Stadt Urmia zurück, wo ſeine Leute noch immer im Hauſe der Neſtorianerin weilten, deren Gatte von Tabris nicht zurückgekehrt war.

Ein neuer Reiſeplan mußte berathen werden. Durch die Mittheilungen, welche ich ſowohl von den Miſſionairen, als von dem Biſchof Mar-Ilia und den geflüchteten Neſtorianern aus Dſchulamerk erhalten, war es unter den damaligen Umſtänden unmöglich von perſiſcher Seite über den Kamm des Grenzgebirges nach dem Quellande des Zab-Ala vorzudringen. Die Hinderniſſe der Natur wären in dieſer Jahreszeit nicht unüberwindlich geweſen. Die Schneemaſſen, welche noch auf dem Waſſerſcheider des Gebirges zwiſchen den Quellen des Naſſlu-tſchai und des Zab-Ala lagen, ſind im Hochſommer nicht ſo bedeutend, um den Uebergang der Saumthiere und der Fußgänger zu erſchweren. Auch hat der Hauptgebirgsrücken an verſchiedenen Stellen hinreichende Einſenkungen, um ſelbſt ohne gebahnte Wege den Uebergang trotz der rauhen Felskanten und Zacken ohne große Gefahr ausführen zu können. Die Schwierigkeit des Unternehmens lag diesmal lediglich in der politiſchen Lage des Landes. Ein reiſender Europäer hätte ſich mit weniger Gefahr der Großmuth einer Hyäne anvertrauen können, als der gaſtfreundlichen Aufnahme des Kurdenhäuptlings Zaiual-Beg, der eben in dem Gebiete der oberen Zabthäler das Commando führte. Auch der Weg von Dilman nach Wan war unter den herrſchenden Verhältniſſen äußerſt unſicher. Aus dieſen Gründen riethen mir die Miſſionaire ſowohl als die neſtorianiſchen Geiſtlichen, über Dilman nach der großen Karawanenſtraße zurückzukehren und die Reiſe nach Kurdiſtan auf türkiſchem Boden unter dem Geleite eines türkiſchen Kawaſſen und einer kurdiſchen Escorte zu verſuchen.

Mirza Ali, der ſchon in den Kurdenlagern ſüdlich vom

Urmiaſee von ſeinem Reſpect vor den Kurden wie von ſeiner perſönlichen Feigheit glänzende Proben abgelegt, ſtimmte eifrig dem Rath der Miſſionare bei. Er ſchien des Wanderns durch die Wildniſſe bereits herzlich ſatt, hätte gerne ſeinen güldenen Lohn in der Taſche gehabt und daheim bei Weib und Kind ſich von den Strapazen dieſer Kreuz- und Querzüge am Urmiaſee erholt. Auch meine andern Dienſtleute fingen nachgerade an, der perſiſchen Reiſe überdrüßig zu werden und hätten wenigſtens nicht gerne die bevorſtehenden ernſteren Abenteuer im Innern der Karduchenberge mit mir getheilt. In dieſer Lage faßte ich den Entſchluß, die Reiſe in nordweſtlicher Richtung am Urmiaſee fortzuſetzen und über Salmas nach Bajaſid zurückzukehren, wo ich die ſüdlichen Abfälle der Araratgruppe zu beſuchen und dann von Diadin dem Laufe des Murad-tſchai folgend nach Muſch zu gehen gedachte. Dort hoffte ich weitere Berichte über den Stand der Dinge in Kurdiſtan einziehen und entweder mit einer kurdiſchen Reitereſcorte oder als Begleiter einer militairiſchen Expedition des Paſcha's die unbekannten Gebirgsgegenden im Süden des Wanſee's bereiſen zu können.

Am Tage vor meiner Abreiſe von Urmia begegnete mir ein Abenteuer der ſeltſamſten Art, wie ich bei einem fünfjährigen Aufenthalte unter mahomedaniſchen Völkern kein ähnliches erlebt habe. Auch war dasſelbe in ſo auffallendem Widerſpruch mit den Erfahrungen anderer Europäer und mit den Gewohnheiten und Sitten der Orientalen, daß ich mich lange vergebens quälte, für dieſes höchſt abnorme morgenländiſche Erlebniß einen Erklärungsgrund zu finden, den wohl nur ein genauerer Kenner des Localcharakters der Bevölkerung Urmia's genügend zu geben vermöchte.

Das kleine Haus der Neſtorianerin in welchem wir einquar-

tiert waren, hatte einen ummauerten Corridor von mäßigem Umfang, über welchen die äſtigen Kronen einiger Platanen freundlichen Schatten warfen. Die Mauer, welche dieſen Corridor vom Hofe des Nachbarhauſes trennte, war von höchſtens 10' Höhe und drüben gleichfalls von breitäſtigen Bäumen verſchiedener Größe überragt. Gleich am erſten Tage meines Aufenthalts hatte ich im Nachbarhofe verſchiedene neugierige Weiberköpfe bemerkt, welche von den Stufen einer Leiter, die ſie an die Mauer oder an die Bäume angelegt, in unſeren Corridor ſchauten, die fremden Ankömmlinge mit fixen, ſchwarzen Augen begafften und unſer Thun und Treiben den ganzen Tag belauſchten. Da dieſe Frauenköpfe nicht eben zu den reizendſten gehörten, welche ich im Orient geſehen, würdigte ich ſie anfangs geringer Aufmerkſamkeit. Ich hielt ſie für Neſtorianerinnen, welche ſelten Scheu tragen, ihre Geſichter den fremden Chriſten ohne Hülle zu zeigen. Als ich von unſerer Wirthin erfahren, daß es ſchiitiſche Perſerinnen ſeien, wunderte ich mich über den geringen Grad ihrer Zurückhaltung, was ſo auffallend gegen den Landesbrauch verſtieß.

Da ich ſie immer wieder bald auf die Leiter bald auf die Aeſte des Platanenbaumes ſteigen ſah, um die Fremden zu begaffen, fragte ich ſie auf türkiſch: „ob ſie auch mir geſtatten würden zu ihnen auf den Baum zu ſteigen.“ Sie bejahten es lachend, blieben auch ganz ruhig ſitzen, als ich wirklich die Leiter anlegte. Im Hofe erblickte ich andere jüngere und hübſcher gekleidete Mädchen oder Frauen. Auf meine Frage: ob ich zu ihnen in den Hof kommen dürfe, wurde erwiedert: man wolle vom Garten eine Leiter an die Terraſſe meines Hauſes legen und da möge ich nur zu ihnen hinabſteigen. Der Pole wie der perſiſche Kawaß und der Armenier Piloſch hatten das Geſpräch gehört und wunderten ſich gleich mir über die Zutrau-

lichkeit des fremden Weibervolks. Ich folgte der Einladung nicht ohne einige Vorſicht, verbarg meinen Kinſchal unter dem Mantel und befahl dem Polen, auf der Terraſſe mit ein paar geladenen Piſtolen Wache zu halten und mir ſchnell zu Hülfe zu kommen, wenn das Abenteuer eine böſe Wendung nehmen ſolle.

Die Häuschen in Urmia ſind ohne Ausnahme einſtockig und haben flache Dächer wie in den meiſten ſüdlichen Gegenden. Man hätte von der Terraſſe in den Garten ſpringen können, ohne eben einen Beinbruch zu wagen. Doch zog ich vor, ganz ſachte die Stufen der angelegten Leiter hinabzuſteigen in ein recht hübſches Blumengärtchen, wo ich mich zu meiner äußerſten Ueberraſchung bald von einem Dutzend weiblicher Geſtalten umgeben ſah, Alle noch in den beſten Jahren, manche noch blutjung und ziemlich hübſch. Die weibliche perſiſche Haustracht iſt weniger kleidſam wie die türkiſche, doch in ihren bunten Farben immer noch angenehmer und dem Auge ſchmeichelnder als die geſpenſterhafte weiße Vermummung auf der Straße. Zwei der Frauen hatten kleine Kinder auf dem Arme, die ſie mir freundlich darreichten. Sie richteten verſchiedene Fragen an mich und wollten vor allem wiſſen: ob ich ein Geiſtlicher oder ein Arzt ſei. Leider konnte ich nur das Wenigſte verſtehen und bei meiner äußerſt geringen Kenntniß der Landesſprache ging die Converſation ſehr mangelhaft. „Iſt denn kein Mann hier im Hauſe?“ fragte ich in ſteigender Verwunderung. „Ja doch. Der Herr iſt dort im Hofe bei unſerer Herrin“ — ſagten die Mädchen, die, wie ich nun merkte, die Sclavinnen oder Dienerinnen des Hauſes waren. Ich folgte der Richtung, welche die Mädchen mir zeigten und trat unter ein offenes Portal, wo ich den Blick nach einem zweiten mit Platanen bepflanzten Hof oder Garten hatte. Ein ſchöner Perſer mit langem ſchwarzem Schnurrbarte ſaß hier rau-

chend auf dem Divankiſſen und ein ſchönes junges Weib in reichem buntfarbigem Putze mit rothgefärbten Wangen kauerte neben ihm in orientaliſcher Manier auf dem Polſter, halb ſitzend, halb liegend. Das ſchöne Paar ſchaute recht träumeriſch nach den Baumwipfeln oder dem blauen Himmel hinauf, ohne mich zu bemerken oder zu beachten. Aber gleich neben dem Thor an der Mauer lehnte ein anderer Perſer, der einen Tſchibuk in der Hand und ſein ſchwarzes Auge feſt auf mich gerichtet hielt, doch ohne ein Zeichen von Zorn oder Ueberraſchung merken zu laſſen. Er fragte mich im ruhigſten Tone: „ob es mir hier gefalle.“ Als ich es bejahte, ſagte er: „Komm morgen wieder und ſehe das Haus. Mirza Mehemed hält ſeinen Kef und läßt ſich da nicht gerne ſtören!“ Ich begrüßte den Perſer und ging begleitet von den Dienerinnen durch den Garten nach meinem Quartier zurück. Die Mädchen erwiederten recht luſtig meinen Händedruck wie mein Kußhandwerfen und ſagten mir: ich möge morgen wiederkommen. Die Leiter ſtand unverrückt und der Pole ſaß Wache haltend mit den geſpannten Piſtolen unter der Burka aufmerkſam lauſchend auf der Terraſſe. Er war gleich mir nicht wenig verwundert, als er den Verlauf des ſeltſamen Abenteuers hörte. —

Ich habe wie geſagt nie einen rechten Erklärungsgrund dieſes ſonderbaren Erlebniſſes, welches mit meinen früheren Erfahrungen im Orient in ſo ſchroffem Contraſt ſteht, finden können. So ſehr ſelbſt die türkiſchredenden Perſer Aſerbeidſchans, die noch lange nicht ſo cultivirt ſind wie die perſiſchredenden Bewohner in den Centralgegenden Irans, ihre türkiſchen Nachbarn in Anatolien an zuvorkommender Höflichkeit gegen Europäer übertreffen, ſo haben ſie doch gegen die Chriſten eine noch tiefere religiöſe Antipathie, die ſich am deutlichſten durch die Gewohnheit verräth, nie aus einem Gefäße

zu eſſen oder zu trinken, welches die Lippen eines Chriſten nach ihrer Meinung verunreinigt haben. Auch ſind ſie minder gaſtfrei, gönnen ihren Weibern noch weniger Freiheit und öffnen ihre Häuſer nicht gerne dem Fremden. So wurde mir der Charakter der Bewohner Weſtperſiens im Allgemeinen von Männern geſchildert, welche dort viele Jahre gelebt haben. Unter jenen Mahomedanern von der Secte Ali, welche in Städten und Dörfern wohnen, wo auch die chriſtlichen Elemente einen zahlreichen Beſtandtheil der Bevölkerung bilden wie an der Weſtſeite des Urmiaſee's, ſcheint der Fanatismus minder groß und der höhere Grad von Freiheit, deſſen die neſtorianiſchen Frauen genießen, hat auch hier auf die moslemiſchen Sitten mildernd eingewirkt und das Loos der Perſerinnen erträglicher gemacht. In der Stadt Urmia, deren Bevölkerung beſonders cultivirt und gegen Europäer freundlich geſinnt iſt, mag dieſe Erſcheinung in noch erfreulicherem Grade vorwalten. Die frommen Miſſionare Nordamerika's haben das ihrige gethan, durch ſtrengen Tugendwandel, durch viele Almoſen, die ſie an die Armen ſpenden, durch Errichtung von Schulen, in welchen auch die kleinen Mahomedaner unentgeltlich Unterricht empfangen können, durch Austheilung von Medicamenten an unbemittelte Kranke u. ſ. w. den Eingebornen die vortheilhafteſte Meinung von dem Charakter wie von dem Wiſſen der Europäer beizubringen. Jeder Ankömmling in fränkiſcher Kleidung wird in Urmia für einen geiſtlichen Miſſionar oder Arzt gehalten und von der Bevölkerung mit größter Achtung behandelt. Dieſer Umſtand könnte möglicherweiſe den Schlüſſel zur Löſung jenes Geheimniſſes enthalten. Derſelbe Perſer, der mich im Hofe angeredet, hatte wie man mir ſpäter ſagte, mit Mirza Ali Bekanntſchaft gemacht, ihn über meine Perſon und Reiſezwecke ausgeforſcht und von ihm die wunderſame Kunde erhalten, „daß

ich im Dorfe Turkman eine todte Frau wieder zum Leben erweckt hätte.“ Vielleicht war dadurch eine ſo gute Meinung oder maßloſer Reſpect für den fremden Hekhim entſtanden, daß der Nachbar mir die neugierige Zudringlichkeit verzieh. Ueberdieß wußte letzterer, daß ich mit den amerikaniſchen Miſſionaren verkehrt hatte, welche er wie alle Bewohner Urmia's ehrte. Immerhin war das erlebte Abenteuer wunderlich genug und das freie Benehmen der dienenden Mädchen, die mich ohne Geſichtshülle mit ſo freundlicher Unbefangenheit im Garten empfangen hatten, gab mir über die häuslichen Gewohnheiten der Morgenländer, die von europäiſchen Beobachtern bis auf den heutigen Tag keineswegs erſchöpfend geſchildert ſind, noch manches zu denken.

Am 13. September verließen wir die Stadt Urmia und nahmen mit der kleinen Karawane die Richtung nach dem Seeufer. Der Weg führt in nördlicher Richtung zu einer niedern Bergkette, die jenſeits des Flüßchens Naſſlu-tſchai als ein Ausläufer der weſtlichen Höhenkette ſich bis an das Geſtade herabſenkt und die große Ebene von Urmia im Norden ſcharf abgrenzt. Dieſes Querjoch ſcheidet die Ebene von einer andern Fläche, welche weniger ausgedehnt, auch nicht ſo fruchtbar und bevölkert iſt. Ueber den Naſſlu-tſchai führt eine ſehr ſchöne neue aus Backſteinen gebaute Brücke mit vier Spitzbögen. Sie verdankt ihre Entſtehung dem Baueifer des früheren Statthalters von Urmia Malek Kaſſim Mirza. Am rechten Flußufer iſt Tſchunguraleh eine anſehnliche Ortſchaft mit vielen Obſtgärten. In der Nähe des Dörfchens Aſterabad bemerkte ich den größten künſtlichen Hügel oder Tepe von allen, die ich in Weſtperſien geſehen habe. Auch dieſer ſehr regelmäßige Hügel enthielt nach der Verſicherung der Eingebornen menſchliche Gebeine, alte Münzen, kupferne und irdene Ge-

ſchirre, verroſtete Fragmente von Waffen und beſonders ſehr viel Holzaſche. Auch hier ſchreibt die Sage den Urſprung dieſer Hügel dem Zoroaſter, den Magiern und dem Feuercultus zu.

Der nördliche Abfall der Berge, welche wir umgingen, beſtand aus dichtem, dunkelgefärbtem bituminöſem Kalk, dem Liaskalk der Krim auffallend ähnlich. Dieſes Geſtein iſt durch Gabbro lagerartig durchſetzt, die Schichten ſind gehoben und die petrographiſche Beſchaffenheit des Geſteins iſt mannigfach verändert, an einigen Stellen kryſtalliniſch und marmorartig. Bei der geringſten Reibung entwickelt der dunkle Kalk einen ſtarken bituminöſen Geruch. Aus dieſem Geſtein entſpringen ſüdlich vom Dorfe Guſchtſchi zwei Quellen, welche einen auffallenden Geſtank verbreiten. Ihre Temperatur iſt 18° C. Sie ſcheinen ſehr viel Schwefelwaſſerſtoff und Bitterſalz zu enthalten. Nur wenige Tropfen, die ich verſuchte, bewirkten faſt augenblicklichen Brechreiz. Eine Analyſe dieſer ſeltſamen Quellen und eine nähere Unterſuchung des Stinkkalkes, aus dem ſie entſpringen, wäre nicht ohne Intereſſe.

Das erſte Nachtquartier war im Dorfe Guſchtſchi, acht Stunden von der Stadt Urmia. Der Ort iſt nur von Mahomedanern bewohnt, deren gaſtfreundlichen Sinn wir nicht rühmen könnten. Man empfing uns mürriſch und mißlauniſch, wollte nicht einmal den Ferman leſen und der Kawaß zeigte hier gegen ſeine ungaſtlichen Glaubensgenoſſen durchaus nicht die Energie, mit welcher er im neſtorianiſchen Dorfe Babari dem unfreundlichen Bewohner Reſpect vor dem Geleitsbrief und den Befehlen ſeines Herrn und Meiſters eingebläut hatte. Mirza Ali verlegte ſich hier wie bei den Kurden mehr auf demüthiges Bitten, vielleicht weil dieſe affſchariſche Bevölkerung wirklich viel kurdiſches Blut hat und in ihrem Weſen ziemlich finſter und hochfahrend iſt. Vielleicht mag das Bewußtſein, ſo nahe dem

Grenzgebirge und den freien Kurdenſtämmen zu wohnen den Charakter dieſer Leute minder geſchmeidig machen, als man ihn ſonſt wohl unter Perſern findet. Auch die perſiſchen Großen und Beamten wagen hier ſo nahe der Grenze gegen ihre Glaubensgenoſſen nicht den gleichen Druck zu üben wie anderwärts im Innern des Landes.

Am folgenden Tage ſetzten wir die Reiſe dem nordweſtlichen Seeufer entlang fort. Das Terrain iſt ziemlich felſig und das Ufer höher als an der Nord- und Oſtſeite, gewöhnlich 3 bis 4' über den Waſſerſpiegel. Zwiſchen den Dörfern Guſchtſchi und Baradeli ließ ich meine Leute halt machen, die Pferde abpacken und weiden. Die geognoſtiſchen Verhältniſſe dieſer Gegend gehören zu den intereſſanteſten, welche ich im Laufe dieſer perſiſchen Reiſe beobachtet habe. Die Granitfelſen, die ſich bis zur Höhe von einigen hundert Fuß über dem Niveau des See's emporthürmen, ſcheinen in ziemlich weiter Ausdehnung bis an die weſtliche Hauptkette fort zu ſetzen. Sie ſind grellroth gefärbt, zuweilen porphyrartig mit vorwaltendem Feldſpath. Allenthalben durchſetzen und überlagern dieſe Granite die dunkle, dichte Kalkformation, die ſie gehoben und mit Vernichtung aller regelmäßigen Schichtung als ſchroffe mauerartige Felsmaſſen aufgethürmt haben. Der Einfluß des Granits auf den Kalk iſt höchſt augenfällig. Da wo der Kalk am fernſten vom Granit zu Tag tritt, iſt er dunkel und bituminös. Verfolgt man das Geſtein in der Richtung zu den Granitbergen, ſo zeigt es ſich immer heller, ausgebleicht, verbrannt, zuletzt eine Annäherung zur kryſtalliniſch-körnigen Structur. Auch Reibungsconglomerate kommen nicht ſelten vor und bilden eine eigenthümliche Felsart, die ein mechaniſches Gemenge von Kalk und Granit iſt.

Das Dorf Gertſchin-Kaleh hat ſeinen Namen von den

Ruinen eines alten Felsſchloſſes in der Nähe, das ſich auf einem ſteilen Vorgebirge dicht über dem See erhebt. Ich erreichte den Ort noch bei ziemlich früher Tagesſtunde und beſtieg mit einem Führer den Felſen, auf deſſen verſchiedenen Terraſſen die Reſte von Bauwerken ſtehen, über deren Geſchichte uns beglaubigte Kunde fehlt. Ker Porter iſt der einzige Reiſebeſchreiber, welcher 26 Jahre vor mir dieſen merkwürdigen Ort beſucht und beſchrieben hat. Spätere Reiſende ſcheinen ſich um dieſe räthſelhaften Ueberreſte nicht bekümmert zu haben.

Der ſteile Kalkfels, der ſich in phantaſtiſcher Form über dem See aufthürmt und ziemlich weit hinein in ſeine dunkle Fluth ragt, hängt durch eine ſchmale Landzunge in dieſer Jahreszeit mit dem flachen, ſandigen Ufer zuſammen und bildet eine Halbinſel, welche ſpäter in der naſſen Jahreszeit, gleich dem gegenüberliegenden Eilande Schahi am öſtlichen Ufer, zur eigentlichen Inſel wird. Am flachen Theile des Seeufers in der Nähe erblickt man ein weites Baſſin, in welches die Eingebornen Seewaſſer leiten und verdunſten laſſen. Das durch den Niederſchlag gewonnene Salz dient zum Verbrauch in der Nähe. Als Handelsartikel wird das Seeſalz ſelten exportirt, da man das reiche Steinſalzlager aus der Nähe von Tabris in den fernerliegenden ſalzbedürftigen Gegenden vorzieht.

Ein ſchmaler Reitweg führt bis an das Thor des Felsſchloſſes Gertſchin-Kaleh. Die ſteinerne Wölbung aus Kalkſteinen und Trachyt gemauert, welche über dem Eingang ſich erhebt, iſt noch ziemlich gut gehalten, nur die Thorflügel exiſtiren nicht mehr. Bei der erſten Pforte erblickt man zur Rechten der Wölbung einen ausgemeiſelten Kalkſtein in Viereckform mit einer verſchlungenen perſiſchen Inſchrift. Dieſe Inſchrift ſteht verkehrt und der Stein iſt offenbar das Fragment eines andern Gebäudes, wahrſcheinlich eines alten Grab-

mals und ward hier ſpäter als Bauſtein eingefügt. Der ſorgfältig ausgemeiſelte ſteile Felsweg, welcher zu den Grotten und Ciſternen auf den höheren Terraſſen führt, ſcheint früher ziemlich breit und bequem geweſen zu ſein. Durch Verwitterung des Geſteins, durch herabgeſtürzte Felsſtücke und Bautrümmer iſt er an manchen Stellen ſo geſchmälert und ſchlecht geworden, daß man nicht ohne einige Schwierigkeit vorwärts dringt. An den ſchwierigſten Stellen iſt der Weg durch ſpäter unterlegte Baumſtämme verbeſſert. Nach etwa hundert Schritten an der Weſtſeite gelangt man zu drei ſehr ſchönen in den Kalkfelſen gehauenen Grotten. An den Seiten, wo die Steinwand des Felſens ſie nicht völlig deckt, iſt über dieſelben eine ſolide gemauerte Decke aufgeführt, welche dem Zahne der Zeit und der Elemente noch lange zu trotzen vermag. Nach der Meinung der Eingebornen dienten dieſe Grotten lediglich zu Waſſerbehältern. Noch jetzt erfüllt dieſelben friſches, köſtliches Trinkwaſſer. An den Bauwerken, welche dieſe Grotten umgeben, ſcheint zu verſchiedenen Epochen gearbeitet worden zu ſein. Die ältern Mauern und Decken beſtehen aus guten Backſteinen mit trefflichem Mörtel ſehr feſt zuſammen gekittet, während man dicht daneben nachläſſig gemauerte Wände ſieht. Die Kalkſteine des Vorgebirgs ſelbſt ſind in formloſen Klumpen über einander geſchichtet und mit kothigem Mörtel nach modern perſiſcher Art ſchlecht zuſammengefügt.

Außerhalb dieſer Grotten am ſteilen Rande des Felsabhanges, welcher der Seeſeite zugekehrt iſt, ſteht eine ſchöne Gruppe von hohen Feigenbäumen, welche mit faſt reifen Früchten behangen war. Die ſie umgebenden Felswände ſchützen ſie gegen die rauhen Nordwinde. Außer dieſer Stelle habe ich am Urmiaſee nirgends Feigenbäume bemerkt, welche an unbeſchützten Orten der ſtrengen Winterkälte ſchwerlich widerſtehen würden.

In einer kleineren ausgemauerten Felsgrotte ſieht man viele Leuchter von Blech und kleine Spiegel, welche andächtige Wallfahrer hier aufgehangen. Ein Derwiſch, welcher im Geruche der Heiligkeit geſtorben, ſoll im vergangenen Jahrhundert in dieſer Felsklauſe ſich aufgehalten haben. Die Bewohner der Gegend ſegnen noch ſein frommes Andenken, obwohl ſelbſt die älteſten Greiſe ihn nicht mehr geſehen zu haben verſichern. Nahe dem Felsgipfel entdeckten wir noch eine vierte Grotte, etwa 30′ tief ſenkrecht ohne Treppe in den Fels gehauen. Noch etwas höher oben befindet ſich eine Grotte in Viereckform von etwa 30′ im Umfang mit einer gewölbten Decke, welche theilweiſe eingeſtürzt iſt. Auf der Gipfelterraſſe, welche von Norden nach Oſten ſich ſenkt, ſieht man die gänzlich zerfallene Trümmer von eilf kleineren Gebäuden, deren Wände aus ſchlecht behauenen Klumpen von Kalk, Granit und Syenit beſtehen.

Die Ausſicht von der Gipfelterraſſe herab über den ganzen See und den Halbring der Berge iſt ungemein ſchön. Vier ſehr kleine Felseilande tauchen im Norden über dem Waſſerſpiegel empor. Nach der Ausſage unſers Führers fällt in beſonders trockenen Jahren das Niveau des See's ſo, daß auch dieſe Inſeln mit dem feſten Lande verbunden ſind und zu Halbinſeln werden.

Einer Sage zufolge, welche Ker Porter mittheilt, ſoll Gertſchin-Kaleh die feſte Schatzkammer des mongoliſchen Eroberers Hulaku-Chan geweſen ſein. Die Dorfbewohner, die ich befragte, ſelbſt der Mollah, wußten weder von einer hiſtoriſchen Quelle noch von einer Tradition.

Am 15. September erreichten wir nach zweiſtündigem Ritt das äußerſte nordweſtliche Ende des großen Urmiaſee. Die Berge, die ſich an verſchiedenen Stellen nahe dem Seeufer erheben, beſtehen aus Gabbro und Granit. Die Flora iſt durch

zahlreiche Salzpflanzen charakteriſirt. Auch die Fauna hat manches Eigenthümliche. Beſonders Erwähnung verdienen die vielen zierlich gezeichneten Schmetterlinge, worunter die Geſchlechter Argynnis und Satyrus in zahlreichen, zum Theil unbeſchriebenen Arten repräſentirt ſind. Im See ſchwammen zu Tauſenden die kleinen höchſt eigenthümlich geſtalteten Cruſtaceen. Das Wetter war fortwährend prächtig, die Hitze aber noch ſehr empfindlich. Wir zogen durch die fruchtbare Landſchaft Salmas, hielten in Alſaret Mittagruhe und übernachteten im Dorfe Hamſa-Köi nahe dem Städtchen Dilman.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt Choi und nahmen unſer Quartier in der Karawanſerei. Ein Theil der Bekanntſchaften, die wir dort bei unſerem erſten Aufenthalte gemacht hatten, ſtellte ſich wieder ein und bat mit der gewöhnlichen bettelhaften perſiſchen Zudringlichkeit um Medicamente. Ich theilte faſt den Reſt meiner Reiſeapotheke aus, in der Hoffnung, dieſelbe bei Doctor Buxdorf in Bajaſid wieder füllen zu können. Nach dem Preiſe der Medicamente haben die Perſer nicht einmal gefragt. Mirza Ali nahm hier Abſchied von uns. Sein täglicher Lohn betrug einen Toman oder perſiſchen Ducaten. Er hatte ein ziemliches Häufchen Goldſtücke in meinem Dienſte gewonnen, war mit den Strapazen und Gefahren der Reiſe im Kurdenlande völlig ausgeſöhnt und hielt zum Abſchied eine lange Rede voll der blumigſten perſiſchen Phraſen und Segenswünſche, vielleicht in der ſüßen Hoffnung, damit noch einen überzähligen Toman zu gewinnen. Wir beſchleunigten unſere Reiſe von Choi nach der türkiſchen Grenze und erreichten ſchon nach dreitägigem Ritt das Dorf Killiſſa-Kent, wo der perſiſche Grenzcommandant Chul-Chan gegen ein möglichſt großes Geſchenk ſich bereit erklärte, uns ſicher über das Gebirge nach Bajaſid zu escortiren.

Unter dem Geleite von zwei bewaffneten kurdiſchen Reitern zogen wir am 17. September über einen der rauheſten Gebirgspfade, die ich je geſehen, nach Bajaſid. Eine ſtärkere Escorte hielt Chul-Chan für unnöthig, ja für bedenklich, weil damit die Aufmerkſamkeit und Habſucht der räuberiſchen Nomadenhorden noch mehr erregt würde. Unſere Führer, welche nicht nur die Gebirgswege ſondern auch die nächſten Nomadenſtämme auf dem türkiſchen Gebiet genau kannten, hatten von Chul-Chan geheime Inſtructionen erhalten, welche nach ihrer ſpätern Ausſage dahin lauteten: daß ſie den Kurden unſere ſchwache Karawane als die Vorläuferin einer größeren europäiſchen Reiſegeſellſchaft, welche ihr auf dem Fuße folge ankündigen ſollten. Die Liſt war auf den Charakter der Kurden gut berechnet. Kleinere Banden ſollte die Furcht vor der ſtarken bewaffneten Mannſchaft, deren Kommen ihnen angekündigt wurde, abſchrecken. Größere Banden ſollten damit auf eine beſſere Beute vertröſtet werden. Unſere wenigen Packpferde waren nicht lockend genug für die Raubſucht der Kurden.

Auf der äußerſten Kammhöhe des Gebirges bemerkten wir viele in Trümmer zerfallene Steinhütten, welche nach der Ausſage der Führer einſt von Armeniern bewohnt geweſen, die ſämmtlich auf ruſſiſches Gebiet jenſeits des Araxes ausgewandert ſeien. Wir ſtießen einigemal auf kleine kurdiſche Lager, deren Heerden noch auf den höchſten Grahten weideten. Die Kurden kamen neugierig aus ihren ſchwarzen Zelten hervor, riefen unſere Führer an, ſtellten verſchiedene Fragen und ließen uns unangefochten weiter ziehen.

Der große Ararat war auf der Höhe des Gebirges von der Sonne beſchienen in der vollen Silberpracht ſeiner Firne und Gletſcher ſichtbar. Der gewaltige Berg füllte den ganzen Hintergrund gegen Norden aus. Zu beiden Seiten ſchloſſen die

Ehrluſt, wie ſchon die Ereigniſſe nach dem Tode Feth-Ali-Schahs gezeigt hatten.

Der junge und neue Schah, welcher im Jahr 1837 als ſiebenjähriger Kronprinz den Kaiſer Nicolaus in Eriwan begrüßt hatte, war von dieſem koloſſalen Herrſcher liebkoſend auf dem mächtigen Bein geſchaukelt und mit höchſt Dero majeſtätiſcher Schnurrbartſpitze huldreichſt gekitzelt worden. Schon im zarteſten Alter hatte der perſiſche Thronfolger einen ungeheuern Eindruck von der Moskofmajeſtät nach ſeines Vaters Sommerreſidenz am Demawent heimgebracht. Auch die Leibhuſaren, die Gardekoſaken, die eiſernen Donnerröhren und der ganze militairiſche Pomp, der den Zaren bei ſeinem Beſuch in den Ländern jenſeits des Kaukaſus umgab, ſollen dem zarten Iranſohn mächtig imponirt und ihn damals ſchon von ehrlüſternen Plänen in nordweſtlicher Richtung für immer curirt haben.

Ehrgeiz und Ruhmſucht ſind aber die gewöhnlichen Attribute der Jugend. Selbſt auf einen orientaliſchen Herrſcher, den jede Befriedigung der Sinnenluſt, frühzeitig geboten, gewöhnlich vorzeitig erſchöpft, wirkt die Tradition berühmter Vorgänger verlockend, wenn er im friſchen Lebensalter der Zwanziger ſteht, den Krieg nur auf dem Exercierplatze geſehen, keine Strapatzen gekoſtet und keine Lorbeeren gepflückt hat. Zudem hat man am perſiſchen Hofe nie vergeſſen, daß das paradieſiſche Grenzland am Herirud einſtmals zu den koſtbarſten Perlen der perſiſchen Krone gehörte. Man haßt das Andenken Nadir-Schahs, weil ſein Geſchlecht nicht vom Stamme der Kadſcharen entſproſſen, möchte aber gerne in den Fußſtapfen dieſes großen Eroberers wandeln, der im verfloſſenen Jahrhundert Afghaniſtan erobert und Delhi geplündert hat.

Der Großvezir Hadſchi-Mirza-Agaſſi, der alte wahnwitzige Kanonengießer und Tomanſammler, fiel als das erſte

Opfer des Thronwechſels. Er dankt es der milder gewordenen Zeit und vielleicht der ruſſiſchen Fürſprache, daß er durch das Opfer ſeiner Schätze den grauen ſchuldbeladenen Kopf gerettet hat. Das freundſchaftliche Verhältniß zu Rußland ſcheint mit dem Falle des Vezirs, welcher im ruſſiſchen Intereſſe das Reich ſo viele Jahre regiert und geplündert hatte, nicht geſtört zu ſein. Aber auch das arme Volk hat nichts gewonnen. Denn nach glaubwürdigen Mittheilungen aus Tabris dauern Druck und Raub in unvermindertem Grade fort. Die Statthalterſchaften, die Beamtenſtellen, der Beſitz der Dörfer mit Grund und Habe der armen Bevölkerung werden nach wie vor an die Meiſtbietenden verkauft. In der Provinz Aſerbeidſchan namentlich ſcheinen Erpreſſung und Schinderei der unglücklichen Bewohner auf eine Weiſe zugenommen zu haben, welche ſelbſt morgenländiſche Volksgeduld erſchöpfen könnte.

Der Tod des Beherrſchers von Herat Jar-Mohamed-Chan, welcher dem blödſinnigen Kamran-Schah noch bei deſſen Lebzeiten die Krone vom Haupt geriſſen, erneuerte die alten Anſprüche, welche die perſiſchen Dynaſten auf jenes Anhängſel von Khoraſan zu allen Zeiten erhoben. Ein perſiſches Heer, deſſen Kern jene regulairen Truppen bildeten, welche Oberſt D'Arſy, Major Lindſay und Oberſt Drouville im Jahre 1819 gebildet hatten, überſchritt die Grenze des perſiſchen Khoraſan. Wie vielfach auch die Veränderungen, Reformen oder Verſchlechterungen ſein mögen, welche durch die ſpäter angeſtellten britiſchen Offiziere und Rathgeber Abbas-Mirza's und in neueſter Zeit durch die franzöſiſchen Exerciermeiſter Damas, Seminot, Delacroix, Pigeon in dieſe regulaire Mannſchaft gebracht worden, ihre Cadres blieben auch nach der Verabſchiedung der Franzoſen nothdürftig beiſammen. Trotz aller Mangelhaftigkeit der Organiſation ſind dieſe

perſiſchen Truppen gegen die noch ſchlechter geordneten und undisciplinirten Heerhaufen der afghaniſchen Fürſten in offener Feldſchlacht des Sieges ſicher.

Finanzverfall, Staatszerrüttung und Lähmung aller Thatkraft ſcheinen in Kabul und Kandahar noch troſtloſer zu ſein, als in Iran und ſo wäre der leichte Triumph der Perſer erklärlich. Herat, welches gegen die perſiſche Expedition im Jahr 1838 ſich lange hartnäckig und ſiegreich vertheidigt hatte, ſcheint nach den neueſten Berichten dießmal der kleinen Expeditionsarmee, welche in Meſched ſich geſammelt hatte, faſt ohne Widerſtand die Thore geöffnet zu haben.

Verwirrung und Rathloſigkeit nach dem Tode des klugen und kräftigen Jar-Mohamed mögen zu dieſem Reſultat mitgewirkt haben. Nach Conolly's des jüngſten Beobachters Beſchreibung iſt die Stadt Herat ziemlich gut befeſtigt. Eine Erdumwallung, die in einem Umkreiſe von dreiviertel engliſchen Quadratmeilen um die Häuſermaſſe läuft, iſt mit einem Graben umgeben, welcher durch eigene Waſſerzuflüſſe gefüllt wird. Jedes der fünf Stadtthore iſt durch ein Fort vertheidigt; an der Nordſeite der Stadt liegt eine ſtarke Citadelle mit einem tiefen Waſſergraben umgeben. Nach der Beſchreibung zu urtheilen, welche uns der ſachverſtändige Delacroix von dem erbärmlichen Zuſtand der perſiſchen Artillerie trotz der zahlloſen Kanonen, die der alte Hadſchi in Teheran gießen und bohren ließ, machte, iſt nicht anzunehmen, daß bei einem halbwegs kräftigen Widerſtand die in der neuen Belagerungskunſt völlig unerfahrnen Perſer dießmal glücklicher geweſen wären als im Jahre 1838. Bei der großen politiſchen Wichtigkeit Herats als eines der kleinen Zwiſchenſtaaten welche dem Zuſammenſtoß der beiden größten Weltmächte der Gegenwart im Wege liegen, glauben wir dem Leſer einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir einige Einzelheiten zuſam-

menſtellen, welche uns die Reiſebeſchreiber dieſes Jahrhunderts von Chriſtie bis Conolly über Herat mitgetheilt haben.

Herat iſt die Hauptſtadt des Staates von gleichem Namen am Oſtrande des Iranplateau, ſchon von Alters her als die „Königsſtadt von Khoraſan“ (Artacoana) oder „der Segensort“ berühmt. Alle orientaliſchen Autoren mit Ausnahme von Abulfeda und Ebn Batuta, zu deren Zeit ſie aus dem Aſchenhaufen, in welchen ſie der Zerſtörer Dſchengis-Chan verwandelt hatte, noch nicht erſtanden war, wetteifern im Ruhme ihrer Pracht und Herrlichkeit. „Khoraſan iſt die Muſchel der Welt und Herat die Perle“ ſagt ein perſiſches Sprichwort, welches freilich nach den Begriffen, die wir Europäer von ſchönen Städten haben, eine arge Uebertreibung enthält. Wie die meiſten orientaliſchen Städte zeigt das Innere ein Labyrinth von engen, ſchmutzigen, finſteren Gaſſen und Gäßchen, die oft überbaut nur dunkle Gänge bilden, kleine enge Häuſer, die nur ein Morgenländer hübſch und wohnlich finden kann, vier große gedeckte Bazare mit 1200 Buden, in deren Hallen alles Volksleben concentrirt iſt.

Auch die gewöhnlichen Accidentien morgenländiſcher Großſtädte, z. B. Miſthaufen, ſtehende Sümpfe, faulende Aeſer u. ſ. w. in den Straßen fehlen nicht in dieſer „Perle der Welt,“ ja nach Conolly's Beſchreibung iſt Herat noch ſchmutziger als ſelbſt die ſchmutzigſten Stadttheile von Konſtantinopel, Cairo und Tunis und im Ueberfluß des fünften Elements vielleicht nicht einmal von den polniſchen Dörfern, allenfalls nur von den Koſakenſtädten Neu-Tſcherkask und Jekaterinodar übertroffen.

Aber wie bei den meiſten großen Städten des Orients, welche weder einem abſonderlichen Zufall noch politiſchen Gründen noch der Laune bauluſtiger Herrſcher ihre Exiſtenz und Lage

verdanken, wie Rom, Berlin oder Petersburg, ſondern der Fruchtbarkeit der ſie umgebenden Erde, der Friſche des Oaſenlandes, deren Mittelpunkte ſie in den trockenen Plateaulandſchaften einnehmen, ſo beſteht die geprieſene Schönheit Herats gleich wie bei Damaskus, Bruſſa und Samarkand in der fruchtgeſegneten Landſchaft, die mit dem üppigſten Kranze einer überreichen, künſtlichen Vegetation die große Schmutzſtadt umſchlingt. Von dieſer blühenden Umgebung hat Herat bei den Perſern auch den Namen der „Stadt mit hunderttauſend Gärten" erhalten.

Das weite Thal, vom Fluß Herirud durchſtrömt, der ſich im Sande der Turkomanenwüſte verliert, ohne daß ein Tropfen von ihm das Meer erreicht, iſt mit den herrlichſten Frucht- und Blumengärten, Weinbergen, Kornfeldern und Dorfſchaften, einer grünen Erde voll von Buchen, Quellen und ſprudelnden Fontainen bedeckt, deren Waſſer nach der Meinung der Morgenländer an Friſche, Kühle und ſtärkender Labung alle Waſſer Aſiens, mit Ausnahme der Quellen von Kaſchmir übertrifft. Das Klima iſt frühlingsartig; nur die Obſtarten der kühleren Zonen kommen hier vor. Die Fruchtbäume der wärmeren Himmelsſtriche: Orange, Citrone, Zuckerrohr, Palme, fehlen. Connolly erzählt von einem ſeltſamen Brauche der Bewohner, Obſt zu genießen. Statt die Früchte auf dem Markt zu kaufen, werden ſie friſch von den Bäumen gegeſſen. Zu dieſem Zweck wird jeder Beſucher eines Gartens beim Ein- und Austritt gewogen und muß die Differenz des Gewichts bezahlen.

Die herrlichen Bauwerke, welche nach der Beſchreibung der alten orientaliſchen Schriftſteller einſtmals die Königsſtadt Herat ſchmückten, ſind theils vom Erdboden verſchwunden, theils in Ruinen zerfallen. Die hiſtoriſchen Kataſtrophen, die grauſigen Verheerungen unter mongoliſchen und perſiſchen Eroberern haben

die Stadt zu verſchiedenen Zeiten in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus welchem ſie am Ende immer wieder phönixartig erſtanden iſt, weil der nie verſiegende Segen, welchen die Natur in die fruchtſtrotzende Erde ſenkte, neue Bewohner, Pflanzer und Ackerleute und die Lage an dem großen Wege der Paſſage zwiſchen Perſien und Indien Handelsleute herbeizog. Der Königsgarten von Herat — Bagh-Schahi wie ihn Hammer nennt — galt einſt im Morgenlande als ein Wunder der Welt. Heute liegt er mit ſeinen Paläſten in Ruinen, wie die neueren Reiſenden Kinneir, Conolly und Fraſer übereinſtimmend berichten. Höchſt großartig ſelbſt in ihrem äußerſten Verfall ſind bei Herat die Ruinen von Muſſalah „des Ortes der Andacht" von einem der Timuriden erbaut, zur Aufnahme der Reliquien des Iman Reza, deren Bau aber nicht vollendet wurde, weil in Folge von Disputationen und Streitigkeiten die Gebeine dieſes Heiligen nach Meſched gebracht wurden. Conolly fand den Bauſtyl in Herat grandioſer als in Meſched. Er ſchildert große Colonnaden mit Moſaiken in weißen Quarztafeln und bunten gebrannten Ziegeln ausgeführt, die beim Eintritt ein hohes Domgewölbe zieren, mit Reſten von einer Menge von Bögen, Säulen und von zwanzig Minarets umgeben. Das höchſte von dieſen mit 140 Stufen beſtieg er und genoß von deſſen Höhe eines herrlichen Blicks über das weitumher liegende Garten- und Culturland, welches ihn an die blühendſten Gegenden Italiens erinnerte.

Von den Producten ſeines Bodens verſendet Herat hauptſächlich Saffran, Aſafoetida, Piſtaziennüſſe, Maſtix, Manna, einen eigenthümlichen gelben Farbeſtoff Ispiruk und einen Gummi Birzund genannt, beſonders viel getrocknetes Obſt und Pferde nach Indien. Seide wird in der Nachbarſchaft viel gewonnen doch nicht hinreichend zur Ausfuhr. Die Eiſen- und

Bleigruben könnten reichlicher Ausbeute liefern, ſind aber ſchlecht bewirthſchaftet, wie Kamran-Schah dem Dr. Gérard ſelbſt geſtand. Nach Fraſer ſollen hier vortreffliche Schwertklingen gearbeitet werden. Timur hatte eine Colonie von Waffenſchmieden aus Damaskus nach Herat verſetzt. Conolly rühmt unter den Fabrikaten Herats die ſeidenen und wollenen Teppiche, welche zu den verſchiedenſten Preiſen von 10 bis 1000 Rupien das Stück in allen Größen und mit den prachtvollſten Farben gefertigt werden. Die koſtbarſten werden nur ſelten beſtellt, da der Landtransport noch immer zu unſicher für ſolche Waaren iſt.

Herat gilt für die eigentliche Capitale des hohen Tafellandes Khoraſan, obwohl es eigentlich an der Vorderſtufe dieſer großen Bergfeſte des „Schwertes von Perſien“ gelegen iſt. Beſtimmte politiſche Grenzen hat Khoraſan nie gehabt. Durch ſeine Configuration und Weltſtellung aber hat es ſeit alten Zeiten einen eigenthümlichen Einfluß auf die Geſchichte Vorderaſiens geübt.

Lange vor Dſchengis-Chan hat der mongoliſche Fabelheld Oghus-Chan auf dieſe „Nordburg von Iran“ (wie unſer Carl Ritter dieſes Land bezeichnend nennt) ſeine erſten Streiche gerichtet und ſich der Hauptſtadt bemächtigt. Später gab der fürchterliche Weltverwüſter Dſchengis-Chan ſeinen Söhnen als Probeſtück die Eroberung und Behauptung von Khoraſan auf, ehe ſeine Reiterheere ſich wie Heuſchreckenheerden gefräßig und verwüſtend auf das unglückliche Iran ſtürzten, deſſen ſchwache Herrſcher dem Andrang der begeiſterten mongoliſchen Wüſtenſöhne nicht zu widerſtehen vermochten. Solche geſchichtliche Trauerſpiele, die mit Schutthaufen und Schädelpyramiden endigten, haben ſich in ſpäteren Jahrhunderten wiederholt, am ſchauerlichſten unter Hulaku-Chan und Timur. Die Timuriden nannten Khoraſan die „Bruſt von Iran,“ gegen die zuerſt anzuſtürmen war.

Im letzten Jahrhundert ging Nadir-Schah, der größte perſiſche Eroberer ſeit den Tagen des Cyrus und Xerxes aus Khoraſan hervor, das ſeine eigentliche Heimat war, obwohl der affſchariſche Stamm, dem er entſproſſen, am zahlreichſten die weſtperſiſche Provinz Aſerbeidſchan bewohnt. Mit den Kriegern Khoraſans vornehmlich hat dieſer „Sohn des Schwertes“ — wie er ſich ſelber nannte, Türken, Afghanen und Indier geſchlagen, gegen die ſtreitbaren Stämme des öſtlichen Kaukaſus einen blutigen Würgekrieg geführt, die Throne am Indus und Ganges geſtürzt und den Großmogul in deſſen eigener Reſidenz aufgeſucht. Am Ende erreichte auch dieſen ehrſüchtigen Herrſcher das tragiſche Ende ſo vieler perſiſcher Könige vor ihm.

Feth-Ali-Schah hat das wichtige Grenzland durch wiederholte Expeditionen der Kadſcharendynaſtie zu unterwerfen und gegen Afghanen, Usbeken und Turkomanen zu behaupten verſucht, deren Raubzügen die Tafelländer ſüdweſtlich vom Paropamiſus unabläſſig ausgeſetzt ſind. Als der kühne britiſche Reiſende Alexander Burnes im Jahr 1832 von Bochara her durch Khoraſan zog, fand er den perſiſchen Kronprinzen Abbas-Mirza in Meſched als Statthalter dieſer Provinz, die er mit Hülfe ſeiner auf europäiſchem Fuße organiſirten und disciplinirten Truppen wieder erobert hatte und gegen die Ueberfälle ſeiner Nachbarn zu ſchützen ſuchte. Bis nach Herat hatte er ſich nicht gewagt, vielleicht aus Furcht vor der Afghanenmacht in Kabul und Kandahar, die damals in Centralaſien mehr gefürchtet war als der ſchwache Herrſcher von Teheran. Zwei Jahrhunderte hatten die Perſer Herat in unbeſtrittenem Beſitz (von 1508 bis 1715). Mit dem Entſtehen des neuen Afghanenreiches fiel es an dasſelbe zurück. Die Beſetzung Herats durch Nadir-Schah war von kurzer Dauer. Nach der Zerſtückelung des Afghanenreiches bemächtigte ſich Kamran,

einer der Kronprätendenten vom Duraniſtamm, der Stadt und ihres Gebietes. Gegen ihn wurde im Jahr 1838 von perſiſcher Seite jene bekannte Expedition unternommen, welche England mißrathen und Rußland gebilligt zu haben ſcheint. Der ruſſiſche Geſandte hatte damals das perſiſche Heer bis unter die Mauern von Herat begleitet, während der Geſandte Englands und die britiſchen Heeresinſtructoren Perſien verließen.

Herat iſt eine der wichtigſten Stationen der Etappenſtraße zwiſchen Iran und Hindoſtan, wo eine friedlich wandernde Handelskarawane wie eine erobernde Armee in einer fruchtgeſegneten Landſchaft Proviant und Ruhe findet. Als ein Hauptglied jener Kette von Oaſenſtädten und Wüſtenmärkten welche den Verkehr zwiſchen Vorder- und Hinteraſien vermitteln zog die Stadt und Landſchaft am Herirud ſeit einer Reihe von Jahrhunderten die gierigen Griffe mongoliſcher, perſiſcher und afghaniſcher Eroberer an. Der directe Weg von Herat nach Kabul durch die Paropamiſuspäſſe und das Land der wilden Eimak- und Hezarehſtämme iſt nur für kleinere Abtheilungen zugänglich und der als Heerführer wie als Schriftſteller bekannte Sultan-Baber, der dieſen Weg einmal zurückgelegt, hat uns eine ſchauerliche Beſchreibung von den überſtandenen Mühen und Gefahren hinterlaſſen. Die große ſogenannte Königsſtraße von Perſien über Herat, Kandahar, Ghasna nach Kabul in einer Längenausdehnung von 85 geographiſchen Meilen, bietet einer Armee nirgends Schwierigkeiten dar. Eine Karawane legt in gewöhnlichem Marſche die Reiſe von Herat nach Kabul in 30 bis 40 Tagen, eine Reitertruppe in eilftägigen Eilmärſchen zurück.

Stationen und Waſſerſtellen finden ſich hier überall; menſchliche Wohnungen ſind ſelten und jene großen Städte, die Reſidenzen kleiner Fürſten oder Statthalter, liegen in weiten Intervallen auseinander und gleichen mit dem blühenden Anbau ihrer

Umgebungen den Oaſen der Sahara. Aller Handel, aller Verkehr haben ſich hier von jeher concentrirt und wenn derſelbe auch nicht mehr die Blüthe hat wie vor der Umſchiffung des Caps der guten Hoffnung und ſelbſt noch zur Zeit Abbas des Großen, ſo iſt er doch für den zahlreichen Stand der wandernden Handelsleute und Karawanenführer noch gewinnbringend genug, um allen Gefahren, denen man dort durch die Nachbarſchaft der Raubhorden der verſchiedenſten Stämme ausgeſetzt iſt, zu trotzen.

Vor der Entdeckung der Waſſerwege und der Weltſchifffahrt galten Kabul und Kandahar bei den Orientalen als die Thore Indiens und die Königsſtraße als der einzige Thorweg, in deren Beſitz ſich jeder Eroberer ſetzen mußte bevor er an den Weiterzug nach den productenreichen Ländern am Indus und Ganges denken konnte. Bei allen Wechſeln der Monarchien iſt doch der Karawanenhandel dieſer Länder derſelben Paſſage ſeit undenklichen Zeiten treu geblieben und ſo war die Königsſtraße von jeher auch der Sammelplatz aller Raubvölker und ihrer Führer. Als hervorragender Häuptling unter denſelben wurde in neueſter Zeit der Beludſchenfürſt Schehan-Chan genannt, welcher der Schrecken des Landes wie der Karawanen war.

Wenn die Machtverhältniſſe noch dieſelben wie vor einem Jahrhundert wären, hätte Herats Schickſal für Europa geringe Wichtigkeit und ſelbſt unſeren Politikern von Profeſſion dürfte es ganz gleichgültig ſein, ob ſich dieſer Etappenſtaat in der Planetenbahn von Teheran oder Kabul dreht, ob ſein Fürſt ſelbſtſtändig oder nur ein Satrap des mächtigern Nachbarkönigs iſt. Die politiſche Weltſtrömung im alten Continent, welche von den Heereszügen des Xerxes an bis auf die des Paskewitſch-Eriwanski die überfluthende Gewalt öfters in entgegengeſetzter Richtung wechſelte, iſt jetzt an den beiden äußerſten

Enden des aſiatiſchen Continents durch die Rieſendämme zweier Weltmächte aufgeſtaut. Die fluthende Kraft im Innern iſt verloren gegangen und ihre verkürzten Wellenſchläge kämpfen heute ohnmächtig gegen die Stagnation des Elements.

Wie kleinlich und wie langweilig ſind gegenwärtig die kriegeriſchen Unternehmungen der aſiatiſchen Fürſten, denen ohne Ausnahme das Brandmal der politiſchen Impotenz auf die Stirne gezeichnet iſt. Dem Amir von Bochara iſt heute ein Feldzug gegen den armen Chan von Khokant ein ſchwierigeres Unternehmen als ſeinem Vorfahren Tamerlan die Eroberung der halben Erde. Die Nachfolger der großen Weltſtürmer aus der hohen Tartarei ſind heute zu recht winzigen Proportionen zuſammengeſchrumpft und jene Kriegsorcane, die von den Tagen der hunniſchen Gottesgeißel bis auf den eiſernen Timur von der „Heimat der braunen Hirtenſtämme" herab den Erdball erſchütterten, ſie haben vielleicht aus dem allerletzten Loch gepfiffen oder müſſen ſich gedulden bis es einem Aeolus an der Newa vielleicht gefallen wird die mongoliſchen Schläuche wieder einmal gegen die europäiſche Civiliſation zu öffnen.

Tamerlans Prachtreſidenz iſt heute ein verfallener Ort und die mongoliſchen Stammerben eines Dſchengis und Hulaku ſind auf das elende Metier von Weglagerern und Roßdieben reducirt. Der ephemere Machtglanz des Afghanenreichs aus dem vergangenen Jahrhundert iſt wie ein Mährchen zerſtoben und das ſtolze Kabul kennt die Stärke und das Rachegericht der indiſch-britiſchen Macht. Das morſche Perſien krümmt demüthig den Nacken unter den Flügelſchlägen ſeines Nachbarn am Araxes, der ihm auf dem Fleiſche ſitzt wie der Rieſenvampyr auf der verblutenden Antilope. Dieſe ergibt ſich in ihr Schickſal im Bewußtſein ihrer Ohnmacht und wehrt ſich nicht einmal gegen den un-

heimlichen Nachtvogel, der ihr ſo gemächlich das Blut aus der offenen Wunde ſaugt.

England hat ſeit der fatalen Erfahrung in Afghaniſtan auf den Verſuch verzichtet, ſeine indiſche Herrſchaft über die natürliche Doppelgrenze des Indus und der Solimankette auszudehnen. Mit dem Rückzug der Engländer von Kabul iſt die mögliche Ausdehnung des britiſch-indiſchen Reiches in der nordweſtlichen Richtung beſtimmt gezeichnet. Es war der größte Fehler der aſiatiſchen Politik Englands, daß es jemals mit ſeinen Heeren die Keiberpäſſe überſchritt. Die Unterwerfung der ſtreitbaren mahomedaniſchen Völker Centralaſiens bedürfte eines ganz anderen Machtaufwandes als die der ſanften, friedlichen und träumeriſchen Brahmanenvölker am Ganges, welche das Joch der fremden Eroberer wie eine Schickſalsbürde tragen, während jene nie eine günſtige Gelegenheit vorübergehen laſſen würden, das Joch abzuſchütteln. Die Vortheile einer Gebietsausdehnung bis jenſeits des Hindu-Kuſch oder der Solimankette konnten nimmer die ſchweren Opfer einer Behauptung jener Länder aufwiegen. Je weiter ſich die Engländer in Indien von der Meeresküſte entfernen, deſto mehr ſchwindet nothwendig ihre Kraft. In der Capcolonie macht England in der neueſten Zeit die gleiche Erfahrung. Ein abenteuerliches Vordringen in die moslemiſchen Hochländer Inneraſiens durfte am wenigſten ein Staat wagen, deſſen Machtſchwerpunkt nicht auf dem feſten Lande ruht. England hat nicht Heere von Hunderttauſenden halbwilder Gebirgs- und Steppenkrieger aufzubieten wie Rußland. Als die königlichen Rothröcke und die braunen Sipahis ſich in den Solimanbergen unter harten Kämpfen zu todt ſchwitzten, hätten ſie ein Hülfscorps von ſchlanken Abchaſen und ſchnellfüßigen Suannten mehr geſegnet als Albions geſammte ſchwimmende Holzburgen, welche ihnen in jener Situation ſo

wenig nützen konnten als ſämmtliche Haifiſche des Oceans dem Hunde in ſeinem Kampfe mit dem Steinbock.

Wer die Verhältniſſe und die Hülfsquellen der beiden rivaliſirenden Großmächte, die Stellung ihrer Reiche in Aſien und die Lage der kleineren Staaten zwiſchen beiden richtig erkennt, dem kann es keinen Augenblick zweifelhaft ſein, daß bei einem Zuſammenſtoß, der früher oder ſpäter unvermeidlich iſt, die Chancen des Sieges entſchieden mehr auf Seite Rußlands ſich neigen. England iſt in Indien durch die Natur der Dinge auf die Behauptung ſeines Beſitzes, auf die Defenſive angewieſen. Es hat in den Ländern von den Mündungen des Ganges bis zu den Thälern von Kaſchmir den ſchönſten Theil des aſiatiſchen Continents in ſeiner Gewalt. Was es jenſeits der Solimanberge bei einer turbulenten und fanatiſchen Bevölkerung in gebirgigen productenarmen Ländern findet, kann ſeine Vergrößerungsſucht nicht reizen. Ein Herrſcher von Indien, welcher jenſeits der Keiberpäſſe Eroberungen nachjagt, kann durch politiſche Gründe zur Deckung ſeiner Reichsgrenze dazu vermocht werden, nimmer aber wird ihn die Ausſicht des Gewinnes und der Beute verlocken. Alle großen Eroberer vom macedoniſchen Alexander bis auf den perſiſchen Nadir-Schah ſind in ſüdlicher Richtung gezogen.

Rußland hat mit ungeheueren Opfern, mit gewaltiger Anſpannung ſeiner Kriegskraft und merkwürdiger Ausdauer den gebirgigen Iſthmus, welcher das ſchwarze Meer vom Caſpiſee trennt, zu erobern und zu behaupten verſucht. Es hat in einer dreifachen Linie militairiſcher Poſten ſeine Verbindung mit den Provinzen am Rion, Kur und Araxes geſichert, in beiden Binnenmeeren Werften und Kriegshäfen gebaut und ſeine Flagge zur alleinherrſchenden gemacht. Für dieſen Aufwand von Opfern, welchen der dauernde Kriegszuſtand im Innern des Kaukaſus

auf einer unnatürlichen Höhe erhält, ſind die bis jetzt dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen transkaukaſiſchen Länder kein hinreichendes Aequivalent. Um die Vortheile des Beſitzthumes mit der zur Behauptung desſelben nothwendigen Anſtrengung in ein richtiges Gleichgewicht zu bringen, iſt Rußland durch den Drang des ſtaatlichen Bedürfniſſes auf neuen Länderzuwachs in Aſien, auf die Eroberung beſſer rentirender Provinzen und reicher Colonien, welche ihre Südproducte gegen ſeine nordiſchen Erzeugniſſe austauſchen, angewieſen. Es hat ſich mit empfindlichen Koſten in den Beſitz der Durchgangspforten zwiſchen Europa und Aſia geſetzt. Das ganze Unternehmen wäre ſinnlos und für die Finanzen Rußlands verderblich, wenn es dieſe Opfer nur gebracht hätte, um an dem Eingange von Centralaſien ſtille zu ſtehen, wenn es ſich hier mit der bloßen Perſpective der reichen und geſegneten Länder im Süden begnügen würde, zu welchen es ſich ſeit einem halben Jahrhundert mit unermeßlichem Aufwand ſeiner Kräfte den Weg gebahnt.

Die ſchwache zerrüttete Perſermacht kann zur Abtretung von Gilan, Maſenderan und Aſerbeidſchan gezwungen werden, ſobald es einem ehrgeizigen ruſſiſchen Herrſcher gelüſtet, ſein Reich bis an den Kizil-Ozen und bis an die Alburskette nordwärts von Teheran auszudehnen. Peter der Große hatte einen Theil dieſer Länder bereits beſeſſen. Der ruſſiſche und gruſiniſche Adel in Tiflis ſchmollt noch heute dem Kaiſer Nicolaus wegen der unzeitigen Mäßigung, die er bei ſeinem Friedensſchluß mit dem Hofe von Teheran gezeigt. Man konnte in Tiflis, wo ein Generalſtatthalter mit unbeſchränkter Gewalt die Perſon des Kaiſers vertrat, die Räumung von Tabris und der fruchtbaren Gegenden am Urmiaſee, welche Paskewitſchs ſiegreicher Degen erobert hatte, die Zurückgabe einer Provinz, welche dem Handel und der Induſtrie Rußlands den

gewinnreichſten Markt öffnete, das Preisgeben der Intereſſen Transkaukaſiens, das Zurückſtoßen der flehenden Hände jener Chriſtenvölker am Urmiaſee, die Verzichtleiſtung auf den ſchönen Küſtenſtrich im Süden des kaſpiſchen Meeres, deſſen Beſitz der ruſſiſchen Schifffahrt vom höchſten Nutzen wäre — man konnte dieſe höchſt uneigennützige Politik, welche nach einem ſo glücklich geführten Krieg mit geringem Länderzuwachs und ſehr mäßiger Geldentſchädigung ſich begnügte, nicht begreifen. Jene Politiker, welche in allen Handlungen der Petersburger Cabinetspolitik ſtets das Reſultat der weiſeſten Entſchlüſſe, der feinſten Berechnung und des ſchärfſten Zukunftsblickes bewundern zu müſſen glauben, wollten dieſe auffallende uneigennützige Mäßigung nicht durch den Mangel an Ehrgeiz und Ruhmesdurſt auf dem Newathrone, nicht durch eine dort vorwaltende bornirte Anſicht von der ruſſiſchen Weltmachtſtellung und der nothwendig activen Rolle Rußlands in Aſien, ſondern durch die tiefſten ſtaatsmänniſchen Motive erklären.

Rußland hat zur Ausbreitung ſeiner Herrſchaft in Aſien die Wahl zweier Wege. Es kann die ſüdlichen Grenzländer erobern, ſie ſeinem ungeheueren Gebietskörper direct einverleiben, die neuen Provinzen in ruſſiſche Formen zwängen, die Völker in ruſſiſcher Manier beherrſchen, discipliniren, an regelmäßige Steuern und Recrutirung gewöhnen und nach jedem Jahrzehent die Süd- und Oſtgrenzmarken bis zum nächſten Flußgebiet oder Gebirgsſyſtem vorwärts rücken. Auf dieſe Weiſe kann es die Tartaren, Kurden, Iranbewohner, Afghanen und alle ſeßhaften oder nomadiſirenden Miſchlingsvölker zu beiden Seiten der großen Karawanenſtraße zwiſchen Tabris und Kabul zu unterwürfigen, ſtabilwohnenden und ſteuerzahlenden Ackerleuten verwandeln oder ſie in beſoldete und dienſtthuende Kriegerhorden einregimentriren, ſie in mahomedaniſche Koſa-

ken verwandeln, welche zur Bändigung und Disciplinirung ihrer Nachbarſtämme die Rolle der zahmen Elephanten gegen die wilden ſpielen würden.

In dieſer Art und mit ſolchen Mitteln hat Rußland die einſt ſo gefürchteten Koſaken der Ukraine, des Don und des Ural ſich dienſtbar gemacht, auch auf die Nogaier, Baskiren, Kalmücken, Kirgiſen und die meiſten ehedem wandernden Steppenvölker Sibiriens ſeine militairiſche Dreſſur ausgedehnt, ſie ihrer vagabundirenden Lebensweiſe gewaltſam entwöhnt. Es gibt jetzt nicht weniger als 32 orenburgſche und ſibiriſche Koſakenregimenter, welche großentheils aus Völkern zuſammengeſetzt ſind, die von der ruſſiſchen Sprache nur die militairiſchen Commandowörter verſtehen. Mit Inbegriff ſeiner Militaircolonien kann Rußland eine Cavalleriemaſſe von 435,000 Reitern aufbieten, welche ziemlich gut disciplinirt und dreſſirt, auch in hohem Grade mobil ſind und jeden Augenblick bereit wären, auf den Commandoruf des Herrſchers an der Newa ſich in jede Weltrichtung kämpfend und erobernd zu ſtürzen. In einer geordneten Feldſchlacht Europa's würden dieſe Reitermaſſen ſicherlich nicht die Thaten König Joachims des „ſchönen Einhauers" wiederholen, aber in den Steppenländern Hochaſiens wären ſie trefflich geeignet über die wilden nicht unterworfenen Völker die Schlinge zu werfen, ſie zuſammenzutreiben und zu bändigen wie der Tabunſchick ſeine wilden Pferde. Von der Lena bis zum Araxes ſtarren heute die Phalangen dieſer lanzenbewaffneten Centauren, deren Stärke die militairiſche Disciplin verzehnfacht hat und die unter einem Führer welcher ihren Geiſt erkennt, die mongoliſchen Wundergeſchichten aus dem Mittelalter wenigſtens in Aſien jeden Augenblick erneuern könnten.

Bei einem Syſtem der mähligen Ausdehnung gegen Centralaſien würde ein Jahrhundert und bei einem entſchiedenen Er-

oberungsſyſteme, bei einer Anſpannung aller gewaltigen militairiſchen und finanziellen Reſſourcen, welche Rußland heute mehr für weſtliche Pläne vergeudet, ein halbes Jahrhundert genügen, die Grenzmarken des großen Reiches bis an die Thore des Pendſchab vorzuſchieben und die ruſſiſche Adlerfahne auf die Höhen des Hindu-Kuſch zu pflanzen. Jenes Syſtem mag einem Herrſcher beſſer gefallen, welcher mehr für die Machtvergrößerung ſeiner Thronfolger als für ſeine eigene baut, den in den Nebelluften des Ladogaſee's, in den Granitſälen ſeines Winterpalaſtes nicht der Hauch ſüdlicher Lüfte reizt, der ſeinen aufmerkſamen Blick und ſeine Herrſcherſorgen mehr dem Weſten zukehrt, dem mehr daran zu liegen ſcheint, die Freiheitsideen des Abendlandes von ſeinen Grenzen zu verjagen und die Demokraten am Rhein niederzuwerfen, als den Helden und Herrn im Morgenlande zu ſpielen, als das Erbe des großen Mogul in Beſitz zu nehmen und als Revanche für Lord Palmerſtons verwegene Propagandapolitik die Rothröcke in das indiſche Meer zu ſchleudern.

Aber die Herrſcher, ihre Neigungen und Gedankenrichtungen ſind vorübergehend und vergänglich wie alle guten und ſchlimmen Erſcheinungen dieſer Welt. Ein Nachfolger des Kaiſers Nicolaus kann Rußlands providentielle Rolle in Europa und Aſia anders auffaſſen, kann die weſtlichen Ideen jenſeits ſeiner Grenzen gähren und ſchäumen laſſen, ſo viel ſie vermögen, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern, kann ſeine kriegeriſchen Gelüſte lieber dem Indus und Ganges, als dem Rhein und der Seine zukehren. Hat doch Rußland außer jenem Syſteme der ſucceſſiven Unterwerfung und Einverleibung der morſchen Staaten zwiſchen dem Araxes und Indus noch die Wahl eines andern Weges, welcher auf die Phantaſie eines jugendlichen, feurigen, ruhmdürſtenden Herrſchers ſirenenartig wirken könnte.

Dienſtbare Zwiſchen- und Kleinſtaaten und gehorſame Vaſallen an der aſiatiſchen Königsſtraße zu dulden oder zu ſchaffen, wäre vielleicht dem Staatsintereſſe Rußlands und ſeinen fernſichtigen gigantiſchen Planen erſprießlicher als unmittelbare Unterwerfung und Einverleibung. Jeder neue Feldzug in ſüdlicher Richtung unternommen, würde den Dynaſten Perſiens und Afghaniſtans die Waffenüberlegenheit Rußlands offenbaren und ſie zwingen, um die Protection und Freundſchaft einer Macht zu buhlen, von deren Großmuth ihre Exiſtenz abhängt. Rußlands ſtarkes Schutz- und Trutzſchwert in den Händen eines begabten Führers wie Jermoloff oder Zizianoff im Bunde mit jener ſlaviſchen Diplomatenliſt und Feinheit und unterſtützt von dem klingenden Zaubermittel, welches die ruſſiſchen Agenten von Schaffiroff bis auf Titoff ſo meiſterhaft zu verwenden wußten — dieſe im Orient allgewaltigen Mächte würden den Ruſſen noch ungleich ſchneller den Weg nach der Grenze Indiens bahnen als der Verſuch einer Eroberung und directen Beherrſchung der Zwiſchenländer. Der ſchwache Schah würde, um ſeinen Thron zu retten, vielleicht auch in der Hoffnung, aus dem Bunde mit dem ſtarken Protector ſelbſtſüchtigen Gewinn zu ziehen, einer ruſſiſchen Armee den Marſch nach Indien durch perſiſches Gebiet nicht verwehren, ja ſelbſt ein eigenes Hülfscorps bei dieſem Unternehmen betheiligen, wenn der Zar ihm dieſe Forderung mit dem Schwerte in der Hand ſtellte. In ähnlicher Lage ſind auch die afghaniſchen Fürſten in Kandahar und Kabul. Zu ſchwach, dem ruſſiſchen Koloß den Weg zu verrennen, würden ſie zweifelsohne lieber an ſeiner Seite gehen wollen, als von ihm niedergetreten werden. Im Falle ihres Widerſtrebens aber würde die erſte Demüthigung durch ruſſiſche Waffenübermacht hinreichen, ſie in eben ſo gehorſame Vaſallen zu verwandeln wie die Fürſten Transkaukaſiens, wie Michael Bey

von Abchaſien und den David Dadian von Mingrelien. Bei den gegenwärtigen Machtverhältniſſen in Aſien wären die vorbereitenden Kriegsunternehmungen weniger Jahre genügend, einer ruſſiſchen Invaſion den Weg nach Indien zu bahnen, wo dann das Kriegsglück zwiſchen den beiden Weltmächten entſcheiden würde.

Alle Kenner der ruſſiſchen Verhältniſſe ſtimmen darin überein, daß in die Hände des Kaiſers Nicolaus, welchem Rußland die Feſtigung und Ausdehnung ſeiner militairiſchen Organiſation verdankt, eine Gewalt gelegt iſt, wie ſie vor ihm kein Souverain irgend eines Staates, irgend einer Zeit beſeſſen. Die Geſchichte liefert kein zweites Beiſpiel eines Reiches von ſolcher Ausdehnung, wo alle Hülfsquellen der Wiſſenſchaft und der mechaniſchen Künſte Europa's in furchtbarem Bunde mit dem mongoliſchen Geiſte der unbeſchränkteſten Völkerhingebung und der Vergötterung des Herrſchers einem einzigen Willen blindlings folgen, wo alle Federn der Rieſenmaſchine dem Drucke einer einzigen Hand gehorchen und alle Räder auf dem ungeheueren Raume in der Richtung ſich ſchwingen, die ihnen dieſe Hand vorſchreibt. Der engliſche Verfaſſer der „Enthüllungen über Rußland," welcher tiefere Blicke in die Zuſtände dieſes Reiches geworfen als irgend ein anderer Beobachter vor ihm, bemerkt: daß die Machtelemente eines Seſoſtris und Xerxes, eines Attila und Timur lange nicht jenen gleichkommen, über welche heute der Kaiſer Nicolaus verfügt. Der Marquis Cuſtine meint, daß der Padiſcha in Stambul, der Kaiſer in Peking und der Kubo in Japan lange nicht die gleiche unbeſchränkte Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen haben als der ruſſiſche Zar. Fünfzig Millionen ſeiner Unterthanen verehren ihn als den „Stellvertreter Gottes auf Erden," wie ihn das ruſſiſche Gebet nennt. Keine Schranke ſteht ſeiner

Gewalt im Wege, nicht einmal die öffentliche Meinung in einem Lande, wo ſolche nicht exiſtiren kann, auch nicht der ruſſiſche Adel, deſſen Macht längſt gebrochen iſt. Der Leibeigene betet den Kaiſer mit demſelben Grade von Ehrfurcht und Liebe an als er ſeinen Gutsherrn in der Regel haßt. Ein Adelsaufſtand in Rußland würde auch ohne militairiſche Intervention dasſelbe Ende finden wie die polniſche Adelsbewegung in Galizien im J. 1846. Wenn daher morgen einem ehrgeizigen Herrſcher auf dem Newathrone in den Sinn käme, von ſeinem Volke die äußerſten Opfer zu fordern, um das glänzende Erbe von Byzanz in Beſitz zu nehmen oder die lockenden Wunderländer am Ganges zu erobern, würde der Adel aus Furcht und Wohldienerei, der Bauer aus begeiſterter Hingebung für ſeinen Kaiſer und alle Stände aus gemeinſchaftlichem Patriotismus, den die Slaven als jugendlichere Völker in ganz anderer Wärme beſitzen als Deutſche und Romanen, bereit ſein, der Ausführung der großartigen Plane ihres Kaiſers den letzten Rubel und den letzten Blutstropfen zum Opfer zu bringen.

„L'empire du monde est dévolu désormais non pas aux peuples turbulents, mais aux peuples patients.“ Ein geiſtreicher Legitimiſt Frankreichs, der die Mehrzahl der Völker Europa's auf ihren verſchiedenen Culturſtufen kennen lernte, hat dieſe Weisſagung in Moskau ausgeſprochen, inmitten des Grauens, das ihm der Anblick einer grenzenloſen Herrſchergewalt und eines von Sclavenſinn trunkenen Volkes einflößte (d'un peuple ivre d'esclavage). Den ſtrengen Monarchiſten, den Mann von vielen Ahnen entſetzten dort die äußerſten Conſequenzen des abſolut-monarchiſchen Princips, die Stimmung der Gemüther wie die ſchauerliche Schickſalsbeſtimmung eines Volkes, dem eine nebelumflorte Nordſonne Licht und Freude verſagt und deſſen Gefühle im Entſtehen hinſinken wie der fahle Glanz ihres

matten Sternenhimmels. Nur zu Invaſionen, nur zur Vollziehung der Strafgerichte Gottes, meinte dieſer Legitimiſt, ſeien jene Völker berufen, um in gewiſſen Zeiträumen die Geißel des Weltrichters zu ſchwingen und mit ihrer unverwitterten Barbarenkraft die durch Sonne und Leidenſchaften verſengten und durch eine weichliche Cultur entarteten ſüdlichen Racen wieder aufzufriſchen.

Aehnliche Anſichten über dieſe Weltbeſtimmung des Nordens und Nordoſtens hat der Panſlaviſt Mickiewicz laut werden laſſen und im Hinblick auf die ungeheueren Kräfte, die in jener Weltrichtung ſchlummern, das civiliſirte Abendland gewarnt: daß es noch nicht Zeit ſei, den Degen zur Pflugſchar umzuſchmieden und die Caſernen in Arbeitshäuſer und fromme Stiftungen zu verwandeln. Das Geheimmittel, das nach ſeiner Anſicht in Rußland den ſtaatlichen Koloß und alle militairiſchen und adminiſtrativen Wunder hervorbrachte, war der ſogenannte „ruſſiſche Ton," d. h. der Schrecken, den die Dynaſtie Romanzoff einführte und der das harte finniſche (großruſſiſche) Element zermalmte und mit dem kleinruſſiſchen vermengte, den Moskowiter mit dem Koſaken verſchmolz, die wilden Steppenvölker bändigte, Tartaren und Mongolen, deren Häuptlingen einſt die Großfürſten in Moskau die Hand geküßt, zu ſtummen und getreuen Unterthanen machte und jenes unermeßliche Reich in Aſien, welches der Koſakenhetman Jermak dem moskowitiſchen Großfürſtenthum eroberte, in eine höchſt nützliche Staatsanſtalt halb Caſerne halb Gefängniß verwandelte. Die Weihe dieſes Schreckenſyſtems gab Peter der Große ſeinem nach deutſchem Muſter organiſirten und nach ſeiner eigenen Erfindung disciplinirten Heere, aber die Geheimlehre desſelben hatte ſich auf ihn von ſeinen Vorgängern vererbt und dieſe ſollen ſie, nach der Meinung ſlaviſcher Geſchichtſchreiber, den Mongolen und ihren fürchterlichen Herrſchern abgelauſcht haben.

Als Dſchengis-Chan — ſchreibt der ſlaviſche Hiſtoriker, deſſen Anſchauungen wir hier folgen — nach vielen Tagen und Nächten, welche er in Faſten und Gebet und in der Berathung mit Geiſtern zugebracht, von den Steppen Hochaſiens herabſtieg, um ſeine Miſſion zu erfüllen, erklärte er ſich zur Rache des Himmels beſtimmt und ließ das gräßliche tartariſche „Halla“ ertönen, vor welchem zwei Welttheile zitterten. Man weiß aus der Geſchichte ſeiner Invaſionen, welch Grauſen dazumal alle Gemüther befiel. Man kann ſagen, daß der mongoliſche Ton eine unerklärliche Wirkung hatte, die den Gegnern alle Faſſung und Kraft benahm, ſie in eine gewiſſe Erſtarrung verſetzte. Die Waffen entſanken den Händen der Krieger, die Fürſten flüchteten weit weg, um nicht das tartariſche Kampfgeheul zu hören. Die moskowitiſchen Großfürſten, lange unter das Mongolenjoch gebeugt, lernten ihnen zuletzt dieſen Ton ab und als ſie dann ſelber: „Halla“ riefen, da erbebten zuerſt das Fürſtenthum und das Volk von Moskwa, dann die Nachbarlande. Das iſt, was die ſlaviſchen Schriftſteller den „ruſſiſchen Ton“ nennen und in den das Myſterium der ruſſiſchen Macht gebannt liegen ſoll.

Iwan Waſſiljewitſch der Schreckliche berühmten und in Rußland geſegneten Angedenkens verſtand es bereits dieſen Ton in einer früher nur von den Mongolenfürſten gekannten Virtuoſität zu ſpielen. Daher glückte ihm auch alles, daher war er auch einer der Schöpfer der ruſſiſchen Größe und konnte Thaten vollführen, welche ein Batu-Chan, ein Tamerlan, ein Murad nicht wagten und ein Claudius und Nero nicht träumten. Iwan hatte in ſeinem ſogenannten „Kloſter“ mit den Unholden, die ihn umgaben, ſein halbes Leben zugebracht, alle erdenklichen Qualen für ſeine treuen Unterthanen zu erfinden, Adelige wie Plebejer zu Tauſenden und Hunderttauſenden auf die raffinirteſte Weiſe zu todt zu martern, mit einem eigenthümlichen Hu-

mor alle hölliſchen Torturen zu erfinden und zu vollführen. Und dabei war Iwan Waſſiljewitſch populär und geliebt von allen Ständen wie ſelten ein Fürſt. Als er ſtarb, beweinte ihn das ganze Volk. Bei der Kunde ſeines Todes lief die Bevölkerung Moskau's in den Straßen herum, wehklagend und Thränen vergießend, heulend vor Verzweiflung. Selbſt die Familien der hingemordeten Opfer waren untröſtlich vor Jammer und legten Trauerkleider an. Der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Karamſin, der in ihren Einzelheiten die Geſchichte Iwans erzählt und mit hiſtoriſchen Beweiſen belegt, läßt hier ſeine Feder vor Verwunderung ſinken. Er weiß ſelbſt nicht, wie er dieſe Popularität, dieſe Anhänglichkeit und Treue des ruſſiſchen Volks für einen ſolchen Fürſten deuten ſoll. Adam Mickiewicz tritt für ihn mit der Erklärung ein: die inſtinctmäßige thieriſche Zuneigung ganz ohne Zuſammenhang mit irgend einem von den Europäern gekannten Gefühl ſei auf die Moskowiter von den Mongolen übergegangen, die ſich um ihren Führer thieriſch ſchaaren wie eine Tabune wilder Steppenroſſe um den „Führerhengſt." Bekanntlich folgt dieſem Patriarchen blindlings die ganze Heerde und wenn er fällt, weiß ſie nicht wie und wohin ſie ſich wenden ſoll und zerſtreut ſich bewußtlos.

Einen gleichen Meiſter im Spielen des „ruſſiſchen Tones" haben die ſpäteren Jahrhunderte nicht mehr hervorgebracht, aber alle Nachfolger Iwans haben etwas von ſeiner Virtuoſität geerbt, am meiſten Peter der Große, der aber dazu einige veränderte Noten componirte und die Streliţen, welche jener eingeführt, niederſchmetterte. Das was früher die Slaven aufrüttelte: der Schall des lithauiſchen Horns, die mongoliſchen Hallas ſind ſeitdem durch das Befehlswort Ukas vertreten. Dieſes Wort übt auf die Slaven des Nordens dieſelbe Wirkung aus. Es macht ſie vor Schrecken erſtarren oder treibt ſie vor-

wärts, es erlaubt den Ruſſen nicht ſich in den geographiſchen Grenzen ihres Staates einzuſchließen; ſie müſſen ſich auf die Tartaren oder Tſcherkeſſen werfen, ſich nach der Donau oder nach dem Oxus bewegen, ſie müſſen gegen Teheran oder Konſtantinopel marſchiren. Der Geiſt des Herrſchers regiert, der Geiſt des Herrſchers iſt der Hebel jeder That, iſt ihr einziges Ziel. Alles was lebt, muß dienen. Der „Dienſt“ iſt die Tagesordnung geworden. Wer ſeinem Herrſcher durch mehrere Generationen hindurch nicht dient, wer keinen „Tſchin“ oder Dienſtrang hat, geht in Rußland bekanntlich ſeines Adels verluſtig und wird dem Sclaven gleich betrachtet. Auch die ächten Dichter Rußlands wie ſeine ächten Helden und Heerführer haben dieſen eigenthümlichen, kraftvollen und ſchauerlichen Ton anzuſtimmen gewußt: Derzawin wie Puſchkin, Zizianoff wie Suwarof und niemand kann läugnen, daß ſie damit gewaltigen Erfolg hatten. Selbſt die einſichtsvollen Anhänger des Conſtitutionalismus und der Demokratie müſſen dem Abſolutismus eine gewiſſe Kraft zuerkennen, welche Freiheit und Enthuſiasmus nicht ganz zu erſetzen vermögen. Der unumſchränkte Deſpot kann, wenn es ſich um Realiſirung großartiger Tendenzen und um Vollführung ehrgeiziger Entwürfe handelt, von ſeinen Völkern Opfer erzwingen, welche ſelbſt in einem verhältnißmäßig ſo armen Staate wie Rußland der Regierung mehr Reſſourcen in die Hände liefern als die freiwilligen Opfer des Patriotismus in freien Ländern wie England und Nordamerika. Der Patriotismus hört überhaupt auf und wird bei den meiſten durch den natürlichſten Egoismus verdrängt, ſobald es ſich um die Hingabe des letzten Sparpfennigs und des letzten Blutstropfens auf dem Altar des Vaterlandes handelt. Dieſe Selbſtſucht der Mehrzahl, welche in gealterten Staaten viel tiefer wurzelt und allgemeiner verbreitet iſt als in jugendlichen kann viel-

leicht nur durch jenen „ruſſiſchen Schreckenston“ bezwungen werden, welchen wir nach Mickiewicz ſo nennen, gleichviel ob derſelbe aus der Kehle eines Iwan Waſſiljewitſch oder Maximilian Robespierre dringt.

Das mächtige England iſt bei all' ſeiner Größe und Blüthe nicht in der Lage, den erzwungenen äußerſten Anſtrengungen Rußlands zum Angriff freiwillig die gleichen Mittel des Widerſtandes entgegenſtellen zu können. Seine europäiſchen Truppen in Indien betragen gegenwärtig kaum 45,000 Mann, alſo nicht über ein Sechstheil der drei Armeen von Bombay, Madras und Bengalen, welche mit Inbegriff der Heeresabtheilungen in Heyderabad und im Pendſchab zuſammen eine Stärke von 264,000 Mann haben. In dieſen drei Armeen kommen eigentlich nur ſechs europäiſche auf 252 eingeborne Regimenter, die ſogenannten Sipahis oder Sepoys. Die königlichen Truppen bilden 30,000 Mann ſtark ein beſonderes Armeecorps. Sämmtliche bewaffnete Nationalbriten, welche zur Verfügung des Generalſtatthalters von Calcutta ſtehen, betragen kaum den dritten Theil der Heeresmaſſen von Nationalruſſen, welche Kaiſer Nicolaus blos in und um den Kaukaſus, alſo nahe der perſiſchen Grenze ſtabil beiſammen hält. Nur ſolange der Kern jener national-britiſchen Truppen beſteht, können ſich die britiſchen Generale auch auf die Treue, Ergebenheit und Tapferkeit der Sepoys verlaſſen. In allen Kämpfen und Beſchwerden müſſen erſtere voran gehen, in den größten Gefahren müſſen ſie, die Eingebornen ermuthigend, an der Spitze ſtehen. Nur durch die europäiſchen Truppen iſt Englands gewaltige Macht in Indien gegründet worden, nur durch ſie wird ſie auch erhalten, wie alle Kenner ziemlich übereinſtimmend verſichern. Das britiſche Offiziercorps der indiſchen Armee iſt vortrefflich. Ein unparteiiſcher, ſachverſtändiger Beobachter und Kenner der meiſten

Armeen Europa's, Leopold von Orlich, der ein ſchätzbares Reiſewerk über Indien geſchrieben, verſichert, daß dieſes zahlreiche Offiziercorps (820 Stabs- und 5500 Subalternoffiziere) in Beziehung auf militairiſchen Geiſt und Tüchtigkeit ſeines Gleichen in der Welt nicht habe, daß er ſo viel gegenſeitige Aufopferung wie bei den Offizieren und Soldaten des britiſch-indiſchen Heeres in keiner Armee gefunden habe. Lebensfriſche, Thatendurſt, Unabhängigkeitstrieb, Selbſtvertrauen und ein praktiſcher Sinn charakteriſiren recht eigentlich die engliſchen Offiziere.

Aber bei all' der Tüchtigkeit des Offiziercorps wie der militairiſchen Einrichtungen in Indien iſt das numeriſche Mißverhältniß zwiſchen den europäiſchen und den eingebornen Truppen zu groß, um der britiſchen Herrſchaft eine hinreichende Garantie ihrer Feſtigkeit und Dauer zu gewähren. Nur 45,000 Europäer herrſchen dort über hundert Millionen Aſiaten. Bis jetzt iſt England aus allen Kriegen gegen die eingebornen Fürſten ſiegreich hervorgegangen, nur gegen die Afghanen hat es den Kampf aufgegeben. Aber die eigentliche Prüfung und die größte Gefahr werden kommen, wenn es einmal gilt, ſtatt den Sikhs oder Mahratten einem ebenbürtigen Koloß, einem mächtigen Eroberer auf indiſchem Boden die Spitze zu bieten. Wenn einmal zu den Seuchen, welche nach Orlichs Mittheilungen faſt alljährlich die Reihen der Europäer in Indien furchtbar lichten, ſich einmal die ruſſiſchen Kugeln und die Lanzenſpitzen überlegener Reiterſchwärme geſellen, da iſt es höchſt zweifelhaft, ob die Hingebung der Sepoys lange Stich halten wird. Die Mahomedaner, welche einen beträchtlichen Theil der indiſchen Armee ausmachen, ſind überdieß viel weniger verläßlich als die Hindus und werden von ihren andersgläubigen Chefs und Cameraden mit mißtrauiſchen Augen bewacht. In dieſem gefährlichſten

Element der indiſch-britiſchen Herrſchaft liegt vielleicht auch bei der nächſten großen politiſchen Kriſe der erſte Keim ihres Verderbens.

„Die Mahomedaner Indiens, ſchreibt Orlich, ſowohl in der Armee als in Städten und Dörfern unter britiſcher Hoheit, ſo wie der fremden Staaten, ſind überall dieſelben. Sie gehören zu einer großen Familie, vereinigt durch gleiche Religion und gleiche Intereſſen, und werden ſtets bereit ſein, mit ihren Dienſten und ihrem Gelde ihre Nationalſache zu vertheidigen. Religion und Regierung des Mahomedaners ſind niemals getrennt von einander und er wird es nimmer vergeſſen, daß ſeine Obergewalt in Indien von den Briten über den Haufen geſtürzt worden iſt. Die Augen der ganzen mahomedaniſchen Bevölkerung Indiens werden nach dem gerichtet ſein, welcher einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen predigt, und in dem entfernteſten Dorfe des Deccan wird man mit eben ſo ängſtlicher Spannung und Theilnahme den Ausgang verfolgen und unterſtützen als in Calcutta oder Delhi. Zeichen einer ſolchen Stimmung ſind mehrfach vorgekommen, ſelbſt in der Armee haben ſich Geſinnungen der Art ſichtbar gemacht.“ Orlich fügt dieſen Mittheilungen freilich bei, daß die treffliche Disciplin in der indiſchen Armee einen Abfall der mahomedaniſchen Truppen ſehr erſchweren würde, daß auch, ſolange keine Macht vorhanden ſei, an die ſie ſich anſchließen könnten, eine gemeinſame Erhebung der Mahomedaner im Lande nicht zu fürchten wäre. Aber ſchon das Daſein dieſer unverſöhnlichen Stimmung der Mahomedaner gegen die Sieger und Herren des Landes erſcheint der aggreſſiven Stellung Rußlands in Aſien gegenüber als ein bedenkliches Symtom der indiſch-britiſchen Herrſchaft.

Daß nur durch eine anhaltende und mächtige Unterſtützung von Seite des Mutterlandes die indiſch-britiſche Herrſchaft halt-

bar ſei, iſt eine Thatſache, welche noch kein Kenner der dortigen Verhältniſſe zu verneinen wagte. Schon der letzte Krieg am Sutleſch war für die britiſchen Generale eine herbe Prüfung. Rundſchit-Singhs Soldateska, obwohl ſeit dem Tode dieſes ſtaatsklugen und energiſchen Fürſten und ſeit der Entfernung ſeiner europäiſchen Exerciermeiſter ziemlich desorganiſirt und der Disciplin entwöhnt, ſetzte der ſieggewohnten britiſchen Armee doch einen Widerſtand entgegen, wie ihn dieſelbe ſeit den Tagen Tippo Saibs auf indiſcher Erde nie erfahren hat. Erſt nach den blutigſten Anſtrengungen wandte ſich der ſchwankende Sieg auf Seite der Briten. Wenn zu einer Erſchütterung, welche die engliſche Herrſchaft mehr als einmal auf indiſchem Boden ſelber getroffen, noch der feindliche Stoß eines an Stärke ebenbürtigen Koloſſes von jenſeits der Grenzen kommen würde, ſo dürfte dort eine Kataſtrophe kaum mit Anſpannung aller Kräfte zu vermeiden ſein. Gegen eine Macht, welche an Reiterſchaaren allein die doppelte Zahl der Krieger als ſämmtliche Waffengattungen der indiſch-britiſchen Heere betragen auf den Kampfplatz ſchleppen kann, wäre der Sieg ungleich ſchwerer zu erfechten als gegen Mahratten und Sikhs. Auch könnte Rußland den Untergang von mehr als einer Armee verſchmerzen und doch immer wieder neue Schaaren auf den Kampfplatz hetzen. Seine Militaircolonien, ſeine Steppenländer ſind unverſiegbare Werkſtätten zur Hervorbringung gedrillter Soldaten. Von der Ukraine bis zu den Kirgiſenſteppen könnte der Commandoruf von der Newa, der ruſſiſche Ton immer neue Heeresmaſſen aus der Erde ſtampfen, welche in ſtummem Gehorſam zur Muskete greifen oder auf den Sattel ſich ſchwingen würden. Jenes ruſſiſch-mongoliſche Hurrah und Halla würde dem Bam-Bam-Magadu der Sepoys in den blühenden Indusgauen antworten und es iſt zweifelhaft, ob das melodiſche Kriegsgeſchrei der

beſoldeten Söhne dieſes milden Südvolks gegen das wilde Schlachtgeheul jener nordiſchen Barbaren die rechte Kraftprobe aushielte.

Das indiſch-britiſche Heer kann einen ſtarken Verluſt der europäiſchen Truppen nicht ertragen ohne auseinander zu gehen. Mit der Vernichtung der 30,000 königlichen Rothröcke wären dem britiſchen Rieſen dort die Sehnen durchſchnitten. Die europäiſchen Regimenter ſind die Grundpfeiler jenes fabelhaften Staatsgebäudes unter deſſen gewaltigem Dach hundert Millionen Menſchen wohnen. Der Sepoy iſt nur ein Miethling, welchem jeder Chriſt gleichviel ob Engländer oder Moskowite in gleichem Grade unrein erſcheint, der unter keiner Bedingung mit ihm aus derſelben Schüſſel eſſen würde, gleichwohl aber für Geld und Rationen ihm ſo lange treu dient als er der Stärkere iſt und als Herrſcher des Landes Indiens Religion und Kaſtenweſen unangetaſtet läßt. Für monatlich neun Rupien würde der Sepoy ſeinen Leib eben ſo gerne auch dem Selbſtherrſcher aller Reußen verſchreiben und für ihn gewiß ſich ſo tapfer ſchlagen als für die Königin von Großbritannien, die er ſo wenig kennt als jenen. Politik und Geſchichte ignorirt der Sepoy; er kennt nur ſeinen Brahma, ſeine Kaſte und ſeine Familie. Ob der fernwohnende Souverain und der in ſeinem Namen gebietende Generalſtatthalter engliſch oder ruſſiſch ſpricht, ob jener in London oder St. Petersburg haust, ob Willkür und Laune oder Parlament und Geſetze ſeine Befehle dictiren iſt dem indiſchen Sepoy völlig unbekannt und gleichgültig.

Wir faſſen den Stand der Dinge in Centralaſien mit wenigen Worten zuſammen. Rußland iſt auf aſiatiſchem Boden in ſeinem eigentlichen Element wie England auf dem Ocean unverwundbar, ja faſt unantaſtbar. Seine Achillesferſe ſteht auf dem Boden Europa's nahe der Weichſel, doch umhüllt von ſie-

benfachem Eiſenpanzer. Einen Angriffskrieg von britiſcher Seite hat Rußland in Aſien nie zu fürchten. Rauhe Gebirgsveſten, unwirthbare Wildniſſe und Steppen ſchützen hier ſeine Grenzen eben ſo ſicher als der kriegeriſche Geiſt der Grenzbevölkerung und der zahlloſen Reiterſchaaren. Rußland hätte bei einem Zuge nach Indien heute geringere Hinderniſſe zu beſeitigen als alle früheren Eroberer, welche dieſe Richtung genommen. Alexander, Timur und Nadir-Schah mußten auf dem Wege ſchon einen weit ſtärkeren Widerſtand bewältigen als ihn heute ruſſiſche Invaſionsheere in den geſchwächten, zerrütteten und militairiſch ohnmächtigen Zwiſchenſtaaten finden würden. Der Beiſtand der Könige von Perſien und Afghaniſtan zu einem ruſſiſchen Zuge gegen Britiſch-Indien iſt um ſo wahrſcheinlicher, als dieſe Fürſten ihre Schwäche gegen Rußland kennen und fühlen und nur die Wahl hätten, dem Eroberer ſich anzuſchließen oder von ihm zermalmt zu werden. Die Hinderniſſe der Natur auf einem ſolchen Heereszuge ſind für Rußland unbedeutend, ein Bund mit den Zwiſchenſtaaten würde die Hinderniſſe der räumlichen Ausdehnung mindern.

Ein Kaiſer von Rußland, welcher über Eigenthum und Leben von ſechzig Millionen an ſclaviſchen Gehorſam gewöhnte Unterthanen verfügt, könnte Heeresmaſſen über den Indus führen, die an Zahl den vereinigten indiſch-britiſchen Streitkräften von Bombay, Madras und Bengalen nicht nachſtehen würden und vor ihnen den unermeßlichen Vortheil voraus hätten, daß der größere Theil von ihnen aus Nationalruſſen beſteht, während in Indien nur ein ſehr kleiner Armeekern ächt engliſch iſt. Die moslemiſchen Elemente eines ruſſiſchen Invaſionsheeres wären von unberechenbarem Gewicht bei Verwendung in Ländern, deren mahomedaniſche Bevölkerung den Verluſt der

tonischer Berserkerwuth sich plötzlich dieser streitbaren Völker bemächtigte, wenn die hervorragendsten Usden aller Tokmus (Stämme) sich unter den heiligen Eichen versammelten und hier die Schwerter dem Schlachtengotte Seoseris weihten, der trotz der Einführung des Islam hier noch wie andere alte Götter sein altes Ansehen behauptet und eine größere Rolle spielt als Allah und sein Prophet. Alle klugen Versuche des Fürsten Woronzow, die westlichen Bergvölker durch materielle Vortheile, durch gewinnbringenden Handel und die Gewohnheit des Marktverkehrs zu ködern und für die russische Politik zu gewinnen, sind an dem eingefleischten Fremdenhasse, an der unerschütterlichen Freiheitsliebe und dem Unabhängigkeitssinn dieser Bergvölker gescheitert. Auch bei einer längeren Ruhe können die Russen hier keinen Boden gewinnen. Solange die Eingeborenen ihre Waffen behalten, ist an einen friedlich gesicherten Besitz des Kaukasus nicht zu denken, selbst wenn in allen Thälern des inneren Gebirgslandes Festungen erbaut und Waffenplätze angelegt würden. Nur ein völliger Ausrottungskrieg mit den ungeheuersten Anstrengungen noch viele Jahrzehnte fortgeführt, könnte vielleicht Tscherkessien und Daghestan am Ende ganz in die Gewalt der Russen bringen. Niedermetzelung oder Entwaffnung der ganzen männlichen Bevölkerung müßte der Occupation der Berge vorausgehen. Die Franzosen befinden sich den Kabylenstämmen des Atlas gegenüber in gleicher Lage.

Wenn man den Berichten glauben darf, welche im Laufe des vergangenen Sommers aus dem westlichen Kaukasus nach Konstantinopel gelangt sind, so wurde der Krieg dort in letzter Zeit blutiger als je geführt. Schamyls begeisterte Vorkämpfer, die Muriden, jene fanatische Secte, welche der berühmte Khasi Mollah stiftete und Schamyl vermehrte und ausbildete, hatten einen großen Theil der tschetschenzischen und lesghinischen Völker-

ſchaften zu einer allgemeinen Erhebung fortgeriſſen und den eindringenden ruſſiſchen Heeresſäulen jeden Fuß breit ſtreitig gemacht. Auch mit den weſtlichen Stämmen ſoll Schamyl in neueſter Zeit ein Bündniß gegen die Ruſſen zu Stande gebracht haben und jener geheimnißvolle Amin Effendi, deſſen die Erzählungen einzelner Tſcherkeſſen in Trapezunt und die Correſpondenzen aus Konſtantinopel erwähnten, nennt ſich einen Naïb des Murſchiden Schamyl. Dieſes Verſtändniß zwiſchen den Führern und Völkern in Oſten und Weſten jenes gewaltigen Gebirges, welche durch ziemlich beträchtliche Entfernung getrennt und durch Verſchiedenheit der Sprachen und des Charakters entfremdet, bisher wenig von einander wußten und noch weniger um gegenſeitige Intereſſen, Plane und Wünſche ſich kümmerten, wäre immerhin ein Ereigniß von Bedeutung für die dortigen Kriegszuſtände, die indeſſen nur einen ſehr localen Charakter haben und auf die Geſchicke des Orients, auf die Stellung Rußlands als erobernde Weltmacht in Aſien ſehr geringen Einfluß üben.

Der Kaukaſus, ein productenarmes Gebirge, hat als Beſitzthum an ſich geringen Werth. Nur ſeine Lage als Durchgangspforte zwiſchen zwei Welttheilen gibt ihm eine bedeutende Wichtigkeit. Viele erobernde Völker, welche aus Nord- und Mittelaſien in jenen älteſten Zeiten, aus denen nur ſpärliche Funken das Dunkel der Geſchichte erhellen, nach dem öſtlichen Europa gedrungen ſind, haben durch den Kaukaſus ihren Weg genommen. Von den meiſten dieſer Wandervölker ſcheinen ſich kleine Bruchtheile auf dem Marſche abgelöst zu haben und die heutigen Bewohner des kaukaſiſchen Iſthmus, Völker von ſehr abweichendem Urſprung und verſchiedenartiger Zunge gelten als die Nachkommen jener zerſprengten Wandervölker. Als Rußland ſich in den Beſitz von Georgien ſetzte, legte es zum Schutze der beiden einzigen practicablen Naturſtraßen, welche die hohe kaukaſiſche Ge-

birgsmauer durchbrechen, eine Reihe befeſtigter Punkte an. Wladi-Kawkas iſt der Schlüſſel des berühmten Engpaſſes Dariel, der am Fuße des hohen Kasbeck vorüber nach Kobi und über den Waſſerſcheider des Kreuzberges nach Tiflis führt. Eine andere Heerſtraße läuft ziemlich parallel mit der Küſtenrichtung des kaſpiſchen Meeres über Kislar, Tarki, Derbent, Kuba und trifft weſtlich von Baku mit der kachetiſchen Straße zuſammen, welche den Iſthmus auf der Südſeite der Kaukaſuskette quer durchſchneidet.

Aus dem Beſitze der feſten Plätze, welche dieſe beiden Heerſtraßen ſchützen und bewachen, haben die tapferſten und berühmteſten Anführer der Bergvölker Chaſi Mollah, Hamſad-Beg und Imam Schamyl die Ruſſen nie zu vertreiben vermocht. Beide Paſſagen dürfen gegenwärtig als vollkommen geſichert für die Ruſſen betrachtet werden. Selbſt wenn Schamyls Macht noch eines bedeutenden Wachsthums fähig wäre, würde er mit all' der Begeiſterung, all' dem Heldenmuthe ſeine Schaaren gegen die Mauern und Wälle dieſer Feſtungen nichts ausrichten können. Außer einigen leichten Bergkanonen, die er den Ruſſen abgenommen und faſt nicht gebrauchen kann, hat der Murſchide keine Artillerie. Nie haben die Bergvölker ſelbſt bei der größten Tollkühnheit ihrer Ueberfälle einen der gut befeſtigten Waffenplätze erſtürmt. Jene Kreposten, welche von den Ruſſen genommen wurden, hatten nur elende Erdſchanzen, keine feſten Mauern zur Vertheidigung. Die Ohnmacht der Bergvölker gegen die feſten ruſſiſchen Plätze, die Unmöglichkeit die ruſſiſchen Communicationen diesſeits und jenſeits des Kaukaſus abzuſchneiden, benimmt dem kaukaſiſchen Krieg, der ſonſt eine ſo intereſſante Epiſode in der Geſchichte Rußlands und der Neuzeit bildet, alle politiſche Wichtigkeit. Die Gegner Rußlands mögen mit Vergnügen ſehen, daß es innerhalb der Grenzen des großen Ruſ-

ſenreiches noch ein kleines Heldenvolk gibt, welches bis jetzt der „ruſſiſche Ton" weder erſchüttern noch verlocken konnte und das mit dem Schwerte in der Fauſt ſeit einem halben Jahrhundert gegen den Zar und ſeine Ukaſe proteſtirt. Auf den Gang der Ereigniſſe im Orient jedoch wird dieſe hartnäckig dauernde Kriegsepiſode ſehr geringen Einfluß haben. Schamyl wird mit ſeinen Lesghiern und Tſchetſchenzen weder im Stande ſein, die Ruſſen aus dem nördlichen Steppenlande zu vertreiben noch den Durchgang ihrer Colonnen durch die Päſſe zu hindern. Selbſt wenn alle weſtlichen Völker mit ihnen in Bund treten würden, könnte er den Krieg nicht anders führen als gegenwärtig, nemlich durch beſtändige kleine Angriffe, Ueberfallverſuche und Neckereien in Awarien, an den Linien des Sundſcha und des Terek, welche ſeine Naïbs mit ihren berittenen Banden zuweilen überſchreiten, aber eben ſo bald wieder umkehren nach den ſchützenden Burgen ihrer Felſen. Jeder Kampf in offenen Gegenden, wo das Terrain ſie nicht gegen die geregelte Kriegskunſt der Ruſſen begünſtigt, würde mit ihrer Niederlage enden. Rußland hat mit der Behauptung ſeiner Verbindungswege nach den transkaukaſiſchen Provinzen ſeine politiſchen und ſtrategiſchen Zwecke vollkommen erreicht. Ueber ſeine rieſigen Anſtrengungen zur Fortführung des Krieges gegen die Bergvölker im Innern des Kaukaſus könnte man ſich billig verwundern und wir haben in Tiflis ſcharfſinnige und patriotiſche Ruſſen gekannt, welche die ungeheueren Opfer, die der ruſſiſche Staat für dieſen endloſen Krieg vergeudet als ſehr überflüſſig betrachteten. Ein Drittheil der dortigen Heeresmacht würde zur Bewachung der Päſſe hinreichen. Die Koſaken am Kuban und Terek würden wie bisher ihr Land und ihre Habe gegen die Tſcherkeſſen vertheidigen. Legt der Beherrſcher Rußlands einen ſo hohen Werth auf die Bezwingung eines tapferen Volks, um aus deſſen Hel-

denreihen einmal tüchtige Soldaten für die ruſſiſche Armee zu rekrutiren? Oder betrachtet man in St. Petersburg den Kaukaſus als einen dauernden Uebungsplatz für die ruſſiſchen Heere, zur Gewöhnung an Entbehrung und Gefahr? Oder findet Kaiſer Nicolaus den Gedanken unerträglich, daß es innerhalb der Grenzen ſeines koloſſalen Reiches noch Völker gibt, die ſeinem Throne die Kniebeugung verſagen, vor ſeinen Ukaſen nicht zittern, die Männer mit Tſchin und Orden in ihren Thälern nicht dulden und deren Häuptling es wagt als Sultan Schamyl Münze ſchlagen zu laſſen? ....

In Kurdiſtan hat ſeit der Beendigung meiner Reiſen ein ſiegreicher Kriegszug der Türken ſtatt gefunden. Der Renegat Omer Paſcha war die Seele im türkiſchen Lager und ſeiner klugen Taktik gelang es, jenen mächtigen Beder-Chan, den Häuptling der Buhdan-Kurden, den Eroberer und Verwüſter des neſtorianiſchen Hakkarilandes aus ſeinen Bergen zu ſchlagen und am Ende ſelbſt gefangen zu nehmen. Die Kurdenmacht im Süden des Wanſee's wurde damit ſtark erſchüttert. Selbſt die wilden Hakkari-Kurden flehten demüthig die Gnade des Siegers an. Die Erinnerung der Strafe, welche ſie getroffen, wird einige Jahre nachwirken. Die Stämme werden eine zeitlang ruhig bleiben und ihre Häuptlinge keine offene Auflehnung gegen die Autorität der Pforte verſuchen. Aber das Volk wird bleiben wie es war, nomadiſirend, raubluſtig, ſich in ſeinen Gebirgen als freien Herrn betrachtend und die Autorität der türkiſchen Statthalter verſpottend. Bei der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung der Städte, bei dem fortſchreitenden Siechthum des türkiſchen Reiches in Aſien, wird das Vorhandenſein eines zahlreichen, ſtreitbaren und trotzigen Gebirgsvolks für die Pforte eine dauernde Verlegenheit und Gefahr bleiben. Anatolien wird keine andere Zukunft haben als entweder in völlige Auflöſung

und Anarchie verfallend eine Beute ſelbſtſtändiger Barbarenhäuptlinge oder ein Anhängſel des nordiſchen Koloſſes zu werden, deſſen Fußtritt der feige Armenier, der entartete Stadttürke geduldig ertragen wird, während Kurdiſtan vielleicht die Rolle Tſcherkeſſiens mit weniger Heldenmuth, aber mit derſelben zähen Beharrlichkeit nachſpielend nur noch mehr durch mahomedaniſchen Fanatismus und Chriſtenhaß entflammt das Trauerſpiel des Kaukaſus noch über den Schluß dieſes Jahrhunderts hinaus verlängern wird.

Die Zukunft des Orients ſpottet freilich ſchon deshalb allen berechnenden Weisſagern, weil der unvorgeſehene Zufall wie die mögliche Erſcheinung großer Männer, welche mit mächtigen Händen in die Geſchichte eingreifen, dort nicht zu den Anhaltspunkten unſers heutigen Geſichtskreiſes gehören. Auch ruht die Baſis der beiden größten Mächte Aſiens auf europäiſcher Erde. Staaten, deren Schwerpunkte im Bereiche des Erſchütterungskreiſes occidentaliſcher Erdbeben ſtehen, werden den Naturgeſetzen ſich nicht entziehen können, werden die Gewalt ihrer Wellenſchwingungen auch in den fernſten Extremitäten ſpüren. Ein Blitzſtrahl, welcher morgen zündend von den Seineufern ausſtrömt, kann ſeine nachhallenden Donner bis nach dem Bospo-rus und dem Indus ſo gut wie an die Themſe und die Newa ſenden. Ob aber auf dem alten Continent die Sonne, wenn alle Wetterwolken zerſtoben ſind, eine erfriſchte und geſtärkte Erde und verjüngte Phönixſtaaten oder nur Ruinen und Moder beſcheinen wird, das iſt die bange Frage, welche die geſpannte Gegenwart an alle Hellſeher vom Morgen- und vom Abendlande richtet.

Anhang.

Einige Jahre nach meiner Rückkehr aus Vorderaſien erhielt ich durch die Güte meines Freundes Abowian,*) Directors der Kreisſchule von Eriwan, der ein guter Beobachter und Kenner der Völker des Orients, auch in vielen aſiatiſchen Sprachen gründlich bewandert iſt, eine ſehr intereſſante ethnographiſche Arbeit über einige Völkerſchaften Weſtaſiens, namentlich über die Kurden, die er ſowohl im ruſſiſchen Armenien als auch in Perſien und im Paſchalik Bajaſid durch viele Jahre hindurch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Das Manuſcript des Herrn Abowian, welches über Sitten, Charakterzüge und Lebensweiſe der Kurden und der mit ihnen in vielen Gegenden vermiſcht wohnenden Jeſiden ausführliche Notizen enthält, wurde mir von demſelben zur freien Benutzung überlaſſen und liegt gegenwärtigen Beiträgen weſentlich zu Grunde.

Die zuverläſſigſten Nachrichten, welche wir über dieſes weitverbreitete und merkwürdige Kurdenvolk beſitzen, das dort, wo es zu einer ſtabilen Anſiedelung gezwungen worden gleich den Zigeunern der Krim und Ungarns gegen die ſeinem vagabundirenden Trieb angelegte Zwangsjacke nach Kräften ſich ſträubt, verdanken wir vorzüglich dem kühnen Eifer und dem Fleiße britiſcher Reiſender wie Rich, Ainsworth, Fraſer, die aber nicht mit ſo umfaſſenden Sprachkenntniſſen ausgerüſtet waren wie unſer Freund Abowian. Mehr als irgend einer der engliſchen Reiſebeſchreiber ſcheint der Basler Miſſionair Hörnle, welcher vorzüglich die auf dem perſiſchen Gebiete Aſerbeidſchans wohnenden und wandernden Kurden zu beobachten Gelegenheit

*) Abowian iſt Armenier von Geburt, war Zögling des Prieſterſeminars von Etſchmiadzin und verdankte es der Verwendung des Profeſſors Parrot, den er nach dem Ararat begleitete, daß er in Dorpat ſtudiren und mit deutſcher Wiſſenſchaft ſich vertraut machen konnte.

gänzlich verarmte und machtloſe Häuptlinge, welche theils von den Gnadengeſchenken leben, die ihnen der Generalſtatthalter von Tiflis bei ihren dortigen Beſuchen gewährte, theils von den freiwilligen Gaben, welche ihnen aus kurdiſchen und armeniſchen Dörfern noch zuweilen aus alter Gewohnheit gebracht werden. Wie jene verarmten Feudalſeigneurs im nordweſtlichen Frankreich haben dieſe Kurdenhäuptlinge die Würde, den Anſtand und den edelmänniſchen Stolz bewahrt, putzen ihren ſchlechtgenährten Leib ſorgfältig heraus mit den Reſten ihrer bunten Lumpen, ſchwatzen gerne von den guten alten Zeiten, wo es hier noch keine ſo ſtrenge Polizei, deſto mehr aber Dörfer zu brandſchatzen und Reiſende zu plündern gab und ſeufzen dann über die Vergänglichkeit alles Guten und Schönen etwa wie ein verarmter deutſcher Baron beim Anblick der Raubburgruine, die ſein Ahnherr gebaut und bewohnt hatte.

Mehr und öfter als auf ruſſiſchem Gebiet hatte ich Gelegenheit, das Volk der Kurden im türkiſchen Aſien und in Perſien zu beobachten. In jenen wilden und ſchauerlichen von unabſehbaren Schilfwäldern durchſchnittenen Landſchaften ſüdlich vom großen Urmiaſee zwiſchen den Flüſſen Dſchagatu und Burandus ſah ich faſt ausſchließlich nur kurdiſche Dörfer und Nomadenlager, zum Theil von recht maleriſch wilden Räubergeſtalten im Geſchmack des Salvator Roſa bevölkert, die lange Bambuslanze ſtatt des kurzen italieniſchen Banditendolches und hohe gelbe Filzmützen oder bauſchige Turbans ſtatt der ſpitzen Lammfellkalpaks und der zahmen perſiſchen Geſichter, die ich am rechten Ufer des Dſchagatu verließ. Ueberall wurde ich bei dieſen Stämmen ziemlich gaſtfrei aufgenommen trotz des räuberiſchen Sinnes, den man ihnen nicht mit Unrecht zuſchreibt und von dem ich ſpäter in den Umgebungen der Kurdenſtadt Bajaſid ein ſattes Beiſpiel perſönlich erleben ſollte.

Einige Jahre nach meiner Rückkehr aus Vorderaſien erhielt ich durch die Güte meines Freundes Abowian,*) Directors der Kreisſchule von Eriwan, der ein guter Beobachter und Kenner der Völker des Orients, auch in vielen aſiatiſchen Sprachen gründlich bewandert iſt, eine ſehr intereſſante ethnographiſche Arbeit über einige Völkerſchaften Weſtaſiens, namentlich über die Kurden, die er ſowohl im ruſſiſchen Armenien als auch in Perſien und im Paſchalik Bajaſid durch viele Jahre hindurch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Das Manuſcript des Herrn Abowian, welches über Sitten, Charakterzüge und Lebensweiſe der Kurden und der mit ihnen in vielen Gegenden vermiſcht wohnenden Jeſiden ausführliche Notizen enthält, wurde mir von demſelben zur freien Benutzung überlaſſen und liegt gegenwärtigen Beiträgen weſentlich zu Grunde.

Die zuverläſſigſten Nachrichten, welche wir über dieſes weitverbreitete und merkwürdige Kurdenvolk beſitzen, das dort, wo es zu einer ſtabilen Anſiedelung gezwungen worden gleich den Zigeunern der Krim und Ungarns gegen die ſeinem vagabundirenden Trieb angelegte Zwangsjacke nach Kräften ſich ſträubt, verdanken wir vorzüglich dem kühnen Eifer und dem Fleiße britiſcher Reiſender wie Rich, Ainsworth, Fraſer, die aber nicht mit ſo umfaſſenden Sprachkenntniſſen ausgerüſtet waren wie unſer Freund Abowian. Mehr als irgend einer der engliſchen Reiſebeſchreiber ſcheint der Basler Miſſionair Hörnle, welcher vorzüglich die auf dem perſiſchen Gebiete Aſerbeidſchans wohnenden und wandernden Kurden zu beobachten Gelegenheit

*) Abowian iſt Armenier von Geburt, war Zögling des Prieſterſeminars von Etſchmiadzin und verdankte es der Verwendung des Profeſſors Parrot, den er nach dem Ararat begleitete, daß er in Dorpat ſtudiren und mit deutſcher Wiſſenſchaft ſich vertraut machen konnte.

hatte, in das Studium der kurdiſchen Sprache eingedrungen zu ſein. Ihm verdankt die Ethnographie Vorderaſiens recht intereſſante Aufſchlüſſe, obwohl durch locale Beſchränktheit des Beobachtungskreiſes ſeine Mittheilungen an Einſeitigkeit leiden und öfters irrig ſind. Hörnle's Beſchreibung des Körpertypus und der phyſiſchen Eigenſchaften der Kurden entſpricht keineswegs dem Geſammtbilde, welches man vom Kurdenvolke erhält, wenn man deren Clans und Wanderſtämme in den verſchiedenen Gebirgsgegenden, in ihren ausgedehnten Wohnſitzen auf türkiſchem, perſiſchem und ruſſiſchem Gebiet beobachtet hat. Den großen Mund und die kleinen Augen, welche Hörnle als ein beſtimmtes Merkmal ihrer Phyſionomien beſchreibt, kann man wohl bei vielen einzelnen Individuen unter den Stämmen des Grenzgebirges am Urmiaſee, doch auch dort nicht als herrſchenden Charakter und noch weniger bei der Maſſe der kurdiſchen Völkerſchaften in anderen Gegenden beobachten.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind die heutigen Kurden im öſtlichen Taurus ein Miſchlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen ſich eben ſo wenig ein beſtimmter Typus des Körpers und der Geſichtsbildung, übereinſtimmende vorherrſchende Racenmerkmale angeben laſſen. Ich habe die verſchiedenartigſten Geſichter und Geſtalten unter den Kurden gefunden, im perſiſchen Kurdiſtan mitunter eben ſo hohe und wohlgeformte Geſtalten wie die Perſer Aſerbeidſchans und die Beduinen Nordafrika's, zuweilen eben ſo ſchöne, ſchlanke und edle Körperformen wie bei den Tſcherkeſſen am Kuban mit wunderſchönem echt morgenländiſchem Geſichtsprofil z. B. den Häuptling Kamir-Aga am Dſchagatu, aber auch plumpe, mißgeſtaltete, groteske Individuen mit grobgeſchnitzten Geſichtern, großen Köpfen und großen Naſen z. B. den Häuptling Ali-Beg am Ararat und den alten Schadir-Aga im Süden des Urmiaſee's. Im türkiſch-ar-

meniſchen Hochlande ſah ich wandernde und ſeßhafte Kurden, deren Geſtalten und Geſichtsſchnitt bald dem Türkiſchen bald dem Armeniſchen ſich näherten, ſo wie umgekehrt auch die türkiſche und armeniſche Bevölkerung in Gauen und Städten, wo die kurdiſchen Beſtandtheile überwiegen, dem Charakter der letzteren in Phyſionomie, Tracht und Lebensweiſe ſehr nahe kommen. In der Maſſe der Kurdenſtämme mag das Blut jenes Barbarenvolkes der mediſchen Bergbewohner, welche die griechiſchen Hiſtoriker Karduchen nannten und Xenophon bei dem Rückzug der Zehntauſend in kriegeriſcher Begegnung kennen lernte, vorwalten. Die *Κάρδουχοι*, die *Κυρτίοι*, die *Γορδυαῖοι* bewohnten dasſelbe Bergland in den Zagrosketten zwiſchen den Seen von Wan und Urmia und zwiſchen den ſteilen Felshalden der oberen Zabthäler, wo ſie damals den Zehntauſend unter Cheireſiphos und Xenophon ſo heiß zugeſetzt. Sie waren das alte Stammvolk der modernen Kurden, die primitiven Bewohner Kurdiſtans, mit welchen ſich eben ſo wie im Kaukaſus und Atlas die beſiegten, zerſprengten und flüchtigen Völkertheile der Nachbarſchaft, die im Gebirge eine Zufluchtſtätte gegen Eroberer und Verheerer ſuchten, von Zeit zu Zeit miſchten. Das Studium der kurdiſchen Sprache iſt dieſer Annahme entſchieden günſtig, denn ſie zeigt eine ſtarke Miſchung verſchiedener Völkeridiome. Ihre grammatiſche Structur iſt am nächſten der perſiſchen verwandt, ihre Wörter ſind namentlich bei den weſtlichen Kurdendialekten zum größeren Theil dem Türkiſchen und Arabiſchen entlehnt. Auch die ſyriſch-chaldäiſche Sprache der Neſtorianer iſt im Hakkarigebiet nicht ohne Einfluß auf das kurdiſche Idiom geblieben. Außerdem enthält die kurdiſche Sprache noch manches Eigenthümliche und iſt in eine ſo große Menge von Dialekten zerſpalten, wie wenige andere Sprachen. Abowian

überaus rauhen Klang, beſonders bei den Kurden des Hakkari-gebiets und der Araratgegenden. Wie aus einer leeren Tonne knallen die Worte hervor. Dagegen hat ſie nicht ſo viele Ziſchlaute wie andere aſiatiſche Sprachen, auch keine ſo barbariſchen Kehltöne wie das Lesghiniſche und Tſchetſchenziſche. In der Menge der Vocale ſteht ſie dem Türkiſchen keinenfalls nach. Sehr viele Wörter endigen auf a und e, die Eigennamen gewöhnlich auf o, auch wenn ſie fremden Sprachen entnommen ſind. So z. B. ſagen die Kurden ſtatt Haſſan, Haſſo, ſtatt Allahwerdi, Allo u. ſ. w.

Abowian, welcher die geographiſchen und hiſtoriſchen Werke und Manuſcripte der Kloſterbibliotheken von Etſchmiadzin und Eriwan unterſuchte, fand daß auch die vorherrſchende Meinung der armeniſchen Schriftſteller die Kurden als ein Miſchlingsvolk aus den Nachfolgern der alten Meder (von den Armeniern Mark genannt) und eines vor dem Sturze der Khalifenherrſchaft eingedrungenen Volkes bezeichne. Letzteres ſei von der Gegend des kaſpiſchen Meeres her gekommen, alſo wahrſcheinlich die Mongolen und Tartaren des Hulaku-Chan, obwohl armeniſche Handſchriften das Volk als Scythen bezeichnen. Dieſe Anſicht wird beſonders von dem armeniſchen Hiſtoriker Tſchamtſchean ausgeſprochen, welcher meint, daß die Meder, die wohl einerlei Abkunft mit den Karduchen des Xenophon waren, den größeren, die Mongolen oder Scythen den kleineren Beſtandtheil bildeten. *) Viele Turkomanen hätten ſich nach der

---

nach Rich nur wenig von dem Bebbeh-Dialekt verſchieden. Die wenigen Mollahs, welche kurdiſche Volkslieder aufgeſchrieben, bedienen ſich dazu der perſiſch-arabiſchen Schrift, da das Kurdiſche keine eigenen Schriftzeichen hat.

*) Wahrſcheinlich ſtammt die kurdiſche Bauernkaſte, welche einen von der Kriegerkaſte verſchiedenen Typus hat, von den unterjochten

mongoliſchen Invaſion mit ihnen gemiſcht. Dem ganzen Volk ſei die Benennung „Kurd“ zu Theil geworden, welches im Perſiſchen ſo viel als „kräftig, mächtig“ bedeutet, während die Tartaren das Wort von Gurd d. h. Wolf ableiten, um damit den räuberiſchen Charakter des Volks zu bezeichnen. Zur Zeit des armeniſchen Königreichs hieß das gegenwärtige Kurdiſtan Kord oder Kordik. Die nordöſtlichen Kurden nennen ſich gewöhnlich ſelbſt Kurmandſcheh, eine Name, der wohl von der Landſchaft Kirmanſchah im ſüdweſtlichen Perſien herrührt. Die Mullah und Fakky, nemlich die geiſtlichen und weltlichen Oberhäupter, welche mehr Bildung beſitzen als der gemeine Mann, ſagen gewöhnlich, daß ihr Stamm von den Hagaren d. h. Arabern komme. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ein Theil der kurdiſchen Häuptlings- und Fürſtengeſchlechter aus den Reihen der erobernden Araber hervorgegangen iſt. Arabiſcher Urſprung gilt in einem großen Theil des Orients als ein beſonders edler.

Die Kurden ſind über einen ſehr großen Theil von Weſtaſien verbreitet. Das von ihnen bewohnte Areal ſchätzt Ritter auf wenigſtens 2000 Quadratmeilen. Vorherrſchend iſt die Sprache und der Stamm der Kurden im eigentlichen Kurdiſtan vom Wanſee bis ſüdlich von Suleimanieh, auch in einem großen Theile des ſüdlichen und öſtlichen Aſerbeidſchan, im Süden von Chuſiſtan und in einem Theile des Ejalet Bagdad, wo es in vielen Gegenden das Arabiſche zurückgedrängt hat, in dem größten Theile der Gebirgslandſchaften weſtlich und öſtlich vom Tigris. Einzelne kurdiſche Stämme und Familien wohnen in größerer Entfernung vom eigentlichen Kurdiſtan, beſonders in

---

mediſchen Urbewohnern, während die Kriegerkaſte aus verſchiedenen erobernden Völkern hervorgegangen, die ſpäter ihrerſeits beſiegt in die Gebirge flohen.

Loriſtan und bis zum perſiſchen Golf. Andere ſind bis Khoraſan und in die Paſchaliks von Damaskus und Aleppo verbreitet. Kleine kurdiſche Nomadenlager ſah ich ſogar auf meiner Rückreiſe zwiſchen Erzerum und Baiburt Im ruſſiſchen Armenien findet man zerſtreute ruſſiſche Wanderſtämme nicht nur in der Hochebene des Araxes, ſondern auch im Süden und Oſten der Alpenlandſchaften des Goktſchaiſee's zum Theil gemiſcht mit jeſidiſchen Nomaden.

Die Kurden, welche nominell oder wirklich unter osmaniſcher Hoheit ſtehen, bewohnen in überwiegender Maſſe die Ejalets von Suleimanieh, Schehezur, Bagdad, Moſſul und Wan, alſo einen großen Theil vom Gebiete des alten aſſyriſchen Reiches zwiſchen der Zagroskette und dem Tigris. Die Kurden auf der Weſtſeite des Zagros bewohnen einen Theil des alten Medien unter perſiſcher Oberhoheit. Zwiſchen beiden ſind die ſogenannten freien und unabhängigen Kurden, großentheils im Hakkarigebiet. Doch hat ſich die Zahl der wahrhaft unabhängigen Stämme ſeit den Feldzügen von Reſchid und Omer Paſcha beträchtlich vermindert. Bei der geringen Kenntniß, welche wir bis heute von der Statiſtik im Innern Kurdiſtans haben, bei der Zerſtreuung und Zerſtückelung vieler Wanderſtämme über ein ungeheueres Territorium iſt eine numeriſche Schätzung des Kurdenvolks ſehr gewagt. Ritter nimmt zwei bis drei Millionen an. Hörnle ſchlägt die Geſammtpopulation des Kurdenvolks nur auf etwa eine Million an, was aber gewiß viel zu niedrig iſt.

Ueber die angeſiedelten und wandernden Clans oder Stämme im ſüdöſtlichen Kurdiſtan verdanken wir die ausführlichſten Mittheilungen dem britiſchen Reiſenden Rich, der ſie aus directer Quelle d. h. aus dem Munde der angeſehenſten und gebildetſten kurdiſchen Großen geſchöpft hat. Als beſonders mächtige Clans

bezeichnet er die Sekkir und die Nureddini, welche beide an 200 Dörfer bewohnen und über 1000 mit Flinten bewaffnete Krieger ſtellen. Unter den wandernden Stämmen in Feldlagern nennt er die Jaf-Tribus als die zahlreichſten und mächtigſten. Die wildeſten Kurdenſtämme bewohnen nach Rich die nördlichen und nordweſtlichen Zagrosketten. Darunter zeichnen ſich die Jaf, Khosnaf, Bulbaſſi und Rewandoz durch Barbarei und kriegeriſche Furchtbarkeit aus.

Die Khosnaf-Tribus und die Rewandoz hörte J. Rich in Suleimanieh als ſehr wild, ſtupid und fanatiſch ſchildern; ſie morden ohne Scrupel den erſten beſten Menſchen, würden aber nie ein Gebet zur beſtimmten Stunde ausſetzen; doch habe man ſie ſchon in den Moſcheen die Schwerter ziehen ſehen: denn kein Streit über die geringſte Kleinigkeit, wie über einen Hund oder dergleichen ende ohne Blut und Mord. Die dumme Wuth eines Khosnaf zu bezeichnen erzählt man, es ſei einer ihrer Chefs über eine Fliege, die ſich ihm immer wieder auf die Naſe geſetzt, ſo in Wuth gerathen, daß er ſich ſelbſt mit dem Dolch die Naſe zerfetzt und das Auge ausgeſtoßen habe. Zu den Khosnaf werden drei Tribus gerechnet: die Mir-Mahhmalli, die Mir-Yuſufi und Pizhderri. Von dieſen letzteren ſtammen die Bebbeh. Die beiden erſteren ſollen in alter beſtändiger gegenſeitiger Fehde leben, und nur durch die Spaltung allein ſoll es den Bebbeh gelungen ſein, ihren Einfluß über ſie zu erhalten und zu behaupten. Nur ein kleiner Strom bildet die Grenzſcheide zwiſchen den Mahhmalli und den Yuſufi; ſie beſitzen gemeinſchaftlich nur eine Moſchee, in der ſie ſich zwar jeden Freitag verſammeln, nach dem Gebet aber ſich in ihre Grenze zurückziehen, wobei ſie auf einander zu feuern pflegen. In der Moſchee ſelbſt ſind zuweilen ſchon 20 bis 30 von ihnen getödtet worden. In ihrer Tracht gleichen ſie den Kurden von Amadia; aber ihre Sprache hat

Antheil an den beiden Dialekten der Bebbeh und Bahdinan. Dasſelbe ſoll von den Rewandoz-Kurden gelten, deren beſondere Tribusnamen der britiſche Reiſende in Suleimanieh nicht erfahren konnte, da man mit ihnen wenig in Verkehr ſteht. Doch glaubt Rich ſo viel verſichern zu können, daß es keine Bauernkaſte, keine Guran, weder bei den Khosnaf-Stämmen noch bei den Rewandoz, gebe, daß ſie alſo insgeſammt zu der Kriegerkaſte oder zu den reinen edlen Kurdengeſchlechtern gehören.

Die Rewandoz, Rawandus bei Niebuhr, haben ihre Sitze weiter im Weſt, im Süden des Wanſee's und im obern Stromgebiete des großen Zab. Zwiſchen ihnen und den Khosnaf ſitzen aber die alten Feinde der Bebbeh, die wildeſten Raubſtämme der Bilbaſſi, Bulbaſſi, Bulbas oder Bilbos, von denen auch Ker Porter auf ſeinen Gebirgswegen mehrmals bedroht ward. Niebuhr nannte ſie Belbas und unterſcheidet den großen Flecken Belbas, auf einem hohen Berge 4 bis 5 Tagereiſen von Moſſul von den Wandertribus dieſes Namens, den er jedoch nicht näher kennen lernte.

Dieſe Bulbas beſtehen nach J. Richs Erkundigung aus 4 Tribus: Rummock, Manzar, Piran und Namash; oder nach einer anderen Ausſage aus 6 Abtheilungen, indem man zu jenen noch zwei, die Sinn und Taafah, hinzurechnet, welche jedoch zuſammen gehören. Die Häupter der Tribus heißen Muzzin; jeder von dieſen hat eine Anzahl ihm zugehöriger Diebe, die das Raubhandwerk für ihn treiben. Er erhält ſonſt nur freiwillige Abgaben von ſeinen zugehörigen Tribus. Jeder Mann unter ihnen, auch der geringſte, hat eine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten; bei jedem gefaßten Beſchluß hat der gemeinſte Bulbas das Veto, und das ganze Geſchäft iſt vereitelt. Ihr Oberhaupt wird Kako-Haſſan d. i. Bruder Haſſan, genannt, als ſolcher kam er bei dem Friedensſchluſſe mit Abdurrahman

Paſcha vor. Der Blutpreis für einen erſchlagenen Menſchen beträgt bei den Bulbas 22 Ochſen, doch kann er auch in andern Gegenſtänden gezahlt werden. Nur Ehebruch und Verführung werden bei ihnen mit dem Tode beſtraft, alles andere pflegt ſonſt abgebüßt zu werden, nach Herkommen: denn eigne Geſetze haben ſie nicht. Die Chefs ſtehen bei Händeln gewöhnlich den Aelteſten bei. Eine ſeltſame Art ihre Wunden zu curiren wird bei den Bulbas angegeben; ſie nähen den verwundeten Körper in eine friſch abgeſtreifte Ochſenhaut ein, und laſſen nur den Kopf frei; die Haut muß dem Patienten auf dem Leibe verfaulen. Selbſt die gefährlichſten Speerwunden und Säbelhiebe ſollen auf dieſe Weiſe ſtets geheilt werden. Unter dieſen Bulbas gibt es, wie im größeren Theile des übrigen Kurdiſtan, eine Bauernkaſte, die aber, wie jene früher genannten, verachtet iſt, keinem Tribus angehört, natürlich auch keinen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen hat und auch hier in die Claſſe der Hörigen, einſtigen Urbewohner, zu gehören ſcheint, wie die in Sherezur, welche, als ältere Bewohner, zu Knechten der ſiegreich eindringenden Kurden-Tribus herabgedrückt erſcheinen. Von den Bulbas werden ſie mit einem perſiſchen Worte Kelowspi d. h. „Weißmützen" genannt.

Die Bulbas geben nie ihre Töchter dem Manne eines andern Tribus zur Ehe, aber die Geliebten werden nicht ſelten von ihren Liebhabern gewaltſam entführt. Stirbt ein Muzzin, ſo folgt ihm unter den nächſten Familiengliedern der Tapferſte, der von den andern als ſolcher anerkannt wird. Iſt der Sohn zur Nachfolge unfähig, ſo folgen zunächſt die Brüder. Kein Häuptling kann ſeiner Würde wieder entſetzt werden. In ihren Gebirgsgauen erkennen die Bulbas keinen Perſer oder Türken als ihren Oberherrn an. Steigen ſie jedoch mit ihren Heerden herab in die Gebiete von Kartaſcholan, was indeß ſeit Jahren

nicht geſchehen war, ſo zahlen ſie einen Tribut an Schafen an den Beg. Auch ſind ſie leidenſchaftliche Liebhaber von Waffen.

Der Tribus der Soran-Kurden von Pizhder, deſſen ſchon oben bei den Bebbeh Erwähnung geſchah, wohnt ſüdlicher als die Bulbas. Vielleicht meinte Rich, es ſei nur der Name eines Geſchlechts, einer Familie, aber einer der mächtigſten in Kurdiſtan geweſen; als ihre Reſidenz ward Harir genannt, wo noch viele Denkmale in beſſerem Bauſtyl als ſonſt irgendwo in Kurdiſtan ſich befinden ſollen. Dieſes Harir iſt wohl derſelbe Ort, der nach Niebuhr im Gebiet von Koi Sandſchak liegen ſoll, 6 Stunden von Erbil, wovon wir jedoch keine neuere Nachricht beſitzen als die unvollſtändigen Erkundigungen, die Rich über deſſen Lage von Omar Aga einzog. Hienach ſind Neu-Harir und Alt-Harir, welche öfter mit einander verwechſelt werden, wohl zu unterſcheiden. Dieſe Soran ſtarben aus und an ihrer Stelle traten jene Bebbeh hervor, welche Feudalchefs unter den Soran geweſen waren. Zu dieſen gehört auch Keuy Sanjiak im mittleren Stromlaufe des Zab Aſfal, wo noch ein Banner der Soran aufgepflanzt war, das aber ſeit kurzem durch die ſiegenden Bebbeh geſchlagen und verdrängt ſein ſoll. Zu Niebuhrs Zeit war Koi Sandſchak noch ein eigenes, dem Paſcha von Bagdad tributaires Paſchalik.

Die ſeßhaften Kurdenſtämme haben ihren Namen in der Regel von der Provinz oder dem Diſtrict (Balluk) den ſie bewohnen, während die nomadiſirenden Stämme ſich gewöhnlich nach ihren Stammfürſten, ihren Chans, Begs und Agas nennen, deren es eine ſehr große Zahl gibt ſo auf dem ruſſiſch-türkiſchen Grenzgebiete in den Araxesgegenden die Silanli, Bandjinli, Badiki, Scharchi, Sibki, Mandekli, Manikli. Die Sibki und Silanli, welche größtentheils unter ruſſiſcher Oberhoheit leben ſind von Häuptlingen geführt, welche den Befehlen des Gene-

ralſtatthalters von Transkaukaſien gehorchen. Ibrahim-Aga iſt Oberhaupt des erſten, Huſſein-Aga des zweiten Stammes. Von den wandernden Clans — Manikli und Mandekli — ſagt man, daß ſie größtentheils armeniſcher Abkunft ſeien. Volksmiſchungen zwiſchen Armeniern und Kurden betrachtet Abowian beſonders in den Araratgegenden als unbeſtreitbare Thatſache. Druck und Verfolgung bewogen in früheren Zeiten viele Armenier zur herrſchenden Islamreligion überzugehen. Sie vermengten ſich beſonders im türkiſchen Armenien mit den Kurden, deren Sprache und Tracht auch viele chriſtliche Armenier angenommen haben. Auch die Djalal-Stämme*) die berüchtigtſten Räuber dieſes Grenzgebirgs, welche unaufhörlich ihre Wohnſitze wechſeln und bald auf ruſſiſchem bald auf türkiſchem oder perſiſchem Boden ihre Unthaten verüben, ſollen viel armeniſches Blut haben. Ihr

*) Die Plünderung einer großen Karawane bei Bajaſid im J. 1840 wurde dem Djalal-Stamme zugeſchrieben. Dieſe Räuber, ſchreibt Abowian, haben allenthalben ihre Kundſchafter und Helfershelfer und finden in vielen Dörfern mehr aus Furcht als aus Sympathie der Bewohner Obdach und Unterſtützung. Wenn ein auf türkiſchem Gebiet ſtreifender Djalal in den Araxeslandſchaften Beute machen will, ſo kommt er als Gaſt zu einem ſeiner Freunde auf ruſſiſches Gebiet herüber, erlauert die gewünſchte Gelegenheit, theilt nach vollbrachter That die Beute mit ſeinem Helfershelfer und verkauft die andere Hälfte in den Dörfern, wo ihn Niemand zu verrathen wagt, aus Furcht vor der Blutrache ſeines Stammes. Im Jahr 1840 machten die Perſer auf Befehl des Kriegsminiſters Mirza-Amir-Niſam eine Razzia gegen die Djalalen, welche ihnen theilweiſe gelang. Der ganze Stamm bat um Gnade, begann aber ſpäter ſein Räuberhandwerk von neuem. Da ſie von einem Gebiet auf das andere fliehen, ſo iſt in letzter Zeit zwiſchen Rußland, Perſien und der Türkei die Uebereinkunft getroffen worden, keinem Djalal-Kurden die Ueberſiedelung in das Nachbargebiet zu geſtatten. Bei der mangelhaften Grenzbewachung hält es ſchwer dieſem Vertrage Kraft zu geben.

Name ſoll von einem mächtigen und kriegeriſchen armeniſchen Fürſten, Namens Djalal kommen, welcher vor einigen Jahrhunderten in dieſen Gegenden hauste und viele Kurden in ſeinen Dienſten hatte. Die Djalalen bringen den Winter gewöhnlich in den Steinklüften des Ararat zu und leben nicht nur mit Tartaren und Armeniern, ſondern auch mit ihren kurdiſchen Stammgenoſſen in ewiger Fehde. Seitdem das ruſſiſche Gebiet bis an den nördlichen Abhang des großen Ararat reicht, wird ihnen das Räuberhandwerk ſehr erſchwert. Die Grenzkoſaken, die Reiter des Paſcha von Bajaſid und des Beg von Maku ſetzen ihnen von allen Seiten zu, haben aber bis jetzt die Djalal-Stämme weder auszurotten noch ſie von ihren räuberiſchen Gewohnheiten abzuſchrecken vermocht. Von den Sliwan-Kurden im Paſchalik Bajaſid iſt ein großer Theil anſäſſig. Im türkiſchen Armenien und in den Araratgegenden ſcheint das numeriſche Verhältniß der angeſiedelten Stämme zu den Wander-Tribus ziemlich das gleiche wie im Paſchalik Suleimanieh, wo nach Richs Beobachtung ſich jene zu dieſen wie 1 zu 3 verhalten. *)

In das Dunkel der Kurdengeſchichte werfen einige in neue-

*) Nach Ainsworth ſind die 4 großen Stämme im nördlichen Kurdiſtan die Bahdinan, Buhtan, Hakkari und Rowandiz. Die Bahdinan umfaſſen die kleineren Stämme: 1. der Sindi oder Sindiyah; 2. Sleïvani; 3. Goli; 4. Goyi; 5. Artuſchi; 6. Derran; 7. Kaldi; 8. Scheikh An (Yezidis); 9. Navkur; 10. Bowat; 11. Najukur; 12. Kal'ati; 13. Kal'ah Deïr; 14. Seruji; 15. Schirwan; 16. Barados; 17. Gerdi; 18. Miſuri; 19. Berrawi; 20. Doski; 21. Kefki; 22. Rekani; 23. Nerwi; 24. Barrawi Jur; 25. Govi; 26. Teli; 27. Zitk; 28. Scherm; 29. Zobar.

Die Hakkari umfaſſen 1. die Tiyari; 2. Tobi; 3. Jellawi; 4. Piniyaniski; 5. Al Toſhi; 6. Artoſhi Baſhi; 7. Bazi; 8. Sati; 9. Oramavi; 10. Julamergi; 11. Jellu; 12. Dez; 13. Siliyahi; 14. Berrawi.

ſter Zeit von britiſchen Agenten aufgefundene Documente recht intereſſante Lichtblicke. Omar Aga entdeckte bei einem der Kurden eine lange Papierrolle mit einem Lederbande, darauf in perſiſcher Sprache die Geſchichte ſeiner Familie und die Reihe der regierenden Fürſten von Baba Suliman an bis in die neueſte Zeit verzeichnet war. In einem andern Manuſcripte waren religiöſe Poeſien, Erzählungen, Recepte, chronologiſche und genealogiſche Daten eingezeichnet. Von beiden hat Rich Auszüge der hiſtoriſchen Hauptfacten mitgetheilt. Er erfuhr, daß es eine berühmte Kurdenhiſtorie, eine Landeschronik, „Tarik al Akrad" genannt, gebe, die aber eine große Seltenheit war. Sie wurde ihm vom Wali zugeſichert; er erhielt ſie auch; ſie befindet ſich mit Richs nachgelaſſener zahlreicher orientaliſcher Bibliothek im britiſchen Muſeum in London. Sie ſoll von Shereſeddin verfaßt ſein. Da der berühmte Sultan Saladin von Geburt nach Abulfeda ein Kurde war, ſo ſind auch in ſeinen Biographien der Orientalen Daten der Kurdenhiſtorie verwebt.

Die Kurden ſind in zwei Stände oder Kaſten getheilt: in den Kriegerſtand, welcher nur Heerden beſitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt und in den Bauernſtand, Guran genannt, welcher im ſüdlichen Kurdiſtan vier- oder fünfmal zahlreicher als erſterer ſein ſoll. Nach Rich unterſcheiden ſich dort die Guran durch ihre Phyſionomie wie durch ihren kurdiſchen Dialekt von der Kriegerkaſte. Ihre Geſichtsbildung ſei viel ſanfter, habe weit regelmäßigere Züge und ſei öfter ganz griechiſch. Die ächten Kurden der Kriegerkaſte ſeien ein ſehr ſtämmiges, robuſtes, geſundes Volk, unter denen viele Männer und Frauen von hohem Alter ſich gut erhielten. Aber ihre Phyſionomie habe ſehr grobe Züge, dicken Vorderkopf, eckige Winkel, tiefliegende, ſtarre Augen, meiſt blau oder von grauer Farbe. Ihr Tritt ſei feſt und hart, in ihren freien Manieren ſpreche ſich der Gebieter im Lande

augenblicklich ganz unterſcheidend von der Haltung des Bauern aus. Die Kurdenkinder ſind von reiner Haut, roſenwangig, ungemein gewandt, gut gebaut, hart gewöhnt, was Rich beſonders auffiel, da er an die verzogenen Kinder in Bagdad gewöhnt war, mit ungeſundem Ausſehen, ſchwellenden Bäuchen u. ſ. w.

Die kurdiſche Kriegerkaſte nennt ſich Aſſireta, ein Name, der nach Rödiger arabiſchen Urſprungs ſein ſoll. Die Aſſireta bebauen ſelten oder nie das Land, während die Guran die Krieger werden. Im ſüdlichen Kurdiſtan, beſonders in den Gegenden des Paſchalik Suleimanieh nennen ſich die kurdiſchen Krieger Sipah oder Soldaten, die Bauern Rajahs. Die Krieger glauben, die Bauern ſeien nur zu ihrem Nutzen geſchaffen. Die Lage der letzteren iſt elend und wie Rich bemerkt, dem Schickſal der Negerſclaven in Weſtindien ziemlich ähnlich. Nie ſchämen ſich die Kriegerhäuptlinge der gegen die Bauern verübten Grauſamkeiten. Letzteren iſt es nicht möglich ſich für Kurden der edleren Kaſte auszugeben, da der Bauer durch Geſicht und Ausſprache von dem Krieger verſchieden, ſogleich erkannt würde.

Bei den Nomadenſtämmen im nördlichen Armenien exiſtirt nicht dieſe ſtrenge Kaſtenſcheidung. Unter den Kurden im Paſchalik Bajaſid ſind nur wenige Spuren davon übrig geblieben, im ruſſiſchen Armenien hat ſie gänzlich aufgehört. Dort genoſſen zur Zeit der perſiſchen Herrſchaft die kurdiſchen Nomaden desſelben Privilegiums, das ſie noch heute in den ſüdlichen Gegenden am Wanſee unter Mahmud-Chan beſitzen. Sie quartierten ſich während der Wintermonate in den armeniſchen Dörfern ein und erhielten von ihren Quartiergebern Heizung und Futter für ihr Vieh. Armenier und Neſtorianer hatten durch dieſe gezwungene Einquartierung arg zu leiden, da alles was ſie im Hauſe hatten dem einquartierten Gaſt zu Gebote ſtand, ganz ähnlich

wie noch in jüngſter Zeit bei den ſchwer gedrückten Rajahs in Bosnien. Auch nach der Beſitznahme der nördlichen Araratlandſchaften durch die Ruſſen wollten die Kurden ihr altes Vorrecht geltend machen, ſchickten eine Deputation ihrer Stammesälteſten nach Tiflis und erklärten dem ruſſiſchen Generalſtatthalter, daß ſie dagegen wie früher bereit ſeien, im Falle eines Feldzuges als irregulaire Cavallerie Dienſte zu leiſten. Das Geſuch wurde natürlich abgeſchlagen. Aber ſo groß iſt die Macht der Gewohnheit in dieſen Ländern, daß von gewiſſen armeniſchen Dörfern am Ararat freiwillige Leiſtungen an Gerſte und Heu für die Kurden, ihre ehemaligen Schutzherren, während der Wintermonate noch jetzt geliefert werden.

Die große Maſſe des Kurdenvolks bekennt ſich zu einer Nebenſecte der Sunniten, Schufi genannt und iſt geſchworner Feind der Schiiten, welche ſie noch weit mehr meidet und verachtet als die Chriſten. Der Name Adſchani, welchen die Kurden den ſchiitiſchen Perſern und Tartaren, ihren Nachbarn geben, iſt nach ihren Begriffen ein brandmarkender Schimpfname. Die tartariſchen Anhänger der Secte Ali's vergelten ihnen reichlich dieſen Haß. Den Glaubensunterſchied beider Secten ſetzen wir bei dem Leſer als bekannt voraus. An den kirchlichen Ceremonien ſollen die kurdiſchen Anhänger der Secte Omar weit ſtrenger halten als ihre Nachbarn und Gegner die ſchiitiſchen Tartaren in Aſerbeidſchan und am Araxes. Die Sunniten beten täglich fünfmal, die Schiiten nur dreimal. Letztere dürfen auch während des Gebetes den Tſchibuk oder Kaljan rauchen und erlauben dem weiblichen Geſchlechte den Zutritt in die Moſcheen, der ihnen bei den Sunniten ſo ſtrenge unterſagt iſt, daß ein Andächtiger ſich wohl zehnmal von neuem wäſcht, wenn er im Augenblick, wo er das Gebet verrichtete, ein Weib erblickt. Auch bei den Kurden beſteht der Gottesdienſt in einem

Herplappern arabiſcher Stellen aus dem Koran, die ſelbſt wenige ihrer Mullahs verſtehen, in oft wiederholtem Niederbeugen der Stirne bis zur Erde, in Aufſtehen und Niederknien mit dem Haupte gegen Mekka gekehrt. Jeder Kurdenſtamm auch in den Jailaks oder Nomadenlagern hat einen Mullah, der das Arabiſche leſen aber nicht gerade verſtehen muß. Die Unwiſſenheit dieſer Prieſter iſt noch ärger als bei den Marabuts der Beduinen. So z. B. wiſſen ſie wenig oder nichts von der Exiſtenz des alten Volks von Iſrael und glauben, daß Abraham, Moſes und die Propheten Araber, nicht Juden geweſen.

Raub und Diebſtahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, ſondern ſind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern vollkommen würdig. Aber ſo tief in Charakter, Lebensweiſe und Gewohnheiten eingedrungen wie bei den Kurden iſt die Raubluſt bei keinem der barbariſchen Völker, welche ich während fünfjähriger Reiſen in Afrika und Aſien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tartaren und Tſcherkeſſen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Anſichten der Kurden gehört gewaltſamer Raub zu den ächten Heldenthaten und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern hat nicht nur gegen die türkiſchen Paſchas und gegen die ungläubigen Ruſſen gekämpft, ſondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzeriſchen Adſchani überfallen. Indeſſen gilt im Orient die Anſicht, daß der Kurde bei ſeinen räuberiſchen Unternehmungen ſich doch honetter und menſchlicher benehme als der Tartar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es ihm gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält ſich ſogar jeder Mißhandlung, wenn letzterer ſich nicht zur Wehre ſetzt. In der Provinz Eriwan iſt es öfters vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauch-

bare, ſelbſt das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen ſchlechteren Kleider als Geſchenk zurückgelaſſen haben. Auch geben ſie nicht ſelten den Aermſten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um ſie vor dem Hungertod zu bewahren. Auf Dankbarkeit iſt bei ihnen freilich nicht zu rechnen. Auch ihre Freunde und Wohlthäter, bei denen ſie früher das Gaſtrecht genoſſen, plündern ſie gewöhnlich ohne Gewiſſensſcrupel aus und ſagen dann zur Beſchönigung ihrer That: „wenn ſie nicht Hab und Gut ihres Gaſtfreundes genommen, ſo wäre nach ihnen wohl ein Anderer gekommen, der ſich deſſen bemächtigt hätte“ Als Gäſte beobachten ſie den ſeltſamen Brauch, daß ſie das dargereichte Brod aus der Mitte, nicht vom Rande brechen. Haben ihre Lippen aber zufällig den Rand des Brodes berührt, ſo ſind ſie nach ihren Begriffen dem Gaſtfreunde zur Dankbarkeit verpflichtet und dürfen ſich auch ſpäter nicht mehr an ſeinem Eigenthum vergreifen. In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden vielleicht nur von den Sious und Huronen Amerika's übertroffen. Die Geſchicklichkeit, mit der ſie unſerer Karawane im Augenblicke des Lagerns auf dem Khaſi-Göl mehrere bepackte Pferde entführt hatten und die Schnelligkeit, mit der ſie dann noch den verfolgenden Armeniern Pferde, Turban, Hemd und Hoſen abgenommen, war unvergleichlich. Dagegen wollen ſich die Kurden durchaus nicht mit der Contrebande befaſſen, welche an der ruſſiſchen Grenze gegen Perſien und die Türkei ſo ſchwunghaft betrieben wird und für gewandte Schmuggler ſo einträglich iſt. Da Niemand beſſer als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen und Schleichen zuvorthut, ſo wäre ihm ein leichter und ſicherer Erwerb durch den Schmuggel geboten. Aber dieſe Art von Gaunerei und Liſt iſt ihm zu modern. Selbſt gegen gute Bezahlung will er von den armeniſchen Händlern ſich nicht für die Contrebande gewin-

nen laſſen, da ſie nicht zu den alten Gewohnheiten ſeines Stammes gehört.

Die Tracht der Kurden iſt nach den Gegenden welche ſie bewohnen, faſt eben ſo abweichend wie ihre Phyſionomie. Die hohe gelbe Filzmütze iſt nicht überall ihr Kopfſchmuck. Im türkiſchen und ruſſiſchen Armenien tragen ſie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, ſchreiende Farben lieben ſie alle, Männer wie Frauen. In den ſüdlichen Gauen des eigentlichen Kurdiſtan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weiß, darunter ein engeres Gewand im türkiſchen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordweſtlichen Gegenden nähert ſich die Tracht der tartariſchen, in den Gebirgslandſchaften am untern Tigris der arabiſchen. Sehr verſchieden iſt auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre, die ich bei den Kurden in Perſien und in der Türkei geſehen, ſind überaus ſchlecht, meiſt Luntenflinten. Selbſt bei den mächtigen und wohlhabenden Stämmen kommt ſelten mehr als Ein Feuergewehr auf 10 Mann. Dagegen trägt im türkiſchen Armenien und im perſiſchen Kurdiſtan der kurdiſche Reiter eine ſehr lange Bambuslanze, gewöhnlich mit einem Büſchel von ſchwarzen Roßhaaren oder Wolle oben geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange breite zweiſchneidige Dolche Kandſchar genannt. Der Häuptling beſitzt gewöhnlich auch Piſtolen. Andere Waffen habe ich bei den Kurden nie geſehen, auch nicht Panzer und Stahlhemde, wie deren Ker Porter im perſiſchen Kurdiſtan noch vor 30 Jahren gefunden hat. Rich ſpricht von den Holzkeulen mit Eiſennägeln beſchlagen, welche er bei den Jaf-Stämmen als gewöhnliche Waffe geſehen und die nach ſeiner Schilderung furchtbare Waffen ſind. Außerdem tragen dort die kurdiſchen Fußgänger Säbel und leichte Schilde. Das Schießpulver wird von den Kurden Der-

man genannt, was ſo viel als „wirkſame Medicin“ bedeutet.

Die Pferde ſind im ſüdlichen Kurdiſtan nicht allgemein im Gebrauch. Nach Rich ſind die Kurden im Paſchalik Suleimanieh kühne aber ſchlechte Reiter, welche im Gegenſatze zu den Arabern die Pferdezucht wenig verſtehen und die von Natur gute Race durch wildes Jagen über Stock und Stein verderben. Man reite, ſagt er, ein Pferd gerne nach einem Araber, allenfalls auch nach einem Türken, aber gewiß nie gerne nach einem Kurden. Die gemiſchte arabiſch-kurdiſche Pferderace, ſagt derſelbe Reiſende verliere bald ihre guten Eigenſchaften. Dagegen lobt Oberſt Shiel die Reitkunſt der Kurden. Ich habe im Süden des Urmiaſee's unter den Mukri-Kurden nur gewandte treffliche Reiter geſehen, welche in der Dreſſur der Pferde den Arabern der Berberei nicht nachſtehen.

Abowian, welcher durch viele Jahre die Kurden in der Nähe beobachtet und über ihre Thaten, Sinnesart und Lebensweiſe ſehr viele Züge durch ſeine mit den Kurden beſtändig verkehrenden Landsleute in Erfahrung gebracht hat, entwirft von ihrem Charakter im Ganzen kein ungünſtiges Bild. Die Kurden theilen mit anderen wilden und barbariſchen Gebirgsbewohnern des Orients, beſonders mit den Kaukaſiern, faſt alle guten und die meiſten ſchlechten Eigenſchaften. Sie ſind wie die Tſcherkeſſen und die alten Germanen kraftvoll, tapfer, freiheitliebend, gaſtfrei, ziemlich keuſch, auch bis zu einem gewiſſen Grade wortreu; lieben wie dieſe Krieg, Raub, Jagd und Müßiggang, huldigen in faſt gleichem Grade wie die Bewohner des kolchiſchen Hochlandes der gräßlichen Sitte der Blutrache, leben wie ſie in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold. Stolz und ritterliche Züge ſind ihnen, beſonders ihren Häuptlingen nicht fremd. Sie unterſcheiden ſich von den Tſcherkeſſen durch mehr

religiöſen Sinn und durch Liebe für ihre Familie. Der Kinderverkauf, welcher im Kaukaſus ſo allgemein herrſcht, iſt in Kurdiſtan unbekannt. Wie die tſcherkeſſiſchen Usden wohnen auch die kurdiſchen Häuptlinge in alten Veſten, welche wie die deutſchen Ritterburgen auf den ſteilſten Felshalden, in den unzugänglichſten Schluchten wie Geierhorſte thronen. Von hier aus behaupteten ſie ihre Herrſchaft, machten ſie ihre Razzia gegen die friedlichen Armenier, plünderten ſie die Karawanen und Reiſenden. Indeſſen waren ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten nicht alle Kurdenſtämme wirkliche Räuberbanden, obwohl keiner den Raub bei guter Gelegenheit verſchmähte. In den Araratgegenden wurden bereits ſeit Jahrzehnten faſt alle Raubthaten ausſchließlich den Djalalen zugeſchrieben.

Die Stammesälteſten ſind bei den Kurden immer in großem Anſehen, auch wenn ſie nicht aus fürſtlichem Geblüt ſtammen. Im Hauſe oder Zelte des Häuptlings oder Stammesälteſten verſammeln ſich jeden Tag die angeſehenſten Männer, ſitzen im Halbkreiſe auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren Kurden, ſelbſt die Söhne des Häuptlings ſind dabei anweſend, dürfen ſich aber nicht in Gegenwart der Alten ſetzen, ſondern müſſen dieſelben ſtehend bedienen und ihnen Kaffe und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, ſo küßt er gewöhnlich ſämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von dieſen auf die Stirne geküßt. Iſt der Eintretende ein älterer Mann, ſo ergreift er nur die Hand des Häuptlings und jeder berührt ſich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Bei dem Eintritt des Häuptlings erheben ſich alle Anweſenden bis er ſich niedergelaſſen hat. In den großen Kurden-Clans iſt es Brauch, daß der Häuptling beſtändig offene Tafel hält. Alle Geſchenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verſchiedenen Stammesglieder ihrem Chan oder Beg

bringen, kommen ihnen bei dieſer Gelegenheit wieder zu gut. Ueberhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein perſiſcher, kurdiſcher oder türkiſcher Großer iſt durch die Sitte gezwungen ſehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geſchenke oder die erpreßten Gelder gehen auf dieſem Wege wieder unter das Volk zurück. In Perſien und in der Türkei ſorgten Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reichgewordener Günſtlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner ſich anhäufen konnten. Abowian verſichert, daß mancher kurdiſche Stammesfürſt, um dem Gaſtrecht Genüge zu leiſten, genöthigt ſei, täglich 30 bis 40 Schafe zu ſchlachten, 4 bis 5 Pud Reis als Pilav zu bereiten und einige Pfund Kaffe und Tabak an ſeine Gäſte zu vertheilen.

Die gewöhnlichen Speiſen im Hauſe eines vornehmen Kurden ſind Kufda und Pilav, nemlich zerhacktes und in Klumpen gerolltes Fleiſch mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer in einer Schüſſel von gekochtem Reis, Lammsbraten, Käſe und ſauere Milch. Gewöhnlich werden alle dieſe Speiſen in einer großen kupfernen Schüſſel zu gleicher Zeit aufgetragen und in die Mitte der Tiſchgäſte geſtellt. An jeder Schüſſel eſſen 4 bis 5 Perſonen. Nachdem man ſich die Hände gewaſchen, greift jeder mit den Fingern in die Schüſſel und holt ſich jene Biſſen heraus, die er am liebſten hat. Sind die Aelteren und Vornehmeren mit dem Eſſen fertig, ſo ziehen ſie ſich zurück und räumen den Gäſten zweiten Ranges den Platz vor den Schüſſeln. Nachdem auch dieſe geſättigt ſind, kommen die Diener und Armen daran, die mit den Brocken vorlieb nehmen müſſen, welche jene übrig gelaſſen haben. Nach dem Eſſen wäſcht man ſich wieder die Hände und ſchlürft ſein Täßchen Kaffe. Ein fremder Gaſt, be-

ſonders ein Europäer verläßt ſelten einen kurdiſchen Clan ohne von dem Häuptling ein Pferd, ein Schaf oder ein Stück buntes Zeug zu erhalten. Doch iſt dies bei den Kurden mehr ein Zeichen der Habſucht und Speculation als der Freigebigkeit. Denn er hofft in der Regel, daß der Gaſt das Geſchenk gar nicht annehmen, ihm aber ein viel werthvolleres Gegengeſchenk machen werde. Die demüthigen Höflichkeitsphraſen, deren ſich Perſer und Tartaren bei der Bewillkommnung oder Verabſchiedung vornehmer Gäſte bedienen z. B.: „ich bin der Staub zu deinen Füßen“ u. dergl. verſchmähen die Kurden, bedienen ſich dagegen ſehr oft der freundlichen Redensarten: „du biſt unſer Bruder, unſer Auge . . . . . möchte unſere Freundſchaft von Dauer ſein!“

Alle europäiſchen Reiſenden, welche mehr oder minder lange unter Kurden ſich aufgehalten und deren Gewohnheiten und Sitten zu ſtudiren Gelegenheit hatten, ſtimmen in ihrem Urtheil überein, daß die kurdiſchen Frauen freier, geachteter und in den wohlhabenden Häuſern auch glücklicher ſind als Türkinnen und Perſerinnen. Nur die vornehmen Frauen gehen verſchleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern ſind immer unverhüllt. Jene werden Khanun, letztere Jaja genannt. Die Kurdinnen ſind nicht auf die Wohnung im Harem beſchränkt, ſondern gehen in und außer dem Hauſe frei herum, ſprechen und verkehren auch ohne Scheu mit anderen Männern. Die Schilderung, welche mir die deutſche Coloniſtenfrau Eichele in Katharinenfeld, die mehrere Jahre bei einer kurdiſchen Khanun, der Frau des berüchtigten Huſſein-Chan, als Sclavin diente, von dem häuslichen Leben der Kurden machte, iſt dieſem nicht ungünſtig. Eheliche Liebe und Treue iſt bei den Kurden keine Seltenheit und ihre Kinder lieben ſie zärtlich, ſelbſt wenn ſie krüppelhaft oder ſchwächlich ſind. Der barbariſche Brauch der Indianer Amerika's,

der Spartaner und der alten Germanen, ſchwächliche Kinder zu tödten oder zum Verhungern auszuſetzen, exiſtirt nicht bei dieſen Bergbewohnern des Orients. Die Mädchen heirathen in der Regel zwiſchen dem 10. und 12. Jahre, nachdem die Bedingungen zuvor zwiſchen den Eltern der Braut und des Bräutigams feſtgeſetzt worden. Wie es im ganzen Morgenlande üblich iſt, muß auch hier der Bräutigam für die Braut bezahlen. Iſt man beiderſeits einig, ſo wird der Mollah gerufen und der Ehevertrag, Kjubin genannt, abgeſchloſſen. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guran ſind froh, wenn ſie Eine Frau erkaufen und ernähren können.

Die Frauen der Häuptlinge und Großen führen ein ſo üppiges Leben, als es in ihren düſteren verfallenen Burgen oder in den luftigen Wanderzelten ihrer beweglichen Jailaks, wo von Comfort nach europäiſchen Begriffen keine Rede ſein kann, möglich iſt. Stets ſchmücken ſich dieſe vornehmen Kurdinnen mit reichen Stoffen, hüllen ſich in buntfarbige perſiſche Shwals und behängen ſich mit Gold- und Silbermünzen, mit Perlen und Edelſteinen. Sie ſticken und weben nur zum Zeitvertreib und bringen den Tag meiſt mit Tanz und Putz, mit Baden und mit Einſchmieren wohlriechender Eſſenzen und Salben zu. Dieſe Art von orientaliſchem Luxus iſt bei den kurdiſchen Fürſtinnen mehr im Gebrauche als man nach der Rohheit und Aermlichkeit der Lebensweiſe des Volks im Allgemeinen denken ſollte. Immer ſteht eine große Zahl von Sclavinnen und Dienern bereit, jeden Wink der Herrin zu erfüllen. Oft freien die kurdiſchen Häuptlinge um die Töchter türkiſcher und perſiſcher Großen in den Städten. Ihnen wird von Seite des Gatten, da ſie in der Regel ſchön und an die üppige Lebensweiſe des elterlichen Harems gewöhnt ſind, die zärtlichſte Aufmerkſamkeit zu Theil,

natürlich nur ſo lange ſie jung ſind und durch ihre Reize den Gatten beherrſchen. Nicht immer aber verſöhnen die ſeidenen Kleider, der Goldtand, das Juwelengeſchmeide und das duftende Roſenöl ſammt all' den kurdiſchen Herrlichkeiten jene ſtolzen Paſcha- und Sardartöchter mit ihrem Looſe. Der bekannte Huſſein-Chan hatte eine Tochter des Paſcha von Kars geheirathet, ein wunderſchönes Weib von ſanfter Gemüthsart. Frau Eichele aus Katharinenfeld, welche bei derſelben als Sclavin diente, erzählte mir wie oft die Khanun geſeufzt und geklagt habe unter einem barbariſchen Volke leben zu müſſen und einem Barbaren als Gattin anzugehören.

So üppig das Leben einer Khanun ſo hart iſt das Loos der Weiber gemeiner Krieger oder Bauern. Alle häuslichen Arbeiten müſſen ſie verrichten, müſſen nicht blos weben, ſtricken, nähen ſondern auch Waſſer tragen, Holz hacken, die Laſtthiere bepacken, das Zelt in den Jailaks aufſchlagen und wieder zuſammenlegen, das Vieh melken, Käſe und Butter bereiten und dazu die Kinder ſäugen, nähren und kleiden. Der Mann treibt nur das Vieh auf die Weide, der Bauer beſtellt nur den Acker, der Krieger zieht nur zu Kampf und Raub aus. Jede Arbeit im Hauſe hält er unter ſeiner Würde, ſitzt da gewöhnlich müßig mit gekreuzten Beinen auf der Filzdecke, welche ihm das Weib bereitete und raucht die Pfeife in träger Ruhe. Das Weib verrichtet die ſchwerſten Arbeiten ohne Murren ohne Klage. Sie hat keinen anderen Gedanken als daß ſie nur des Mannes wegen auf der Welt ſei, daß ſie ihm dienen, ſich für ihn plagen müſſe. Schönheit, wo ſie vorhanden war, und Jugendfriſche gehen bei ſo harter Lebensweiſe natürlich ſchnell verloren. Faſt alle Kurdenfrauen die ich geſehen, waren früh verwelkt und gealtert, mit kupfriger Geſichtsfarbe, die meiſten unbeſchreiblich häßlich, mit ihren dürren harten Zügen, ihren ſtieren ſchwarzen

Augen, ihrem ſtruppigen Haar in ihrem ſeltſamen phantaſtiſchen Aufzuge und mit überflüſſigem Schmutz ein Bild leibhaftiger Hexen. Dagegen bemerkte ich unter den jungen Mädchen manche liebliche Geſtalt, hübſchen Teint und kluge ſchwarze Augen, welche den fremden „Franghi-Hekhim“ neugierig muſterten. Die meiſten Kurdinnen tragen ein einfaches Tuch von weißer oder rother Farbe nachläſſig um den Kopf gewunden, ein Kleid von grobem Stoffe mit einem Gürtel über die Knie herabreichend und weite Beinkleider. Das Haar der gemeinen Kurdinnen hängt fliegend und unordentlich über den Rücken herab, die vornehmen Frauen laſſen ſich ihr gewöhnlich ſehr langes und reiches Haar gleich den Georgierinnen in viele zierliche Zöpfe flechten. In den Kurdenlagern und in den einſamen Jailaks, die ich beſuchte, zeigten die Kurdinnen nicht nur keine Scheu gegen den fremden Gaſt, ſondern benahmen ſich äußerſt zudringlich, bettelten um Geſchenke, um Arzneien, Zucker und ſelbſt um Stecknadeln. Bei all' ihrer Zudringlichkeit hätte man nicht wagen dürfen, ſich irgend eine Freiheit, wie eine flüchtige Liebkoſung, die ſelbſt die züchtigſte deutſche Bauerdirne nicht ſonderlich übel zu nehmen pflegt, zu erlauben. Abowian erzählte mir, daß er bei ſeinem Aufenthalte unter den Kurden, als er viele zudringliche Weiber durch Geſchenke abgefertigt, einmal ſcherzend mit der Hand einem Mädchen die Wange berührt habe. Sogleich entſtand furchtbares Geſchrei und Tumult. Wie Furien ſtürzten ſich die Kurdenweiber auf ihn und hätten ihn zerriſſen, wären ihm nicht einige ſeiner Koſacken und kurdiſche Männer ſeiner Escorte mit ihren Roßpeitſchen zu Hülfe geeilt.

Die Frauen aus der Gurankaſte haben, wie geſagt, im Allgemeinen ein hartes Loos und für die freiere Bewegung, welche ihnen der Mann gönnt, haben ſie auch ein mühſameres Leben, müſſen ſich unter den Zelten in der Wildniß draußen

ungleich mehr plagen als die Sclavinnen der Harems in den türkiſchen und perſiſchen Städten. Ein ähnliches Schickſal, dieſelbe harte Mühſal, die gleiche Freiheit und die gleichen Rechte hat das weibliche Geſchlecht auch bei andern Bergbewohnern Vorderaſiens, bei den Tſcherkeſſen, Laſen und Tſchetſchenzen, wo die Mädchen dem rauhen Vaterland und den rohen Eltern gewöhnlich gerne den Rücken kehren, um mit dem Sclavenhändler unter tauſend Gefahren nach dem Bosporus zu ſegeln. Wenn man dem Weibe oder der Tochter eines kurdiſchen Guran die Wahl zwiſchen dem rauhen Elend in ihrer Heimat oder der üppigſten Haremsſclaverei in Stambul ſtellte, ſo wäre es zweifelhaft ob ſie ſich für jenes entſcheiden würde. Die Gewohnheit mag freilich auch mit den härteſten Entbehrungen ſogar mit dem kurdiſchen Elend verſöhnen. So wenig erſprießlich ihre Lebensweiſe der Erhaltung ihrer Schönheit iſt, ſo ſehr ſtärkt und ſtählt ſie ihren Körper. Die Kurdinnen kommen oft bei harter Arbeit mitten auf freiem Felde ohne Beiſtand nieder und tragen gleich darauf das neugeborene Kind mit dem Waſſerkruge und dem Holzbündel nach Hauſe. Der Kurde muß immerhin viel auf den Beſitz einer guten Hausfrau halten, da er nach ſeinem Sprachgebrauche ihren Werth dem ſeines edelſten Roſſes gleich ſtellt — was im Munde eines Kurden viel ſagen will. Ein ahnungsreiches prophetiſches Weſen verehrt der Kurde nicht im Weibe wie der alte Germane und eine weisſagende Veleda, welche zu Schlachten begeiſterte und deren Stimme als ein Spruch der Gottheit galt, ſcheint in der Kurdenhiſtorie nie vorgekommen zu ſein. Doch gibt es einzelne Heroinen unter den Kurdinnen wie ſchon Rich erzählt hat und deren auch Abowian in den Araratgegenden kennen lernte, tapfere Weiber, die mit der Lanze und dem Kandſchar das Roß beſtiegen und an der Spitze der Männer reitend ſich in das wildeſte Kampfgedränge ſtürzten, wenn

es galt einen Todfeind zu vernichten und die Blutrache zu kühlen. So gering auch im Allgemeinen die kurdiſche Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht iſt, ſo hat man doch auch nicht ſelten von Beiſpielen gehört, daß der geſchwungene Stahl den Händen des Rächers entſank, wenn ein Weib ſich zwiſchen ihn und ſein Opfer mit ausgebreiteten Armen ſtellte und um Erbarmen flehte. Wie heilig auch das Geſetz der Blutrache gilt, würde doch die öffentliche Stimme eines Stammes den Mann verdammen, der das Flehen des Weibes unbeachtend den Racheact vollzöge. Gewöhnlich erfolgt in ſolchen Fällen durch die Dazwiſchenkunft Anderer vollſtändige Verſöhnung und der Rächer begnügt ſich mit einigen Geſchenken, dem ſogenannten Blutpreis. Nur in äußerſt ſeltenen Fällen ſollen Mißhandlung und Schändung der Frauen in Kurdiſtan vorkommen, auch dann nur gegen Chriſtinnen oder ſchiitiſche Ketzerinnen. Wer einem Weibe Gewalt anthut ſelbſt im Lager des Feindes iſt in der Meinung ſeiner Landsleute gebrandmarkt und eine große Gewalt übt dieſe öffentliche Meinung ſelbſt bei Kurden.

Die Blutrache herrſcht, wie bemerkt, bei den Kurden faſt in derſelben Stärke wie bei den Bergvölkern des Kaukaſus. Die blutigſten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme ſind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreiſes und der Dazwiſchenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Verſöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Miſſethäter. Stürzt ſich der Schuldige mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte ſeines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah und gibt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerſtand ſein Leben der Großmuth ſeines Ge-

ners anheimgebe, ſo gebietet zwar kein Geſetz aber Brauch und Sitte die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher das Odſchag d. i. das Hausrecht entehrend dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen würde. Durch die Nacht der Barbarei dieſer Gebirgsbewohner zuckt alſo doch auch mancher verſöhnende Lichtſtrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt ſolche Funken von Edelſinn und Großmuth, nein in der allgemeinen Sitte ſelbſt wohnt mancher zarte Zug und man merkt immerhin, daß man es bei dieſen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erſte Morgenroth der Cultur und der mildern Sitte für jene weſtlichen Länder ſchimmerte, in welchen erſt Jahrtauſende ſpäter dasſelbe Princip zu einem mächtigen Leuchtthurm für den Erdball werden ſollte.

2.

Die Yeſidis oder Teufelanbeter — ihre Herkunft, Sprache, Poeſie, Religion, Sitten, Gebräuche und Charakterzüge.

Zu den räthſelhafteſten Völkern des Morgenlandes gehören die Yeſidis oder Teufelanbeter in Kurdiſtan, Armenien und Kleinaſien, welche gleich ihren Nachbarn den eben ſo räthſelhaften Ali Illahi in den babyloniſch-aſſyriſchen Landſchaften die Forſchbegierde der Ethnographen von jeher reizten. Das geheimnißvolle Daſein und die völlig unbekannte Vergangenheit dieſer Völker ſpotteten jedoch bis heute aller Gelehrſamkeit, allem Scharfſinn, aller Wißbegierde. Woher die Yeſiden kamen und von welchem größeren Stamm ſie ſich als Bruchtheil abgelöst, iſt eben ſo wenig enthüllt als wo und wie ihr ſeltſamer Glaube entſtanden, an welchem ſie ohne geſchriebenes religiöſes Geſetzbuch mit gleichem Fanatismus, mit derſelben Zähigkeit trotz aller Verfolgungen feſthielten wie die Islamiten und wie die Kinder Iſraels an dem ihrigen.

Die verſchiedenſten Hypotheſen ſind von Ethnographen und Geſchichtſchreibern über das Herkommen der Yeſiden aufgeſtellt worden. Es war ſelbſt für die erfahrenſten und kühnſten Agenten der großen Weltmacht Britannia keine leichte Aufgabe, einem

Volke ſich zu nähern, welches als „Kinder des Schaitan“ von Türken, Perſern, Arabern und Kurden gehaßt, angefeindet, bekriegt, geplündert und gehetzt, von einer Wüſte, von einer Berghalde zur andern floh, in den unzugänglichſten Wildniſſen der Karduchenberge und des Sindſchar eine Zufluchtſtätte ſuchend und von hier den Verzweiflungskampf gegen ihre Quäler und Dränger kämpfend Haß mit Haß, Blut mit Blut vergalt. Kein Wunder wenn bei ſolchem Schickſal Argwohn, Wildheit, Fanatismus und Rachelust Grundcharakterzüge dieſes Volkes wurden, wie ſie in ähnlicher Lage ſich dem Charakter des von Natur harmloſeſten Volkes, gleichviel ob es den Baba Yadgar, den ketzeriſchen Biſchof Neſtorius oder den Teufel verehrt, eingeprägt haben würden. Dennoch wagten einige kühne und beharrliche Engländer die Reiſe zu den Yeſiden. Rich und Ainsworth haben die Bruchtheile dieſes Volks in Kurdiſtan, Forbes hat ſie in ihrer Bergveſte am Sindſchar aufgeſucht, wo ſie ſeit der fürchterlichen Razzia, welche Hafis Paſcha im Jahre 1838 gegen ſie ausgeführt, zwar recht zerknirſcht, zahm und demüthig geworden ſind, aber noch immer unbekehrt ihrem geflügelten Melek Tauß opfern.

Die britiſchen Reiſenden haben es nicht an Schauen und Fragen fehlen laſſen, aber aus dem mißtrauiſchen, zurückhaltenden, geheimnißvollen Volk nicht eben erhebliche, die Wißbegierde des Ethnographen befriedigende Reſultate herauszulocken vermocht. Die Yeſidenlehre vom großen und vom kleinen Gott, ihre Vorſtellung und ihr Verhältniß zum Teufel, ihr Melek Tauß und der Begriff den ſie von dieſem Hahnſymbol haben, ihr geheimnißvoller Gottesdienſt, die Ceremonien und Prieſtergebete, welche nur in mündlicher Tradition, nicht als geſchriebene und geregelte Liturgie beſtehen, ſind uns ſo wenig als die Abkunft dieſes ſeltſamen Volks von den britiſchen Reiſenden

enthüllt worden und die Leſer mußten mit den magern Reſultaten ihrer äußerlichen Beobachtungen und mit vagen Hypotheſen vorlieb nehmen. Auch mein verehrter Landsmann, der berühmte Judenbekehrer und Bocharawanderer Dr. Joſeph Wolf, welcher mit zerſtreuten Bruchtheilen dieſes Volks am Euphrat zuſammengetroffen, wußte mir nur das Neue von den Yeſiden zu erzählen, daß er Wallfahrer dieſer Secte auf den Ruinen von Babylon geſehen, wo ſie beim Mondlicht ſeltſamen, grauenhaften Gottesdienſt begingen und wunderliche Tänze mit eigenthümlichen Geberden und Tönen an einſamer Stätte tanzten. Darin aber wollte der fromme Miſſionar nur die buchſtäbliche Erfüllung einer Weisſagung des Jeſaia erkennen, worin dieſer jüdiſche Seher mit gewaltiger Prophetenzunge dem ſtolzen Babel ſeine Zukunft und den geſpenſtigen Beſuch der heulenden Mondſcheinwaller voraus verkündet habe (Jeſ. 13, 21. 23).

Faſt jeder der orientaliſchen Forſcher hat eine andere Anſicht über die Yeſiden aufgeſtellt. Ainsworth hält ſie wie Hammer nach der perſiſchen Sage für Reſte der alten Feueranbeter, welche in Ahriman das böſe Princip oder den Teufel verehrten und der Tyrannei Zohaks entfliehend nach Kurdiſtan auswanderten. Forbes hält ſie für eine verdorbene mahomedaniſche Secte; Rawlinſon vermuthet in ihnen jüdiſchen Urſprung und der amerikaniſche Miſſionar Dr. Grant betrachtet ſie wie die Neſtorianer als Trümmer der verloren gegangenen zehn Stämme Iſraels.

Von unſern Geographen iſt überſehen worden, daß die Yeſidis, wie ſehr auch ihre Zahl durch grauſame Verfolgung und namenloſes Elend zuſammengeſchmolzen, doch über ein weit größeres Ländergebiet, theils in feſten Wohnſitzen, theils in wandernden Jailaks zerſtreut ſind, als man gewöhnlich angenommen. Auch im ruſſiſchen Armenien und im perſiſchen Kur-

diſtan habe ich zerſtreute Fragmente dieſes Nomadenvolks gefunden. Seine Anweſenheit auf ruſſiſchem Gebiet, wo ein nicht unbeträchtlicher Theil ſeit den grauſen Verheerungszügen Reſchid Paſcha's gegen ſie, ein wenn nicht glückliches doch ruhiges Aſyl gefunden, hat ſelbſt Ritter nicht erwähnt, der übrigens im 9. Band ſeiner Erdkunde mit ſeiner gewöhnlichen umfaſſenden Gründlichkeit alles zuſammengeſtellt, was über dieſes räthſelhafte Volk zu ſeiner Kunde gekommen. Ich habe beſonders auf den hohen Gebirgsweiden an den öſtlichen Ufern des großen Goktſchaiſee's ziemlich viele yeſidiſche Nomaden gefunden und wurde von dieſen Satanverehrern unter ihren ärmlichen Filzzelten mit einer Gaſtfreundſchaft aufgenommen, welche ich nicht immer in den Ländern der Chriſtenheit zu rühmen hatte. Im Winter quartieren ſich dieſe armen Nomaden in armeniſchen Dörfern ein. Man duldet ſie dort und läßt ihnen auch ihren ſeltſamen Cultus und ihre wandernde Lebensweiſe, da ſich der ruſſiſche Statthalter überzeugt hat, daß dieſe Teufelanbeter keinenfalls ſchlechter, ja wenn man ſie in Ruhe läßt, beinahe harmloſer, friedlicher und moraliſcher ſind als die meiſten Völker chriſtlichen, mahomedaniſchen und heidniſchen Glaubens, welche unter der Herrſchaft und Fürſorge Sr. Majeſtät des Zaren aller Reußen zu ſtehen das Glück haben.

Das iſt ein alter, löblicher und großartiger Zug im ruſſiſchen Regierungsprincip, den wir nicht rühmend genug hervorheben können: daß man dort all' die Hunderte von Völkern und Stämmen, jeden in ſeiner Formel zu dem unbekannten Weſen reden läßt, jedem wie der alte Fritz ſich ausdrückte „nach ſeiner Façon" ſelig zu werden vergönnt. Die Mennoniten, welche aus Preußen wanderten, um nicht gegen ihr Gewiſſen Kriegsdienſte leiſten zu müſſen, die Separatiſten, welche Würtemberg verließen, weil ſie ſich religiös genirt glaubten, fanden in Rußland gute Auf-

nahme und ihre religiöſe Freiheit, ihre Privilegien, welche ihnen der Kaiſer Paul und Alexander bewilligten, ſind nicht angetaſtet worden. Den ruſſiſchen Secten der Malokaner und Duchoborzen gewährte die große Katharina Duldung und die ſchönen fruchtbaren Wohnplätze am Milchfluſſe, welche ſie erſt in neueſter Zeit mit der Provinz Achalziche jenſeits des Kaukaſus vertauſchen mußten. Kurden, Nogaier und Tartaren dürfen ſich unter Omars oder Ali's religiöſes Banner ſchaaren, und von der Minarethöhe durch ihre Muezzins ſo oft und ſo laut ſie wollen in alle Windrichtungen hinausſchreien, daß es außer Allah keinen Gott gebe und daß Mohamed der wahre Prophet ſei — wenn ſie nur ihre Steuern pünktlich zahlen. Kalmücken, Kirgiſen und Baſkiren läßt man in Rußland ganze oder halbe Heiden bleiben, wenn ſie nur ſonſt den Befehlen der weltlichen Obrigkeit ſich fügen und die vorgeſchriebene Zahl irregulairer Reiter ſtellen. Kabarden und Oſſeten können ungeſtört neben Allah und der chriſtlichen Dreieinigkeit auch dem Seoſſerus und andern alten Göttern und Götzenbildern unter den kaukaſiſchen Eichen ſtillen Cultus widmen, ſolange ſie nur dem Natſchalnik und dem Attman nicht offenen Trotz entgegenſtellen. Gueber und Hindus dürfen nach Baku zu den ewigen Feuern wallen, die Yeſiden ihrem geflügelten Melek Tauß opfern — ob die Völker dem Ormusd oder dem Ahriman, dem Licht oder der Nacht mehr Ehre gönnen, das kümmert den ruſſiſchen Statthalter nicht im geringſten, wenn ſie nur ſonſt nichts Ukaswidriges begehen und dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt. Nie hat man von dieſen Secten geſchriebene Dogmen oder kirchliche Statuten gefordert. Nie iſt man im autokratiſchen Rußland gegen Heiden, Islamiten oder Teufelanbeter durch Religionsverbote eingeſchritten, nie hat man ihnen das Recht ge-

meinſchaftlicher Andacht verwehrt wie den Deutſchkatholiken im conſtitutionellen Deutſchland!

Der gegenwärtige Häuptling der auf ruſſiſchem Gebiet wohnenden Yeſidis Thamar-Aga hatte vor nicht langer Zeit die Ehre mit andern kurdiſchen und tartariſchen Stammeshäuptlingen Sr. Durchlaucht dem Fürſten Woronzow, Generalſtatthalter der transkaukaſiſchen Provinzen aufzuwarten. Dieſer menſchenfreundliche Staatsmann, welcher die außerordentliche Gewalt die ihm der Kaiſer übertragen, eben ſo milde als weiſe ausübt, empfing ſie mit jener liebenswürdigen Huld, die ihm die Herzen Aller, welche ſich ihm nahen, auch die yeſidiſchen gewinnt. Der Chef der Teufelanbeter wurde ſogar zur fürſtlichen Tafel geladen und ein feuerfarbiger Turban figurirte dort neben den Schwarzmützen hochwürdiger armeniſcher Prälaten und neben den weißen Turbans tartariſcher Mollahs. Er wurde mit Geſchenken gnädig entlaſſen; Schutz und Gerechtigkeit wurden ihm und ſeiner Gemeinde zugeſagt. Wenn dieſe armen Nomaden mitunter dennoch gehudelt, gepreßt und geſchunden werden ſo fällt die Schuld lediglich auf ruſſiſche Unterbeamte, welche den humanen Grundſätzen der oberſten Behörden zuwiderhandeln.

Als ich das ruſſiſche Armenien verließ, bat ich meinen Freund Abowian, Director der Kreisſchule von Eriwan, welcher bei großen orientaliſchen Sprachkenntniſſen in der Nähe des Araxes wohnend in günſtigerer Lage iſt als jene britiſchen Reiſenden, welche die Yeſidis in Kurdiſtan und in Sindſchar nur im Fluge beſucht, mir über die Religion, Sitten, Gebräuche dieſes Volks und ſeine Traditionen möglichſt viele Thatſachen zu ſammeln und mitzutheilen. Erſt fünf Jahre nach meiner Rückkehr konnte mein Wunſch erfüllt werden. Ein gelehrter armeniſcher Prieſter Gaſpar-Ter-Gewandjan, vormals

Mönch im Kloſter Etſchmiadzin, welcher als Lehrer an der Kreisſchule in Eriwan angeſtellt wurde, hatte Meſopotamien, Kurdiſtan und Kleinaſien nicht nur viele Jahre bereist, ſondern auch unter Kurden und Yeſiden ſelbſt gelebt und die Idiome beider Völker gründlich erlernt. Er war lange der Freund und der Hausgaſt des Yeſidenhäuptlings Mirſa-Aga in Radowan und hatte deſſen Kinder im Türkiſchen und Armeniſchen unterrichtet. Nicht nur über Lebensweiſe, Sitten und Gebräuche, ſondern auch über die Poeſie der Yeſiden, welche ſich nur mündlich fortpflanzte, hat er ein recht ſchätzbares Material geſammelt. Durch die freundliche Güte des Herrn Abowian wurden mir nicht nur die ethnographiſchen Forſchungen dieſes Prieſters, ſondern auch Proben der kurdiſchen und yeſidiſchen Dichtkunſt in wortgetreuer Ueberſetzung mitgetheilt. Die meiſten ſind epiſchen (erzählenden) Inhalts. Neben den Kriegs- und Schlachtgeſängen auch einige Liebeslieder. Die Form ſcheint nach der Ueberſetzung etwas rauh; der Inhalt einfach und natürlich, mitunter faſt ſo liebliche Stellen wie in den Koſackenliedern der Ukraina, im Ganzen minder fremdartig als man von dem wilden Volke denken ſollte.*) Seltſam! Auch dieſe Teufelverehrer haben dieſelben

*) Es ſind viele kurdiſche und yeſidiſche Lieder in Vorderaſien auch in türkiſcher Ueberſetzung verbreitet. Die wilden und tapferen Völker des Sindſchar und der Karduchenberge, die wie die Kaukaſusſtämme mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit zu behaupten ſuchen, liefern faſt allein noch die inſpirirten Barden des Orients. Bei den verkommenen Völkern der Türken, Armenier, Georgier u. ſ. w. iſt die epiſche Poeſie längſt im Sumpfe ihrer politiſchen Zuſtände verſunken. Unterjochte Völker verlieren die Gabe der Dichtkunſt, wie man am deutlichſten bei den Koſacken, den alten herrlichen Steppenſängern der Ukraina ſieht. Unter den mir mitgetheilten Ueberſetzungen von kurdiſchen und yeſidiſchen Liedern ſind viele Bruchſtücke von größeren Gedichten, aus welchen wir leider keinen Zuſammenhang herauszufinden vermögen.

Gefühle wie andere Menſchenkinder. Zärtlichkeit und Sehnſucht, Wehmuth und Trauer erfüllen manchmal ein ganzes Gedicht. Auch wird es aus dem Inhalt dieſer Poeſie klar, daß die Yeſiden

---

Die vollſtändigſten darunter ſind die epiſchen Geſänge des Sieges der Yeſiden bei Radowan unter der Anführung ihres Häuptlings Keſchiſch-Polo und des Sieges von Suleiman-Aga über die kurdiſchen Djalaſtämme am Ararat. Unter den elegiſchen Gedichten findet ſich die Klage eines Mädchens, deſſen Geliebter von den Türken unter den Nizam geſteckt wurde und die Klage einer yeſidiſchen Kriegerfrau nach dem grauſen Verheerungszuge Reſchid Paſcha's. Wir theilen aus letzterem das folgende Bruchſtück mit und bemerken zum Verſtändniß des Leſers, daß die Yeſiden ſich häufig kurdiſche oder arabiſche Namen und Titel beilegen und daß ſie in dem geflügelten Symbole den Melek Tauß, den Teufel, verehren:

„Der Löwe, ein Held in der Thiere Reich,
Nie ſtreitet er wie der Meuchler feig'
Er brüllet ſobald den Feind er ſieht
Er ſchonet den Schwachen, der vor ihm flieht.

Der Chub-Kan ein ſolcher Löwe war
Er ſuchte den Kampf, er ſuchte Gefahr.
Dem Feinde er offen ins Auge ſchaut
Noch eh' er den Kandſchar ins Herz ihm haut.

Der Türke ſchleicht wie der Uhu der Nacht
Zum ſchlafenden Feinde ſo leiſe und ſacht'
Er ſchont nicht das Alter, er ſchont nicht das Weib
Er würget das Kind in der Mutter Leib'.

Die Taube dort in der Vögel Reich
Mit gurrendem Ton, mit den Federn weich
Die Taube gar treu ihren Tauber liebt
Ihr Schnabel den Jungen das Futter giebt.

Die Khanun ein ſolches Täubchen war
Sie ſchmückte das üppigſte Lockenhaar
Jetzt iſt ſie geworden der Türken Beut'
Der Khan iſt gefallen im blutigen Streit.

neben dem Teufel auch jenem Cultus der Schönheit und der Liebe huldigen, ganz ähnlich, wie die heidniſchfrommen Hellenen des Alterthums und die chriſtlichfrommen Troubadours

---

Der Schakal ſcharret die Leichen ſich aus
Er hält auf den Gräbern nächtlichen Schmaus
Doch das friſche Blut, die Jugend er ſchont
Nie kommt er, wo Leben und Liebe wohnt.

Der Türken-Paſcha, der wilde Barbar
Er trinket nur Blut, wie der grauſame Aar
Kind! — Schau deines Vaters blutendes Haupt
Dir Jüngling, hat er das Liebchen geraubt.

Fluch dem, der zwei liebende Herzen trennt!
Fluch dem Mächt'gen, der kein Erbarmen kennt!
Das Grab gibt nimmer die Todten heraus
Nur den Fluch erhöret der Melek Tauß." —

Unter den mir mitgetheilten Liebesliedern im kurdiſch-yeſidiſchen Idiom ſind folgende faſt wörtlich überſetzt:

Mein Liebſter bei uns zu Gaſte war
Ich knüpft' ihm mein Armband ins Lockenhaar
Er ſaß auf dem Teppich von Khoraſſan
Ich ſchaut' ihn mit liebenden Augen an.
Für eine Locke aus ſeinem Haar
Ich gäb' ihm Hände und Augen gar
Sollt er damit nicht zufrieden ſein
Ich gäb' ihm auch noch das Herze mein.

Mein Liebſter kam in Vaters Zelt
Er iſt der ſchönſte Yeſiden-Held
Mein Auge ſchickt ihm liebenden Gruß
Er aber wollte gar einen Kuß.
Warum hab ich nicht den Kuß gegeben?
Iſt doch ſo kurz das irdiſche Leben!

---

im Mittelalter. Das hat uns wirklich überraſcht und Wunder genommen von ſolchen Pechvögeln, von einem ſo armen, gehetzten und gequälten Volk, das die Tortur des Elends kennt wie wenig andere. Aber nichts deſto weniger haben dieſe wilden zerlumpten Barbaren inmitten ihrer Leiden ſich den Sinn für ſchwarze Augen und üppige Locken empfänglich erhalten und wiſſen z. B. die Poeſie eines Kuſſes zu würdigen wie irgend ein girrender Täuberich unſers modernen lyriſchen Taubenſchlages, der daheim in Ueberfluß und Freuden ſchwelgt. Dabei ſind die Yeſiden nicht nur in Grundſätzen ſondern auch in der ſaueren Lebenspraxis, namentlich was eheliche Treue und kindliche Liebe betrifft, ſo moraliſch wie bei uns nicht jeder gläubige Mucker oder ungläubige Philoſoph.

Abowian hatte bei ſeinen Forſchungen über den Urſprung der Yeſiden die armeniſchen Geſchichtswerke und Handſchriften der Kloſterbibliotheken von Eriwan und Etſchmiadzin zu ſeiner

---

Aus Stambul ein böſer Firman kam
Schwer drückt uns die Hand des Islam
Der Paſcha mir den Geliebten nahm
Und brachte ihn unter den Niſam
Er war noch ſo jung, er ſchied ſo ſchwer
Brich, Auge — du ſiehſt ihn nimmermehr!

Mein ſüßes Liebchen dort an dem Brunnen ſteht
Von ihrem Buſen der Duft der Nelke weht.
Auf ihre Lippen möcht' einen Kuß ich drücken
Sollt' auch der Kreis-Chef mich nach Sibirien ſchicken.

Im kurdiſch-yeſidiſchen Text lautet dieſes Liedchen:

Ghawra-mn ave thè
Bina michak, darts-chin br-pschthè
Dave mn chala surath-ta kjatté
Natschalnik as bjerdza-ma, bschanda-ma Russettè.

Verfügung. Es ergibt ſich aus ſeinen Studien ein ganz anderes Reſultat als aus den Unterſuchungen von Hammer, Niebuhr, Rich, Rawlinſon und anderen Orientaliſten. Nicht von den perſiſchen Feueranbetern noch von den mahomedaniſchen Arabern, auch nicht von den Juden ſollen nach der Anſicht der armeniſchen Hiſtoriker das Volk und die Religion der Yeſidis ſtammen. Die erſten Bekenner dieſer Lehre, welche man nach Tſchamtſchean Polichäer oder Thondrakier nannte, werden als Abtrünnige der armeniſchen Kirche bezeichnet.*) Ihre Entſtehung fällt in die Mitte des 9. Jahrhunderts; ihr erſter Gründer war Simbath vom Dorfe Sarchawan im Diſtrict Lagkotan (im heutigen Paſchalik Wan). Mit ihm verband ſich ein perſiſcher Arzt und Aſtrolog Namens Mtſchuſchik, welchem die Armenier einen Theil der urſprünglichen Irrlehren der Secte zuſchreiben. Simbath predigte und verbreitete ſeine Lehre, die er anfangs eine chriſtliche nannte, im Diſtrict Thondrak (im heutigen Paſchalik Bajaſid) und daher nannte man ihre erſten Anhänger gewöhnlich Thondrakier. Lehren und Ceremonien hüllten dieſe Sectirer in tiefes Geheimniß. Der Katholikos Oannes, welcher damals den armeniſchen Patriarchenſtuhl inne hatte, ſchleuderte den Kirchenbann gegen die Ketzer.

Nach der Verſicherung armeniſcher Zeitgenoſſen, deren Urtheil bei ſo viel Intoleranz und religiöſem Haß gegen die neue Lehre verdächtig iſt, leugnete Simbath die Unſterblichkeit der Seele, die göttliche Vorſehung, die Eingebungen des heiligen Geiſtes, die chriſtlichen Sacramente, überhaupt alle weſentlichen Glaubensſätze der chriſtlichen Kirche. Er leugnete auch die Erb-

*) Auch dieſer Hypotheſe fehlen leider genügende hiſtoriſche Beweiſe. So wahrſcheinlich es iſt, daß chriſtliche Elemente zur Entſtehung der Yeſidenſecte mitgewirkt, ſo dunkel iſt die Geſchichte ihrer Miſchung mit Islamiten und Feueranbetern.

ſünde und das jüngſte Gericht. Was aber den armeniſchen Klerus gegen den Sectenprediger am ſtärkſten in Harniſch brachte, war, daß er, der Laie, ſich die Biſchofswürde anmaßte. Indeſſen weihte er keine Prieſter, weil er dies als unnütz erklärte. Den heftigſten Krieg gegen die neue Lehre mit Feder und Schwert führte ſpäter der armeniſche Fürſt und Schriftſteller Grigor-Magiſtros, welcher den Simbath mit allen möglichen Schimpfnamen als: „eingefleiſchter Teufel, verfluchter Hund, Verführer in den Abgrund“ u. ſ. w. beehrt.

Da die Anhänger Simbaths bei der Aufnahme in die neue Secte das Gelübde der tiefſten Verſchwiegenheit ablegen mußten, ward es ihren Zeitgenoſſen und Gegnern von der orthodoxen Kirche nicht leicht in das Geheimniß der neuen Lehre einzudringen und manche Umſtände machen es wahrſcheinlich, daß ſie das Weſen derſelben gar nicht kannten, daß ſie nur die Declamationen und Verleumdungen des armeniſchen Klerus wiederholten. Nach Grigor-Magiſtros ſollen die Thondrakier die verſchiedenſten Mittel gebraucht haben, um ihren Anhang zu vermehren. Bald hätten ſie das Daſein von zwei Urweſen in der Schöpfung, eines guten und eines böſen gepredigt, bald hätten ſie das Walten und Daſein der Gottheit überhaupt geleugnet. Auf dieſe Weiſe ſeien die Glaubensbedürftigen wie die Gottloſen und Wollüſtigen in die Netze dieſer Sectirer gerathen. Derſelbe Schriftſteller kann aber nicht leugnen, daß ſie auch ſittliche Grundſätze, vor allem die Mildthätigkeit gegen Arme gepredigt. Ein armeniſcher Geſchichtſchreiber des neunten Jahrhunderts nennt die Orte, wo die Polichäer ihren Gottesdienſt feierten Schna-Wank d. h. Hundeklöſter. Derſelbe behauptet, daß ſie daſelbſt ſtatt der Andachtsübungen nur Unthaten begingen. Der Name Thondrak bedeutet nach Grigor-Magiſtros ſo viel als Ort des Brunnens, was ſo viel ſagen wolle als ein „Tunnir“ (Brunnen), aus

welchem Feuer hervorſtrömt. Tunnir aber heißt bei den Orientalen gewöhnlich das „unterirdiſche Loch.“ Denſelben Namen geben die Armenier einem erloſchenen Vulcan unweit Bajaſid, welcher bei den Kurden Tandürlü heißt und der nach einer allgemeinen Volksſage wie die Umgegend von Baku Feuer aus Erdhöhlen ausſtoße. Dieſe erklärende Bedeutung des Ortsnamens, von welchem die Secte des Simbath ihren Urſprung genommen, läßt in Verbindung mit jener Angabe der Chronik, daß ein perſiſcher Aſtrolog bei der Begründung der neuen Lehre betheiligt war, auf einen Einfluß jener altperſiſchen Religion der Feueranbeter nicht ohne Wahrſcheinlichkeit ſchließen. Von Thondrak verbreitete ſich die Secte zuerſt nach den Nachbarbezirken Thulleil und Ehnun, daher ſie auch Thulleiter und Ehnuner genannt wurden.

Als den Nachfolger des Simbath bezeichnet die armeniſche Chronik einen gewiſſen Thodros oder Thoros. Als ſpätere Oberhäupter der Polichäer werden Ananeh, Arka, Sarkis, Kjureg, Joſeph, Gaſpar und Jeſu oder Jeſid genannt. Der ſpätere Name der Secte Yeſidis könnte nach Abowians Vermuthung auch von dem letztgenannten Oberhaupt kommen; denn auch die Yeſiden behaupten, daß einer ihrer berühmteſten Schechs Yeſid geheißen. Nach der Anſicht anderer Orientaliſten kommt dieſer Sectenname von dem grauſamen und gottloſen Khalifen Jeſid, des Sohnes und Nachfolgers Moawihas, des zweiten Regenten in der Reihe der Ommiahden, welcher als Mörder des Gegenkhalifen Goſein, Ali's Sohn und Enkel Mohameds von allen Schiiten verabſcheut iſt. Jeſid ſtarb im Jahr 683 n. Chr. G. Mit ſeinem Namen werden von den Schiiten alle Gottloſen überhaupt, insbeſondere aber dieſe Secte belegt, welche nach der Meinung der Orientalen an keinen Gott glaubt.

Die armeniſchen Patriarchen Oannes und Owa begnügten ſich nicht blos den geiſtlichen Bann gegen die Secte der Thondrakier zu ſchleudern, ſondern hetzten gegen dieſelbe auch den bewaffneten Arm der weltlichen Macht. Die Chronik berichtet von Verfolgungen und Qualen aller Art, welche über die Sectirer noch zu Lebzeiten Simbaths und ſpäter verhängt wurden. Viele wurden gegeißelt, geblendet und mit einem Stempel gebrandmarkt, welcher eine Fuchsfigur darſtellte. Andere wurden erdroſſelt oder lebendig verbrannt.

Etwa hundert Jahre nach der Entſtehung der Secte trat als eifriger Gegner derſelben der Mönch Anania, ein in der armeniſchen Kirche gefeierter Schriftſteller auf, welcher in beredten Worten die Irrthümer der Lehre des Simbath darzulegen und die Rechtgläubigen vor Anſteckung zu bewahren ſuchte. Die Schrift brachte wenigſtens auf die Anhänger der Secte ſelbſt keine Wirkung hervor. Sechzig Jahre ſpäter zur Zeit des Katholikos Sarkis, nahm dieſelbe unter den Armeniern mehr und mehr überhand und verbreitete ſich nach Meſopotamien. Auch der berühmte armeniſche Biſchof Jakob aus der Provinz Harka (im Paſchalik Bajaſid) ſoll vom Gifte dieſer Neuerer angeſteckt worden ſein. Derſelbe Prieſter lehrte im Jahr 1002 in einem Sinne, der keineswegs einen gottloſen, vielmehr aufgeklärten und frommen Mann, einen wahren Reformator verräth. Er führte einen reinen Lebenswandel, trug grobe, wollene Kleider, ging barfuß und faſtete ſtreng. Seine geiſtlichen Jünger gingen wie er in groben Kitteln und man ſah ſie fortwährend in Andacht und Gebet verſunken. Zu ſeinen eifrigſten Verehrern zählten nach der Angabe Laſtiwerzis ſelbſt viele armeniſche Große und ſogar Fürſten. Er predigte unter anderm: daß weder Meſſen noch Stiftungen die Vergebung der Sünden bewirken könnten, ſondern einzig nur wahre Reue und Beſſerung. Gegen das

Schlachten der Opferthiere, wie es bei den Armeniern noch heute gebräuchlich ist, eiferten er und seine Jünger und erklärten: daß nur der Mensch gesündigt habe und daß nicht das unglückliche Vieh für ihn dem Tode geweiht werden dürfe. Auch gegen die heiligen Sacramente sprachen sich später die Jünger und Anhänger des Bischofs Jakob aus. Zu jener Zeit stand das Sectenwesen unter den Armeniern in höchster Blüte. Erst aus der Vereinigung verschiedener Secten, welche durch Verfolgung zur Flucht gezwungen wurden, scheinen die Yesiden, deren wir noch heute ziemlich viele in der Nähe dieser Gegenden wiederfinden, entstanden zu sein oder wenigstens Zuwachs erhalten zu haben. Der Schriftsteller Maljan spricht mit Bestimmtheit aus, daß die Yesiden Abkömmlinge jener armenischen Sectirer seien.

Die Lehre des Bischofs Jakob veranlaßte verschiedene Kirchenversammlungen, welche aber gegen die Sectirer keinen entscheidenden Schlag zu führen wagten, eben weil so viele armenische Große sich offen oder heimlich zu ihr bekannten. In der Mitte des eilften Jahrhunderts wurden die Abtrünnigen durch den Fürsten Grigor-Magistros mit Feuer und Schwert verfolgt. Auch Thondrak, der Ort, von welchem die Lehre des Simbath ausgegangen, wurde von ihm zerstört und daselbst eine armenische Kirche erbaut. All' diese Verfolgungen und Gewaltmittel dienten nur dazu, den Anhang der Secte zu vermehren, statt sie in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen. So lautet der wesentliche Inhalt der armenischen Geschichtsquellen, deren Angaben im Allgemeinen auch von byzantinischen Autoren, namentlich von Peter dem Cilicier und von Alexander Natalis bestätigt werden. Ersterer nennt Sarkis als Stifter jener Secte und behauptet, daß er das Wesentliche seiner Lehre von einer persischen Zauberin erlernt habe.

In diesen Mittheilungen armenischer Quellen ist vieles

dunkel und zur Erklärung der Entſtehung des Yeſidismus ungenügend. Aus welchen Nationalitäten die urſprünglichen Bekenner und Anhänger der Lehre Simbaths beſtanden, ob es blos Armenier oder ob auch Kurden und Perſer unter ihnen waren, ob dem perſiſchen Aſtrologen Mtſchuſchik, welcher mit Simbath die Secte der Thondrakier ſtiftete, auch Anhänger aus ſeinem Vaterlande folgten, iſt nicht beſtimmt geſagt. Ob die Thondrakier wirklich den urſprünglichen Stamm der Yeſiden bildeten oder ob die Religion der letzteren, wie es wahrſcheinlicher iſt, auch aus älteren und gleichzeitigen Secten von anderen Gegenden Vorderaſiens hervorgegangen, darüber geben die armeniſchen Geſchichtsquellen keine beſtimmten Aufſchlüſſe. Oefter ſcheinen die Neſtorianer und Jakobiten in Kurdiſtan und Meſopotamien mit den alten Thondrakiern und den ſpäteren Yeſiden verwechſelt zu ſein. Zu den ſeltſamen Angaben mag auch die Behauptung des Geographen Indſchidſchean gehören: daß der oberſte Schech der Yeſiden einmal im Jahre den chaldäiſchen Patriarchen in El-Koſch beſuche. Der neſtorianiſche Biſchof Mar Ilia in Urmia, welchen ich deßhalb befragte, leugnete jede Verbindung zwiſchen dem chaldäiſchen und dem yeſidiſchen Klerus. Die Mittheilungen des armeniſchen Prieſters Gaspar Ter-Gewandjan über die religiöſen Ceremonien der Yeſidenſtämme am Tigris und Euphrat unterſtützen die Hypotheſe eines Urſprungs derſelben aus armeniſchen Sectirern oder mindeſtens ihre ſpätere Vermiſchung mit Thondrakiern, Ehnunern, Jakobiten u. ſ. w. Dieſer höchſt glaubwürdige Prieſter verſichert, daß die Yeſiden ſehr viele religiöſe Gebräuche mit den Armeniern gemein haben, daß ſie eben ſo ſtrenge und an den gleichen Tagen faſten, daß ſie mehrere gleiche Feſttage begehen, daß ſie auch das Andenken derſelben Heiligen feiern, denen dieſe Feſttage gewidmet ſind. In beſonderer Verehrung ſtehen bei den Yeſiden die Heiligen Georg und Sarkis, welch' letztern ſie den

tartariſchen Namen Chdir-Nabi geben und, wie die Armenier, vorzugsweiſe bei ſchweren Gewittern, Stürmen, Schneegeſtöbern und auf der Reiſe anrufen. Der ſeltſame Brauch der Armenier, am Feſttage des heiligen Sarkis eine Schüſſel mit gekochtem Weizenbrei des Nachts vor dem Zelte auf einem freien Platz aufzuſtellen, damit der Heilige in demſelben die Hufeindrücke ſeines Pferdes zurücklaſſe, was eine glückliche Vorbedeutung ſein ſoll, exiſtirt auch bei den Yeſiden.*) Ob derſelbe Glaube und dieſelben Gebräuche auch im Sindſchar und bei den ſüdlicher wohnenden Yeſiden vorkommen, iſt uns unbekannt. Dort ſcheinen nach den Ausſagen engliſcher Reiſebeſchreiber mehr die islamitiſchen Glaubensſätze und Ceremonien Einfluß gewonnen zu haben. Dagegen ſind die Myſterien ihrer Religion, namentlich das Symbol des geflügelten Melek Tauß all' den zerſtreuten yeſidiſchen Stammesgliedern gemein.

Wie die Druſen des Libanon, wie die Ali-Illahi in den ſüdlichen Euphratgegenden, wie die Oſſeten im Kaukaſus, ſo hüllen auch die Yeſiden den eigentlichen Kern ihres Glaubens in das tiefſte Geheimniß, entlehnen aber gerne von dem herrſchenden Cultus ihrer mächtigeren Nachbarn gewiſſe äußerliche Gebräuche, neigen ſich im chriſtlichen Staate mehr zu den chriſtlichen, unter den Mahomedanern mehr zu den islamitiſchen Cere-

*) Man ſagt, daß beſonders Liebende auf den Teig mit dem Hufeiſeneindrucke beſondern Werth legen. Spaßvogel oder Verliebte ſpielen oft die Rolle des heiligen Sarkis und machen in der Dunkelheit ſelbſt den Hufeiſeneindruck in den Weizenbrei. Man genießt dieſen dann mit Zuckerwaſſer vermengt und heirathsfähige Mädchen bewahren davon Stücke auf, die ſie auf die Wieſe an gewiſſe Stellen legen, um dann zu beobachten, in welcher Richtung die Vögel dieſes Brod tragen. Gewöhnlich leiſten ihnen die Raben den gewünſchten Dienſt und zeigen ihnen die Gegend an, von wo der Bewerber herkommen ſoll.

monien und Dogmen. Aus dem Vergleich all' der verſchiedenen Mittheilungen, welche wir über den wahrſcheinlichen Urſprung, die Religion, Gebräuche und Sitten der Teufelanbeter in Vorderaſien erhielten, geht für uns die Ueberzeugung hervor, daß die Yeſiden als Volk wie als Secte ſtark gemiſchten Urſprungs ſind, daß ſie aus den Trümmern verfolgter altperſiſcher, chriſtlicher und islamitiſcher Secten und flüchtiger Stämme armeniſchen, perſiſchen und arabiſchen Blutes, welche vor der Wuth und dem Fanatismus mächtigerer Unterdrücker fliehend ſich in die Berge und Wüſteneien warfen, entſtanden ſind.*) Hier vereinigte ſie die gemeinſchaftliche Gefahr und das Bedürfniß eines Bündniſſes zum Widerſtand gegen die Unterdrücker, zu einem Gemeinweſen als Volk und Kirche, welches durch die ſpäteren Angriffe mächtigerer Nachbarn und die blutigen Verheerungszüge der Türken und Kurden wieder geſprengt wurde. Die Flucht vor den Verfolgern und die nomadiſche Lebensweiſe trieb ſie in verſchiedenen Richtungen auseinander bis in die Landestheile, in welchen wir ſie jetzt theils ſeßhaft, theils wie die wandernden Zigeunerhorden in engeren und weiteren Kreiſen umherziehend finden.

Ueber den Charakter und den ſittlichen Werth der Yeſiden lauten die Urtheile der Beobachter höchſt verſchieden. In den ſchmähenden Ton der alten armeniſchen Schriftſteller, welche an der ketzeriſchen Secte des Simbath kein gutes Haar ließen, ſtimmte noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der berühmte römiſche Miſſionar Pater Garzoni ein, welcher wohl ebenſo aus religiöſer Abneigung die Yeſiden ein Barbarenvolk

*) Für eine ſtarke Miſchung der Yeſiden mit vertriebenen perſiſchen Feueranbetern ſpricht die außerordentliche Verehrung, die ſie dem Lichte widmen. Als Licht beten ſie die Gottheit an und als Symbol desſelben tragen ihre wandernden Prieſter von Laleſch den Dreifußleuchter mit der Figur des Melek Tauß herum.

ohne Geſetze, ohne Sitte, ohne Faſten und Gebete nennt. Die jüngeren Beobachter von Niebuhr bis auf Ainsworth laſſen dem viel verſchrieenen und verleumdeten Volk Gerechtigkeit widerfahren. Je länger und genauer ſie der vorurtheilsfreie Reiſende kennen lernte, deſto vortheilhafter lautet in der Regel ſein Bericht. Mir ſelbſt kamen die berüchtigten Satanverehrer bei freilich ziemlich flüchtiger Bekanntſchaft in Armenien und Kurdiſtan als recht harmloſe, gutmüthige und gaſtfreie Menſchen vor, welche trotz ihrer Armuth unter ihren Zelten gerne mit mir theilten was ſie hatten und mit jedem freiwilligen Geſchenk zufrieden waren und ſich dankbar zeigten. Auch das Urtheil meiner armeniſchen Freunde in Eriwan, welche unter den Yeſiden gelebt und jahrelang mit ihnen verkehrt haben, lautet denſelben entſchieden günſtig. Ueberall wo man dieſe armen verfolgten Sectirer in Ruhe läßt und ſie menſchlicher tractirt als es die Türken und Kurden thun, hat man es nicht mit wilden, blutſchnaubenden Barbaren und Räubern, ſondern mit friedlichen, frommen, keuſch und ſittlich lebenden Hirten*) zu thun, welche

*) Einer der auffallendſten Charakterzüge der Yeſiden iſt ihre Sittenreinheit und Schamhaftigkeit. Abowian ſchreibt, daß ihre Achtung vor dem weiblichen Geſchlecht fremder Völker alle Begriffe überſteige. Sie halten es für eine große Sünde, eine unverſchleierte Armenierin oder Georgierin auch nur zu betrachten. Ein armeniſcher Dorfälteſter erzählte meinem Freunde, daß er einen jungen Yeſiden gekannt habe, der an Enthaltſamkeit dem keuſchen Joſeph der Bibel nicht nachgeſtanden. Die ſchöne Tochter eines kurdiſchen Häuptlings, bei welchem der Yeſide als Knecht diente, verliebte ſich in ihn und bot alle Mittel auf, ihn an ſich zu ziehen. Der keuſche Jüngling floh ihre Nähe und als ihre Nachſtellungen fortdauerten, ließ er Herrn und Dienſt im Stich und floh aus dem Dorfe. Nie geht ein Yeſide an einer öffentlichen Badſtube vorüber. Auch die Ehrlichkeit der Yeſiden wird von den Armeniern, die mit ihnen im Handel und Wandel am häufigſten verkehren, gerühmt. Auf ihre

in religiöſen Dingen ſehr tolerant ſind, neben ihrem Scheich-Hadi die Stifter des Chriſtenthums und des Islamismus verehren, dabei aber freilich auch mit dem Teufel in Friede und gutem Vernehmen zu leben ſuchen, und ſogar große Sympathie ihm ſchenken, da ſie ihn für ein früher mächtiges, jetzt unglückliches Weſen halten. Bei den Yeſiden geht es alſo nicht wie von jeher im Abendlande, wo nicht nur der große Haufe der ſündhaften Sterblichen, ſondern die Götter ſelber von einer gefallenen Größe, von einem Beſiegten ſich abwanden. Catoniſche Charaktere, die der beſiegten Sache treu bleiben, werden in Europa immer rarer. Man muß ſie bereits unter den „Scheitan-Pereſt" den Teufeljüngern im Orient ſuchen.

Ihren großen höchſten Gott bezeichnen auch die Yeſiden mit dem arabiſchen Wort Allah. Als den Heiland beten ſie die Sonne und das Licht oder den Odem Gottes an, welchen die Yeſiden am Araxes mit Jeſu identificiren. Das Licht habe, ſagen ſie, aus der Bruſt der Jungfrau Maria hervortretend menſchliche Geſtalt angenommen, habe ſich zum Beweiſe der Reinheit und Aechtheit der himmliſchen Lehre kreuzigen laſſen und ſei dann, ohne begraben zu werden, wieder zu Gott zurückgekehrt. Nicht nur die Stämme am Araxes, ſondern auch die Yeſiden im Paſchalik Moſſul haben für den Chriſtus von Nazareth eine außerordentliche Verehrung; ſie nennen ihn Be-Iſai-Nurani d. h. Jeſus das Licht. Dieſen Namen oder den des Kreuzes, das ſie

---

Worttreue, beſonders in Handelsgeſchäften, darf man ſich ſicher verlaſſen. Güter, die man ihnen zum Aufbewahren anvertraut, erhält man ſicher wieder. Zwar erwiedern ſie die Raubthaten ihrer Feinde, der Kurden und Türken, aber in der Regel nur mit offener Gewalt. Heimlicher Diebſtahl kommt ſeltener vor und beſonders das Eigenthum ihrer chriſtlichen Nachbarn, die nicht zu ihren Feinden zählen, wird von ihnen heilig geachtet.

Chatſch nennen, ſprechen ſie nie anders als bei feierlichem Anlaſſe, beim Gebet u. ſ. w. aus. Andere Yeſidenſtämme nennen Chriſtus den Iſa-Peugambar d. h. Jeſus den Propheten oder Verkünder. Wer bei ſeinem oder Allahs Namen einen Fluch ausſpricht, muß ſich einer vierzigtägigen Buße unterwerfen. Während dieſer Bußezeit darf der Sünder ſein Haus oder Zelt nicht verlaſſen und niemand ſoll mit ihm verkehren.

Der wöchentliche Feiertag der Yeſiden iſt der Donnerstag, an welchem ſie die Arbeit einſtellen, Bußübungen und Gebete verrichten. Der wohlhabendere Mann übt an dieſem Tage ſeine Mildthätigkeit und ſchickt dem Aermſten ſeiner Bekannten eine Schüſſel mit Pilav oder gekochtem Reis. Das Gebet verrichten ſie des Morgens gleich bei Sonnenaufgang, das Antlitz nach Oſten gewendet. Sie bedecken zuerſt das Geſicht mit beiden Händen, küſſen dieſe, beugen ſich zur Erde nieder, berühren den Boden mit der Hand und drücken dann die Fingerſpitzen auf die Stirne. Ihre Gebete ſind kurz und einfach. Oft ſagten ſie zu meinem Freund Abowian: „Allah ſehe nur dem Gläubigen ins Herz und höre nicht auf den Schall leerer Worte.“ —

In der Nacht des Charfreitags begehen die Yeſiden eine geheimnißvolle Feier, von welcher ſie nicht gerne erzählten. Doch verſichert ein armeniſcher Augenzeuge, daß dabei durchaus kein unzüchtiger Act vorgehe, wie ihre moslemiſchen Feinde ihnen verleumderiſcher Weiſe nachgeredet. Sie ſingen und beten vielmehr mit großer Andacht, trinken Wein und genießen ungeſäuertes Brod aus einer gemeinſchaftlichen Schüſſel und dieſe Ceremonie ſcheint dem chriſtlichen Abendmahl gleichzukommen. Die Gebete und Lieder theilen ſie Fremden durchaus nicht mit. Drei Tage im Jahr halten ſie ſtrengſte Faſten, eſſen wie die Mahomedaner nur bei Nacht und reichen während derſelben auch den Thieren der Heerde kein Futter.

Das geiſtliche Oberhaupt aller Yeſiden iſt der Scheik-Chan, ihr Papſt, welcher in Baadli wohnt, nördlich von Moſſul auf dem Wege nach Amadia. Der Reiſende Rich ſah dieſen Ort, als er von Moſſul nach El-Koſh, dem chaldäiſchen Patriarchenſitz reiste, in der Ferne unter einer ſteilen Felswand liegen. Die Würde dieſes Scheik-Chan bekleidete damals der Häuptling und Prieſter Saleh-Bey. Yeſiden wie Druſen eignen ſich, ſagt Rich gerne die mahomedaniſchen Namen an. Die Familie dieſes Yeſidenpapſtes zu Baadli ſoll ſehr alt und er ſelbſt von allen Zweigen der Yeſiden als ihr Emir-Hadji d. i. ihr Fürſt anerkannt ſein, von denen die einen, jene ſchon von Niebuhr genannten, Daſſini genannt werden, andere aber auch Muveſſins oder Dinnadis heißen. Jener Familie ihres Oberhauptes legen ſie die Namen Pesmer, oder Beg-Zadeh bei. Sie ſoll von dem Hauſe der Ommiahden abſtammen, deren erſter Khalif, Moavia, der Vater Yeſids war.

Der große Wallfahrtsort, das Mekka der Yeſiden liegt einige Stunden ſeitwärts von Baadli, heißt Laleſch und ſoll der Wohnſitz des Scheik-Hadi, des größten Yeſidenpropheten geweſen ſein. Zu welcher Zeit derſelbe gelebt, iſt hiſtoriſch nicht ermittelt. Auch ſcheint kein europäiſcher Reiſender dieſen Wallfahrtsort ſelbſt beſucht zu haben. Rich erzählt nach der Mittheilung eines chaldäiſchen Prieſters, dieſes Ziyaret d. h. dieſer Wallfahrtsort ſei vorher eine dem Sanct Thaddäus geweihte chriſtliche Kirche geweſen; das Sanctuarium ſei noch ganz deutlich zu erkennen; eine dortige Quelle diene den Yeſiden als Taufquelle, in welche ſie ihre Kinder dreimal untertauchen, doch ohne Gebet. Dieſe Kirche mit Kloſter ſoll dem Kloſterbau zu Jeruſalem gleichen, und jeder der verſchiedenen Yeſiden-Tribus darin ſeine geſonderte Station haben. Dort leſe ihr Pir oder Shnikh wirklich Gebete mit Zwiſchenpauſen vor, in denen die Zuhörer ihr Amen aus-

rufen, in etwas weiterem beſtehe die Andacht aber nicht. Dies beſtätigt die ſchon früher von Hadji-Khalfa gegebene Ausſage. Auch bezeugen ſie ihre Verehrung gegen den Melek Tauß d. i. die Figur eines Vogels, der auf einen Leuchter geſtellt wird. Sowie die Sonne über den Horizont hervortritt, begrüßen ſie dieſelbe durch drei Proſternationen.

Nach der Beſchreibung, welche die Yeſiden am Araxes meinem Freund Abowian von ihrem heiligen Ort Laleſch machten, ſteht dort ein großes viereckiges Gebäude, welches ſo viele Zimmer enthält als Tage im Jahre. In dieſen Zimmern brennen ewige Lampen. Das Sanctiſſimum befindet ſich in der Mitte des Gebäudes. Hier ſoll der große Prophet Scheik-Hadi ſich zum erſtenmal ſeinen Gläubigen geoffenbart haben. Das heiligſte Symbol des Melek Tauß wird hier zur Verehrung ausgeſtellt. Wer jener Scheik-Hadi eigentlich geweſen, wann er gelebt und was er gelehrt, darüber lauten die Ausſagen der Yeſiden ſelbſt ſehr widerſprechend. Dieſe armen Sectirer, die ihres Teufelsglaubens wegen von allen anderen Religionsbekennern verfolgt und verabſcheut wurden, nehmen wie aus dem Vergleich der Mittheilungen, die ſie ihren verſchiedenen Bekannten machen, hervorgeht, gar oft zur Erfindung und Lüge ihre Zuflucht nur, um ihre religiöſen Gegner zu beſchwichtigen und die wahren Myſterien ihres Glaubens zu verhüllen. Unſere armeniſchen Freunde in Eriwan wollten die Yeſiden glauben machen, daß in der Perſon des Scheik-Hadi auch Chriſtus verehrt werde; denn es ſei ein und dieſelbe Gottheit, welche in verſchiedenen Zeiten und Geſtalten und unter verſchiedenen Namen ſich der Welt geoffenbart habe. Unter moslemiſcher Herrſchaft ſagen ſie hingegen den Islamiten, daß mit jenem Scheik-Hadi der Prophet Mohamed gemeint ſei. Schon der Pater Garzoni hatte von den Yeſiden erzählt, daß ſie auch alle Propheten und Heiligen der Chriſten,

Moslemen und Juden verehren, in welchen allen der Schaitan mehr oder weniger ſeinen Sitz gehabt habe. In Moſes, Chriſtus und Mohamed habe ſich derſelbe am meiſten geoffenbart, denn Allah gebe nur die Geſetze, der Schaitan ſei im Himmel die executive Gewalt. Der Scheik-Hadi wird zu Laleſch in der Geſtalt einer Puppe verehrt, welche ſie mit dem türkiſch-tartariſchen Wort „Thatſch" d. h. Koran benennen.

Alle Jahre erſcheinen wandernde Geiſtliche aus Laleſch, wo der eigentliche Sitz der hohen Geiſtlichkeit, des heiligen Collegiums der Yeſiden iſt, bei allen, auch bei den fernſten Gemeinden dieſes Volks, um für den Wallfahrtsort und den hohen Klerus fromme Gaben zu ſammeln. Auf dieſem Wege wird der Verkehr und die Verbindung aller in fernen Gegenden zerſtreut wohnenden und wandernden Yeſidenſtämme unterhalten. Dieſes religiöſe Band allein hält die Einigung dieſes Volks unter den verſchiedenſten äußeren Verhältniſſen in drei verſchiedenen Reichen feſt. Laleſch iſt für die Teufelanbeter dasſelbe, was Rom für die Katholiken, Konſtantinopel für die Griechen, Etſchmiadzin für die ſchismatiſchen Armenier, Kotſch-Hanes für die Neſtorianer iſt. Die wandernden Miſſionare oder Prieſter von Laleſch führen außer dem erwähnten „Thatſch" auch jene ſeltſame und geheimnißvolle Vogelfigur mit dem Hahnenkopf, den Melek Tauß mit ſich, außerdem einen dreifüßigen metallnen Leuchter, einen Knäuel aus groben Ziegenhaaren gewebt, eine kleine Trommel und Schalmei. Damit wandern ſie von einer Gemeinde, von einem Dorfe zum andern. Ueberall wo ſie erſcheinen, iſt große Freude unter den Yeſiden. Alt und Jung eilt ihnen zum Empfang entgegen, auch Frauen und Kinder bewillkommnen die Miſſionare und den Melek Tauß mit ihrem Jubelrufe. Man ſollte nach dem Jubel meinen, es werde ihnen die freundlichſte Gabe, etwa wie unſern Kindern der heilige Chriſt

beſcheert, während die Pfaffen vielmehr kommen um von dem armen Volke Geld zu holen und ihm nichts dagegen geben als ihre armſeligen ziegenhärenen Reliquien. Der Melek Tauß und der Thatſch werden inmitten der Verſammlung feierlich aufgeſtellt, die Lichter angezündet, die Trommel gerührt und die Pfeife geblaſen. Andächtig nähert ſich das Volk auf den Knieen kriechend dem heiligen Symbol und küßt den Prieſtern die Hände, die ihre myſteriöſen Gebete ſprechen. Nach vollbrachter Andacht empfangen die Prieſter die Geſchenke der Gläubigen und reichen je nach dem Werth derſelben den Gebern größere oder kleinere Stücke ihrer mitgebrachten Reliquien d. h. die Fetzen des ziegenhärnen Knäuels, welche der Empfänger mit Zeichen der größten Devotion und Freude annimmt und unter dem Kleide auf dem bloßen Leibe trägt. Wer kein Geld zu geben hat, ſchenkt den Prieſtern ein Schaf, einen Ochſen, ein Pferd. Auch die yeſidiſche Kirche ſcheint einen guten Magen zu haben und alles, wenn nicht Länder und Provinzen, doch ganze Hämmel und Ochſen mit Haut und Hörnern verdauen zu können. Mit ihren empfangenen Gaben ziehen die Prieſter dann weiter und verkaufen das Vieh in der nächſten Stadt der Ungläubigen. Wehe dem, der es wagen ſollte, die Miſſionare von Laleſch einer ſolchen Gabe zu berauben. Das Verbrechen würde von den Yeſiden in dem Blute des Thäters geſühnt werden.

Die Geiſtlichkeit der Yeſiden theilt ſich in zwei Claſſen: in die höhere der Scheikhs oder Schechs und die niedere der Pirs. Dieſe Prieſter leben unter ihren Gemeinden zerſtreut und üben bei ihnen in der Regel auch die weltliche Autorität. Jeder derſelben hat eine gewiſſe Anzahl von Familien unter ſeiner Führung und Aufſicht, welche nie zu einem andern Prieſter übergehen. Die Kleidung dieſer Geiſtlichen iſt einfach: ein grobwollenes Hemd, wie die alten armeniſchen Einſiedler und darüber

ein weites Kleid von ſchwarzer Wolle, auf dem Kopf einen ſchwarzen Turban. Der hohe Klerus in Baadli und Laleſch ſoll weiße Turbans tragen. Ihr Bart wird nie vom Scheermeſſer berührt. Alle yeſidiſchen Prieſter ſind verheirathet, die Polygamie iſt ihnen geſtattet, während der gemeine Mann gleich den Kurden in der Regel nur Eine Frau hat. Das Anſehen und der Einfluß der Prieſter auf ihre Gemeinden iſt unbeſchränkt. Mit mongoliſcher Reſignation unterwirft ſich das Volk dem Ausſpruche des yeſidiſchen Seelſorgers, auch wenn derſelbe für ſich, für den Melek Tauß und das heilige Collegium von Laleſch von ſeiner gläubigen Gemeinde die letzte Kuh und das letzte Hemd fordern würde. Die fanatiſche Anhänglichkeit des Volks an ſeine Geiſtlichen ſpricht ſich auch bei deren äußerer Erſcheinung aus. Ueberall wo der Prieſter erſcheint, bückt ſich das Volk tief vor ihm und küßt ihm demüthigſt die Hand. Das gemeine Volk ſchwört nicht nur bei dem Namen und ſelbſt bei den Kleidern ſeiner Prieſter wie es auch die morgenländiſchen Chriſten bei dem Namen und dem Rock ihres Heiligen zu thun pflegen, ſondern ſie ſchreiben alles Glück oder Unglück, das ihnen auf Erden widerfährt, dem Einfluß dieſes oder jenes Schechs oder Pirs zu. Wenn daher den yeſidiſchen Hirten irgend ein Leid drückt, wenn ſein Weib, ſein Kind oder ſeine Kuh krank geworden, ſo denkt er ſtatt an Doctor und Apotheker gleich an ſeinen Prieſter und beeilt ſich ihm irgend eine Gabe zu bringen in der feſten Hoffnung des beſten Erfolgs.

Die Prieſterweihe hat bei den Yeſiden mit der gregorianiſch-armeniſchen eigenthümliche Aehnlichkeit. Sobald ein geiſtliches Amt erledigt iſt wird der Candidat in das Haus des Oberprieſters geführt, nachdem er zuvor in friſchem Waſſer gehörig gebadet und gewaſchen worden. Hier läßt er ſich in Gegenwart der verſammelten Geiſtlichkeit und der Gemeinde auf die Kniee

nieder. Es wird ein gemeinſchaftlicher Geſang angeſtimmt, welcher alle Regeln und Pflichten des geiſtlichen Amtes enthält. Nach Beendigung desſelben bringt man die prieſterliche Kleidung, welche durch die Verſammlung von Hand zu Hand gereicht und von jedem der Anweſenden angeſpuckt wird — nach orientaliſchem Glauben nicht ein Zeichen des Abſcheus, ſondern ein probates Mittel, alles Uebel und Unglück von einem geliebten Gegenſtande fern zu halten. Nachdem der Prieſter eingekleidet worden, nähert ſich die Gemeinde dem Geweihten zum Handkuſſe und die feierliche Handlung endigt noch mit einem kräftigen Schmauſe, natürlich nicht auf Koſten des Prieſters, ſondern der Gemeinde.

Die yeſidiſchen Geiſtlichen verrichten die Beſchneidung, welche jedoch nicht bei allen Stämmen dieſes Volks gebräuchlich iſt. Von einer Taufe, deren Rich erwähnt, wiſſen die Yeſiden in Armenien nichts. Bei dem Gottesdienſt, den der Prieſter abhält, bedient er ſich keines geſchriebenen Formulars oder Buches, das überhaupt bei dieſer Secte nicht exiſtirt, doch trägt er bei jeder kirchlichen Handlung einen weißen Ueberwurf, eine Art von Chorhemd wie die katholiſchen Prieſter. Ehecontracte und die Ceremonien des Begräbniſſes finden immer nur unter dem Beiſein und Vortritt des Geiſtlichen ſtatt, dem vor allem auch die Pflicht obliegt, das Volk zur ſtrengen Beobachtung der alten väterlichen Sitten und Gebräuche anzuhalten.

Die Todtenfeier iſt bei den Teufelanbetern von ganz eigenthümlicher Art und ihre Myſterien hat noch kein fremder Beobachter enthüllt. Auch der hochwürdige Gaſpar-Ter-Gewandjan, unſer Freund, konnte nicht in dieſes Geheimniß eindringen, obwohl er viele Jahre unter den Yeſiden gelebt und als Freund des Mirſa-Aga von Radowan die Lebensweiſe und die religiöſen Ceremonien genau beobachten konnte. Die Lieder, welche die

Yeſidenprieſter vor den offenen Gräbern mit eigenthümlichem Tone und ſeltſamen Gebärden ſingen, theilen ſie niemanden mit und zu den Ceremonien des Begräbniſſes laſſen ſie den andersgläubigen Fremden, wenn er auch ihr Freund und Gaſt iſt, nicht gerne zu. Vergebens bat Abowian den Thamar-Aga, das Oberhaupt der Yeſiden im ruſſiſchen Armenien der ſein guter Freund iſt, ihm wenigſtens einige Worte von dem Liede mitzutheilen, das ſie am Grabe ſingen. Thamar verweigerte jede Mittheilung und fand ſich beleidigt, daß man in dieſes Geheimniß eindringen wolle.

Sicher iſt, daß die Yeſiden an die Unſterblichkeit der Seele, auch an das Paradies und die Hölle jenſeits glauben. Das Geld übt bekanntlich im Orient eine noch viel wunderbarere Macht als im Abendlande, wie jeder dortige Reiſende in hundert Fällen erfährt. Aber neu und überraſchend war mir doch die Bemerkung meines armeniſchen Freundes, daß ſowohl Armenier als Yeſiden durch Geldgeſchenke an die Prieſter die beſtimmte Zuſicherung ewiger Seligkeit zu erkaufen pflegen. Wenn ihnen der Geiſtliche dieſes ſüße Verſprechen gegeben, ſterben ſie ſehr ruhig. Der Arme, der in der ganzen Welt, auch bei den Teufelanbetern übel daran iſt, muß wenn er die Habſucht des Prieſters nicht befriedigen kann, ohne die angenehme Verheißung ſterben, daß er mindeſtens jenſeits das Paradies mit dem Reichen theilen werde. Um ihrer Sache ganz ſicher zu ſein, wird dem yeſidiſchen Todten auch Geld in das Grab gegeben, mit dem er ſich nach ihrem Begriffe den Eintritt in das Paradies erkaufen kann, falls der Prieſter ihn doch belogen und betrogen hätte. Die Leiche wird mit dem Antlitze nach Oſten in das Grab geſenkt; um den Kopf wird ein freier Raum mit Steinen ummauert und der übrige Theil des Körpers mit Erde bedeckt. Dem Todten legt man außer den Geldmünzen auch Brod, ein

Stück Seife und einen Stock ins Grab. Bevor man ihn in die Grube ſenkt, flüſtern ihm der Prieſter und die Angehörigen geheimnißvolle Worte ins Ohr. Dann wird mit dumpfer Stimme jenes ſeltſame Lied geſungen und das Grab mit Erde bedeckt. Was ſie ſich bei jenen Gaben denken, die den Todten begleiten, welchen Rath und welche Bitte ſie ihm zu dieſer letzten Wanderung in das ſtarre Ohr flüſtern, darüber bewahren die Yeſiden gleichfalls tiefes Schweigen. Die Armenier, welche mit den Yeſiden am Araxes leben, ſagen, dieſes letzte Geflüſter enthalte den Rath: der Verſtorbene möge den Pförtner des Paradieſes zuerſt mit dem Brode, dann mit der Münze zu gewinnen ſuchen. Die Grabmünze hätte ſomit bei den Yeſiden eine wichtigere Bedeutung als der Obolos bei den alten Griechen, welcher nur für den finſtern Charon zur Fahrgeldzahlung über den Acheron beſtimmt war, während in den Hades ſelbſt für alle Schatten freie Entrée war. Für den Fall daß auch das Geld nichts nützen ſollte, rathen die Yeſiden ihren Todten die Fußſohlen mit Seife zu beſchmieren, ſodann mit kräftig geſchwungenem Stock den Paradiesportier vom Thor wegzuprügeln und mit glatten Füßen in den Wohnſitz der ewigen Seligkeit hineinzurutſchen. Dieſe Sage wurde unſerm armeniſchen Freunde von mehreren ſeiner Landsleute, unter andern auch von einem Archimandriten mitgetheilt, welcher mit yeſidiſchen Prieſtern viel verkehrte. Die Yeſiden ſelbſt aber, welche Abowian befragte, leugneten dieſe Auslegung ihrer Begräbnißceremonien.

Zu den ſonderbaren Zügen, welche man von dieſem Volk erzählt, gehört auch ihr Glaube an den feſten Bann des Zauberkreiſes. Zieht man um einen ſchlafenden Yeſiden mit einem Stabe einen Kreis in die Erde und weckt ihn auf, ſo wagt er ſich nicht zu bewegen, jammert und bittet die Vorübergehenden, den Kreis zu zerſtören. Thut ihm Keiner dieſen Gefallen, ſo

bleibt er unter lauten Wehklagen tagelang darin ſitzen. Die Armenier ſollen ſich oft mit ſchlafenden Yeſiden ſolchen Scherz erlauben.

Ueber die Ceremonien, welche die Teufelanbeter zu Laleſch, dem yeſidiſchen Mekka und am Grabe ihres Scheik-Hadi feiern, herrſcht das tiefſte Dunkel. Was Pater Garzoni und Andere darüber mittheilen, iſt den Ausſagen der Mahomedaner von Moſſul entnommen, welche dieſe Sectirer auf das bitterſte haſſen. Das größte religiöſe Feſt ſoll dort am 10. Auguſt gefeiert werden. Aus allen Gegenden kommen dann yeſidiſche Wallfahrer gezogen, aus den umgebenden Dörfern ſollen ſich viele verheirathete Weiber bei der Verſammlung einfinden. Nachdem tüchtig geſchmaust und gezecht worden, werden, ſagt man, die Lichter gelöſcht und es findet eine ſchweigſame Vermiſchung zwiſchen beiden Geſchlechtern ſtatt wie bei den orientaliſchen Secten der Ali-Illahi und der Tſcherag-Sonderans in Meſopotamien, Perſien und Kurdiſtan. Dieſer in Moſſul und bei allen Mahomedanern herrſchenden Sage wird von unparteiiſchen Beobachtern auf das entſchiedenſte widerſprochen. Ainsworth, einer der zuverläſſigſten Reiſebeſchreiber, der wenigſtens in der Nähe von Laleſch geweſen, bezeichnet dieſe Sage mit aller Beſtimmtheit als eine Verleumdung und ſchildert den Oberprieſter im Tempel des Grabes von Scheik-Hadi als einen ehrwürdigen Prieſter, welcher ganz das Anſehen eines an friedliche Meditation und frommes Leben gewöhnten Mannes habe und nimmermehr der Anführer laſterhafter Orgien ſein könne. Auch unſere armeniſchen Freunde in Eriwan halten die Erzählung der Moslims für eine böswillige Erdichtung.

Vom Teufel reden die Yeſiden nicht gerne. Unter keiner Bedingung ſprechen ſie ſeinen Namen, das Wort „Schaitan“ aus, höchſtens reden ſie von ihm in umſchreibenden Worten und

nennen ihn wie ſein Symbol Melek Tauß d. h. ſchwarzer Engel oder Scheikh Mazem d. h. großes Haupt. Allenfalls geben ſie auch zu, daß der Teufel ihr oberſter Scheik oder Pir ſei. Die Kinder des Mirſa-Aga, welche der mehrerwähnte Prieſter von Eriwan im Leſen und Schreiben unterrichtete, entdeckten einſt zufällig in einem ſeiner Bücher das Wort „Satan.“ Sogleich liefen ſie aus der Schule und konnten mit allem Zureden nicht bewogen werden, den Unterricht fortzuſetzen. Auf das Ausſprechen des Wortes „Schaitan“ ſoll ſogar bei dieſem Volke die Todesſtrafe geſetzt ſein. Niebuhr erzählt, daß wenn auf dem Markt von Moſſul zwiſchen Yeſiden, welche dorthin ihre Waaren bringen, und den moslemiſchen Käufern Streit wegen der Bezahlung entſtehe, die Moslims dann gewöhnlich das Wort „Schaitan“ rufen, worauf die entſetzten Yeſiden Geld und Waare im Stiche ließen. In den yeſidiſchen Ortſchaften bei Moſſul aber wage auch kein Mahomedaner dieſes Wort auszuſprechen, weil er ſonſt in großer Gefahr ſei, von dem ergrimmten Sectirer mißhandelt oder todtgeſchlagen zu werden. Abowian, dem es gelang, einige yeſidiſche Scheiks zur Mittheilung ihrer Anſicht über den Teufel zu bewegen, erhielt von ihnen eine ähnliche Erklärung wie Niebuhr.

Der Melek Tauß oder ſchwarze Engel, ſagten ſie, ſei einſtmals einer der vornehmſten und beliebteſten Diener oder Engel Gottes geweſen. Später ſei er bei Gott in Ungade gefallen und verdammt worden, jedoch nicht auf ewig. Nach vollbrachter Buße und Strafzeit werde auch der Melek Tauß wieder Vergebung und Gnade finden und bei Gott zu Ehren kommen. Allah ſei dem ſchwarzen Engel im Grunde nie gram geweſen, ſondern habe nur geglaubt, einen Act der Gerechtigkeit gegen ihn erfüllen zu müſſen. Von den Menſchen ſei es dumm und ſchändlich, die Erbſünde und alles Uebel auf der Erde dem Einfluß

des Teufels zuzuſchreiben, da ihnen doch Gott die volle Freiheit ihres Wollens und Handelns gegeben. Keinenfalls dürfe man einem in Ungnade gefallenen Engel, der wieder zu Macht und Anſehen gelangen werde, fluchen. Wer das thue, der werde es ſpäter zu bereuen haben. Ueber die Urſache der Beſtrafung des Melek Tauß ſagen ſie: er habe den Adam im Paradieſe, als dieſer bei Anbruch der erſten Nacht über das Verſchwinden des Lichts erſchrocken war, das Wiederaufgehen der Sonne für den folgenden Tag verſprochen unter der Bedingung, daß Adam ſich und ſein Geſchlecht dem Melek Tauß verſchreibe. Adam, der nicht wußte, daß ohnehin nach dem Geſetze Gottes die Sonne am folgenden Tage wieder erſcheinen werde, unterſchrieb den Contract, welcher auf einen Stein geſchrieben in den Fluß Jordan geworfen wurde. Dem Schelmenſtreich des ſchwarzen Engels ſei dann die göttliche Strafe gefolgt.

Dieſe Anſicht vom Melek Tauß hat etwas ſo kindlich Liebenswürdiges, daß mancher milddenkende Chriſt oder Muſelmann ſich mit dem Yeſidismus verſöhnen könnte. Betet doch dieſes Volk zu ſeinem Gott ſo innerlich andächtig wie irgend ein orthodoxer Armenier. Wenn es dieſem Gott eine humane und verſöhnliche Geſinnung gegen den yeſidiſchen Mephiſto zutraut, ſo nähert ſich dieſe Vorſtellung der unſers großen deutſchen Dichters, der ja auch den Herrn der Schöpfung ſo menſchlich mit dem Teufel ſelber reden läßt. „Von allen Geiſtern, die verneinen, iſt ihm der Schalk am wenigſten verhaßt.“ Die Yeſiden ſehen in ihrem Schaitan nicht das chriſtliche Scheuſal, mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß, das unſere deutſchen Künſtler noch heute auf ihre Bilder malen. Dieſer Schaitan ähnelt mehr dem Heine'ſchen Satanportrait:

„Er iſt nicht häßlich und iſt nicht lahm,
Er iſt ein lieber, charmanter Mann.“

Aus den Mittheilungen unſerer armeniſchen Freunde über den Charakter der Yeſiden geht ein Beitrag zu der wichtigen Lehre hervor: daß nicht das Dogma allein den ſittlichen Werth der Völker beſtimmt. Dieſe Teufelverehrer werden überall wo ſie frei und ſich ſelbſt überlaſſen ſind oder ſo human behandelt werden wie unter der Statthalterſchaft des edlen Fürſten Woronzow von wahrheitliebenden Beobachtern als fromm, tolerant, ehrlich, gaſtfrei, höflich, mitleidig, treu, mäßig, keuſch und tapfer geſchildert. Das ſind faſt mehr gute Eigenſchaften als alle übrigen Völker des Orients chriſtlichen, jüdiſchen und mahomedaniſchen Glaubens zuſammengenommen beſitzen. Auf der Scala des moraliſchen Werthmeſſers unter den Völkern des Orients ſtehen die yeſidiſchen Teufelanbeter höher als die türkiſchen Mahomedaner und dieſe höher als die griechiſchen und armeniſchen Chriſten. Man wäre ſomit beinahe zu denken geneigt, daß Freiheit, Schickſal, Humanität und innere Kraft mehr noch als überlieferte Offenbarungen, mehr noch als der Schall von Formeln und Namen den menſchlichen Charakter beſſern und veredeln, Völker wie Individuen gut und tüchtig machen können.

II.

Beiträge zur Naturgeſchichte Vorderaſiens.

Phyſiſche Geographie. Klimatologie. Geologiſche Reſultate. Bemerkungen über den Charakter der Flora und der Fauna im türkiſchen Armenien, Kurdiſtan und weſtlichen Perſien. Verzeichniß der vorkommenden Thiere und Beſchreibung neuer Arten.

Carl Ritter, der gelehrte und geniale Geograph, der uns das phyſiſche Gemälde des großen Continents Aſien mit Meiſterhand gezeichnet hat, nennt jene hohe Maſſenerhebung, welche als ein Glied des nordweſtlichen Taurusſyſtems zugleich den äußerſten Rand des hohen Tafellandes von Weſt-Iran bildet und ſeine Waſſer in den verſchiedenſten Richtungen nach drei Meeren ausſendend das Quellgebiet der größten Stromgebiete Vorderaſiens iſt „das Land der Contraſte in Bezug auf Natur und Völkerleben."

Das Land verdient dieſe charakteriſtiſche Bezeichnung. Auffallender als hier begegnen ſich in der alten Welt kaum irgendwo die geographiſchen und ethnographiſchen Gegenſätze in ſolcher Nähe, ja manchmal in unmittelbarer Berührung. Von den einförmigen, ſalzgeſchwängerten, trockenen, vegetationsarmen Plateaulandſchaften Central-Irans zu dem pflanzenreichen Wunder-

land Masenderan, das schon der persische Dichter Firdusi als ein Paradies mit ewigem Frühling besungen, von den warmen Thälern und Flächen des mittlern Euphrat- und Tigrislaufes, wo Palme, Granatbaum und Orange gedeihen bis zu den waldlosen kalten Alpenplateaus von Armenien, welche acht Monate des Jahres unter starrer Winterdecke begraben liegen und der vermittelnden Jahreszeiten des Frühlings und des Herbstes entbehren, von den baum- und blumenreichen Prachtthälern Lasistans, welche das immergrüne Kleid üppigster Lianenvegetation und majestätischer Urwälder von amerikanischer Großartigkeit umhüllen bis zu den kahlen ausgedorrten Steinhalden am Ararat und Tamturek, wo nur stellenweise der dürftige Wuchs einiger Gramineen, Kryptogamen und Strohblumen die trostlose Nacktheit der verbrannten Lavawildniß unterbrechen — von der demüthigen, gedrückten, sclavisch gehaltenen und sclavisch gesinnten Landbevölkerung West-Persiens und von dem regen Handelsgewühle des großen Emporium Tabris bis zu den freien, rohen und wilden Nomadenstämmen in den oberen Zabthälern, im Gebiete des alten Medien, welchen Bewegung, Raub und Krieg Lebensbedürfnisse sind — das sind in der Natur wie im Völkerleben so viele Bilder des Wechsels und der Mannigfaltigkeit, welche diesen Erdstrich des Namens wohl würdig machen, den ihm der große deutsche Länderforscher gegeben.

Das so reichgegliederte alpine Plateauland des armenisch-persischen Taurussystems, dessen eigenthümlich hohe Lage die Vegetation der Gräser und den vorherrschenden Nomadencharakter des Volks bedingt, mit den einsenkenden Pässen und den vielfachen Gebirgspassagen in allen Richtungen, welche die Züge der Karawanen wie der Kriegsheere, die friedlichen Unternehmungen phönizischer oder genuesischer Handelsvölker wie die kriegerischen Pläne ehrgeiziger Weltstürmer vom Orient und Occi-

dent ſeit den Tagen des Seſoſtris bis auf Paskewitſch-Eriwanski begünſtigten — dieſe ſchroffen Höhenzüge, die bald als mauerartige Gebirgsketten, bald als iſolirte Gruppen rieſenhafter Steinkegel emporſtreben, ein Werk vulcaniſcher Mächte, welche hier ewige Naturveſten, Weltburgen und Zufluchtsſtätten für verfolgte Religionsſecten und ſtreitbare, freiheitliebende Völker gebaut — dieſes merkwürdige Land mit all' den Eigenthümlichkeiten in den Erſcheinungen der Natur und Menſchengeſchichte zu ſchildern, wäre eines Autors würdig, der mit dem ſcharfen Auge des Forſchers die ſichere Hand eines großen Naturzeichners wie Leopold von Buch oder Ritter Humboldt oder Beaumont vereinigte. Wir im Bewußtſein unſerer ſchwachen Kräfte wagen nur wenige Pinſelſtriche zu dem Gemälde anderer Forſcher als ergänzende Beiträge hinzuzufügen.

Das Hochland Iran wird im Norden von den breiten Höhenzügen des Paropamiſus, im Nordweſten von der Alburskette, die als eine Fortſetzung der großen Erdſpalte des mit ihr in gleicher Richtung ſtreichenden Hindukuſch und Himalayagebirges betrachtet wird und dem weiter weſtlich das Taurusſyſtem ſich anſchließt, begrenzt und dadurch von dem großen Tieflande Mittelaſiens in den kaspiſchen, arabiſchen und Gihonebenen getrennt. An ſeinen Weſtrand lehnen ſich die Alpenketten von Armenien, Kurdiſtan und Aſerbeidſchan. Hier beginnt zwiſchen den innerſten Winkeln des perſiſchen Golfs und des kaspiſchen See's die größte horizontale Verengung Vorderaſiens und die völlige Umgeſtaltung ſeiner von Oſten her ebenen Oberfläche zu höher aufſteigenden, dem Plateau aufgelagerten Gebirgszügen, die hier auch ſchon theilweiſe wieder von Tiefthälern wie die des Tigris und des Araxes und von Baſſineinſenkungen wie die der Alpenſeen von Wan und Urmia unterbrochen werden. Hier beginnt mit dem Gebirgslande der Karduchen, dem Medien der alten und

Kurdiſtan der neuen Zeit ſtatt der einförmigen Gleichheit des mittlern und öſtlichen Iran eine reichere verticale Gliederung der Oberfläche in Thäler und Höhen, welche ſich bis zu wahren Alpenlandſchaften erheben. Die vorherrſchende Plateaubildung Irans geht theilweiſe auch auf Armenien und Anatolien über, verliert aber ihren Charakter der Ausdehnung, der Monotonie und der Trockenheit, wird durch das häufige Vorkommen hoher Ketten zu kleineren Räumen eingeſchränkt und verwandelt ſich auf den ſüdweſtlichen Abfällen gegen Meſopotamien in Tiefthäler und Stufenlandſchaften. Iran wird damit der wahre Uebergang von Oſt-Aſien zum europäiſchen Boden und Klein-Aſien hat Ritter ſo treffend die peninſulare Brücke genannt, welche ſich als äußerſtes Glied des Hochlandes nach Europa hinüberſtreckend beide Welttheile auf eine ſehr freie Weiſe für Völkerverhältniſſe verbindet. Hier iſt das Maximum der Annäherung der drei Welttheile mit der Begünſtigung der fünf Durchbrüche großer Meeresſtrecken. Weſt-Aſien gliedert ſich eben da wo es ſich Europa und Afrika am meiſten nähert, auch am meiſten in wagerechter und verticaler Hinſicht, in den kaukaſiſchen Iſthmus, in das Plateau Armeniens, in die mit Tafelland gefüllte Halbinſel Klein-Aſien, in den ſyriſchen Küſtengebirgszug und in das arabiſche Nedſched. In die Lücken, welche dieſe Gliederungen, Einſenkungen und mannigfachen Spaltungen darbieten, drängen ſich zwiſchen die drei Erdtheile fünf Meerestheile aus allen Winden kommend, wie ſonſt nirgends auf der Erde, zu der gemeinſamen Mitte des eben darum cultivirteſten Aſiens und ſeiner Nachbarländer, weil ſie ſelbſt zugleich die maritimen Bahnen des hin- und herwogenden Völkerverkehrs werden mußten, an denen überall verdoppelte und vervielfachte phyſikaliſch bedingte Anregungen der Cultur hervortraten. Es ſind die maritimen Eingänge des perſiſchen Golfs von der indiſchen Welt her in das

babyloniſch-aſſyriſche Völkergebiet, des arabiſchen Golfs von dem alten Ophir her bis zu den Phöniziern, Hebräern, Aegyptern die bekanntlich berühmteſten Straßen des größten Weltverkehrs im hohen Alterthum. Es ſind ferner der ſyriſch-ciliciſche Meereswinkel und das ägäiſche Meer, welche jenes Weſt-Aſien zunächſt mit den Gebieten der Aegypter, Carthager, Iberen, Italier, Griechen in directen maritimen Verkehr brachten, und der Einſchnitt des Pontus, der des unüberſtiegenen Kaukaſus ungeachtet ſchon die frühzeitig ſchiffenden Kimmerer und indiſchen Colchier hinüberführte zu den Mündungen des Iſter und den europäiſchen Oſten zuerſt zugänglich machte, der von da aus dann wieder von den Argonauten an bis auf die Zeiten des Perikles, Pompejus, Hadrian und die byzantiniſchen Kaiſer hieher zurückwirkte. Endlich iſt es der merkwürdige Einſchnitt des kaſpiſchen See's, des größten Landſee's der Erde, der für das centrale und vordere Aſien durch Wechſelwirkung ſeines phyſikaliſchen Einfluſſes ſo bedeutend iſt, daß man ſich ihn nur wegzudenken braucht, um die Verarmung jenes Steppenbodens ſogleich zu empfinden. Wenn er in den letzten Jahrhunderten ſeine Function als phyſiologiſch wirkendes Organ der Erde nicht mehr ſo wie ehedem auf das Völkerleben ausgeübt hat, ſo liegt dies nicht in der Form, ſondern in dem verwelkten oder neu ſich erzeugenden Völkerleben, das gegenwärtig ſeine Geſtade umgibt. —

Eine vergleichende Ueberſicht der Höhenverhältniſſe erklärt viele Eigenthümlichkeiten des Klima's und des Bodens. Iran zeichnet ſich beſonders im Gegenſatze zu den nördlichen Tiefländern durch die bedeutende Erhebung ſeiner Hochebenen über dem Meeresſpiegel aus. Es iſt begreiflich, wenn Schiras und Perſepolis trotz ihrer ſüdlichen Lage kalte Winter haben und drei bis vier Monate mit Schnee überdeckt bleiben, da dieſes eine Meereshöhe von 4800', jenes von 2484' hat. Auch Iſpahan

im Thale des Zehenderud, die alte einst so glanzvolle, jetzt so gesunkene Capitale des Perserreiches liegt noch auf einer Höhe von 4140′ nach Frasers Messung. Als tiefste Einsenkung des Central-Iranplateaus hat dieser britische Reisende Kum bezeichnet, das nur 2046′ hoch liegt, während in Teheran, der gegenwärtigen Residenz der persischen Könige am südlichen Fuße des Vulcans Demavent die Meereshöhe wieder 3786 Pariser Fuß erreicht. Die den Plateaus von Central-Iran aufgelagerten Höhenzüge gleichen auf so hoher Basis mehr Hügelreihen als wirklichen Bergketten. Gegen den westlichen Rand von Iran treten jedoch wieder höhere Ketten und Gruppen von Bergen auf, obwohl die horizontale Ausdehnung der Massen, die Tafellandbildung auch hier noch vorherrschend ist und außer der Sewillangruppe bei Ardebil, deren höchster Gipfel sich 12,197′ erhebt, die übrigen Gebirgszüge östlich vom großen Urmiasee noch kaum die eigentliche Alpenhöhe erreichen. Die Plateaus selbst aber erheben sich von hier stufenweise in der langen Reihe von der ausgedehnten Hochebene von Tabris, deren Meereshöhe nahebei 4500′ beträgt, bis zum hohen Plateau von Erzerum, welches sich 6100′ über dem Spiegel des Pontus erhebt. An den südlichen Abfällen der kurdischen Zagrosketten, wo der wilde Zabfluß sich gegen den Tigris mündet, beginnt die bedeutende Senkung und mit ihr der plötzliche Uebergang in ein heißes Klima. Die Stadt Mardin auf der Höhe der südlichen Taruskette gegen das obere Mesopotamien hat noch eine Meereshöhe von 2815′, welche nordwestlich von Mossul bei der Stadt Nisibis auf 1220′, bei Mossul am Tigrisbette selbst auf 328′ herabsinkt.

Die Gleichförmigkeit der Höhenverhältnisse im eigentlichen Iran und der rasche Wechsel derselben auf den sich anlehnenden nördlichen und westlichen Stufenlandschaften des Taurussystems

auf einen hier ziemlich beſchränkten Raum bedingen zum großen Theil die eigenthümlichen klimatiſchen Erſcheinungen, die wunderlichen Wechſel und Sprünge von dem gleichmäßig milden frühlingsartigen Klima der laſiſchen Tiefthäler bis zur rauhen Winternatur Armeniens, von den klimatiſchen Contraſten Central-Irans, der verſengenden Glutatmoſphäre Meſopotamiens.

Da es ſich hier nur um die flüchtigen Linien zu einem Grundriß des phyſiſchen Gemäldes dieſer Erdgegenden handelt, unterlaſſen wir die Veröffentlichung von Einzelheiten der in Perſien uns mitgetheilten metereologiſchen und klimatologiſchen Beobachtungen. Folgende Reſultate bezeichnen die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der öſtlichen Stufenländer des Taurus und eines Theils von Central-Iran: Lange Dauer und im Verhältniß zu den Breitegraden auffallend tiefe Temperatur der Winter (Winterkälte von 7 bis 8 Monaten in den hohen Plateaus von Armenien, von 5 bis 6 Monaten in den 11,500′ tiefer liegenden ausgedehnten Hochebenen Weſtperſiens), kurze Dauer, Trockenheit und verhältnißmäßig ſehr hohe Temperatur der Sommer, raſcher Wechſel und Uebergang der Jahreszeiten, der Temperatur, der Niederſchläge und der Trockenheit, Mangel oder äußerſt kurze Dauer des Frühlings und Herbſtes, welche in Aſerbeidſchan und Kurdiſtan nur durch die Stärke und anhaltende Dauer der Niederſchläge angedeutet werden, häufiger Wechſel der Winde und Stärke der Orkane. Die Südwinde ſind hier nicht die Plage des Landes wie in Aegypten und Syrien, ſondern die Oſtwinde, Scherki genannt, welche im Winter durchdringend kühl, im Sommer heiß und abſpannend ſind, heftige Staubwolken erregen und dadurch den Augen gefährlich werden.

Späte Ausſaat und frühe Ernte des Getreides iſt eine natürliche Folge der langen Winterdauer und des raſchen Uebergangs der kalten Temperatur zur drückenden Sommerhitze. Als charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit ſowohl von Iran als von ſeinen weſtlichen Stufenlandſchaften, von Aſerbeidſchan und Armenien verdient hervorgehoben zu werden, daß hier ohne künſtliche Bewäſſerung faſt keinerlei Art von Cultur, weder Feld- noch Gartenfrüchte gedeihen. Die anhaltende Hitze und Trockenheit des Sommers würde ohne die fleißige Nachhülfe durch Menſchenhände, die alles Waſſer, welches die Natur nicht überall reichlich ſpendet, aufzufangen bemüht ſind, Cerealien wie Gräſer in den Ebenen frühzeitig verſengen und weder die Cultur der Obſtbäume noch der Rebe zulaſſen, welche dort einer ſtarken Befeuchtung bedarf. Daher die Stärke des Schneefalls im Winter ſelbſt auf Höhenzügen von weniger als 7000′ ein großer Segen für das Land, eine unumgängliche Bedingung ſeiner Bewohnbarkeit und ſeines Wohlſtandes iſt; daher überall Unfruchtbarkeit, Verödung und Armuth, wo entweder die Schneeberge, die Flüſſe und Bäche fehlen oder wo die Niveauverhältniſſe des Bodens die Ableitung der Flußrinnſale durch künſtliche Canäle, das Abzapfen des überflüſſigen Waſſers für den fernerliegenden trockenen Boden unmöglich oder allzu beſchwerlich machen. Eine weitere Folge der Temperaturcontraſte iſt das üppige Gedeihen ſolcher Culturgewächſe, welche eine beträchtliche Winterkälte ertragen und einer bedeutenden Sommerhitze zur raſchen Entwickelung und Reife der Früchte bedürfen. Baumwolle, Reis, Seſam gedeihen in der Hochebene am Urmiaſee vortrefflich, der Feigenbaum dagegen bedarf geſchützter Stellen, der Oelbaum widerſteht nicht dem Winterfroſt, die Orange kommt erſt am perſiſchen Golf und in den unteren Euphratgegenden vor. Die Rebe dagegen gedeiht ſelbſt auf den hohen

einer mehr horizontalen Richtung aus, welche die vorherrſchende Bildung breiter Thäler und ausgedehnter Plateaus begünſtigte. Wie an den Rändern der höchſten Alpenketten in Armenien bildeten ſich auch in Aſerbeidſchan einzelne Gruppen von vulcaniſchen Erhebungskratern, und öffneten ſich wahre Eruptionskrater, welche eine permanente Wechſelwirkung zwiſchen den tiefen vulcaniſchen Glutherden und der Atmoſphäre vermittelten. Die vulcaniſche Thätigkeit ſcheint auch hier beſonders in der Umgegend von Tabris wie bei den Vulcangruppen der Eriwanſchen Hochebene von langer Dauer geweſen zu ſein, ſich nicht ſo früh erſchöpft zu haben wie in den Vulcanen bei Erzerum. Am Sewillan ſind deutliche Lavaſtröme wie am Ararat und Allahges nachgewieſen. Ob auch in Aſerbeidſchan die baſaltiſchen und doleritiſchen Laven wie am Allahges ſelbſt die jüngſten Sedimentbildungen überdecken, iſt mir unbekannt. Die vulcaniſchen Kräfte ruhen gegenwärtig in Perſien wie in Armenien, ſcheinen aber noch keineswegs gänzlich aufgehört zu haben, wie die periodiſch ſich erneuernden ſehr ſtarken Erderſchütterungen beweiſen. Tabris iſt faſt in jedem Jahrhundert einigemal durch Erdbeben furchtbar verheert worden. Die letzte Eruption der Vulcane nordöſtlich von Tabris reicht wahrſcheinlich in die Anfänge der hiſtoriſchen Zeit. Sagen von Feuererſcheinungen aus dem Erdinnern, welche mit dem Feuercultus der alten Perſer in Verbindung gebracht werden, haben ſich im Volke erhalten. Beſtimmte Aufſchlüſſe darüber fehlen in den uns bekannten Geſchichtsquellen.

Die Formen der Pflanzen- und Thierwelt haben ſelbſt in den ſüdlichen Gegenden der perſiſchen Provinz Aſerbeidſchan zwiſchen dem 36. und 39.° N. B. einen vorherrſchenden mitteleuropäiſchen Charakter, beſonders in den höheren Gebirgsregionen zwiſchen 5000 bis 8000′. Die Geſchlechter ſind hier im

Ganzen dieſelben wie in den Alpen der Schweiz und Tirols, nur die Arten ſind zum Theil verſchieden. Das verhältnißmäßig rauhere Winterklima Weſt-Irans, der Einfluß der mit ewigem Schnee bedeckten hohen Tauruskетten geben auch in Weſt-Perſien der Thier- und Pflanzenwelt im Allgemeinen eine weit nördlichere Phyſionomie als man unter dieſen Breitegraden vermuthen ſollte. Ein allmähliger Uebergang in ſüdlichere oder eigentlich orientaliſche Formen, ein Hereinragen des aſiatiſchen Charakters der Flora und Fauna iſt übrigens bei ſo manchen Arten, beſonders in den Ebenen am Urmiaſee unverkennbar. Von der armeniſchen Flora unterſcheidet ſich die weſtperſiſche durch ihre ziemlich große Mannigfaltigkeit an Salzpflanzen, welche in den Hochebenen Central-Irans durch noch zahlreichere Arten repräſentirt zu ſein ſcheinen als in den Ebenen am Urmiaſee. Dagegen fehlen hier die meiſten Waldpflanzen. Maſſenhafte Anſammlungen hochſtämmiger Bäume, eigentliche Waldungen nach unſeren Begriffen fehlen auf den Plateaus von Iran beinahe gänzlich. Die Buche, welche noch in der Waldregion der kolchiſch-armeniſchen Gebirgsabfälle gegen das ſchwarze Meer bis zur Höhe von 4500' den häufigſten Waldbaum bildet, hat in den Kurthälern ſeine äußerſte Oſtgrenze erreicht und ſcheint in Gilan und Maſenderan, den einzigen perſiſchen Provinzen, welche noch dichten Waldwuchs beſitzen, nicht mehr vorzukommen. Eichen, Erlen, Zitterpappeln, Weiden, Eſchen, Kaſtanien, Ahornbäume ſind dort mit ſüdlicheren Formen: Kirſchlorbeer, immergrünem Bux, Maulbeer, Kaſtanie, Myrthe, Lorbeer, Pſchadbäumen und wilden Obſtarten gemiſcht; die wilde Waldrebe gedeiht in Maſenderan eben ſo üppig und kräftig und ſpielt bis in die höchſten Waldbaumwipfel ſich ſchlingend eine eben ſo prächtig königliche Figur als in Kolchis und an den Ufern des Phaſis. Der höchſte Waldbaum in Armenien wie auf dem Alburs iſt eine ſtrauchartige Birke.

Schon wegen der beträchtlichen Erhebung der Plateaus im perſiſchen Aſerbeidſchan und Kurdiſtan kann dort von einer großen Mannigfaltigkeit der Flora keine Rede ſein. Reich an Formen iſt die Vegetation nur in Ländern, welche aus tiefer Ebene oder vom Seegeſtade aufſteigen, ſich allmählig über der Meeresfläche terraſſenartig erheben, deren verſchiedene Regionen dann verſchiedene Klimate und einen verſchiedenartigen Charakter der Pflanzen- und Thierwelt zeigen. Die eigentlichen Hochebenen Weſt-Perſiens ſind wegen vorherrſchender Trockenheit pflanzenarm und auf den Abhängen und Terraſſen der Gebirge, welche dieſen Plateaus aufgelagert ſind, iſt der ſub-alpine Charakter der Organismen bereits überwiegend ausgeprägt, in den oberſten Regionen zwiſchen 7 und 9000' kommen bereits viele ächte Alpenpflanzen vor, an Individuen zahlreicher als an Arten. Im Allgemeinen habe ich auf den Höhen des Sahant und der kurdiſch-perſiſchen Alpen im Weſten und Süden des Urmiaſee's die Flora weit ärmer gefunden als auf den Terraſſen des Allahges im ruſſiſchen Armenien. Von einer ſo wunderbaren Pracht üppig wuchender Alpenkräuter und prächtig gefärbter Blumen von jener Größe und reinen Färbung, wie man ſie in manchen Alpengegenden der Schweiz z. B. in Oberengadin bei Samaden und St. Moritz findet, bekommt man auf den Alpen Vorder-Aſiens nichts zu ſehen. Auch mit der Vegetation in der Centralkette des Kaukaſus bei Kobi und Keſchaur, wo ich ein Jahr zuvor in den gleichen Sommermonaten botaniſirte, kann ſich die alpine Flora Weſt-Perſiens an Mannigfaltigkeit der Arten und bunter Pracht der Individuen nicht meſſen. Mit der kaukaſiſchen und mitteleuropäiſchen Alpenvegetation hat übrigens auch die Flora auf den Höhen des Sahant die geringe Zahl der einjährigen Pflanzen, die bedeutende Größe der Blumen im Verhältniß zur ganzen Pflanze, die Seltenheit giftiger Vegetabilien und

die große Zahl der mediciniſchen bitteren Pflanzen, endlich auch die Reinheit der Blumenfarben gemein.

Die weſtperſiſche Fauna unterſcheidet ſich von der transkaukaſiſchen und armeniſchen ebenſo wie die Pflanzenwelt durch das Vorkommen ziemlich vieler niedern Thierarten, welche nur in trockenen Ebenen, auf ſalzgeſchwängertem Boden und in der Nähe von ſandigen Meeresküſten oder Salzſeeufern gefunden werden. An den Ufern des Urmiaſee's fand ich (leider meiſt ſchon in Cadavern) ſehr viele Melaſomen, welche in Georgien und Armenien nicht vorkommen. Was ich in dem Anhang meines Werkes „Reiſe nach Kolchis" über den Charakter der Gebirgsfauna Transkaukaſiens und die geographiſche Verbreitung der Thiere ſagte, gilt im Weſentlichen auch von der Fauna Aſerbeidſchans. Die vorherrſchende Tendenz der Plateaubildung begünſtigt hier wie in Armenien die Verbreitung der Arten im Gegenſatz zum Kaukaſus, deſſen hohe Gebirgsmauer ohne einſenkende Päſſe und ohne Stromdurchbrüche der Verbreitung vieler Thierarten, welche eine geringe Bewegungsfähigkeit beſitzen, beſonders aus den Claſſen der Reptilien, Arachniden, Koleopteren, Land- und Süßwaſſermollusken eine beſtimmte Grenze ſetzt. Zwiſchen dem nördlichen und dem ſüdlichen Abfalle des Kaukaſus iſt die Verſchiedenheit der Thierarten innerhalb des Raumes von 1 bis $1^1/_2$ Breitegraden größer als in Armenien, Georgien und Weſt-Perſien auf einem Flächenraum von 3 bis 4 Breitegraden. In den Gebirgsgegenden zwiſchen dem 36. und 38. Breitegrad bemerkte ich in Perſien bereits eine Abnahme der Repräſentanten der für die Gebirge Mittel-Europa's, des kaukaſiſchen Iſthmus und Sibiriens ſo charakteriſtiſchen Laufkäferfamilie. Die Gattungen Procerus und Procrustes ſind verſchwunden, das höchſt eigenthümliche und für die höchſten Alpenregionen Armeniens durchaus charakteriſtiſche Genus Callisthenes habe ich auf den

Höhen des Sahant und der Zagrosketten nicht wiedergefunden. Auf den ſub-alpinen Höhen des Sahant kommen nur wenige eigentliche Caraben vor, welche durch ihre geringe Größe, nicht durch ihre plattgedrückte Form wie in den Hochgebirgen Oſſetiens charakteriſirt ſind. Der auffallenden Armuth Perſiens an Land- und Süßwaſſermollusken hat bereits der berühmte franzöſiſche Reiſende Olivier Erwähnung gethan. Die Seltenheit der Kalkformationen in Central-Iran mag ebenſo wie die Lufttrockenheit und der Regenmangel im Sommer Schuld an dieſer eigenthümlichen Erſcheinung ſein. Am Urmiaſee tödtet die Sommerhitze im Juli ſchon die meiſten kriechenden Inſecten. Ein Entomolog würde dort nur im Monate Mai reiche und intereſſante Ausbeute machen. Die ſchönen Satyrus-Arten, welche ich bei Daſchgeſan erbeutete, waren größtentheils neu und durch eine ganz eigenthümliche Färbung und Zeichnung auffallend. Die von Herrich-Schäffer beſchriebenen ſchönen Arten Satyrus Bischoffii und Satyrus Wagneri bezeichnen dort recht deutlich den Uebergang der europäiſchen Lepitopteren-Fauna zu den Formen des Orients.

Ich gebe hier ein Verzeichniß der Säugethiere, Vögel, Amphibien und Koleopteren aus den von mir bereisten Gegenden Vorder-Aſiens. Was ich nicht ſelbſt beobachtete und ſammelte, verdanke ich der Mittheilung eines Mitglieds vom britiſchen Conſulat in Erzerum. Die Beſtimmung und Beſchreibung der von mir in Armenien, Georgien, Weſt-Perſien und Kurdiſtan geſammelten Koleopteren verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Hampe in Wien.

Verzeichniß der Säugethiere in Trans-Kaukaſien, Armenien und Aſerbeidſchan.

Erinaceus Europaeus.
—— auritus.
—— concolor.
Talpa Europaea.
Meles vulgaris.
—— taxus.
Mustela vulgaris.
—— foina.
—— Putorius.
—— lutreola.
—— zorila (bei Erzerum).
Lutra vulgaris.
(Eine hiervon verſchiedene Fiſchotter ſoll ſich an den kolchiſchen und laſiſchen Flüſſen finden.)
Canis aureus.
—— vulpes.
—— melanotus.
—— lupus.
—— corsac.
Hyaena striata.
Felis Tigris. *)
—— Catusferus.
—— Cervaria.
—— panthera.
—— chaus.
Calocephalus vitulinus?
Sciurus vulgaris.
Spermophilus musicus.
Dipus jaculus.
Spalax typhlus. Var. Xanthodon
—— Pallasii?
Hypudaeus amphibius.
—— socialis.
Cricetus nigricans.
—— accedula.
—— frumentarius.
Mus sylvaticus.
—— Messorius.
—— latipes.
—— Abbotii.
Myoxus Dryas.
—— glis.
—— avellanarius.
Lepus timidus.
Camelus bactrianus.
—— Dromedarius.
Cervus elaphus.
Capreolus vulgaris.
Antilope subgutturosa.
—— Saïga.
—— rupicapra.
Capra aegagrus.
—— hircus.
—— caucasica.
Ovis Gmellini.
—— aries.
Bos urus. } in Georgien u. Kolchis.
—— bubalus. }

Verzeichniß der Vögel.

Cathartes percnopterus.
Vultur fulvus.
Gypaetos barbatus.
Falco imperialis.

*) Der Tiger iſt in Iran nicht heimiſch, verirrt ſich aber öfters nach Perſien auf ſeinen großartigen Jagdzügen.

Falco fulvus.
—— albicilla.
—— hypoleucus.
—— cenchris.
—— tinnunculus.
—— tinnunculoïdes.
—— aesalon.
—— subbuteo.
—— ruſipes.
—— peregrinus.
—— naevius.
—— pennatus.
—— buteo.
—— apivorus.
—— milvus.
—— rufus.
—— cyaneus.
—— lagopus.
—— palumbarius.
—— nisus.
—— laniarius.
Strix otus.
—— flammea.
—— Indica.*)
—— passerina.
—— acadica.
—— bubo.
Lanius minor.
—— collurio.
—— excubitor.
—— meridionalis.
Muscicapa grisola.
—— albicollis.
—— luctuosa
Turdus merula.
—— torquatus.
—— iliacus.
Turdus viscivorus.
—— pilaris.
—— musicus.
Cinclus aquaticus.
Sturnus vulgaris.
Pastor roseus. **)
Oriolus galbula.
Saxicola Aenanthe.
—— stapazina.
—— saltator.
—— rubetra.
—— rubicola.
Sylvia turdoïdes.
—— familiaris.
—— phragmitis.
—— Cetti.
—— luscinia.
—— philomela?
—— atricapilla.
—— cinerea.
—— curruca.
—— icterops. } ***)
—— mystacea. }
—— rubecula.
—— tithys.
—— phoenicurus.
—— trochilus.
—— sibilatrix.
Troglodytes Europaeus.
Motacilla alba.
Budytes flava.
—— melanocephala.
Anthus arboreus.
—— rupestris.
—— praticus.
—— rufescens.
Alauda calandra.

---

*) Strix Indica ſoll ſelbſt in Armenien vorkommen.

**) Ueber die Lebensweiſe dieſes höchſt zierlichen Vogels und die Sagen, welche über ihn unter den Armeniern verbreitet ſind leſe man Näheres in meiner „Reiſe nach dem Ararat.“

***) Dieſe beiden Arten wurden von Herrn Menetries bei Talyſch und Lenkoran entdeckt und in ſeinem „Catalogue raisonné“ aufgeführt.

Alauda bimaculata. *)
—— cristata.
—— alpestris.
—— arvensis.
—— arborea.
—— pispoletta.
—— brachydactyla.
Parus major.
—— ater.
—— coeruleus.
—— palustris.
Emberiza melanocephala.
—— citrinella.
—— miliaria.
—— hortulana.
—— cia.
—— granativora.
—— Caspia.
Coccothraustes chloris.
—— vulgaris.
Fringilla coelebs.
—— cannabina.
—— spinus.
—— linaria.
—— carduelis.
—— sanguinea. **)
—— montifringilla.
Pyrrhula vulgaris.
—— erythrina.
Sitta Europaea.
Corvus corax.
—— frugilegus.
Corvus corone.
—— pica.
—— glandarius.
—— monedula.
—— cornix.
Pyrrhocorax graculus.
Cypselus alpinus.
—— murarius.
Hirundo rustica.
—— urbica.
—— rupestris.
—— riparia.
Caprimulgus Europaeus.
Upupa Epops.
Merops apiaster.
—— Persica. ***)
Alcedo Ispida.
Picus canus.
—— viridis.
Iynx torquilla.
Cuculus canorus.
Columba palumbus.
—— oenas.
—— livia.
—— turtur.
Phasianus colchicus.
Perdix †) coturnix.
—— saxatilis.
—— cinerea.
Pterocles Caspius.
Otis tarda.
—— tetrax.

*) Dieſe ſchöne Lerche beobachtete ich nur auf dem höchſten Plateau von Armenien. Menetries hat ſie auf den Gebirgen von Talyſch in einer Region von 6000′ erbeutet.

**) Dieſe Art ſcheint dem Plateau von Erzerum eigenthümlich zu ſein.

***) Der perſiſche Bienenfreſſer wurde von Pallas am kaſpiſchen Meer entdeckt, hat ähnliche Lebensweiſe aber eine weit geringere geographiſche Verbreitung als Merops apiaster.

†) Ein noch unbeſchriebenes ſehr kleines Rebhuhn kommt bei Teheran vor. Conſul Bonham in Tabris hatte auch ein lebendes Exemplar des rieſenhaften Rebhuhn vom Himalaya, welches ſich zuweilen auf den Plateaus von Iran ſehen läßt, aber ſehr ſelten iſt.

Grus Virgo. *)
—— cinereus.
—— leucogeranus.
Ardea cinerea.
—— purpurea.
—— egretta.
—— nycticorax.
—— stellaris.
—— minuta.
—— garzetta.
Phoenicopterus ruber.
Platalea leucorodia.
Ciconia nigra.
—— alba.
Ibis Falcinellus.
—— religiosa? **)
Numenius Phaeopus.
Tringa variabilis.
—— minuta.
Totanus callidris.
—— glottis.
—— ochropus.
—— hypoleucus.
Limosa rufa.
—— melanura.
Tringa ***) pugnax.
Tringa variabilis.
—— minuta.
—— subarquata.
Scolopax major.
—— gallinula.
—— rusticola.
Pelidna cinclus.
Lobipes hyperboreus.
Glareola torquata.
—— limbata.
Rallus aquaticus.
Gallinula chloropus.
Fulica atra.
Haematopus Ostralegus.
Callidris arenaria.
Cursorius isabelinus.
Vanellus cristatus.
Charadrius pluvialis.
—— cantianus.
—— intermedius.
Oedicnemus crepitans.
Himantopus melanopterus. †)
Podiceps cristatus.
—— Caspicus.
—— rubricollis.
—— auritus.

---

*) Ueber das Vorkommen und die Lebensweiſe dieſes höchſt graziöſen Vogels ſ. den Anhang zu meiner „Reiſe nach Kolchis."

**) Das Vorkommen des heiligen Ibis, der in Aegypten faſt verſchwunden, in Vorderaſien iſt zweifelhaft. Nordmann führt ihn im Catalog ſeiner pontiſchen Fauna als an der ſüdlichen Küſte des ſchwarzen Meeres lebend auf. In den Sumpfwäſſern ſüdlich vom Urmiaſee, wo eine wahre Republik von Wad- und Schwimmvögeln, ſah ich den braunen Ibis falcinellus in großer Zahl, konnte aber nirgends den heiligen Ibis erbeuten. Unter dem Vögelverzeichniß von Erzerum iſt eine unbekannte Ibisart aufgeführt.

***) Dieſe vier Tringaarten kommen auf dem Plateau von Erzerum vor. Menetries hat in Trans-Kaukaſien nur die einzige Art Tringa pugnax erbeutet.

†) Der hochbeinige Strandreiter hat eine auffallend weite Verbreitung. Ich fand ihn am afrikaniſchen See Fezzara bei Bona, am Ararat und am perſiſchen Urmiaſee noch häufiger als an den Ufern der Donau und des Bodenſee's.

Pelecanus onocrotalus.
—— crispus.
Carbo cormoranus.
Sterna Caspia.
—— hirundo.
—— nigra.
—— leucoptera.
—— minuta.
—— cantiaca.
Larus canus.
—— tridactylus.
—— ichthyaetus.
—— argentatus.
—— ridibundus.
Cygnus Ferus.
Anser albifrons.
Anser ruficollis.
Anas *) rutila.
—— boschas.
—— acuta.
—— clypaeata.
—— Grecca.
—— rufina.
—— ferina.
—— glangula.
—— fuligula.
—— hyemalis.
—— angustirostris.
—— tadorna.
—— moschata.
—— querquedula.

Verzeichniß der in Vorder-Aſien vorkommenden Amphibien.

Emys Caspia.
—— Europaea. **)
Testudo ibera.
Lacerta agilis.
—— viridis.
—— quinquevittata.
—— stirpium.
—— Laurentii.
Podarcis velox.
—— variabilis.
—— irritans.
Ophisops elegans.
Phrynocephalus helioscopus.
Scincus bivittatus.
Trapelus sanguinolutus.
Stellio vulgaris.
—— caucasicus.
Pseudopus Pallasii.
—— Fischeri.
Anguis fragilis.
Typhlops vermicularis.
Coluber bicolor.
—— natrix.
—— Persa.
—— collaris.
—— Dione?
—— Alpestris.
—— Caucasicus.
—— scutatus.
—— Ponticus.
—— hydrus.
—— Ravergieri.
—— fascicularis.
—— reticulatus.

*) Die Ufer des kaspiſchen Meeres ſind reich an Schwimmvögeln, beſonders Entenarten. Die meiſten der hier angeführten Species wurden von Herrn Menetries auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe in Trans-Kaukaſien erbeutet.

**) Eine von Emys europaea verſchiedene Sumpfſchildkröte fand ich in Perſien zwiſchen Kiliſſa-kent und Choi.

Coluber vermiculatus.
—— nebulosus.
—— Aesculapii.
—— sauromates.
—— leopardinus.
Pelias chersea.
Vipera aspis. *)

Trigonocephalus Halys.
Triton ophryticus. **)
Rana variabilis?
—— vespertina.
—— esculenta.
Bufo Caucasicus.
Hyla arborea.

Verzeichniß der von mir im Kaukaſus, in Trans-Kaukaſien, Armenien, Kurdiſtan und Weſt-Perſien geſammelten und von Dr. Hampe beſtimmten Koleopteren.

Cicindela {concolor, *Dej.* / Tartarica?, *Mannh.*
—— campestris, *F. var.*
—— desertorum, *Boeb.*
—— monticola, *Menet.*
—— soluta, *Mgl.*
—— littoralis, *F.*
—— strigata, *Dej.*
—— sylvatica, *F.*
—— Fischeri, *Adams.*
—— Alasanica, *Motsch.*
—— Dahurica, *Mannh.*
Cymindis patruelis, *Strm.*
—— lineata, *Schh.*
—— miliaris, *F.*
—— axillaris, *Dft.*
Lebia crux-minor, *F.*
Aptinus mutilatus, *Illg.*
Scarites Volgensis, *Stev.*
Ditomus Calydonius, *F.*
—— obscurus, *Stev.*

Cychrus {aeneus, *Stev.* / signatus, *Fald.*
Procerus Tauricus} ***) *Pall.*
—— Caucasicus } *Adms.*
Procrustes Wiedemann, *Crist.*
—— Cerisii, *Dej.*
Carabus {maurus, *Adms.* / paphius, *Redtb.*
—— Kruberi, *Fisch.*
—— reticulatus, *Hampe.*
—— {saphyrinus, *Crist.* / Wagneri, *Er.*
—— {Bohemanii, *Mannh.* / hyacinthinus, *Kindrm.*
—— {Bischoffii, *Chaud.* / chrysitis, *Wagner.*
—— Kindermannii, *Hampe.*
—— Victor, *Fridv.*
—— Schamylii, *Hampe.*
—— cancellatus, *Illg.*
—— granulatus, *L.*

---

*) Dieſe Giftſchlange fand ich nur im Kaukaſus in Regionen von bedeutender Höhe zwiſchen 6—7000'.

**) Eine neue Tritonart von Bertheld im Anhang meiner Reiſe nach Kolchis beſchrieben.

***) Beide wahrſcheinlich ein und dieſelbe Art, welche in den Uferlandſchaften des Pontus nicht ſelten iſt, aber das kaukaſiſche und kolchiſch-armeniſche Gebirge nicht überſchreitet. Die oberſte Höhengränze dieſes Prachtkafers mag c. 4000' ſein.

s septem - carinatus, *Motsch.*
exaratus, *Stev.*
Staehlinii, *Adms.*
Dejeanii, *Stev.*
{inconspicuus, *Chaud.*
{Persicus, *Wagner.*
{cribratus, *Boeb.*
{N.-punctatus, *Wagner.*
mingens, *Stev.*
bosphoranus, *Stev.*
Besseri, *Zgl.*
pectinatus, *Hampe.*
pumilio, *Er.*
{gracilis, *Motsch.*
{Armeniacus, *Wagner.*
Bonplandi, *Menet.*
productus, *Hampe.*
Nordmannii, *Chaud.*
luxorius, *Motsch.*
{Puschkinii, *Adms.*
{mirabilis, *Wagner.*
Osseticus, *Adms.*
nothus, *Adms.*
Boeberi, *Adms.*
na sycophanta, *F.*
apax, *Fridv.*
nquisitor, *F.*
ndagator, *F.*
enes { breviusculus, *Mannh.*
enes { Araraticus, *Wagner.*
rbiculatus, *Motsch.*
Marschallii, *Stev.*
Caucasica, *Menet.*

Panageus crux-minor, *F.*
Chlaenius festivus, *F.*
Dinodes rufipes, *Bon.*
Licinus cassideus, *F.*
—— depressus, *Payk.*
Pogonus iridipennis, *Nicol.*
Pristonychus {amoenus, *Fald.*
{elegans? *Dej.*
—— Cimmereus, *Stev.*
Calathus melanocephalus, *F.*
Sphodrus longicollis, *Stev.*
Anchomenus uliginosus, *Er.*
Agonum Austriacum, *F.*
Omaseus Creticus, *Fridv.*
—— gracilis, *Strm.*
Pterostichus subcordatus, *Chaud.*
Cephalotes nobilis. *Dej.*
Eutroctus {moestus, *Wagner.*
{heros, *Mannh.*
Zabrus Trinii, *Fisch.*
—— aurichalceus, *Adms.*
—— spectabilis, *Hampe.*
Amara vulgaris, *F.*
Acinopus megacephalus, *Illg.*
—— ammophilus, *Stev.*
Ophonus azureus, *Illg.*
—— meridionalis, *Dej.*
—— puncticollis, *Payk.*
—— mendax, *Rossi.*
Harpalus aeneus, *F.*
Stenolophus vaporariorum, *F.*
Peryphus rufipes, *Gyl.*
Dytiscus Roeselii, *F.*
Gyrinus Caspius, *Menet.*

Hr. von Chaudoir erklärt den Carabus mirabilis des Wagner C. Osseticus. Hr. Kolenati hat dieſes Thier in ſeinem Werke: Caucasica . . . unter dem Namen C. Puschkinii, *Adms.* et, auch dem kaiſ. Cabinet unter demſelben Namen geſchickt; Hr. Motſchulsky erklärte daſſelbe für den C. Puschkinii. Da Beſchreibung weder des einen, noch des anderen zugängig iſt, ch dieſe Sache vor der Hand auf ſich beruhen laſſen. Vielfällt es dem Hr. von Chaudoir ſeinen Ausſpruch genauer zu t.

Staphylinus caesareus, *Cedh.*
—— lutarius, *Grv.*
—— stercorarius, *Olv.*
—— calcocephalus, *F.*
Ocypus olens, *Müller.*
Tachynus subterraneus, *L.*
Pedaerus longipennis, *Dhl.*
Sulodis Andreae, *F.*
—— costata, *Redtb.*
—— globithorax, *Stev.*
—— Faldermannii, *Dej.*
Capnodis miliaris, *Klg.*
—— cariosa, *F.*
—— { carbonaria, *Klg.* / tristis, *Fridv.*
—— albosignata, *Bischoff.*
—— porosa, *Klg.*
—— tenebricosa, *F.*
Ancylocheira rustica, *F.*
—— flavomaculata, *F.*
—— strigosa, *Gebl.*
Perotis lugubris, *F.*
—— cuprea, *Kindrm.*
Chrysobotris affinis, *F.*
Lampra rutilans, *F.*
Anthaxia sitta, *Stev.*
—— cándens, *F.*
—— salicis, *F.*
—— signaticollis, *Dej.*
—— cichorii, *Olv.*
—— 4-punctata, *F.*
Sphaenoptera arnacanthae, *Godet.*
—— coracina, *Stev.*
—— dianthi, *Stev.*
Acmaeodera bivittis, *Fridv.*
—— hyacinthina, *Fridv.*
Agrilus rubi, *F.*
—— linearis, *F.*
Agrypnus atomarius, *F.*
Athous Armeniacus, *Kolenati.*
—— vittatus, *F.*
Agriotes sputator, *F.*
Cardiophorus nigerrimus, *Er.*
Ampedus sanguineus, *F.*
—— pomorum, *Hbst.*
Ampedus crocatus, *Zgl.*
—— sinuatus, *Zgl.*
—— nigritarsis, *Tauscher.*
Diacanthus latus, *F.*
Lygistopterus sanguineus, *F.*
Lampyris Zenkeri, *Grm.*
Cantharis pupillata, *Fridv.*
—— Tsmenia, *Fridv.*
—— livida, *F.*
—— melanura, *F.*
—— cyanipennis, *Payk.*
—— thoracica, *Olv.*
Malachius aeneus, *F.*
—— Armeniacus, *Mannh.*
Dasytes ater, *F.*
—— nobilis, *Illg.*
Tillus elongatus, *F.*
Trichodes crabroniformis, *F.*
—— apiarius, *F.*
—— favarius, *Illg.*
—— Visnagae, *Fridv.*
—— flavocinctus, *Kindrm.*
—— nobilis, *Klg.*
Necrophorus mortuorum, *F.*
—— vespillo, *F.*
Silpha laevigata, *F.*
—— atrata, *F.*
—— orientalis, *Dej.*
—— 4-punctata, *F.*
Byrrhus pilula, *F.*
—— arietinus, *Grm.*
Thymalus limbatus, *F.*
Hydrophilus aterrimus, *Echlz.*
—— flavipes, *Stev.*
Gymnopleurus serratus, *Fisch.*
Sisyphus Schaefferi, *F.*
Copris paniscus, *F.*
—— emarginatus, *F.*
Ateuchus { Armeniacus, *Fald.* / nitidus, *Kindrm.*
Onthophagus fissicornis, *Stev.*
—— taurus, *F.*
—— Schreberi, *L.*
Onitis Amyntas, *Stev.*
—— Moeris, *Pall.*
—— Menalcas, *F.*

Oniticellus festivus, *Stev.*
— pallipes, *F.*
Aphodius conjugatus, *Pzr.*
— scrutator, *F.*
— gagatinus, *Mannh.*
— lugens, *Dft.*
— sus, *F.*
Lethrus.
Geotrupes stercorarius, *F.*
— politus, *Malfsky.*
Oryctes nasicornis, *F.*
— Silenus, *F.*
Scarabaeus monodon, *F*
Anomala vitis, *F.*
— errans, *F.*
Anisoplia austriaca, *Hbst.*
— Caucasica, *Stev.*
— leucaspis, *Stev.*
— arvicola, *F.*
— agricola, *F.*
— lineolata, *Dej.*
Anoxia matutinalis, *Dhe.*
— pauper, *Hampe.*
— nivea, *Hampe.*
Polyphulla hololeuca, *Pall.*
— grisca, *Fald.* (?)
Melolontha hippocastani, *F.*
— aceris, *Er.*
Tanyproctus Persicus, *Fald.*
Rhisotrogus aequinoctialis, *F.*
— tropicus, *Mgl.*
— ater, *F.*
— aprilinus, *Dft.*
Amphicoma vulpes, *F.*
— psilotrichius, *Pareyss.*
— Lasserrei, *Pareyss.*
— cyanipennis, *Fridv.*
— chrysopyga, *Stev.*
— apicalis, *Brullé.*
— bombyliformis, *F.*
Valgus hemipterus, *F.*
Cetonia obscura, *And.*
— aurata, *F.*
— viridis, *F.*
— Armeniaca, *Mannh.*
— exclamationis, *Fald.*
Cetonia Asiatica, *Fald.*
— albella, *Pall.*
— hirta, *F.*
Sinodendron cylindricum, *F.*
Lucanus Barbarossa, *F.*
Erodius Europaeus, *Dej.*
— gibbus, *F.*
Zophosis dilatata. *Er.*
Pimelia Schönherri, *Dej.*
— punctata, *Dej.*
— capito, *Fald.* (?)
— pauxilla, *Hampe.*
Melanostola punctata.
Pachyscelis granulosa, *Dej.*
— mammulata, *Fald.*
Trachyderma setosa, *Fald.*
Akis aurita, *Pall.*
Scaurus tristis, *Olv.*
Cephalostenus elegans, *Dej.*
Laena villosula, *Mgl.*
Tentyria nomas, *Pall.*
— rugulosa, *Mgl.*
— breviuscula, *Fald.*
Adesmia Karelinii, *Fisch.*
— Panderi, *Fisch.*
Gnaptor spinimanus, *Pall.*
Blaps cuspidata, *Brullé.*
— confluens, *Fisch.*
Pedinus femoralis, *L.*
Pandarus cribratus, *Klg.*
Dichroma foraminosa, *Fridv.*
Platyscelis gages, *Fisch.*
Opatrum laticolle, *Dhl.*
— { triste, *Stev.* / politum, *Pareyss.*
Endophloeus exsculptus, *Par.*
Platydema violacea, *F.*
Neomida bicolor, *F.*
— cophosioïdes.
Uloma culinaris, *F.*
Hypophloeus castaneus, *F.*
Tenebrio obscurus, *F.*
Anthracias 2-cornis, *Stev.*
Helops coeruleus, *F.*
— Stevenii, *Karelin.*
— gloriosus, *Fald.*

Helops dermestoïdes, *Illg.*
Omophlus pilicollis, *Fald.*
Cistela nigritula, *Fridv.*
—— arquata, *Gblr.*
—— alpina, *Kindrm.*
Meloe proscarabeus, *L.*
—— cyaneus, *F.*
—— tuccius, *Rossi.*
—— scabriusculus, *Boeb.*
—— scabrosus, *Illg.*
—— brevicollis, *F.*
Cerocoma Schreberi, *F.*
Mordella fasciata, *F.*
Lagria pubescens, *L.*
Monocerus major, *Dej.*
Mylabris contigua, *Helf.*
—— 2-maculata, *Klg.*
—— mutabilis, *Dej.*
—— cohaerens, *Fisch.*
—— Adamsii, *Stev.*
—— Sibirica, *Gebs.*
Lydus Algiricus, *L.*
—— Wilhelmii, *Fald.*
Lytta collaris, *F.*
—— phalerata, *Fridv.*
—— vesicatoria, *L.*
Epicauta erythrocephala, *Pall.*
—— Sibirica, *Pall.*
Zonitis fuscipennis, *Fridv.*
—— mutica, *F.*
Oedemera podagrariae, *F.*
—— flavescens, *L.*
—— clavipes, *F.*
—— lurida, *Gyl.*
Anoncodes ustulata, *F.*
Platyrhinus latirostris, *F.*
Anthribus albinus, *L.*
Attelabus curculionoïdes, *L.*
Rhynchites Hungaricus, *F.*
Amorphocephalus coronatus, *Grm.*
Brachycerus undatus, *F.*
—— foveicollis, *Schh.*
Eusomus ovulum, *Illg.*
Tanymecus Niloticus, *Hellwg.*
Sitones candescens, *Hampe.*
Sitones 8-punctatus, *Grm.*
Chlorophanus micans, *Stev.*
—— splendens, *Hochh.*
Cleonus strabus, *Schh.*
—— hebraeus, *Fld.* (?)
—— nigrovittatus, *Pall.*
—— 4-carinatus, *F.*
—— marmoratus, *F.*
—— sysimbrii, *Dhl.*
—— candisatus, *Fisch.*
—— obliquus, *F.*
—— frontatus, *Fisch.*
—— lugens, *Dhl.*
Hylobius abietis, *L.*
—— maculatus, *Kindrm.*
Molytes glabratus, *F.*
—— vittatus, *Fald.*
Meleus illotus, *Fald.*
—— fallax, *Fald.*
Phytonomus crinitus, *Dej.*
Phyllobius pictus. *Stev.*
Otiorhynchus ligustici, *F.*
—— asphaltinus, *Grm.*
—— lugens, *Grm.*
—— giraffa, *Grm.*
—— cristatus, *Zgl.*
Nastus Goryi, *Tchh.*
Lixus bardanae, *F.*
—— ascanii, *F.*
—— varicolor, *Dhl.*
Larinus cirsi, *Stev.*
—— sturnus, *Hbst.*
—— atomarius, *Kindrm.*
Rhinocyllus latirostris, *Schh.*
Thamnophilus atramentarius, *Schh.*
Baris nitens, *F.*
Ceutorhynchus Echii, *F.*
Acentrus histrio, *Schh.*
Paussus — jedoch ganz zerbrochen.
Apate luctuosa, *Olv.*
Aegosoma scabricorne, *F.*
Prionus coriarius, *L.*
Hamaticherus velutinus, *Dej.*
Purpuricenus Koechleri, *F.*
—— Budensis, *Goetze.*

Stromatium strepens, *F.*
Hesperophanes holosericeus, *Rossi.*
Criocephalum rusticum, *F.*
Callidium sanguineum, *L.*
Clytus comptus, *Zglr.*
—— Orientalis, *Fridv.*
—— ornatus, *F.*
—— verbasci, *F.*
—— floralis, *F.*
—— Massiliensis, *F.*
—— Sibiricus, *Dej.*
—— {6-maculatus, *Fald.* / Caucasicus, *Motsch.*
Stenopterus rufus, *F.*
—— femoratus, *Stev.*
Monochamus sutor, *F.*
Morimus lugubris, *F.*
Dorcadion cruciatum, *F.*
—— holosericeum, *Mgl.*
—— striatum, *Schh.*
—— nobile, *Hampe.*
—— serotinum, *Kindrm.*
—— Bizantinum, *Fridv.*
—— ferruginipes, *Stev.*
—— sericatum, *Stev.*
—— catenatum, *Klg.*
—— crux, *Schh.*
—— scabricolle, *Stev.*
—— Wagneri, *Er.* u. *Kstr.*
—— nitidum, *Er.*
—— dimidiatum, *Motsch.*
—— haemorrhoidale, *Hampe.*
—— sodale, *Hampe.*
Saperda Seovitzii, *Fald.*
Phytoecia Kotschyi, *Hampe.*
—— albolineata, *Hampe.*
—— puncticollis, *Fald.*
—— praetextata, *Steven.*
—— lineola, *F.*
—— Balkanica, *Fridv.*
—— virescens, *F.*
—— annulata, *Hampe.*
—— molybdaena, *Grm.*
—— flavipes, *Stev.*
Agapanthia Zawatzkii, *Fridv.*
—— lateralis, *Kindrm.*
—— languida, *Fridv.*
—— suturalis, *F.*
—— marginella, *F.*
—— smaragdina, *Dej.*
Rhagium rufipes, *Fald.*
Toxotus Persicus, *Fald.*
—— mirabilis, *Motsch.*
—— insitivus, *Boeb.*
Pachyta 6-maculata, *F.*
Strangalia attenuata, *F.*
—— calcarata, *F.*
Stenura cruciata, *Olv.*
Leptura Dejeanii, *Fald.*
—— scutellata, *F.*
—— 4-punctata, *F.*
—— livida, *F.*
Cassida viridis, *F.*
—— furruginea, *F.*
—— nebulosa, *L.*
Adimonia spectabilis, *Fald.*
—— nigrolineata, *Gebl.*
—— rufa, *Mgl.*
Timarcha subcyanea, *Fald.*
—— tenebricosa, *F.*
—— Hummelii, *Fald.*
Chrysomela hottentota, F.
—— sanguinolenta, *F.*
—— limbata, *F.*
—— marcasitica, *Grm.*
—— armeniaca, *Fld.*
—— staphyleae, *L.*
—— lurida. *F.*
—— gloriosa, *F.*
Entomoscelis Adonidis, *F.*
Lina populi, *F.*
Clythra laeviuscula, *Ltzb.*
Macrolenes salicariae, *Menet.*
Coptocephala scopolina. *Dej.*
Pachybrachis histrio, *F.*
Cryptocephalus interruptus, *Mgl.*
—— 2-punctatus, *F.*
—— sericeus, *F.*

Cryptocephalus hypocharidis, *L.*
Coccinella 13-punctata, *L.*
Coccinella microcephala, *Evrsm.*
—— 14-guttata, *F.*
—— desertorum, *Fald.*

Hier folgt nun die Beſchreibung der neuen Arten, deren Zahl nicht groß iſt. Durch den außerordentlichen Eifer der Entomologen Rußlands iſt die Inſectenfauna Trans-Kaukaſiens und Armeniens bekannter geworden als die mancher europäiſchen Länder z. B. von Italien und der Türkei.

1. Carabus reticulatus: oblongus, niger, elytris punctato-striatis, interstitiis leviter elevatis, alternis eorum punctis foveolatiformibus interruptis. Long. 7 0 lin., lat. 4 lin. Von der Geſtalt des C. maurus, von ihm jedoch durch die tief ausgeprägte Sculptur der Flügeldecken hinlänglich unterſchieden. —

Kopf und Halsſchild zart gerunzelt, letzteres ſehr ſchwach gewölbt, mit einer feinen vertieften Mittellinie, breiter als lang, nach hinten etwas verengt, die Hinterwinkel nur wenig nach rückwärts vorſpringend, der Seitenrand mäßig erhaben, der Vorderrand ſchwach ausgeſchnitten, ſeine abgerundeten Ecken nur wenig nach unten gedrückt; die Flügeldecken ſchwach gewölbt, faſt nur um 1/4 länger als zuſammen breit, punktirt-geſtreift, die Punkte der Streifen fein und ſparſam, die Zwiſchenräume ſchwach erhaben, glatt, die abwechſelnden derſelben durch große, grübchenartige Punkte unterbrochen, der Seitenrand runzlig, mit feinen, theilweiſe gereihten Körnchen; die Beine verhältnißmäßig kurz und nicht dick.

2. Carabus Kindermanni: oblongus, subtus niger, supra viridi-aeneus, elytris convexis, subtiliter punctato-striatis, interstitiis laevibus, aureis, punctis impressis triplici serie. Long. 9 1/2 lin., lat. 3 3/4 lin.

Der Kopf länglich, grün, metalliſch-glänzend, Mundtheile und Fühler ſchwarz; das Halsſchild nur wenig kürzer als breit, hinten leicht eingezogen und jederſeits der Länge nach eingedrückt, die Hinterecken bedeutend nach rückwärts vorſpringend, die Vorderecken tief hinabgebogen, die Oberfläche grün, metalliſch-glänzend, mit nadelriſſigen Querrunzeln und einer vertieften Mittellinie; das Schildchen ſchwarz, breit-dreieckig, hinten längsrunzlig; die Flügeldecken länglich-eiförmig, conver, goldgrün, metalliſch-glänzend, fein punktirt-geſtreift, die glatten, wenig erhabenen Zwiſchenräume ſchön röthlich-golden, die tief eingepreßten Punkte auf dem 4, 8 und 12 Zwiſchenraume, die Streifen und der Seitenrand licht-grün; die Unterſeite ſchwarz; die Beine ſchwarz und zart. —

3. Carabus Schamylii: elongatus, depressus, niger, elytrorum viridium thoracisque margine violaceo, elytris costis tuberculorumque oblongorum seriebus ternis alternis, apice subsinuatis. Long. 12 lin., lat. 5 lin.

Der Kopf langgeſtreckt, gerunzelt; das Halsſchild flach, breiter als lang, vor der Mitte am breiteſten, rückwärts leicht eingezogen, die Hinterecken mäßig vorſpringend, abgerundet, der Vorderarm ziemlich tief ausgeſchnitten, ſeine Winkel ziemlich rechteckig und nach abwärts gedrückt, die Oberfläche nadelriſſig-gerunzelt, an den Seiten fein runzelig-punktirt, mit einer feinen, vertieften Mittellinie, die Mitte ſchwarz-, die Seiten veilchen-blau; die Flügeldecken flach gedrückt, an der Baſis verſchmälert, mit leicht zugerundeten Schultern, hinter der Mitte am breiteſten, an der Spitze breiter als an den Schultern, der Spitzenrand ſehr ſchwach ausgebuchtet, den Unterleib nur unvollkommen bedeckend, der Seitenrand ſeiner ganzen Länge nach aufgebogen, jede Flügeldecke mit drei Reihen kettenförmiger, mehr oder weniger langen und regelmäßigen Erhabenheiten, und abwechſelnd mit drei ziemlich hohen Längsrippen, die Kettenglieder beiderſeits von unregelmäßig langen, runzligen, licht-grünen Erhabenheiten eingefaßt, die Nath, die Ketten und Rippen ſchwarz-blau, der Seitenrand und die Grübchen zwiſchen den Ketten an dem vordern Theile der Flügeldecken veilchen-blau, die übrige Oberfläche licht- oder bläulich-grün. Die Unterſeite ſchwarz; die Beine ſchwarz, lang und ſchlank.

4. Carabus rhinopterus: oblongiusculus, niger, supra cyaneus, elytris subconvexis, confertissime crenato-striatis. Long. 8 ½ lin., lat. 3 ½ lin.

Der Kopf ſchmal, langgeſtreckt, ſchwarz, glänzend, hinten dichter, vorne ſehr ſparſam punktirt, die Punkte hie und da zu Runzeln zuſammen fließend; das Halsſchild flach gedrückt, etwas breiter als lang, nach rückwärts verengt, die Hinterecken bedeutend nach hinten verlängert, der Seitenrand wenig erhaben, der Vorderrand kaum ausgeſchnitten, die hinabgebogenen Vorderecken gehen ſanft zugerundet in den ſchmal eingefaßten Vorderrand über, die Oberfläche ziemlich dicht, in den Hinterecken gröber runzlig-punktirt; das Schildchen längs-runzelig; die Flügeldecken länglich-eiförmig, mäßig gewölbt, äußerſt dicht und ſehr fein erhaben geſtreift, die Streifen feilenartig unterbrochen, die drei Reihen eingedrückter Punkte nur ſchwach angedeutet, die Beine zart.

5. Carabus productus: elongatus, angustus, modice convexus, infra niger, supra viridi-cupreus, splendens, elytris ellypticis, laevibus, lateribus granulosis, apice punc-

tis sparsis leviter impressis, margine apicali integro. Long. 15½ lin., lat. 5½ lin., longitudo elytrorum 9¾ lin.

Der Kopf ſchwarz, der Scheitel in der Mitte kupferroth, an den Seiten grün, zwiſchen den Fühlern befinden ſich zwei längliche Grübchen; die Mandibeln ſehr lang; die Fühler reichen beinahe bis zur Hälfte der Flügelbecken; das Halsſchild um ¼ breiter als lang, wenig gewölbt, rückwärts leicht eingezogen, die Hinterecken etwas nach rückwärts verlängert und hinabgebogen, der Vorderrand ziemlich tief ausgeſchnitten, breit gerandet, die Ecken tief hinabgedrückt, die Oberfläche mit äußerſt zarten Querrunzeln und einer gekerbten Mittellinie, an den Hinterecken grubenartig eingedrückt, in der Mitte kupferroth, an den Seiten zum Hinterrande grün; das Schildchen breit, ſchwarz und glatt; die Flügeldecken doppelt ſo lang als zuſammen breit, in der Mitte ſchwach erweitert, ellyptiſch, der Spitzenrand nicht ausgebuchtet, mäßig gewölbt, die Oberfläche ſpiegelblank, nur mit äußerſt ſchwachen Andeutungen von wellenförmigen Runzeln, grün-kupferroth, am Seitenrand grün, mit einer unregelmäßigen Doppelreihe feiner Körnchen beſetzt, an der Spitze mit 12—15 zerſtreuten, ſchwach eingedrückten Punkten; die Unterſeite ſchwarz; die Beine ſchwarz, lang und kräftig, mit ſtark verdickten Schenkeln.

Obwohl der hier beſchriebene Carabus, ebenſo wie C. Nordmanni und luxorius nur eine Abart des C. Bonplandi ſein mag, indem Größe, Granulation, ja ſelbſt die Geſtalt ſich allmählig ändert, je nachdem dasſelbe Thier in der Ebene oder an den Bergen hinauf vorkommt; ſo hat doch dieſer Käfer wegen ſeiner langgeſtreckten, ſchmalen, faſt parallelen Geſtalt, den glatten Flügeldecken ꝛc. dieſelben Anſprüche eine eigene Art wie die oben genannten zu bilden.

6. Zabrus spectabilis: oblongo-ovatus, convexus, niger, elytris viridi-aeneis, striato-punctatis, interstitiis parum convexis. Long. 6 lin., lat. 3 lin.

Der Kopf rückwärts breit, nach vorne raſch zugeſpitzt, ſchwarz, glatt, glänzend, zwiſchen den Augen einige undeutliche Querrunzeln; die Fühler dünn, nicht über das Halsſchild reichend; das Halsſchild doppelt ſo breit als lang, nach vorwärts bedeutend verengert, der Hinterrand beinahe gerade, die Hinterecken rechtwinklig, der Vorderrand leicht ausgeſchnitten, die Vorderecken zugerundet und hinabgebogen; die Oberfläche ſchwarz, glänzend, conver, die Mitte glatt, am Vorderrand ſehr fein, am Hinterrand gröber, gegen die Seiten hin runzlig-punktirt, mit einer feinen, vertieften Mittellinie; das Schildchen ſehr breit, ſchwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken an der Wurzel ſo breit als das Halsſchild, in der Mitte kaum erweitert, hinten raſch zugeſpitzt, mäßig gewölbt, dunkel-grün, metalliſch-glänzend, ziemlich tief geſtreift-punktirt, die Punkte nicht ganz regelmäßig, oft 2—3 zuſammen fließend, die Zwiſchenräume wenig erhaben, glatt, fein, nadelriſſig; die Unterſeite pechſchwarz, glatt, glänzend.

7. Perotis cuprea: cuprea, punctata, thorace ante scutellum foveola profunda didyma, thoracis elytrorumque basi excavata. Long. 9—12 lin., lat. 3½—5 lin.

Der Kopf hinabgezogen, die Stirne ſehr dicht und grob, zuweilen grob-runzlig-punktirt; die erſten zwei Fühlerglieder kupfrig, die übrigen ſchwarz, metalliſch-glänzend; das Halsſchild quer, nach vorne bedeutend verengt, wenig gewölbt, ſehr dicht und tief, beſonders an den Seiten, punktirt, mit zwei glatten Stellen vor der Mitte, die Mittellinie nur nach vorne angezeigt, vor dem Schildchen befinden ſich in einer länglichen Aushöhlung zwei tiefe, durch eine Scheidewand getrennte, rückwärts aber durch ein glattes Leiſtchen verbundene Grübchen, der Hinterrand zweimal gebuchtet, der Vorderrand ſehr wenig ausgeſchnitten; das rundliche Schildchen iſt in einer tiefen Grube verſteckt; die Flügeldecken an ihrer Baſis nur ſehr wenig breiter als das Halsſchild, allmählig nach rückwärts verſchmälert und an der Spitze einzeln abgerundet, ziemlich flach, die hinterſten Schildchen der Länge nach ausgehöhlt, und vom Ende der Aushöhlung an ſchwach kielförmig erhaben, die ganze Oberfläche ſehr dicht und tief, an den Seiten hin und her runzlig-punktirt, bei größeren Exemplaren bemerkt man mit dem freien Auge mehrere feine Längslinien; die Unterſeite viel gröber als die Oberſeite narbig-punktirt.

8. Anoxia nivea: oblonga, nigra, infra densius, supra parcius albido squamulosa, elytris fornicatis. Long. 11½ lin., lat. 5⅓ lin.

Der Kopf faſt vollkommen 4-eckig, der Vorderrand hoch auf- und zurückgebogen, ſeine Ecken nur wenig abgerundet, der Seitenrand doppelt gebuchtet, die Oberfläche mit kurzen, niederliegenden, weißen, ſteifen, ſchuppenartigen Härchen dicht beſetzt, von denen die auf der Stirne nach vorne, jene auf dem Scheitel oben nach rückwärts gerichtet ſind; Fühler bei dem Männchen 6-blätterig und wie die Mundtheile roſtbraun; das Halsſchild hoch-gewölbt, eben ſo ſchuppenartig behaart wie der Kopf, mit einem ſchwarzen, glatten Punkte an jeder Seite, und auf der hintern Hälfte mit einer ſchwarzen, glatten Mittellinie, der Hinterrand ſeicht doppelt-gebuchtet, der Seitenrand in einen ſchwach-eckigen Vorſprung erweitert, der Vorderrand halbkreisförmig ausgeſchnitten; das Schildchen ebenſo wie das Halsſchild, nur dichter behaart, eine Mittellinie und die abgerundete Spitze ſchwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken dachartig gewölbt, jede einzelne etwas flach gedrückt, nach rückwärts merklich verſchmälert, mit drei ſchwach-erhabenen Längslinien, und ebenſo wie das Halsſchild, jedoch weniger dicht behaart; die Bruſt mit nicht ſehr langen, weichen, etwas niederliegenden Zotten bedeckt; der Hinterleib durchaus gleichmäßig ſchneeweiß und beſonders dicht ſchuppenartig behaart.

9. Anoxia pauper: oblonga, subcylindrica, rubro-testacea, albido-pubescens, punctata, pectore villoso. Long. 9—10 lin., lat. 5—5½ lin.

Die Stirn zum Theil, die Ränder des Kopfſchildes und die Augen ſchwarz, das Kopfſchild vorne leicht ausgerundet, ſtark aufgebogen, die Ecken abgerundet, mit weißen, kurzen, ſteifen, niederliegenden Härchen ziemlich dicht bekleidet; das Halsſchild hoch-gewölbt, an den Seiten gerundet-erweitert, dicht und grob punktirt, ebenſo wie das Kopfſchild behaart, an jeder Seite ein nackter Fleck, eine erhabene Mittelinie nur ſchwach angedeutet, der Vorderrand leicht ausgeſchnitten, der Hinterrand doppelt ſeicht-gebuchtet, in der Mitte ſchwach in eine ſtumpfe Ecke aufgebogen; das Schildchen an der Spitze abgerundet, ſehr dicht behaart, durch eine glatte Mittellinie in zwei Theile getheilt; die Flügeldecken hoch-gewölbt, faſt cylindriſch, mit 3 ſchwach erhabenen Längslinien, die Schulterbeule deutlich ausgedrückt, die Oberfläche ebenſo wie das Halsſchild behaart, fein runzlig-punktirt; der Unterleib ſehr dicht und ſo kurz wie die Flügeldecken, die Bruſt zottig-behaart.

10. Pimelia pauxilla: nigra, breviter-ovalis, subglobosa, thorace brevissimo, densissime granuloso, lateribus pilis setiformibus sparsis tuberculisque majoribus interjectis; elytris tuberculis majoribus, rotundatis, laevigatis, interstitiis subtiliter granulosis, pilis setiformibus haud numerosis vestitis. Long. 5¼ lin., lat. 3¾ lin.

Der Kopf breit, raſch nach vorne verſchmälert, mit ſpitzigen, nicht ſehr gedrängt ſtehenden Tuberkeln beſä't ſo, daß man die Zwiſchenräume mit ihren ſehr feinen Granuloſitäten leicht unterſcheiden kann, von einem Fühler zum andern eine ſchwache, bogenartige Schwiele, und hinter derſelben eine gleichgeſtaltete ſeichte Vertiefung; die Fühlerglieder zwiſchen dem 3ten und 9ten deutlich länger als breit, das 9te kurz und breit; das Halsſchild ſehr kurz, bogenförmig gekrümmt, alle Ränder ſchmal, der Vorderrand nicht merklich, der Hinterrand nur unbedeutend ausgeſchnitten, die Oberfläche mit ſehr dichten, feinen Granuloſitäten bedeckt, aus welchen an den Seiten größere Tuberkel und lange, ſchwarze, borſtenartige Haare hervorſtehen, eine erhabene Mittellinie nur ſchwach angedeutet; der Rücken der Flügeldecken nicht vollkommen rund gewölbt, an der Spitze raſch abfallend, die Schulterwinkel abgerundet und wenig vorſtehend, der Seitenrand nur durch ſpitzige, gereihte Tuberkel angezeigt, die Oberfläche mit ziemlich großen, rundlichen, glatten Tuberkeln nicht ſehr dicht, die Seiten jedoch gedrängter, die Zwiſchenräume mit kleinen, ſpitzigen Granuloſitäten ziemlich dicht beſetzt, die beide auf dem Abhange an der Spitze und dem umgeſchlagenen Seitenrande ſparſamer werden, an den Seiten und der abſchüſſigen Spitze ſtehen lange, ſteife

Haare; die Unterſeite mit feinen, die Beine mit gröberen Granuloſitäten dicht und mit wenigen, kürzeren Haaren beſetzt, die hintern Tarſen mehr dreiſeitig.

11. Dorcadion haemorrhoidale: breve, atrum, nitidum, antennis, pedibus, elytrorum apice margineque laterali rufis, margine suturali albido. Long. 4 3/4 lin., lat. 1 3/4 lin.

Der Kopf ſchwarz, glänzend, grob und ziemlich ſparſam, an den Seiten grob-runzelig-punktirt, mit einer deutlichen, vertieften Mittellinie; die Fühler roth, über die Mitte des Körpers ragend; das Halsſchild ſchwarz, glänzend, in der Mitte glatt, gegen die Ränder zu anfangs mit einzelnen, an den Seiten jedoch mit dichten, grübchenartigen Punkten beſetzt, die Mittelfurche tief, beſonders rückwärts, an der Seite ein kleines, ſpitziges Höckerchen; die Flügeldecken 2 1/2 mal ſo lang als das Halsſchild, glatt, an den Schultern gerunzelt, glänzend, ſchwarz, an dem Seitenrand ſchmal, an der Spitze breit roth-gefärbt, der Rothrand weiß behaart; Bruſt und Hinterleib ſchwarz, die hintern Ränder aller Segmente, das letzte ganz roth, mit einer weißen, ſehr zarten, ſeidenartigen Pubescenz; die Beine roth und ebenſo behaart.

12. Dorcadion sodale: breve, atrum, albido-pubescens, antennis, pedibus, elytrorum margine laterali apiceque rufo brunneis, thorace grosse rugoso-punctato, elytris striato-punctatis, interstitiis septem albis. Long. 5 1/4 lin., lat. 2 1/5 lin.

Der Kopf ſchwarz, glänzend, auf dem Scheitel grob-runzelig-, auf den übrigen Theilen feiner punktirt, mit einer mehr oder weniger deutlichen Mittellinie; die Fühler rothbraun, etwas über die Mitte des Körpers reichend; das Halsſchild ſchwarz, glänzend, grob-runzlig-, faſt grübchenartig-punktirt, ohne Mittellinie, mit einem ſehr kleinen, ſpitzigen Höckerchen an der Seite; die Flügeldecken ſchwarz, glänzend, der Seitenrand und die breite Spitze bräunlich-roth, jede Flügeldecke mit feinen, unregelmäßigen Punktreihen, während die Zwiſchenräume 7 ſchmale, weißbehaarte Linien darſtellen; der Unterleib ſchwarz, ziemlich dicht und weißbehaart, der hintere Theil der Hinterleibs-Segmente, ſo wie die Beine roth-braun.

13. Dorcadion nobile: oblongum, nigrum, ore, antennarum articulo primo pedibusque rufis, elytris nigro-holosericis, margine suturali lateralique albido-pubescentibus. Long. 6 1/2 lin., lat. 2 1/2 lin.

Der Kopf ſchwarz, Scheitel und Stirne ſeicht und ſparſam, die Seiten gröber und dichter punktirt, die Zwiſchenräume glatt und glänzend,

die Mittellinie fein und vertieft; die Taſter und das erſte Fühlerglied roth, die übrigen ſchwarz; das Halsſchild ſchwarz, ſeine Oberfläche glatt und glänzend, gegen die Seiten zu ſparſamer und feiner, an den Seiten ſelbſt dicht und grob punktirt, letztere mit einem ſpitzigen Höckerchen verſehen; das Schildchen ſchwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken länglich-oval, allmählig nach hinten verſchmälert, mit einem ſchwarzen, ſammetartigen Ueberzuge bekleidet, während die Nath und der feine Seitenrand weiß behaart ſind; die Unterſeite ſchwarz, glänzend, ſehr fein und dicht punktirt; die Beine roth mit den klaren Tarſen, die Schenkel kräftig.

14. Phytoecia Kotschyi: nigra, nitida, nigro-brunneo-pilosa, elytris grosse punctatis, albo-griseo-maculatis. Long. 9 1/2—12 lin., lat. 2 1/2—3 1/2 lin.

Der Kopf ſchwarz, Scheitel und Seiten ſo wie das Halsſchild mit langen bräunlichen Haaren beſetzt, die Stirne mittelmäßig frei und dicht, der Scheitel grobrunzlig-punktirt, mit einer Mittelfurche; die Fühler faſt von der Länge des Körpers, ziemlich ſtark; das Halsſchild faſt ſo breit als lang, nach rückwärts etwas verengt, an den Seiten ſanft abgerundet, ſchwarz, grob runzelig-punktirt; das Schildchen dreieckig, dicht filzig-behaart; die Flügeldecken ſchwarz, glänzend, zerſtreut, manchmal gruppen-, manchmal ringförmig, grübchenartig-punktirt, die weißgrau-behaarten, ſeidenartig glänzenden Flecke ſind von verſchiedener Größe und Geſtalt, ziemlich dicht, jedoch unregelmäßig vertheilt, nur am Seitenrande und an der Nath ziemlich gereiht geſtellt; Unterſeite und Beine ſchwarz, glänzend, ziemlich lang, ſchwarz-braun behaart.

Von dieſer Art brachte zuerſt Herr Kotſchy ein Stück aus Turkiſtan für das kaiſerliche Cabinet.

15. Phytoecia albo-lineata: nigra, albido-tomentosa, elytris crebre et profunde punctatis, sutura, lineis tribus margineque laterali albido-pubescentibus. Long. 7 lin., lat. 2 1/4 lin.

Der Kopf ſchwarz, ſeicht punktirt, mit einer feinen Längsfurche und ſo wie das Halsſchild und das Schildchen gelblich-weiß filzig behaart; die Fühler ſchwarz-braun; die Flügeldecken ſchwarz, glänzend, an dem Grunde dicht, ziemlich grob und tief, gegen die Spitze zu ſparſamer, feiner und ſeichter punktirt, ungleichmäßig mit gelblich-weißen Flecken oder einer feinen Pubescenz ſo bedeckt, daß dadurch ſchwärzliche Streifen entſtehen, während die Nath, die 3 abwechſelnden Zwiſchenräume und der Seitenrand ſehr dicht gelblich-weiß behaart ſind, und auf dieſe Art ebenſo viele weißliche Längsſtreifen darſtellen; die ganze Unterſeite, ſo wie auch die Beine mit einer dichten, gelblich-weißen, glänzenden Behaarung bekleidet.

16. Phytoecia annulata: nigra, opaca, capite thoraceque linea media albido-tomentosa, elytris dense albido-fuscoque variegatis, antennis albido-tomentosis fusco-annulatis. Long. 5 1/2 lin., lat. 1 3/4 lin.

Kopf und Halsſchild ſchwarz, ſehr dicht runzelig-punktirt, erſterer bräunlich pubescent, beide mit einer, am Kopfe bräunlichen, am Halsſchild graulich-weiß behaarten Mittellinie; die Fühler graulich-weiß, vom dritten an faſt die Hälfte der Spitze rehbraun behaart, was ihnen ein geringeltes Anſehen gibt; das Schildchen graulich-weiß und dicht behaart; Flügeldecken ſchwarz, glänzend, ziemlich dicht und tief punktirt, ſeine Oberfläche mit einem ziemlich dichten, vorne rehbraunen, nach rückwärts weißlichen Filze bedeckt, der häufig durch glatte Stellen unterbrochen iſt und auf der vordern Hälfte drei, ſchwach angedeutete weißliche Streifen bildet; Unterſeite und Beine ſchwarz, glänzend, graulich-weiß-, an der Vorderbruſt mehr rehbraun-behaart, mit ſchwarzen, nackten, durchleuchtenden Punkten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß.

1. Band.

Seite	35,	Zeile	31	lese minder . . .	ſt. wieder.
=	98	=	25	= Kutſchkowski. .	= Gutſchkowski.
=	172	=	19	= Artaſö	= Actaſö.
=	193	=	20	= ſich neigend zu Tage treten	ſtatt oder zu Tage treten.
=	237	=	18	= Indschidschean	ſt. Jedschidschean.
=	251	=	2	= Tabuntſchif . .	= Tabnutſchik.
=	259	=	6	= öfter	= öfters.
=	288	=	11	= Haiberanli . .	= Haibemanli.
=	330	=	13	= Topdſchi . . .	= Togdſchi.

2. Band.

Seite	38,	Zeile	1	leſe Kandahar . .	ſtatt Kandahak.
=	58	=	4	= Woskoboinikoff	= Woskobrimikoff.
=	123	=	4	= Gödipe	= Gödize.
=	125	=	8	= Hörnle	= Hörle.
=	180	=	15	= Bächen	= Buchen.
=	187	=	30	= Suaneten . . .	= Suannten.
=	235	=	16	= Abſchami. . . .	= Abſchani.
=	242	=	3	= dem Kurden .	= den Kurden.
=	256	=	18	= Chul Chan . .	= Chub-Kan.